

Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1821

by unknown author

Göttingen; 1821

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

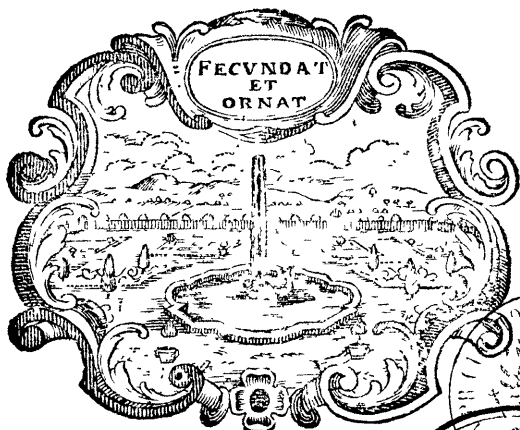
Germany

Email: gdz@www.sub.uni-goettingen.de

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

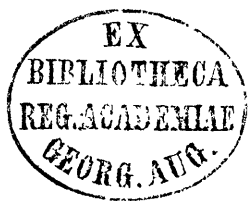
Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band
auf das Jahr 1821.



Göttingen,
gedruckt bey J. C. B.





EX

BIBLIOTHECA

REG. ACADEMIE

GEORG. AUG.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 1. Januar 1821.

M a i l a n d.

Regiis typis 1819: Iliadis Fragmenta et Picturae, accedunt scholia vetera ad Odysseam, item Diodori Alexandrini marmorum et lignorum mensurae. Und mit einem zweyten Titel: Iliadis Fragmenta antiquissima cum picturis, item scholia vetera ad Odysseam, edente Angelo Majo, Ambrosiani collegii doctore, regiarum Galliae, Belgii, Bavariae et Neapolis academiarum sodale. Groß Folio, die Vorrede auf LVI, die Ilias auf LXIV, das übrige auf 163 Seiten.

Dieses merkwürdige Buch besteht aus zwey Haupttheilen, den Fragmenten der Ilias mit Gemälden aus einem sehr alten Codex, und neuen Scholien zur Odyssee gesammelt aus mehreren Handschriften. Die Ambrosianische Bibliothek hat unter andern vielen Schätzen auch viele Handschriften des Homer; der merkwürdigste Codex darunter ist dieser im ersten Theile des vorliegenden Buches dargestellte mit den Gemälden, Begebenheiten des Epos betreffend. Derselbe ist aus der sehr berühmten Bibliothek des adlichen Genuesers Joannes Vincentius Pinellus, der nach 1558 zu Padua wohnte, und vierzig Jahre mit ungemeinem Fleiße Handschriften sammelte, ab-

U (1)

schrieb und durch ein zahlreiches Personal von Abschreibern abschreiben ließ. Die Bibliothek derselben kam hernach an die Erben in Neapel, nachdem ein Theil derselben traurige Schicksale gehabt; von diesen kauflich erstanden in 70 Kisten wurde sie der Ambrosianischen Bibliothek einverleibt. Sie enthält viele und mancherley Bücher, Mediciner, Mathematiker, Historiker, Juristen, Redner, Dichter, vieles von Aristoteles und seinen Auslegern, auch Kirchenväter und viele Lateinische Classiker. Der Codex der Ilias besteht aus ungefähr 60 Membranen; auf den vordern Seiten befindet sich jedesmahl ein colorirtes Gemälde, die Rückseiten waren mit Papier überklebt, worauf Argumente einiger Rapsodien, meist aber Scholien. Daher hatte Pinelli auf den Codex geschrieben: *Veteris Homeri picturae cum argumentis librorum et aliquot scholiis*. Ein anderer: *Ζωγραφίαι μερικαὶ τῶν ἐν ἑλίῳ ἑλληνικῶν καὶ τραϊνῶν πολέμων χρῆζουσαι διὰ τὴν ἀρχαιότητα ἀνακαινισμοῦ καὶ ἰσορῆαι μερικαὶ ἀσχύτως δεόμεναι ἀνακαινισμοῦ*. Der Bibliothekstitel war: *Homeri Argumenta cum picturis antiquis*. Es ist dieß derselbe Codex, welchen Montfaucon *Biblioth. Manuscriptt.* p. 529 d. so bezeichnet: *Historia Iliados Homeri in codice membranaceo XI. saeculi soluta oratione graece conscripta cum tabellis miniatis gesta repraesentantibus*. Wiederholt von Harless *Fabr. Biblioth.* I. p. 411. Welches aber alles falsch ist; denn der Codex ist älter und die angeklebten Blätter sind jünger. Nach des Herausgebers Erklärung, war ursprünglich ein sehr großer Codex vorhanden, welcher die ganze Ilias fast in Quadratschrift enthielt, nebst vielen Gemälden zur Darstellung der vorzüglichsten Begebenheiten des Gedichtes. Jetzt sind noch 58 Gemälde, es müssen aber viel mehrere gewesen seyn, weil die vorhandenen sich oft auf dicht hinter einander folgende Erzählungen der Ilias beziehen. Das Ganze mußte also mehr als ein Volumen bilden;

der Herausgeber setzt Schrift und Malerey um 500 p. Chr. Nach der Zeit muß der Codex sehr gelitten haben; ein früherer Besitzer, der wie es scheint besonders nur die Gemälde liebte, warf deswegen die übrigen Blätter sämmtlich heraus, und behielt auch nur die conservirteren Gemälde, so daß vom ganzen Text nur das auf der Rückseite dieser Membranen stehende erhalten wurde. Aber auch dieses verklebte er mit Papier, worauf hernach die Argumente und Scholien um ann. 1300 geschrieben wurden. Der Homerische Text unter den Blättern war schon hie und da den Collegen des Herausgebers bemerkbar geworden, er aber hat vollständig alle Blätter abgelöset und die Rückseiten zu Tage gefördert. Es sind ungefähr 800 Verse, die aber nicht immer zu den Gemälden passen. Die Schrift ist schöner als in irgend einem Ambrosianischen Codex; der Herausgeber hat davon ein specimen mitgetheilt. Er sah viele orthographische und critische Zeichen, wovon aber vieles unkenntlich geworden. Die Apocryphe wird von der alten Hand sorgfältig bezeichnet, von derselben sind auch die Spiritus H und I, J, die aber auch oft fehlen. Die Buchstaben ι und η haben gewöhnlich zwey Punkte oben; das jota subscriptum ist nie, dagegen hat der dualis in ω oft ein jota beygefügt. Auch ist vorhanden die $\upsilon\mu\delta\iota\alpha\sigma\omicron\lambda\eta$ (,) oder (;), das $\upsilon\delta\epsilon\nu$ (v) in compositis, und der Punct. Doch ist das $\upsilon\phi\acute{\sigma}$ wie auch hie und da gesetzte Accente und Quantitätszeichen von späterer Hand. Ob endlich $\omega\beta\epsilon\iota$, asterisci, antisigmata, diplae da gewesen, ist unkenntlich, da der Rand der Seiten zerstört ist. Der Text selbst ist im allgemeinen die vulgata, enthält mehrere Aristarchische Lesarten, aber auch viele nicht Aristarchische, wie auch der Herausgeber in einigen Anmerkungen zeigt. Die Scholien auf den Blättern fand der Herausgeber fast alle bekannt, und sind von ihm, da sie keinen Werth haben, nicht mitgegeben. — Besonders interessant sind deswegen in diesem Codex eigentlich die

Gemählde, worin die vorzüglichsten Begebenheiten der Ilias dargestellt werden. Es sind ihrer 58, deren Abzeichnung der Herausgeber durch den Künstler Immanuel Schetti besorgen ließ. Auf das erste Buch beziehen sich zehn, folgenden Inhalts, 1. Chryses fleht zum Apoll, der die Pfeile sendet, und man sieht Todte und Scheiterhaufen. Links ist die Versammlung der Griechen, worin Achill die Rede wegen der Pest hält. 2. Achill, der das Schwert ziehen will gegen Agamemnon, wird von Athene hinten bey'm Haar gefaßt. 3. Achill hat das Scepter auf die Erde geworfen; Nestor macht ihm Vorstellungen, er aber entfernt sich auf der linken Seite, noch einmahl dargestellt. 4. Agamemnon läßt das Volk sich reinigen. Man sieht Opfertiere und zwey Altäre. 5. Die Herolde kommen zum Achill die Briseis zu holen. 6. Die Briseis wird abgeführt. 7. Thetis tröstet den trauernden Achill. 8. Die Briseis wird ihrem Vater zurückgebracht; der Vater empfängt die Tochter vor dem Tempel der Stadt Chrysa. 9. Thetis fleht den Zeus an um Rache für den Achill. Darneben sieht man die Versammlung der Götter, worin Hera dem Zeus Vorwürfe macht wegen dieser Unterredung. 10. Gastmahl der Götter. Vulcan reicht der Juno den Becher, Apoll und die Musen singen. Zweytes Buch. 1. Die Griechen ziehen die Schiffe ins Meer, Ulysses hält sie mit Rede zurück. 2. Die Griechen opfern in Aulis. Calchas deutet die Erscheinung der Schlange, welche dargestellt ist um den Baum geschlungen, und die Bögschen haschend. 3. Opfer des Agamemnon, wozu die angesehensten Heerführer geladen. — Eine Darstellung des Griechischen Heeres im Schiffscatalog fehlt; dagegen findet sich 4. das Troische Heer dargestellt mit seinen Heerführern im Vordergrund. Viertes Buch, Menelaus wird von Pandarus verwundet. Aus diesem und von dem dritten Buche ist weiter nichts erhalten. Fünftes Buch, Thaten des Diomedes. 1. Diomedes von Athene angefeuert verwundet den Phegeus. 2. Fortsetzung der Schlacht; Athene führt den Ares aus der

Schlacht und heißt ihn sich setzen am Scamander. 3. Apoll heißt den Diomedes zurückgehen. 4. Venus zeigt dem Jupiter die verwundete Hand. (Nach der Ilias zeigte sie dieselbe eigentlich der Mutter Dione und ward von Jupiter erinnert aus der Schlacht zu bleiben. Abweichungen vom Text sind mehr als einmahl.) Juno und Minerva verspotten die Venus. 5. Weitere Fortsetzung der Schlacht; die Auslegung ist nicht ganz sicher. 6. Carpedon verwundet den Elepolemus. Rechts ist er selbst verwundet, wie er von den Seinigen geschützt wird, links lehnt er sich verwundet an die Buche. 7. Jupiter, Juno, Minerva in den Wolken. Auf erhaltene Erlaubniß kommt Minerva den Diomedes anfeuernd gegen den Mars, der auch den Angriff macht. 8. Mars in den Himmel gestiegen, klagt bey dem Jupiter, der ihm Verweise gibt, umgeben von Juno, Minerva und Apoll. (Von letztern kommt hier bey Homer nichts vor.) Sechstes Buch. 1. Hector's Gang in die Stadt. Man sieht das Scäische Thor und Priamus Palast. Hecuba kommt dem Hector entgegen, der statt der Laodice, wie es scheint, Andromache beygegeben. 2. Die Troischen Frauen bringen das pepulum in den Tempel. Links muntert Hector den Paris auf zur Schlacht im Beyseyn der Helena. 3. Unterredung des Hector mit der Andromache. Hier sind mehrere Abweichungen. Hector sitzt, Astyanax steht bey ihm, schon ein ziemlich großer Knabe, auch ist Hecuba bey der Scene. Siebentes Buch. Construction der Griechischen Befestigung (v. 436.) Links speisen die Griechen unter kleinen Zeltchen, je drey zusammen, mitten unter ihnen besonders Agamemnon, Menelaus, Ulysses, Ajax. Schiffe aus Lemnos bringen Wein. Stees Buch. Die Götterversammlung fehlt. Die 1ste Darstellung ist die Erscheinung des Adlers, als die Griechen im wiederangefangenen Kampfe wankten, über den Heeren. 2. Kampf der Griechen nach dem erhaltenen Zeichen. Oben sieht man Juno, Minerva und die geflügelte Iris. 3. Hector hält die Trojaner des Nachts unter den Waffen. Sie speisen gelagert. Man sieht Wachtfeuer. Neuntes Buch. 1. Agamemnon rath zur Flucht nach Hause. 2. Die beiden sich opponirenden Helden, Diomedes und Nestor. Zehntes Buch. 1. Nächtliche Berathschlagung um Späher zu senden ins feindliche Lager; welches Diomedes und Ulysses übernehmen. 2. Diese fangen den Dolon. Rechts derselbe noch einmahl wie er getödtet wird. Oben sieht man

die Nacht geflügelt. 3. Ulyßes und Diomedes im Lager der Thraer. Der schlafende Rheus wird getodtet. Rechts kommen sie mit den Pferden zurück. Oben ist die Nacht. Elftes Buch. 1. Kampf der Griechen und Trojaner. Eurypylos von Paris verwundet. Machaon wird auf dem Wagen weggebracht. 2. Achill beobachtet den Kampf und rüft den Patroclus zum Machaon. Patroclus redet mit Nestor, und kommt nachher zurück, welches auf der rechten Seite dargestellt besonders. 3. Schlacht bey dem Lager und den Befestigungen als die Griechen sich zurückzogen. 4. Indem die Trojaner hart drängen, schickt Jupiter, vor oben erscheint, den Adler, welches Zeichen Polydamas dem Hector auslegt. 5. Fortgehender Kampf, worin Carpedon sich hervorthut. 6. Hector schleudert den Stein gegen das Thor, die Griechen fliehen. Dreyzehntes Buch. Schlacht worin Juno, eus sich hervorthut. Vierzehntes Buch. Die Trojaner werden geschlagen da Hector verwundet ist; sie fliehen, indem Penelopeos das Haupt des Ilioneus auf dem Speer empor hält. Funfzehntes Buch. Das erste Gemählde ist unkenntlich. Das folgende zeigt die fliehenden Griechen, indem Apoll den Trojanern beysteht. Dann ist in einer zweyten Darstellung dieselbe Flucht, indem Nestor die Fliehenden durch Vorstellung zurückzuhalten sucht. (661). Sechszehntes Buch. 1. Achill opfert im Zelt, da er dem Patroclus erlaubt zu kämpfen. 2. Patroclus wird von Hector getodtet. Rechts macht sich Automedon mit den Pferden davon. Siebenzehntes Buch. 1. Menelaus vertheidigt den Leichnam des Patroclus gegen Euphorbus. 2. Menelaus tödtet den Euphorbus. 3. Rechts will Menelaus die Waffen des Euphorbus nehmen, links treibt Apoll den Hector an gegen Menelaus. — Die Darstellungen der nachfolgenden Bücher fehlen. Einundzwanzigstes Buch. 1. Der erzürnte Scamander macht dem Achill Vorwürfe, dessen Bild aber unkenntlich geworden. 2. Der Flusgott steht zur Juno, daß sie den Vulcan hemme, welches diese auch thut. Zweyundzwanzigstes Buch. Hector allein vor den Mauern, auf denen die Eltern. Achill schleudert den Speer gegen ihn. Dreyundzwanzigstes Buch. Leichenspiele. 1. Die Wagen. 2. Die Fußläufe. Letztes Buch. 1. Priamus, der zum Achill fahren will, empfängt von der Hecuba die Weinschale, dem Zeus zu opfern. Die Söhne halten die Wagen bereit. 2. Priamus fährt zum Achill; während unterwegs die Thiere trinken, erscheint Mercur, den Weg zu zeigen. — Jupiter erscheint in diesen Gemählde mit gewaltigem Körper; stets sitzend, mit der Krone. Der Oberleib ist nackt, der Unterleib verhüllt durch ein violett-purpurnes Gewand. Die Beschubung ist safrangelb, wie auch der Fußscheemel. Um das Haupt des Jupiter und der übrigen Gotter ist ein nimbus, bläulich, oder roth, oder

smaragdenfarb. — Juno zieht das peplum über den Hinstekopf, welches weiß oder bläulich oder violett ist. Die stola derselben ist weiß, bisweilen Hyacinthenfarbig. Sie hat ein Scepter wie die übrigen Götter. — Minerva hat den Helm, im. ein rothes peplum über die Schultern; die Gorgone auf der Brust und im Schild. Unter dem peplum ist eine Hyacinthenfarbige tunica mit dem Gürtel. Sie hat einen Scepter oder Scipiter. — Venus trägt ein weißes peplum, eine rothe stola, und zweymahl den Scepter. — Iphigeneia ist *καρόπεπλος*. — Apoll unbärtig, mit dem Lorbeerkranz. Das Gewand ist weiß oder violett, die Beschuhung schön. Bisweilen hat er den Schilder, zweymahl einen Scepter, sonst einen Lorbeer, weiß. — Unter den Mufen erscheint Urania als die erste, mit der Kugel, und mit dem Stabe. — Mars erscheint immer bewaffnet. Die Farbe seiner Chlamys ist roth. — Vulcan hat musculosen Gliederbau, ein rothes Oberkleid, eine kurze tunica und einen pileus auf dem Haupt als Werkmeister. Einmahl hat er Zange und Hammer. — Mercur hat krauses unbedecktes Haar, und eine kleine Chlamys. Er befindet sich gewöhnlich neben seinem Bruder Apoll, und steht immer, als Diener. Auf seinem Kopf sieht man eine hervorbrechende Flamme. — Die Nacht trägt eine grüne palla und breitet ihre Flügel aus. Auch Iris ist beflügelt. — Der Flußgott hat struppiges Haar mit hervorschließendem Meergras, sein Aussehen ist ältlich und sein Bart lang. Schultern und Beine sind mit blauem Gewand umhüllt. In der Hand trägt er ein Schilfrohr und aus der Wasserurne strömt das Wasser. — Die Priester Chryses und Calchas tragen Lorbeer um das Haar, Theano aber eine Inful. Das Gewand, weiß oder violett mit colorirten Streifen, fällt ganz herab auf die Fersen. — Die Heroen erscheinen immer in mehr als gewöhnlich menschlicher Größe. Agamemnon allein hat ein weißes Diadem. Achill ist immer mit nacktem Oberleib, indem das Gewand um Schultern und Beine liegt. Ulysses trägt beständig die Schifferkappe, und erscheint in der Schlacht nie vorn. Er hat nie einen Panzer, aber eine purpurne Laena und weiße tunica, mit Bezug auf Od. 19, 225 und 234. Nestor mit altem Barte, tunica und weitem Obergewand nach Il. 10, 153. Paris hat immer den phrygischen Hut, langes Haar, und braccas, und den Hirtenstaab. — Die Frauen sind hochgegürtet unter der Brust, *βαρύνωροι*, die Dienerinn tiefer gegürtet. Die Waffen, Helm, Panzer, Schild, Speer, Schwert mit blühenden Farben; die Schilder meist roth; roth auch die Helmbüchse. Die Griechen sind immer Homerisch bewaffnet, die Trojaner haben Phrygische Mützen, bunte Tuniken

und braccas. Die Helden sind heroisch gewaffnet. Noch ist merkwürdig, das Wagenrennen bey den Leichenpielen. Die tant Wagenlenker tragen die vier Farben des Römischen Circus, welche aber auch in Constantinopel nachgeahmt wurden, Einer also ist weiß, einer roth, einer grün, zwey blau. Doch haben die Luntren noch Streifen von andern Farben. Und so mag nun dieses wenige hier hinreichen, da Kunstfreunde ohnehin diese Abbildungen näher betrachten werden. —

Der zweyte Theil des vorliegenden Buches enthält eine große Sammlung neuer Scholien zur Odyssee, wozu man bisher nur den Eustathius und die sogenannten kleinen Scholien hatte. Der Herausgeber hat dieselben abgeschrieben aus drey Handschriften der Odyssee, von denen die eine im 14ten Jahrhundert geschrieben, viele, aber meist kurze, Scholien enthält bis zum 21. Buche, die zweyte um dieselbe Zeit geschrieben und aus Chios nach Italien gebracht, nur die neun ersten Bücher hat mit Scholien, die dritte aber, obgleich nicht von alter Hand geschrieben, die besten und reichhaltigsten Scholien enthält, die aber in den letzten Büchern seltener werden. Neuere Namen kommen nur einmal darin vor; sonst werden immer die ältern citirt. Jener wird nie auf die Hymnen und die Batrachomyomachie verwiesen, als welche schon die alten Erklärer nicht für Homerisch ansahen. Das ganze ist eine Redaction aus noch umfassendern Scholien, wie die Venetianischen, und es scheint derselbe Redacteur zu seyn, welcher jene endigte. Der Herausgeber macht aufmerksam auf einige Stellen der Venetianischen Scholien, wo auf die Scholien zur Odyssee verwiesen wird, die sich denn auch so hier finden. Der Herausgeber hat mit preiswürdigem Eifer einen Index beygefügt der Sachen, welche erklärt werden, wie auch der Namen, welche in denselben citirt sind. Es ist sehr zu wünschen, daß diese Scholien bald mögen besonders abgedruckt werden zu bequemerer Verbreitung, welches wie wir hören, auch schon im Werke ist.

Am Ende theilt der Herausgeber noch eine mathematische Schrift mit, *Mέτρα μαρμάρων και παντοίων ξύλων*, die in sieben an verschiedenen Orten sich befindlichen Handschriften dem Didymus zugeschrieben wird, obgleich nach des Herausgebers Vermuthung sie vielleicht ein Theil des größern Werkes von Hero seyn könnte.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. Stück.

Den 4. Januar 1821.

Berlin.

Geschichte Dr. Martin Luthers und der durch ihn bewirkten Kirchenvervesierung in Deutschland. Von Dr. Christian Wilhelm Spieker, Prof. der Theol. Schulinspektor und Prediger an der Oberkirche zu Frankfurt an der Oder. B. I. 1818. S. XXXIV. 764. und Anmerkungen S. 219. in 8. Ohne Zweifel darf diese Schrift noch zu dem literarischen Ertrage gerechnet werden, den wir dem dritten, vor drey Jahren von uns gefeyerten Jubelfeste der Reformation zu danken haben; wirklich geföht sie aber zu den vorzüglichsten, was uns diese Veranlassung eingebracht hat. Bey einer Menge der grösseren und kleineren Werke, welche der Log und die Gelegenheit unter uns erzeugten, konnte nur der Zweck zum Grunde liegen, das Andenken an die Reformation und ihre Urheber wieder unter uns aufzufrischen, denn nur das bekannte und schon hundertmahl erzählte ist darin noch einmahl erzählt; dieß war aber dennoch danerwerth, denn es wurde dabey für das Bedürfnis eines sehr bedeutend unter uns gewordenen, nicht gelehrten, aber lesenden Publicums

B (1)

gesorgt, für welches gewiß ein großer Theil von jenem bekannnten sehr neu war. Das vorliegende Werk hingegen ist nicht bloß dafür, und auch nicht bloß für jenes lesende Publicum, wenn schon auch mit für dieses, sondern zugleich für das eigentlich gelehrte, also zugleich für den Vortheil der Wissenschaft und der Geschichte selbst berechnet. Der Verfasser nahm sich vor, den ganzen Notizenvorrath, den man über die persönliche Geschichte Luthers und seines Antheils an dem Reformationswerke hat, auf das neue zu bearbeiten, wobey er es sich zum besondern Ziel setzte, ihn zu gleicher Zeit kritischer zu sichten, und vollständiger zusammen zu bringen: schon durch das letzte aber mußte der Wissenschaft ein höchst beträchtlicher Dienst geleistet werden, dessen Wichtigkeit nur derjenige gehörig schätzen kann, der die ungeheure Größe jenes Vorraths und das ungeheure der Arbeit einigermaßen zu schätzen vermag, die das Auffuchen der tausend kleineren Niederlagen, in denen er zerstreut ist, und sein Zusammentragen aus diesen erfordert.

Durch dasjenige was der Hr. Dr. in dieser Beziehung geleistet hat, ist aber Rec. wirklich in Erstaunen gesetzt worden. Er hat der Notizen zu der Geschichte Luthers und der Reformation noch mehrere zusammengebracht, als sich selbst in den neuerlich von Ufert verzeichneten Quellen finden, denn er hat selbst mehrere Quellen benützt, welche Ufert entgangen waren. Nur wenige unsrer Litteratoren, nur unsere Notermunde in diesem Fach, könnten ihm hier und da noch einige weitere nachweisen, aber auch diese werden es kaum begreiflich finden, wie er in einer so kurzen Zeit so viel sammeln konnte. Wenn nemlich Rec. nicht durch alle seine Zeichen getäuscht wird, so ging der Verf. erst nachdem er den Plan zu seinem Werk entworfen, oder den Gedanken davon aufgefaßt hatte, also erst zu dem Behufe von diesem auf das Sammeln aus. Er war also doch vorher noch nicht einheimisch in diesem Theile des historischen

Fachs, wen es ihm schon gewiß nicht ganz fremd war. In der Vorrede S. V sagt er aber selbst, daß sich das Ganze seines Planes erst nach der Erscheinung der neuen Geschichte der Reformation von Marheineke in seiner Seele gebildet habe; mithin können es kaum zwey Jahre seyn, welche er auf das Sammeln der Materialien für diesen ersten Band, und selbst schon auf ihre Bearbeitung in diesem Bande, der mehr als tausend Seiten ausfüllt, zu verwenden hatte. Je deutlicher man aber aus der Vorrede zugleich ersieht, wie richtig er dasjenige kannte, was von einem neuen Bearbeiter dieser Materialien zu leisten war, desto mehr muß sich über dasjenige wundern, was wirklich unter diesen Umständen von ihm geleistet worden ist.

Die zwey ersten Bücher dieses Bandes S. 1-145. enthalten einen Uoriss oder eine Zeichnung des frühesten Zustandes, in welchem sich die Kirche und die Religion in Europa und besonders in Deutschland vor und bey dem Eintritt der Reformation befand. Es mußte dabey zuweilen etwas weit in die ältere Geschichte zurückgegangen werden, und gerade dabey bemerkt man am häufigsten, daß die vertrautere Bekanntschaft, die der Verf. damit machte, noch etwas neu ist. Schwerlich würde sonst der allerdings ehrenwerthe Pabst Innocenz III. zu dem Lobe S. 9. gekommen seyn, daß er "voll Güte und Anmuth, voll Standhaftigkeit und Glauben, bloß nach dem Ruhme väterlicher Milde und Weißheit gestrebt habe." Die Gräuel welche zu der Zeit der Marozien und Theodoren zu Rom getrieben wurden, dürften auch wohl S. 10. nicht zum Beweis angeführt worden seyn, wie gerecht die Klagen waren, welche Petrarck und Bocaz über das Verderben des päpstlichen Hofes führten, und die zwey Erzbischöfe, Pilgrim von Salzburg und Dietrich von Köln würden S. 19. 20. als Beyspiele kriegerischer Bischöfe wenigstens nicht so unmittelbar zusammengestellt worden seyn. Dage-

gen bemerkt man jene Neuheit in den vier folgenden Büchern, in denen sich die Geschichte in dem ihr bestimmten Raume bewegt, nur an dem zurweilen bis zur Ueberladung steigenden Reichthum des gesammelten und an der Sorgfalt des Verf. keinen Strohalm liegen zu lassen, der vielleicht noch ein gutes Körnchen enthalten könnte. In dem dritten Buche S. 146=217. ist daher die frühere Geschichte Luthers bloß bis zu dem Jahre 1516. gebracht. Das vierte S. 218=325. beschreibt das erste Aufstehen Luthers gegen das Ablass=Unwesen und die Bewegungen, die zunächst daraus entstanden. Das fünfte S. 326=513. enthält die Geschichte des Kampfes Luthers mit dem Cardinal Cajetan zu Augsburg, der Unterhandlungen mit Miltiz, und die Disputation zu Leipzig, im sechsten aber S. 514=764. bleibt sie bey dem Schlusse des Wormser Reichstags vom J. 1521. stehen, indem sie Luthern in seinem Asyl auf der Wartburg zurückläßt. Mit einem eigenen Vergnügen hat dabey Rec. gefunden, daß der Verf. durch seine Forschungen manches aus der Geschichte dieses Zeitraums, worüber man noch im Dunkeln war, in ein helleres Licht gesetzt, und in die Erzählung mehrerer Umstände, über welche gewöhnlich seine Vorgänger mit sichtbarer Furcht, sich darinn zu verwirren, hinweg eilten, mehr Zusammenhang und Ordnung gebracht hat. Dieß fand er vorzüglich in seiner Erzählung von den Acten des Leipziger Gesprächs S. 418. ff. von den späteren Miltiz'schen Unterhandlungen über Luthers Reise nach Coblenz S. 560. und von den letzten Schritten, welche dieser päpstliche Agent noch nach der Erscheinung der Bannbulle gegen Luther that. S. 613. Einiges weniger genaue und vielleicht unrichtige glaubte er bloß in einigen kleineren Anekdoten und bey wenig bedeutenden Nebenumständen auszeichnen zu können, wie z. B. bey einer falsch übersehten Stelle des alten Myconius S. 372. oder bey dem Krüge Ein-

becker Bier, den der Herzog Erich von Braunschweig Luthern gewiß nicht erst nach der Sitzung des Reichstags in seine Herberge zu Worms schickte S. 742. sondern in der Sitzung selbst und im Versammlungssaal zu seiner Erfrischung reichen ließ, bey einer andern Anekdote von dieser Reichstagszage wird sich Hr. D. Ammon wundern, sie S. 723. mit seiner Autorität beleert zu sehen; eine andere aber von dem Leipziger Gespräch S. 446. ist dem unsicheren Pfiffer nach erzählt, dessen Unzuverlässigkeit der Verf. selbst in Beziehung auf einen andern Umstand dabey S. 447. zu rügen Gelegenheit fand. Auch dem ehrlichen Mathesius, von dem jedoch ebenfalls in den Anmerkungen S. 211. N. 69. einige irriige Angaben berichtigt sind, würde Rec. etwa weniger geglaubt haben: sehr natürlich fand er es aber, daß der Hr. Dr. in einigen seiner historischen Urtheile von ihm abwich, über die er gewiß mit niemand streiten wird. Nur konnte er sich eines gutmüthigen Spottes über sich selbst nicht erwehren, da er in den Anmerkungen S. 180. N. 43. las, daß er bey dem in der Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs ausgesprochenen Tadel über das feyerliche Auto da fe, das Luther mit dem kanonischen Recht anstellte, den raschen und furchtlosen Reformator nach dem kleinlichen Maasstabe einer beengten Stubenmoral beurtheilt habe. Wirklich hätte er nicht geglaubt daß er schon vor vierzig Jahren, wo er jenes Urtheil niederschrieb, so altklug gewesen sey und der selige Göze mußte es auch nicht glauben, da er ihn damahls wegen eines andern Urtheils, das er freylich jetzt nach vierzig Jahren nicht mehr so laut aussprechen würde, in ein so ernstes Verhör nahm.

Heidelberg.

Bey Mohr und Winter XIV und 153 S. kl. 8.
 Beytrag zur Bearbeitung der Quellen des Rechts.

in einer Beschreibung und Ankündigung von Dr. C. F. Koshirt öff. ord. Lehrer der R. zu Heidelberg. Mit drey Kupfertafeln. (Auch als das erste Heft von Beyträgen zum Römischen Rechte und zum Rö-misch-Deutschen Criminalrechte, von demselben).

Die Beschreibung dreyer Institutionen = Manuscripte, welche ehemals dem Dom = Capitel zu Bamberg gehört haben und sich also jetzt in der Königlichen Bibliothek daselbst befinden, ist ein sehr erfreulicher Beytrag zu dem besonders durch Cramer und Schrader so sehr aufgeregten Eifer für die Benutzung von Handschriften auch über das Justinianische Recht. Herr Prof. R. spricht zwar von seiner Kenntniß alter Schrift sehr bescheiden, es ist aber nicht selten, daß Jemand, der keinen Unterricht in der Diplomatik gehabt hat, sich nachher von irgend einer ihm lieb gewordenen Seite recht tüchtig hineinarbeitet, da man ja jetzt so viele Hülfsmittel dazu hat und auch die eigentlichen Männer vom Fache, wie namentlich hier Herr G. R. Kopp angeführt wird, mit ihren Mittheilungen nicht mehr so zurückhaltend oder eigennützig sind, wie im sechszehnten Jahrhundert. Auch ein anderer bekannter Gelehrter der schon sehr viele Handschriften juristischen Inhalts in Sammlungen verglichen hat, und viele in seiner eignen besitzt, versichert, eine der hier beschriebenen sey gewiß nach den Florentinischen Pandecten das älteste vorhandene (versteht sich: bekannte) Justinianische Ms. Für einzelne Abweichungen oder Uebereinstimmungen der Lesarten ist hier der Ort nicht, sie aus den Bemerkungen des B. theils über die zehn ersten Titel in Tabellen, theils sonst, auszuheben. Nur Zweyerley mag hier gesagt seyn, was das Ganze betrifft. Erstens daß der erste Titel fehlte und auf die Verordnung gleich der Titel de jure nat. g. et civ. folgte, wie aus Gajus, Theophilus und dem aus den Pandecten abgeschrieben, bloß mit dem §. 2. ziemlich ungeschickt ver-

mehrten Inhalte des mit den Pandecten ganz gleich überschriebenen Titels 1, 1. wahrscheinlich wird, daran ist nicht zu denken. Wenn zur Zeit, wo Theophilus über die Institutionen las, kein solcher Titel da war, so muß er doch hies, bey einer auch hier schon vermutheten repetita praelectio, hinzugekommen seyn. Zweitens von der Stammtafel (Stammbaum kann sie nicht wohl heißen, da die Bäume in die Höhe wachsen, hier aber die Wirkung unter der Ursache steht) 2, 6. ist bey der ältesten Handschrift nichts gesagt, bey der zweyten ist C. 36. bemerkt, da stehe die Tafel auf der Rehrseite des ersten Blattes, welches das Titelverzeichniß enthalte, und es sey die gewöhnliche (?) wie bey der hiesigen Ausgabe, auf die von Euzas bey seinen Institutionen bekannt gemachte (eine Andere hatte er früher drucken lassen beyrn sechsten Buche der Observationen), und weiter oben eine Stammtafel von Adam und seinen Nachkommen; bey der dritten ist gesagt, es sey eine Seite leer gelassen, um die Stammtafel einzumahlen, und von diesem Leerlassen paßt eigentlich der Zusatz: wie gewöhnlich.

Die Ankündigung des Herrn Prof. R. ist der zweyte Aufsatz, sie betrifft eine Handausgabe der berühmten Bambergischen Halsgerichts-Ordnung nach dem ursprünglichen und antlichen Drucke bey Hanns Pfeyll 1507, mit der von Carl V. gegenüber. Ludovici und Böhmer haben einen schlechten auswärtigen, bey Schöffler besorgten, Nachdruck von 1510 befolgt, doch gibt der Verf. zu, ein anderer ebenfalls Schöfflerischer Nachdruck von 1531 möchte bey der P. O. Carls V., als der damahls neuste, gebraucht worden seyn, wie denn dieser Nachdruck und das Reichsgefes nach der Ausgabe von 1533 oft zusammengebunden seyn (was aus dem Wunsche des Buchhändlers, seine beiden Verlagsartikel abzusetzen, dem weniger wichtigen durch den wichtigeren fortzuhelfen, sich auch erklären ließe.

Schwarzenberg wenigstens hat diese Ausgabe seines Werks nicht mehr erlebt). Auch auf eine Ausgabe von 1580, worin die Bambergische Halsgerichts-Ordnung nach dem Reichsgesetze abgeändert ist, will der Herausgeber Rücksicht nehmen. Hugo.

H a n n o v e r.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung: Volksthümliches Wörterbuch der Deutschen Sprache, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung für die Geschäfts- und Lese-welt. Von Dr. Theodor Heinsius, ordentlichem Professor am Berlinisch-Jöllnischen Gymnasium. Dritter Band. L. N. 1820. C. VI u. 1280 in 8.

Mit unparteyischer Theilnahme zeigen wir hier die prompte Erscheinung des dritten Bandes von einem Werke an, welches vom Publicum bereits mit dem verdienten Beyfall aufgenommen ist, und in um so erhöheterm Maße aufgenommen werden wird, da selbst das Königl. Preuß. Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten dasselbe mit seiner Empfehlung an die Regierungen des Landes beehrt hat. Da unsere Leser mit der Einrichtung und Absicht dieses Volksthümlichen (nicht Volkstümlichen) Wörterbuchs, wenn sie es nicht selbst besitzen, auch schon aus unserer letzten Anzeige (1820 St. 22. C. 222) bekannt sind, so wollen wir darüber nicht weitläufig seyn. Doch indet es der Verf., der schon vorher seines Werkes Bestimmung hinlänglich angezeigt hatte, nothwendig in der Vorrede zu diesem Bande sich hierüber noch weiter zu verbreiten, und besonders den wahren Standpunct dem Leser nahe zu rücken, nach welchem das practische der eiaentliche Zweck ist und bleiben soll. Der Fleiß, den der Verf. auf dieses Werk gewandt hat, ist nicht zu verkennen: gleichwohl ist von seiner Einsicht und Bescheidenheit zu hoffen, daß er auch in der Folge nicht aufhören werde, an der Bervollkommnung desselben zu arbeiten.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. Stück.

Den 6. Januar 1821.

Philadelphia.

Bey Thom. Dobson und Sohn: Statistical annuals, embracing views of the population, commerce, navigation, fisheries, public lands, post office establishment, revenues, mint military and naval establishment, expenditures, public debt and sinking fund, of the united states of America founded on official documents: commencing at the fourth of March seventeen hundred and eighty-nine and ending on the twentieth of April eighteen hundred and eighteen. By Adam Seybert M. D., a member of the house of representatives of the united states, from the state of Pennsylvania etc. 1818. C. XXVII u. 803 in 4.

Einer Zueignung an den Congress folgt eine kurze Vorrede, aus welcher man vernimmt, daß der Verf. das vorliegende Werk aus mehr denn hundert und zwanzig Bänden Urkunden, welche jährlich dem Congress vorgelegt worden, zusammengetraegen hat. Da aber deren Benutzung auch den Mitgliedern des Congresses, bey den Behörden selbst, bey welchen sie nie-

C (1)

bergelegt werden, nur allein verstattet ist, da fern
 ner kein Zweig der Regierung eine vollständige
 Sammlung aller dieser Urkunden hat; so schien es
 dem Verf. mit Recht, es würde sowohl seinen Amts-
 gehülfen als Andern ein guter Dienst geleistet, wenn
 er das wesentlichste daraus in Ein Buch in guter
 Ordnung zur erleichterten Ein- und Uebersicht zusam-
 mentrage. Zur bequemen Benutzung desselben hat
 er eine vollständige Inhaltsanzeige vorausgeschickt,
 und am Schlusse einen weitläuftigen Index beige-
 fügt, so daß in dieser Beziehung nichts zu wünschen
 übrig bleibt.

In dreizehn Kapiteln werden, genau nach der auf
 dem Titel angegebenen Folge, die verschiedenen Zweige
 der Verwaltung durchgegangen, und nur der Abdruck
 der Bundesverfassung v. J. 1789 mit den späterhin
 beliebten Zusätzen, und einige preliminary obser-
 vations, die sich auf das erste Gedeihen der B. St.
 in Wohlstand, Anbau und Bevölkerung beziehen,
 vorausgeschickt. Jeder einzelne Abschnitt beginnt
 dann mit den Gesetzen, welche diesem Theile der Ver-
 waltung die Entstehung gaben, nebst den nach und
 nach etwa darin eingetretenen Veränderungen, worauf
 Tafeln und Zahlen folgen, die über den Bestand des-
 selben während des auf dem Titel erwähnten Zeit-
 raums, Auskunft geben, doch scheinen die amtli-
 chen Berichte, nach dem zu urtheilen, was hier mit-
 getheilt wird, in allen Fällen nicht gleich weit herab-
 gegangen zu seyn. Dieß alles ist löblich, mit Fleiß
 so viel der Rec. urtheilen kann, durchgeführt, und
 gewährt einen mannigfaltigen Stoff zum Nachdenken:
 aber dieser Stoff ist nicht von dem Verf. besonders
 weiter verarbeitet worden; selten werden die ergriffe-
 nen Maßregeln, und deren Wirkungen näher ge-
 prüft; das Ganze ist, mehr auf Lob und Ruhm der
 B. St. berechnet. Von dem Wichtigern, dem In-
 nern und Geistigen des Volks und der Regierung
 vernimmt man wenig, von der Verfassung und Re-

gierung nur einen Abdruck der längst bekannten Bundesverfassung, von der der einzelnen Staaten kein Wort; von dem Zusammenhange der Bundes- und Staatenregierung unter und mit einander, dem Rechte und der Rechtspflege, den kirchlichen Verhältnissen, dem Zustande der Wissenschaft und Künste nichts. Ueber dieß Alles, über den innern Zusammenhang, das eigentliche Leben wird man daher aus dem unlängst angezeigten Werke Briske's, obwohl es zum Theil partyisch seyn mag, mehr lernen und sich vielfacher angeregt fühlen: aber der hier gegebene Stoff, ist doch dankbar anzunehmen, und ein Schriftsteller nicht zu tadeln, welcher das, was er zu leisten versprach, befriedigend leistete, und nicht weiter ging als seine Kräfte reichten. Die ganz genaue Angabe aller und jeder einzelnen Aus- und Einfuhrgegenstände in dem genannten Zeitraume hätte wohl entbehrt, oder die Sache kürzer gefaßt werden können, sie hat das Buch um einige hundert Seiten vergrößert. Für den gelehrten Staatsmann kann solche Genauigkeit und Weitläufigkeit in dieser Beziehung keinen Werth haben, und wenn Gesetzgeber und Regierungen so ganz ins Einzelne gehende Nachrichten der Art auch zuweilen benöthigt seyn sollten; so können sie in den handschriftlichen Sammlungen nachsehen, sollten jedoch nie diese Angaben als Grund zur Gesetzgebung gelten lassen, da man nicht nur deren Genauigkeit in Zweifel ziehen, sondern auch nie etwas Anderes daraus abnehmen kann, als von wo diese Sachen zuletzt ausgeführt wurden, und wohin deren Bestimmung zunächst ging, alles Andere aber verborgen bleibt, worauf es doch ganz vornehmlich ankommt, wenn man darauf neue Vorschriften gründen will.

Hiermit könnten wir schließen, denn den hier befindlichen Reichthum der gegebenen Nachrichten auch nur auszugsweise mitzutheilen, ist ganz unthunlich. Des Beyspiels wegen mögen indeß folgende Nachrich-

ten hier stehen, um auf das Buch selbst mehr die Aufmerksamkeit der Liebhaber zu leiten. Uebrigens wird es erforderlich bleiben von Zeit zu Zeit Fortsetzungen desselben bekannt zu machen; wir haben selbst in Europa bereits Kenntniß von einigen dem Congresse in dem Jahre 1820 mitgetheilten amtlichen Nachrichten, die begreiflich hier noch nicht gefunden werden können.

Noch im J. 1794 mußten Bewaffnete die Reisenden begleiten, welche zwischen Kentucky und dem Atlantischen Meer hin und herzogen, um sie gegen die Wilden zu schützen, jetzt gehen mehrere Dampfboote auf dem Ohio hin und her, und während im J. 1775 sich die ersten Weißen in Kentucky ansiedelten, so belief sich die Bevölkerung fünf und zwanzig Jahre nachher daselbst bereits auf mehr denn vier hunderttausend. Ein Grundstück von $2\frac{3}{4}$ Morgen (acres) ward zu Louisville am Ohio im J. 1798 mit dreyhundert und funfzig, im J. 1815 mit zehntausend Dollars bezahlt. Dieß aber ist nichts Außerordentliches, vielmehr werden noch auffallendere Beispiele angeführt, wie nämlich ein Grundstück von etwa acht Morgen zu Pittsburg in Pensylvanien im J. 1794 um 1767 Doll. angekauft ward, dessen Eigenthümer im J. 1814 ein jährliches Pachtgeld von 3000 D. dafür, als viel zu niedrig, ausschlug. Das Land von Neu-York westlich von Utica hatte im J. 1794 nur das Recht Einen Abgeordneten zu dem Hause der Repräsentanten der V. Et. abzuschicken (auf etlich 30000 kommt jetzt Einer, wobey die Indianer nicht, und die Sclaven nur zu drey Fünftel hinzugerechnet werden); im J. 1810 sandte es vierzig ab. Im J. 1791 wurde ein Werth von im Lande gewonnenen und von Aussen eingeführten Gütern aus den V. Et. von etwas über 19 Mill. D., im J. 1795 allein an einheimischen Erzeugnissen ein Werth von 40 bis 41 Millionen D. und im J. 1817 ein solcher von etwas über 68 Mill. D. ausgeführt. Die

Schiffahrt hat gleiche Fortschritte gemacht, verhältnißmäßig weit größere und schnellere als die von Großbritannien, von welchen die der V. St. jetzt allein nur 2019 und 2002 in einem nicht sehr bedeutenden Maße übertroffen wird. Im J. 1790 waren in den V. St. 346,254 Tonnen verzeichnet (registered tonnage), im J. 1816 aber 800,759, die Zahl aller der eingezeichneten und nicht eingezeichneten aber, im ersten J. 478,377 und im letztern 1,372,218. Ueber die Manufacturen sind die Nachrichten nicht genau genug; erst im J. 1810 war die gemeinschaftliche Bundes-Regierung bemüht dergleichen amtlich einzuziehen zu lassen, allein sie ward nicht befriedigend von den Nachhabern der einzelnen Staaten unterstützt; ihr jährlicher Ertrag wird hier zu 200 Mill. Doll. geschätzt, welches man dahin gestellt seyn lassen muß, da Berechnungen der Art überall, hier aber vollends sehr ungewiß sind. Man sieht indeß leicht so viel, daß mit Ausnahme der Bearbeitung der Baumwolle, die bedeutendsten Gewerbe der Art solche sind, die mit dem jetzigen Ackerbaue, der Viehzucht und dem Bergbaue des Landes zunächst zusammenhängen. Im J. 1791 nahm die Schatzkammer der V. St. 4,771,342 Mill. D. ein, im J. 1813, einem Kriegsjahre, theils durch Abgaben, theils durch Anleihen etwas über 40½ Mill. D. und die Regierung war bevollmächtigt für das Jahr 1815 etwas über 50 Mill. D. zur Deckung der eintretenden Bedürfnisse zu erheben. Die allgemeine öffentliche Schuld belief sich im J. 1791 auf 75,463,476 D.; für den Ankauf von Louisiana kamen im J. 1804 noch 15 Mill. hinzu, gleichwohl war die gesammte Schuld im J. 1812 auf 45,211,981 D. vermindert worden, durch den Krieg mit England stieg sie aber wieder, so daß sie am 1. Jan. 1816 sich auf etwas über 123 Mill. D. belief, die am 1. Jan. 1818 auf 99 Mill. zurückgebracht waren. Bisher sind etliche zwanzig Jahre erforderlich gewesen, um die

Bevölkerung des Landes zu verdoppeln. Bekanntlich wird von zehn zu zehn Jahren eine Volkszählung mit Ausnahme der Indianer vorgenommen; diese gab im J. 1791 nicht völlig vier Mill., im J. 1811 7,239,903, die vom J. 1820 ist nun zu erwarten. Belehrend wird eine Vergleichung der Zunahme der Bevölkerung der Freyen und der Sklaven und ihres Verhältnisses zu einander und in den verschiedenen einzelnen Staaten hier gegeben. Die Zahl der einwandernden Fremden überstieg im J. 1817 die aller frühern Jahre bey weitem, sie belief sich in den zehn bedeutendsten Häfen des Landes auf 22,210, welche dem größern Theile nach aus den Britischen Besitzungen in Europa und America kamen. Es wird die Bevölkerung im J. 1810 auf den ganzen Flächenraum vertheilt, und (dieser zu zwey Millionen (Engl.) Geviertmeilen angenommen, d. i. eine halbe Mill. weniger als Preußen annimmt), zu nicht völlig vier Menschen auf Eine QM. Engl. berechnet. Die verschiedenen von Briten, Franzosen und Spaniern ergriffenen Maßregeln zu Beschränkung der sogenannten neutralen Schiffahrt und des Handels der Americaner werden von S. 63 an vollständig mitgetheilt. Während der J. 1803 bis 1812 hatten die Briten 917, die Franzosen 558 Am. Kaufahrer aufgebracht, aber von den Letztern war eine verhältnismäßig größere Zahl verurtheilt, von den Erstern eine größere wieder frey gegeben worden. Die Begünstigung der einheimischen Schiffe durch eine geringere Abgabe von den Tonnen als die, welche von Fremden zu entrichten ist, die Handelsverträge besonders mit England, welche von S. 292 an erläutert werden, die Bewilligung von Belohnungen auf die Fischereyen u. a. zeigen das ernste Bestreben an, die Zahl der Seefahrer möglichst zu vermehren. Ueber die gemeinschaftl. Ländereyen wird im 7ten Kap. gehandelt. Die Verträge mit Großbrit. und Spanien wegen der Grenzen sind angegeben, diese jedoch nicht aller Orten gewiß. Das der Regierung der V. St. zustehende, an Privaten noch zu überlassende unverlaufte Land, wird zu 400 Mill.

acres geschätzt; im J. 1817 wurden 2,032,543 derselben für 4,703,772 Doll. verkauft. Der jährlich daraus sich ergebende Ertrag so wie der, den die Posten und die Zölle bey der Einfuhr abwerfen, machen das vorzüglichste Einkommen der Bundes-Regierung aus. Die übrigen innern Abgaben, mittelbarer und unmittelbarer Art sind seit dem letzten Frieden mit England fast sämmtlich abgeschafft, gingen auch wegen der großen Gewalt der Regierungen der einzelnen Staaten, und wegen Unterschleiffs schlecht genug ein. Die zuerst so geringen Ausgaben haben nach und nach bedeutend zugenommen, man muß sich nun auch in Friedenszeiten, wie wir aus den diesjährigen Nachrichten (J. 1820.) wissen, durch Anleihen helfen. Der Friedensfond des stehenden Heers ist auf etwas über 10,000 M. festgesetzt; im J. 1815 kostete die Landmacht auf Kriegszug 29 Mill. Doll. Man kann sie nicht entbehren; die glänzenden Siege in dem letzten Kriege bey Neu-Orleans über die Britten, der Miliz vornehmlich beyzumessen, wurden durch eigenthümliche Verhältnisse bewirkt, die nicht immer wiederkehren werden. Man darf unserm Verf. zufolge den Ausspruch Washingtons nicht vergessen: Sollte ich, so sagte er, auf Erd angeben, ob die Miliz im Kriege für die Unabhängigkeit mehr Nutzen als Schaden gestiftet habe, so würde ich mich ohne Anstand für das Letztere erklären. Bekanntlich ist für die nächsten, dem letzten Kriege mit England folgenden acht Friedensjahre eine Million Doll. jährl. ausgesetzt um Linienfahrer und Fregatten zu bauen. Im J. 1818 zählte man fünf mit Allem versehene 74 Canonen-Schiffe. — Doch wir müssen abbrechen; dieß ist hinreichend um den Leser von der Reichhaltigkeit dieser Sammlung zu verzewiffern. G. C.

L e i p z i g.

Hey Barth: Schauspiele des Lopez (Lope) de Vega, übersetzt von Julius Graf von Soden, Erster Band. 1820. XL und 372 Seiten in Octav.

Eine deutsche Uebersetzung der dramatischen Werke des höchst merkwürdigen spanischen Dichters Lope de Vega muß mit Dank aufgenommen werden, auch wenn sie nur theilweise leistet, was man von einer musterhaften Uebersetzung fordern darf. Denn bis jetzt ist dieses dramatische Genie, das an Fruchtbarkeit seines Gleichen nicht gehabt hat, in Deutschland fast nur durch ihn betreffende biographische und litterarische Notizen, aber noch durch keine Uebersetzung betannt, aus der unser Publicum ihn näher kennen lernen könnte. Auch wäre nicht ganz billig, von dem Uebersetzer eines solchen Dichters, der selbst so flüchtig dichtete, daß er kaum einmal überlesen konnte, was er in Versen geschrieben hatte, eine Genauigkeit zu verlangen, die sich hier nicht belohnen würde. Aber auf den Versbau hätte der Uebersetzer wohl ein wenig mehr Fleiß wenden können. Daß ihm an der Genauigkeit überhaupt nicht viel gelegen ist, sieht man auch aus der Art, wie er die Namen schreibt. Den Dichter selbst nennt er bald Lopez, wie er nie geheissen hat, bald Lope, wie er wirklich heißt. Die vorangeschickten biographischen Notizen sind aus dem auch in diesen Blättern neulich angezeigten schätzbaren Werke des Lord Holland genommen. Um Nachrichten und Urtheile, die der Uebersetzer bey andern Schriftstellern hätte finden können, scheint es ihm nicht zu thun gewesen zu seyn. Gegen die Urtheile, die er selbst, ziemlich categorisch, über die von ihm übersehten Stücke, die Köhlerin, das Landhaus von Florenz (Quinta de Florencia), und die drey Diamanten, fällt, ließe sich vieles erinnern. Daß die Deutschen bey dem gegenwärtigen Zustande ihres Theaters am wenigsten berechtigt sind, dem Spanischen Dichter die sogenannten Unregelmäßigkeiten vorzuwerfen, wollen wir dem Uebersetzer gern zugestehen. Aber er ereifert sich auch gegen den "berdorbene Geschmack" unseres Schiller, wie er sich auszudrücken beliebt. Das mag er vor Apoll und den Mufen verantworten, wenn er kann.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n.

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 6. Januar 1821.

P e i p z i g.

Bey Cnobloch: A. P. de Candolle's und R. Sprengel's Grundzüge der wissenschaftlichen Pflanzenkunde zu Vorlesungen. Mit acht Kupfertafeln. 1820. 611 S. in 8.

Des im Titel zuerst genannten Verf. *Theorie élém. de la botanique*, wiewohl mit Geist und Sachkenntniß entworfen und in so fern eine der bedeutenderen Erscheinungen unserer neueren botanischen Litteratur, kann auf den Namen, den es an der Spitze trägt, nur unvollkommne Ansprüche machen: es fehlt ihm die Kürze, Kraft und Bestimmtheit des Ausdrucks, welche Linné's Meisterwerk, die *Philos. botanica* auszeichnet; es fehlt ihm der philosophische Ueberblick, der nur dasjenige wählt, was unmittelbar zum Ziele führt, und vor allem ist es mit einer gewissen Niedrigkeit und Breite abgefaßt, auch auf die Physiologie der Gewächse zu wenig Rücksicht genommen. Hr. P. Sprengel zog es daher in der uns vorliegenden Bearbeitung zusammen und fügte einen Abschnitt, welcher die genannte Lücke ausfüllen sollte, so wie einen practischen Theil

D (1)

hinzu: womit er jedoch zugleich so mancherley Aenderungen verband, daß das Ganze als seine eigene Arbeit betrachtet werden kann und auch so beurtheilt werden soll.

In der kurzen Vorrede heißt es, Willdenows Lehrbuch sey jetzt völlig unbrauchbar geworden; ein Ausspruch, den wir keinesweges unterschreiben, wenn wir gleich manche Unvollkommenheiten des genannten Werkes nicht in Abrede stellen. Die bey Decandolle zu findende Eintheilung ist beybehalten worden, aber sein dritter Abschnitt, die Kunstsprache enthaltend, hier zum ersten gemacht. Diese ist unstreitig der schwächste Theil des Werkes, und wir stehen nicht an, andere Lehrbücher und namentlich das von Willdenow, hierin vorzuziehen. Es scheint zuvörderst keinesweges zweckdienlich, daß die Kunstausdrücke, welche sich auf die kryptogamischen Gewächse beziehen, unter den übrigen zerstreut stehen. Die Kenntniß dieser Gewächse hat sich seit Linné so außerordentlich erweitert, ihre Theile sind so anomalisch gebildet; die Grundsätze für ihren Werth, ihre Bezeichnung sind so verschieden von dem, was bey den Phanerogamen gilt, daß eine eigene Philos. botanica für die Kryptogamen (mit Absonderung dessen, was ihnen mit den andern gemein) dringendes Bedürfniß ist. Sodann können wir die ganz veränderte Ordnung, in welcher die Termini abgehandelt worden, nicht gut heißen. Bey Linné werden Eigenschaften, so mehreren Theilen der Vegetabilien zukommen, nur bey einem derselben erklärt und zwar entweder bey demjenigen, welchen sie vorzugsweise zukommen, oder bey dem, der zuerst Gelegenheit gab, davon zu reden. Von ovatum, oblongum, lanceolatum wird bey den Blättern gesprochen, obwohl diese Attribute auch den Blattansätzen, Kelcheinschnitten und Blumenblättern zukommen; von glaber, scaber, villosus u. s. w. ist bey dem Stengel die Rede, obwohl alle Theile über der

Erde dieser Eigenschaften theilhaftig seyn können. So wurde man gut fertig, und es bedurfte keinesweges der von Willdenow vorgenommenen Absonderung der Kunstausdrücke, welche sich auf die Oberfläche beziehen, von der eigentlichen Terminologie. Hier dagegen finden wir die "characteristischen Ausdrücke für die Formen und Eigenschaften" von den Theilen, denen solche beywohnen, abgesondert, und, meistens ohne Bezug auf ein bestimmtes Organ, erklärt: wodurch kein wesentlicher Gewinn erlangt, hingegen an der Deutlichkeit vieles verloren ist. So z. B. heißt es: *fichelförmig* (*falcatus*) sey eine krummgebogene, nach einer Seite hinstehende Fläche; *zweyzeilig* (*distichus*), wo die Ebenen der Theile in einer Fläche liegen; *herablaufend* (*decurrentis*), wenn ein Theil eines Organs an der Oberfläche des andern herunterlaufe; *schildförmig* (*peltatus*), wenn der Theil in der Mitte und nicht am Rande den Stiel habe. Wer versteht dieses, wenn er nicht solche Blätter, wo dergleichen vorkommt, im Sinne hat. Aus den angeführten Definitionen erhellet schon, wie unbestimmt diese bey manchen Kunstausdrücken seyen: dergleichen kommt aber häufig vor, wovon hier nur noch einige Beispiele. *Lanceolatus*: eine Fläche, die sich nach der Spitze zu verdünnt und lang vorgezogen ist; *ensiformis*, eine oblonge Fläche, deren einer Rand ausgehöhlt, und der entgegenstehende erhaben ist; *teres*, von kreisförmigem Durchschnitt; *hypocrateriformis*, wenn eine enge Röhre plötzlich in einen etwas vertieften in der Mitte erhabenen Saum übergeht; *opposita* (*folia*), die auf der entgegengesetzten Seite des Stammes entstehen, *basisolatus*, wenn ein Theil mit dem andern nur durch einen kleinen Punct oder Faden verbunden, im Uebrigen aber lose ist (*Sedum reflexum*); *adnatus*, wenn er im Gegentheile fest angewachsen ist (*Sed. sexangulare*); — sind Definitionen, die theils un-

vollkommen, theils geradezu falsch sind. Krugförmig (*urceolatus*) wird definiert, an beiden Enden erweitert, in der Mitte zusammengezogen. Gerade umgekehrt sollte es heißen: an beiden Enden zusammengezogen, in der Mitte erweitert. Eben so unbestimmt oder irrig definiert sind manche Arten der Inflorescenz: *racemus*, wo aus einem Hauptstiele ungetheilte Blütenstiele kommen, *panicula*, wenn die Nebensiele wieder getheilt sind; *cyma*, wenn die Blüten dabey in einer Ebene liegen u. s. w. Man vergleiche hierant Linné's treffende und erschöpfende Definitionen. Die Saamen bey der *siliqua* sitzen nicht an den Nätzen, sondern, am Rande des Dissipiments. Die Umschreibung der Farben, ohne eine hinzugefügte Farbentafel, macht einen Irrthum in der Bestimmung zu leicht möglich. Manche Termini, deren Erklärung aufgenommen, hätten füglich wegbleiben können, z. B. *tusinus*, (welches einen an beiden Enden verdünnten Cylinder bedeuten soll), *ochrea* (*stipula vaginans membranacea*), *sepalum* (*foliolum calyc.*), *gynobasis*, *sambasis*, *connectivum*, *naacum*, selbst *achenium* und *caryopsis* danken uns nicht unentbehrlich. Dagegen sind manche Ausdrücke unerklärt geblieben, die häufig genug bey dem Gebrauche vorkommen, z. B. *caulis repens*, *dextrorsum*, *sinistrorsum*, *vulvabilis*, *folium venosum*, *bi(tri) geminum*, *bi(tri) ternatum*, *vaginula*, *columella* u. s. w.

Der zweyte Theil enthält die Theorie der Classification (Taxonomie). Auch dieser ist der Anlage nach ein Auszug; doch fehlt es nicht an bedeutenden Veränderungen und Zusätzen, die den Werth erhöhen. Mit gerechter Wage sind im zweyten Kap. die Vorzüge und Mängel des Linné'schen Systems auseinandergesetzt: aber die Theile der Blüthe und Frucht haben in der Classification den Vorzug, nicht weil sie zum Zwecke der Vegetation dienen, sondern weil die Erfahrung lehrt, daß einer

gewissen Abänderung in ihrem Bau meistens eine Verschiedenheit des Ganzen entsprechen. Wäre solches immer, oder könnten wir es nur immer wahrnehmen, so würde ein auf einzelne Merkmale der Fructificationstheorie begründetes System, obgleich dem Principe nach künstlich, doch zugleich ein natürliches seyn. Linné hatte unstreitig diesen Gedanken bey seinem Systeme vor Augen, welches man daher Unrecht thut, nur als ein künstliches zu betrachten, so wie die Anordnung Jussieu's und derer, welche ihm gefolgt, als ein natürliches, indem die meisten Familien hier natürlich seyn mögen, die höheren Abtheilungen aber künstlich sind. Bey Darlegung des Systems von Linné waren die Ordnungen desselben genauer anzugeben. Auch hätte Tournefort's System eine Erwähnung verdient, des bedeutenden Einflusses wegen, den es auf die Entwicklung der Kräuterkunde gehabt hat. — Das dritte Kap. untersucht die Verwandtschaften der Gewächse nach Arten, Gattungen, Familien u. s. w., was bey Decandolle den Schluß der ersten Abtheilung ausmacht. Hier finden wir ein dorniges unwegsameres Terrain, wo es mehr als irgendwo einer Ebenung des Weges bedarf, auf welchem unaufhörlich von den Bücheln, welche ihn glauben gehen zu können, gestolpert wird. Was daher über den Begriff der Art, Abart, Gattung und über das Verfahren bey ihrer Bildung hier gesagt wird, erscheint ungenügend. Insbesondere ist der vortreffliche, durch die Vielgestaltigkeit der Natur glücklich leitende Grundsatz Linné's: daß nicht der Character die Gattung (und Art), sondern die Gattung den Character gebe, nicht gehörig erwogen: ja der Schluß des S. 148 scheint ihm zu widersprechen. — Im 4. Kapitel wird von der natürlichen Anordnung im Allgemeinen gehandelt. Die Französische Wortfälle des Originals ist hier zwar beschnitten, doch nicht genug, wie uns dünkt. — Das 5. Kap. stellt die Theorie der natürlichen Classifica-

tion auf, und ist ein Auszug aus Decandolle's zweytem Buche der ersten Abtheilung. Der 1. u. 2. Abschnitt sind dem genannten Werke eigentümlich: in jenem werden die Organe nach ihrem Werthe in Bezug auf die Aufstellung von natürlichen Familien und deren Characteren verglichen. Das Resultat ist: die Organe der Fortpflanzung sind wichtiger, als die der Vegetation und jene um so wichtiger, je unmittlbarer sie zur Fortpflanzung beytragen und je allgemeiner sie sich finden. Dagegen läßt sich nun freylich mancherley einwenden: es wird aber hinzugesetzt, daß über das die Beobachtung über den Werth der Organe nach den verschiedenen Familien entscheide, wodurch also das Vorhergehende eine Einschränkung erhält. Im 2. Abschnitte wird von den Mitteln gehandelt, die wahre Natur der Organe kennen zu lernen und Irrthümer dabey zu vermeiden. Man solle untersuchen: ob ein Organ wirklich d. i. nach seinem entsprechenden Bau und seinen Functionen oder nur scheinbar vorhanden sey. Ein Organ gehe für die Beobachtung verloren, wenn es wirklich nicht mehr da sey (fehltschlage), wenn es eine andere Natur annehme, oder wenn es mit andern verwachse. Im ersten Falle solle man das Organ unter verschiedenen Zeiten und Umständen beobachten, so wie die Analogie und Wahrnehmung ähnlicher Bildungen zu Hülfe nehmen; vom zweyten ist kurz gehandelt und mehr die Verwandlung der Substanz, als die Form der Organe berücksichtigt; im dritten ist gezeigt, daß alle Theile der Blüthe verwachsen können und argenommen, daß das Einfache hier das Ursprüngliche, das Zusammengesetzte das Abgeleitete sey. Uns will scheinen, als habe diese ganze Untersuchung mehr für die Physiologie, als für die systematische Pflanzenkunde einen Werth: da diese die Gegenstände nimmt, nicht, wie sie entstanden, sondern wie sie sind, und ihr es nicht sowohlt um den Namen, als vielmehr nur um die Form und das Verhältniß der Organe zu thun ist. Der dritte Ab-

schnitt enthält vieles von dem, was das 6. Kap. der Philos. botan. (bey Willdenow den 3. Abschnitt) ausmacht, untermischt mit eigenthümlichen schätzbaren Gedanken, denen mehr Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks zu wünschen wäre. Im 6. Kap. stellt der Verf. seine (sogenannte) natürliche Anordnung des Gewächsreichs auf; es ist die nehmliche mit der in der zweyten Ausgabe der "Anleitung zur Kenntniß der Gewächse" befindlichen und sonach von der bey Decandolle gegebenen "Skizze" ganz verschieden.

Der dritte Theil. (bey Dec. der zweyte) enthält die Phytographie oder beschreibende Botanik. I. II. Ueber die Gattungs- und Art-Namen das Gewöhnliche: wobey zu hoffen, daß die, welche die Gesetze geben, nun auch in deren strenger Beobachtung allen vorangehen werden. Es fehlen einige Hauptregeln, welche in unsern Tagen sehr der Einschärfung bedürfen, z. B. daß man nie einen Namen geben solle, ohne sich in allen vorhandenen Schriften erkundiget zu haben, ob nicht schon einer da sey; daß man nie einen Namen gebe, ohne den specifischen Character hinzuzufügen; auch daß man Namen, die nach dem Genius der Lateinischen Sprache nicht wohl auszusprechen sind, latinisiren solle (Phil. bot. 248. 249) u. s. w. — III. handelt vom Character. Ganz abweichend von früheren Bestimmungen wird der Gattungscharacter hier eingetheilt in char. naturalis, artificialis, factitius; von denen der erste die vollständige Aufzählung sämtlicher Merkmale der Pflanze, der zweyte die Merkmale aus den Fortpflanzungswerkzeugen, der dritte eine Auswahl solcher Merkmale, als zur Unterscheidung der Gattung dienen, enthalten soll; vom char. essentialis ist gar nicht die Rede. Bey dem, was über die Bildung des Artcharacters gesagt ist, wäre wiederum eine Absonderung der auf die kryptogamischen Gewächse sich beziehenden Regeln, der Abwei-

thungen wegen, sehr wünschenswerth gewesen; der ganze Abschnitt aber hätte um desto mehr eine umständliche und scharfe Auseinandersetzung verdient, je mehr in den spezifischen Differenzen, besonders was die erforderliche Sicherheit und erschöpfende Kürze betrifft, von den Ideern gesündigt wird. IV. V. haben es mit der Beschreibung und Synonymie zu thun. Daß Linné überflüssige Synonyme aufgenommen habe, möchten wir nicht behaupten. VI bis XII. von botanischen Monographien, Floren, Beschreibungen der Gärten, Abbildungen, allgemeinen Pflanzenwerken und von Anlegung der Pflanzensammlungen.

Vierter Theil, die Phytonomie, fehlt bey Dec. so wie auch die folgenden Abschnitte. Fleiß und Sachkenntniß sind unverkennbar, der Verf. hat mit Glück gestrebt, seine Einsichten in den vegetabilischen Haushalt zu berichtigen: doch ist noch für manche Erinnerungen Raum geblieben. Kap. 1. Phytotomie. Daß die nadelförmigen Körper im Pflanzensaft ein Product des Sauerstoffs, der positiven Electricität, die Kugeln ein Erzeugniß des Wasserstoffs, der negativen Electricität seyen; so wie, daß jene dem röhrigen Gewebe den Ursprung geben, ist eine zu wenig begründete Hypothese, die noch insbesondere das sehr eingeschränkte Vorkommen der spießigen Körper in den Pflanzensäften gegen sich hat. Von den Zellen der Oberhaut heißt es: sie seyen mit den eiaenthümlichen Spaltöffnungen versehen: es sind dieses aber Oeffnungen zwischen solchen, wie *Moldenhawer* gezeigt hat. Die Ringgefäße sind keinesweges zer-rissene Spiralgefäße, sondern eine eiaenthümliche Formation derselben: daß die letztgenannten Gefäße "Werkzeuge der höchsten Lebensthätigkeit der Pflanze" seyen, wird aus Prämissen geschlossen, die unseres Dafürhaltens theils unbewiesen, theils falsch sind. Die vermeynte Ausleerung von schleimiger

Flüssigkeit aus den Wurzelenden hat schon Hedwig mit Gründen bezweifelt. Der H. ist noch der *Microana*, welche er in fr. her. Schriften aufgestelt: daß die *Microana* nur ganz weise einen unentwickelten Embryo und einen Fortleben haben; was er indessen (S. 386) dafür anführt, ist ungenügend. Nicht besser steht es um die Behauptung, daß jener *Microana* Ursache der zerstreuten Stellung der Gefäßbündel bey den *Monocotyledonen* sey. Die eiaenthümlichen (Absonderung-) Gefäße sind zu sehr mit ein paar Zeilen abgefertiget. Vom Baste der Bäume wird behauptet, daß er es sey, in welchem die Rindensäfte aufsteigen, aber der dafür vom Einschnelden der Rinde hergenommene Grund beweiset gerade das Gegentheil, indem nicht eher Saft fließt, als bis der Schnitt bis in den Splint gedrungen. Daß das Mark im Stamme sich endlich verliere, indem die Holzmasse sich immer mehr zusammenziehe, ist eine zwar durch den Anschein dargelegte Voraussetzung. Oft wäre dem Ausdrucke mehr Klarheit und Bestimmtheit noth z. B. „die schraubenförmige Stellung der Knospen drückt den Kampf zwischen der senkrechten und horizontalen Richtung aus; zuweilen gehen die Zellwände um die Spaltöffnungen der Oberhaut herum, ohne sie zu berühren; durch den Wasserstoff werden die feinsten Theile der Säfte mit fortzerissen; Kampf des Lichts mit der Kraft der Pflanze“ u. s. w. Anhängern, für die das Buch doch zunächst bestimmt ist, werden solche Ausdrücke unverständlich seyn. Daß das von ben Blütern im Sonnenschein ausgehauchte Sauerstoffgas von keiner Zersetzung des Wassers herrühre, folgt aus den angeführten Gründen nicht. Eben so bezweifeln wir, daß die Erfahrung, wo Regentropfen von Blättern eingesogen wurden (nicht also verdunstet) richtig sey.

Kap. 2. Phytochemie, dünnt uns wiederum eines

der schwächeren des Wuchs zu sehn: doch gehört die specielle Beurtheilung davon den Chemikern von Profession. Der Verf. vertheidiget fortwährend die Meinung: daß kohlensaures Wasser das Ernährende der Gewächse sey, und er sucht zu zeigen, wie die verschiedenen näheren Bestandtheile derselben aus jener allgemeinen Nahrungsflüssigkeit durch verändertes Mischungsverhältniß gebildet werden. Aber die Grundlage dieser Theorie hätte mehr genügende Beweise und einer Entkräftung der entgegenstehenden Schwierigkeiten bedurft: wogegen das meiste Beygebrachte sich auf Voraussetzungen gründet, die streitig sind. Im Laufe der Untersuchung leat der Verf. eine Menge specieller öconomischer Kenntnisse zu Tauge, oft um eine Sache zu beweisen, die dessen nicht bedarf, z. B. daß Pflanzen dem Boden Nahrungsstoff entziehen. Kap. 3. Eigentliche Phytonomie, hat es mit den Erscheinungen der Reizbarkeit an den Gewächsen und mit ihrer Fortpflanzung zu thun. Vom Pflanzenschlase kann das Licht doch nur entfernte Ursache seyn: über die nächste Ursache hätten wir, so wie über die vom Aufsteigen der Pflanzensäfte einige begründete Vermuthungen gewünscht, da dieses Cardinalfragen in der Pflanzenphysiologie sind. Bey *Drosera* ist das Fliegenfangen freylich ein bloß mechanisches Ankleben, aber doch nicht die dadurch bewirkte Krümmung des Blatts. Die Behauptung, daß bey der Pflanzenbefruchtung kein materieller Stoff von dem männlichen Zeugungstheile in den weiblichen Eyerstock übergehe, sondern das Ganze als ein Galvanischer Proceß zu betrachten sey, wo durch Schließung der Kette die Wirkung erfolgt, macht die Sache um nichts klarer und hat das gegen sich, daß Versuchen *Linné's* zufolge, die Befruchtung nur durch das Gelangen des Pollen auf die Narbe erfolgt, wobey zu bedenken, daß das einsaugende Organ der Narbe zellig ist und geschlossene Zellen die Einsaugung und Fortbewegung von Flüssigkeiten nicht

hindern, wenn ihre Wände nur feucht sind; so wie, daß hybride Pflanzen einen Theil der Bildung des Vaters haben, was doch eine materielle Mittheilung voraussetzt. Malpighi's Chorion ist nicht die äußere, sondern die mittlere Haut der Saamen, die man nicht bloß nach der Befruchtung, sondern oft schon vor derselben unterscheidet. Unverständlich ist uns die Vergleichung des embryo albuminosus mit einem Punkte, Faden und Pilze, so auch wenn die Cotyledonen der Farrenkräuter und Moose nicht solche, sondern "schwankende Gestalten" seyn sollen: wir fürchten sehr, das Schwankende liege hier nie in der Sache, sondern im Begriffe. Bey jeder Entwicklung im Vegetabile, heißt es, lege sich auf zwey Seiten eines Schraubenganges in unvollkommenen Organismen ein neuer, in vollkommenen Gewächsen deren zwey an: dieses sey Ursache, daß die Zahl Drey (einfach, verdoppelt oder verdreyfacht) in jenen, die Fünffzahl in diesen vorherrsche: wo wir Vier und Acht bemerken, sey ein Fehlschlagen oder Zusammenschmelzen anzunehmen. Wir werden kaum nöthig haben, auf die Unrichtigkeit des so ausgesprochenen Gesetzes, so wie auf die Grundlosigkeit der angegebenen Ursache aufmerksam zu machen.

Kap. 4. 5. Geographische Verbreitung und Geschichte der Pflanzen. Die Arbeiten der Vorgänger sind mit Sorgfalt benutzt und durch einige eigene Beobachtungen vermehrt worden: indessen ist manches als allgemeines Gesetz ausgesprochen, was nur in Bezug auf eine gewisse Gegend gilt. Mit allem Rechte bestreitet der Vf., wiewohl unter gehöriger Einschränkung, die von Willdenow vertheidigte Theorie, daß die Pflanzen von den Gebirgen in die Ebenen hinabgewandert seyen und sich da ausgebreitet. 6. Kap. Misbildungen und Krankheiten der Gewächse. 7. Kap. Geschichte der Botanik; ist wie sich erwarten ließ, vorzüglich ausgefallen. Conr. Gesner starb nicht 1564 sondern 1565. Bey den

Schriftstellern der neuern Zeit scheint uns der Verf. mit den Beywörtern: trefflich, köstlich, meißenschaft u. s. w. zu freygebig zu seyn: dagegen läßt des Urtheil über J. Bauhini hist. pl. universalis: es habe der Erwartung, weder in Anordnung, noch in den Abbildungen entsprechen, die anderweitigen Vorzüge dieses Werkes unerwähnt.

Es folgt nach einem zwiefachen Register der practische Theil, eine eiaenthümliche Zugabe dieses Lehrbuchs: enthaltend aus jeder Linné'schen Classe von einem oder einigen Gewächsen die Beschreibung in Deutscher Sprache, nebst den Synonymen, dem Vaterlande und Angabe der gemeinen und speciſischen Verwandtschaft. Diese Einrichtung soll ohne Zweifel dienen, die Anwendung der im theoretischen Theile vorgetragenen Grundsätze zu zeigen: dann ist begreiflich, warum die beschriebenen Gewächse zu den gemeineren gehören, nicht aber, warum auch von drey brasilianischen Gewächsen (*Agardhia cryptantha*, *Salvia brasiliensis*, *Tontelea trinervia*) lateinische Beschreibungen aufgenommen sind. Auf jeden Fall würde die Flor einer Gegend, nach den vorgetragenen Grundsätzen abgefaßt, dem Lernenden eine willkommnere Zugabe gewesen seyn. Hier noch einige Anmerkungen zu den Beschreibungen. Von *Phyteuma spicatum* und *cordatum* unterscheidet *P. betonicaefolium* sich auch durch blaue Blumen, die bey jenen gelblichweiß oder violett sind. *Gentiana Pneumonanthe* kömmt nicht bloß mit linienförmigen, sondern auch mit eiförmigen Blättern vor. *Iberis nudicaulis* und *Lepidium nudicaule*, so nach Decandolle's Vorgange unter dem Brown'schen Namen *Teesdalia nudicaulis* vereiniget worden, sind gewiß zwey Arten, die auch Decandolle im Supplement der Fl. Franc. als solche auführt. Dagegen werden *Thrinicia tuberosa* Dec. und *Apargia tuberosa* W. wir wissen nicht, aus was Ursache, getrennt: der letzte Name ist hier der

richtigere. Die Abbildungen von des Verf. Sohne größtentheils nach der Natur gezeichnet und vom Sturm gestochen, verdienen alles Lob; nur will uns scheinen, als seyen sie für einen Grundriß, wo die Wohlfeulheit doch in Aufopferung kommt, zu sehr ausgeführt und als hätten manche Figuren entbehrt oder durch andere ersetzt werden können.

Hiermit schließen wir die Anzeige dieses Werkes, wobey es manchen und vielleicht auch dem von uns Hochgeachteten und mit uns befreundeten Vf. scheinen möchte, als hätten wir zu streng geurtheilt: allein wir glaubten einerseits dem wohlbegründeten Namen desselben in der gelehrten Welt, andrerseits dem Andenken von Linné und Willdenow es schuldig zu seyn, zu rufen: daß die Abweichung von den in ihrer Werke niedergelegten Grundsätzen nicht heilbringend sey, und daß das immer wiederholte Studium der Philos. botanica, woson Willdenow's Lehrbuch in den ersten vier Abschnitten nur eine erweiterte Darstellung, für alle die unerlässlich sey, denen es um ein gründliches Studium der Pflanzenkunde zu thun ist.

L. E. L.

K o s t o k.

Neue Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft. Herausgegeben von Franz Christian Lorenz Karsten, großherzoglichem Professor der Oeconomie zu Rostock &c. Sechsten Jahrgangs erste Hälfte. 1819. Auf XXIV und 392 S. zweite Hälfte. 1819. Auf VI und 410 S. in kl. 8. Im Verlage der Stillerschen Buchhandlung.

Die Mecklenburgische Landwirthschafts-Gesellschaft hat sich unter der Protection der beyden vereuerenden Großherzoge von Schwern und Stolz nicht bloß dem Namen, sondern offenbar auch der Sache nach zu einem Patriotischen Vereine constituiert; und in die-

fer Hinsicht nicht nur, um ihr größeres inländisches Publicum mehr für ihre Zwecke zu entusiastmiren, sich noch recht viele ausgezeichnete Mecklenburger von jedem Stande beygeseht und sich neu organisirt, sondern auch ihren Arbeiten eine weit gemeinnütziger Richtung gegeben, als sie vorhin hatten. Die großen Landesangelegenheiten — die Aufhebung der Leibeigenschaft, die zur Beförderung der Nußanwendung derselben damit nothwendig zu verbindende Vorbereitung der Aufklärung, die Bemergelung, die Vervollkommnung des Schäferweßens nach den besondern Verhältnissen der Mecklenburgischen Güter, die neue Modification des durch die letzte Englische Kornacte so sehr gefährdeten Kornhandels machen daher auch den Gegenstand der gegenwärtigen Annalen größtentheils aus. Der so ganz aus freyem Willen, und wahrscheinlich selbst gegen den geheimen Wunsch mancher Leibeigenen genomme Beschluß der Aufhebung der Leibeigenschaft gereicht der Humanität der Leibeigenthums-Herren unstrcitig zur größten Ehre; aber mit dieser Aufopferung des Interesses ist bey Weitem noch nicht Alles gethan. Die Arbeit bleibt; und die Menschen, die leibeigen zu seyn aufgehört haben, bleiben auch — als Freye. Die große Frage tritt nun also ein, wie die Arbeit dem Landbaue gesichert, und in welche Verhältnisse die arbeitende Classe gegen die Guts Herren und auch gegen den Staat gesetzt werden soll, daß sie für beide bleiben kann. Soll diese zu der Freyheit auch Eigenthum haben? Gewiß, so schwer es den Guts Herren auch fallen mag, ihnen dieses zu geben; so wünschenswerth scheint es doch. Daß man es in England in der Vorzeit nicht gethan hat; ist jetzt die Ursache des entsetzlichen Drucks der Armentaxe auf dem Lande und des vielen Unglücks von den, an die Scholle nicht gebundenen Tagelöhnern. In den Aufsätzen S. 393 = 430, S. 430 = 438, 727 = 737, S. 737 = 745 ist hier also manches Zweckmäßige über die Sache gesagt. Die freywerdende Menge bes

darf: aber eines viel größeren Wirkungskreises als der ist, in welchen ihre Thätigkeit bis jetzt eingeschränkt war; dieser muß ihr aber durch mehrere Aufklärung verschafft werden. Es ist daher eine wichtige Angelegenheit des Staats, den Bildungsanstalten eine ausgedehntere, und bessere Einrichtung zu geben. Ein Herr Dr. Wehber Schuld auf Goldensee hat hier S. 1—38 Gedanken darüber mitgetheilt, die die größte Aufmerksamkeit und Beherzigung verdienen. Uns dünkt nur, daß er Etwas mehr verlangt, als der Staat leisten kann, und als der zu bildenden Menschentlasse wirklich nützlich seyn würde. Aber Ideale werden doch auch selten ganz ausgeführt; und so möchte also auch wohl dieses in der Ausführung noch immer das rechte Maß behalten. Gleichwohl dürfte es sehr nützlich seyn, die so oft im Allgemeinen beantwortete Frage, bis zu welcher Höhe man den niederen Ständen Bildung zu geben sich bestreben müsse, vorher erst noch bestimmt für Mecklenburg zu erörtern. — Für den Landbau insbesondere hat die Lehre von der in Mecklenburg jetzt an der Tagnsordnung seyenden Bemergelung das höchste Interesse. Man will den Mergel so dick aufgefahren wissen, daß dadurch wohl eine Uebermergelung entstehen könnte, welche, wenn der Vorrath an fruchtbaren Theilen nicht unerschöpflich wäre, bey der gewöhnlichen Cultur bald eine Ausmergelung zur Folge haben müßte. Nun behauptet man zwar auch allerdings, daß der Mergel an Humus, den zersetzte Thiere und Pflanzen darin zurückgelassen haben, ungemeyn reich sey. Sollte sich aber diese Behauptung, die bey diesem oder jenem Mergel gegründet seyn kann, wohl auf den Mecklenburgischen Mergel überhaupt mit Rechte ausdehnen lassen? Wir bezweifeln es sehr; und halten es für ein gutes Zeichen, daß die Mecklenburger Landwirthe in diesen Annalen S. 438—473, 511—527, 618—626, 680—689, 745—761 mit Eifer darüber debattirt haben. — Nicht minder wichtig ist die Frage, ob in Mecklenburg das bis dahin so sehr zurückgesetzt gewesene Schäferwesen nach dem Beispiele anderer Länder und unter Umständen

selbst mit Zurücksetzung der Hornvieh-Birthschaft zu heben, und mit der oestehenden Feldwirthschaft in Verbindung zu bringen sey. Auch diesen Gegenstand finden wir S. 38—62, 119—129, 190—193, 279—292, 300 bis 302, 496—511, 537—580, 637—651, 774—777 vortreflich bearbeitet. — Die letzte Englische Kornacte muß für alle Kornländer des nördlichen Deutschlands, besonders aber für Mecklenburg, eine sehr bedenkliche Krise herbeiführen. Der Englische Landwirth, der nun gewiß ist, daß er seinen Weizen am Ende immer noch zu 50 Schdas Quarter verkaufen kann, wird nun mit dem Verkaufe desselben auch bis dahin — so lange, als es ihm seine Umstände nur erlauben wollen — anhalten. Der laufende Preis wird damit für immer höher zu stehen kommen. Dadurch wird der Ackerbau gehoben, und die Production größer, der Bedarf der Einfuhr aber geringer werden. Das nördliche Deutschland, das mit seiner Ausfuhr fast nur noch auf England rechnen darf, wird dahin nun überhaupt nicht mehr so viel, als bisher, absetzen können; und was noch schlimmer ist, es wird diesen Absatz immer nur erst nach Jahren, nur erst denn einmal machen können, wenn in England Mangel entsteht. Bis dahin zu warten, werden aber weder seine Landwirthe noch seine Kaufleute aushalten können; der Kornbau wird also nothwendig sinken müssen. Diesen Erfolg sieht man in Mecklenburg sehr richtig voraus, und denkt allgemein auf Rettungsmittel. Ein sehr activer Gutbesitzer, der H. von Thünen auf Sellow hat den Landwirthen hier S. 715—720 die Palliativeur vorgeschlagen, mit einander vereinigt Kaufleute in ihren Handelsknoten zu verbinden, Kornmagazine zum auswärtigen Vertrieb anzulegen, darin gegen Provision den jährlichen Ueberfluß aufzunehmen, und bis dahin, daß die Ausfuhr werde satt finden können, zu verwalten. — Außer diesen, von Allgemaine betreffenden Anstalten enthält der gegenwärtige Fortgang der Annalen noch viele andere, die ins Besondere gehen, von denen wir aber, so lehrreich und nützlich sie auch sind, nach dem Character dieser Blätter eine wider. Nachricht nicht geben können. Der würdige Herausgeber der Annalen erwirbt sich durch die Wahl der Aufgabe und durch die Erläuterungen, Berichtigungen und Vervollständigungen, womit er sie von dem seinigen bereichert, unstreitig ein großes Verdienst.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 8. Januar 1821.

B e r l i n.

Bey dem Verfasser und in Commission bey Ferd. Dümmler: Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1823, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Berechnet und herausgegeben von Dr. J. E. Bode, Königl. Astronom u. s. w. 1820. 252 S. in Oct. nebst einer Kupfertafel.

Das astronomische Jahrbuch ist gegenwärtig den Freunden der Astronomie jedesmahl doppelt willkommen, da es, nachdem die von den Herren von Lindenau und Bohnenberger herausgegebene astronomische Zeitschrift aufgehört hat, in Deutschland den einzigen Vereinigungspunct für diese Wissenschaft darbietet. Die dem vorliegenden Jahrgange beygefügte Aufsätze sind folgende. Versuch über die physische Beschaffenheit der Cometen, und besonders ihres Schweifes von Hrn. Prof. Fischer. Man sieht hier mit Vergnügen dasjenige zusammengestellt, was die zuverlässigsten Beobachtungen und geläuterte Ansich-

E (1)

ten über diesen Gegenstand gelehrt haben. Gezerz einige einzelne Behauptungen möchte sich jedoch noch manches erinnern lassen. So sind bekanntlich die Meinungen der Astronomen über die Frage, ob die Kometen mit eigenem Licht oder mit reflectirtem Sonnenlicht leuchten, noch getheilt, und ein um die Theorie der Kometen vielfach und hochverdienter Astronom hat in einem früheren Aufsatze so ziemlich alles, was sich nach dem gegenwärtigen Bestand unserer Kenntnisse darüber sagen läßt, erschöpft. Der Verf. erklärt sich für die erstere Meinung, weil das Licht der kleinsten Fixsterne selbst durch die dichtern Theile der Kometenschweife dringt, und nach einigen Erfahrungen Fixsterne selbst durch den Kern gesehen seyn sollen. Allein es scheint, daß er mit Unrecht hieraus schließt, die Kometenmasse könne das Sonnenlicht gar nicht merklich reflectiren, und das Licht, damit wir die Kometen sehen, müsse nothwendig ganz deren eignes seyn. Jene Erfahrung beweiset nur, daß die Kometenmasse bey weiten mehr Licht durchläßt als reflectirt; aber wenn man in Erwägung zieht, wie außerordentlich viel blässer als Planetenscheiben selbst die glänzendsten Kometen erscheinen, so hat man, auch wenn nur ein äußerst geringer Theil des Sonnenlichts zurückgeworfen wird, noch immer nicht nöthig, eignes Licht der Kometen zu Hülfe zu nehmen. Indem der Verf. annimmt, daß die Kometenmassen Stoffe enthalten, die negativ gegen die Sonne gravitiren, scheint ihm entgangen zu seyn, daß die Bewegungen solcher Kometen dann nicht genau den Keplerschen Gesetzen folgen würden. Inzwischen, wenn wir gleich die Möglichkeit nicht abläugnen, daß in der That das eine Keplersche Gesetz bey den Kometenbewegungen einige Modification leiden könne, und daß eigentlich dieser Umstand bey keinem Kometen methodisch untersucht sey, so läßt sich doch aus allen bisher geführten Rechnungen schließen, daß eine solche Modification nur äußerst

klein seyn dürfte. — Beobachtungen des Kometen vom Jahre 1819 auf der Sternwarte Bögenhausen bey München von Hrn. Steuerrath Goldner. — Geographische Ortsbestimmungen in Ostfriesland, durch Hrn. Prof. Oltmanns. — Ueber die Länge von Pisa aus astronomischen Beobachtungen von Hrn. Prof. Wurm. Das Resultat dieser sorgbaren Untersuchung ist, daß der Unterschied zwischen der von Inghirami aus geodätischen Messungen und der aus den astronomischen Beobachtungen gefolgerten Länge wegen der schlechten Beschaffenheit der letztern eigentlich gar nichts beweisen kann. — Von demselben Astronomen Beyträge zu geographischen Längenbestimmungen aus Beobachtungen der Sonnensfinsternisse vom 18. November 1816, und 4. May 1818. — Astronomische Beobachtungen zu Wilna von Hrn. Prof. Sniadecky; zu Palermo von Hrn. Cacciatore (die Kometen von 1819 betreffend); zu Prag von den Herren Prof. David und Wittner. — Noch etwas über den großen Kometen und seinen Vorübergang vor der Sonne von Hrn. Doctor Olbers. Die schon im astronomischen Jahrbuche für 1822 angeführte Beobachtung des Hrn. General von Lindener, der am 26. Junius 1819 in der Stunde, wo der Komet bestimmt vor der Sonnenscheibe stehen mußte, die Sonne ganz ohne Flecken gesehen hatte, schien das, was ohnehin höchst wahrscheinlich war, vollkommen zu beweisen, daß nemlich die lockere Kometenmasse viel zu wenig Sonnenlicht auffangen konnte, um die mindeste Erübung zu verursachen. Dennoch zeigt dieser Verfall auf eine merkwürdige Art, wie leicht in solchen Fällen, wo kein besonders geschärfte Aufmerksamkeit statt findet, Irrthum möglich ist. Mehrere andre Beobachter haben nemlich doch an demselben Tage wirkliche Sonnenflecken gesehen, der Hr. Prof. Schumacher, damals in Altona, und der Hr. Prof. Brandes in Breslau: die Beobachtung des Hrn. von Lindener verliert daher

freylich ihre Beweisraft. Denn wenn die wirklichen Sonnenflecken ihm entgangen sind, so konnte er noch weniger den Kometen bemerken, wenn auch derselbe stärkern Instrumenten oder einer mehr gesteigerten Aufmerksamkeit erkennbar gewesen wäre. Und wirklich konnte man beynahe durch zwey andere Beobachtungen das letztere anzunehmen bewogen werden, wenn nicht dabey einige Nebenumstände wären, die die Sache wieder ganz ungewiß machten. Hr. Dr. Gruituisen in München sah nemlich an eben diesem Tage und in der Stunde, wo der Komet vor der Sonne stand, außer zwey andern gewöhnlichen Sonnenflecken noch einen sehr kleinen unbegrenzten, den er an frühern Tagen nicht bemerkt hatte. Allein Hr. Dr. Gruituisen spricht davon als von einem schwarzen Punkte, und so konnte sich dieser Komet doch nicht zeigen, daher wir eher geneigt seyn möchten, diese Erscheinung für einen gewöhnlichen erst kurz vorher entstandenen Sonnenfleck zu halten, der in den schwächern Fernröhren der Herren Schumacher und Brandes unsichtbar blieb. Außerdem hat auch Hr. Prof. Wildt in Hannover um dieselbe Morgenstunde einen sehr verwaschenen Flecken in der Sonne bemerkt, ist aber rücksichtlich des Datum selbst ungewiß, da er die Nachricht erst viel später bloß aus dem Gedächtniß mitgetheilt hat. Die Hauptfrage bleibt unter diesen Umständen noch immer unentschieden, und wird es vielleicht, da Conjunctionen der Art so äußerst selten sind, noch lange bleiben. — Die Ephemeride für den Nordstern, für alle öbern Culminationen des Jahrs 1821 wird allen practischen Astronomen, die die kleine Druckschrift der Herren Struve und Walbeck, woraus sie entlehnt ist, nicht selbst besitzen, sehr willkommen seyn, nur hätte dieselbe wohl eine Seite mehr verdient, damit nicht die letzte Decimale hätte wegbleiben müssen. — Astronomische Beobachtungen in Wien von Hrn. Prof. Bürg; in Prag von Hrn. Prof. Hal-

laschka und in Berlin von dem Hrn. Herausgeber. — Ueber die beobachtete Existenz einer Photosphäre der Venus im Jahr 1820 von Hrn. Geh. Rath Pastor. Hr. P. sah im April d. J. die Venus (und späterhin auch den Jupiter) mit einem kreisförmigen sehr scharf begrenzten Lichtschimmer umgeben, welchen er als eine dem Planeten selbst angehörige Lichtsphäre betrachtet. Diese Erscheinung verdient genauer untersucht zu werden, da bey Gegenständen dieser Art so leicht optische Täuschung einfließen kann. Hr. P. hat den Durchmesser dieses Lichtschimmers, der ein ähnliches Ansehen hat, wie die Nachtseite des Mondes im Erdlichte, im April 16 Minuten groß gefunden. Bey der von Hrn. P. am 27. April beobachteten Erscheinung, wo ein kleiner teleskopischer Stern oben am östlichen Rande der Lichtsphäre der Venus eintrat, einige Minuten unsichtbar blieb, und dann an der Westseite wieder erschien, ist der Umstand etwas bedenklich, daß an diesem Tage das Fortrücken der Venus in jeder Minute nur 3 Raumsecunden betrug. Ueber die Hypothese des Hrn. P., daß die Venus einen Trabanten haben könne, der nicht über die Lichtsphäre hinauskomme, und der wie Hr. P. glaubt, wenn er nur einen Durchmesser von 3 Secunden habe, uns dann im reflectirten Sonnenlicht immer unsichtbar bleiben müsse, außer daß er zuweilen wie ein dunkler Flecken vor der Venus erscheine, wollen wir dem Urtheile unsrer Leser nicht vorgreifen. — Beobachtete gerade Aufsteigungen des Saturn und der Vesta im J. 1819, der Pallas und des Mars im J. 1820 am Mittagsfernrohr der Göttinger Sternwarte vom Hrn. Hofr. Gauß. — Beschreibung des auf der Königsberger Sternwarte aufgestellten Reichenbachschen Meridiankreises, von Hrn. Prof. Bessel. — Beobachtungen des Kometen von 1819, nebst Sternbedeckungen von Hrn. Prof. Struve. — Bestimmung der Schiefe der Elliptik mit einem Rei-

Reichenbachschen Meridiankreise auf der Sternwarte Bogenhausen bey München von Hrn. Goldner. Die hiezu angewandten Beobachtungen geben zugleich die Bestimmung des Sonnenhalbmessers, und zwar $16' 0'' 93$ für die mittlere Entfernung. Wir bemerken bey dieser Gelegenheit, daß dieser Halbmesser aus 271 am Reichenbachschen Mittagsfernrohr der hiesigen Sternwarte vom Januar bis Julius 1820 beobachteten Fadenantritten sich fast genau eben so groß, nemlich zu $16' 1'' 01$ ergeben hat. — Astronomische Beobachtungen zu Kremsmünster von Hrn. Derflinger. — Beobachtungen der Juno, Pallas, Ceres, des Mars und Uranus, wie auch der Schiefe der Ekliptik von Hrn. Prof. Nicolai in Mannheim. Letztere mit dem dreyfußigen Reichenbachschen Repetitionskreise bestimmt ergibt sich aus dem Wintersonnenwende um $6''$ kleiner, als aus dem Sommerwintersonnenwende, wodurch, so wie durch die mit demselben Instrumente bestimmten Sterndeclinationen aufs neue bestätigt wird, daß in Rücksicht auf die Einwirkung der Schwerkraft auf die Theile der astronomischen Instrumente ein jedes wie ein Individuum betrachtet werden müsse. — Ueber die Genauigkeit der Beobachtungen am Mittagsfernrohre vom Hrn. Dr. Walbeck. Es wird hier zum erstenmahl die richtige Behandlungsart dieses wichtigen Gegenstandes gelehrt, und auf die trefflichen Dorpater Beobachtungen angewandt. S. 186 Z. 3 von unten ist durch einen Druckfehler tang δ statt sec δ gesetzt. — Astronomische Beobachtungen zu Hamburg von Hrn. Rümker. — Ueber die geographische Lage von Dresden von Hrn. Dr. Raschig. — Astronomische Bemerkungen von Hrn. Prediger Luthmer in Hannover. — Ueber das wahre Datum der nächtlichen Schlacht am Halys von Hrn. Prof. Oltmanns. In dieser trefflichen Abhandlung, von der wir ungenügend alle Citate und Anmerkungen der Raumerparnis wegen weggelassen sehen, wird mit großer Evi-

denz gezeigt, daß die vielbesprochene, während der berühmten Schlacht eingetretene Sonnenfinsterniß keine andere gewesen seyn könne, als die vom 30. September 609 vor Chr. — Ueber die Bahn des Ponschen (Enkeschen) Kometen, nebst Berechnung seines Laufs bey seiner nächsten Wiederkehr im Jahr 1822, von Hrn. Prof. Enke. Die wiederholte und vollständige geführte Berechnung der Störungen, welche dieser Komet von 1786 — 1819 erlitten hat, gibt die befriedigendste Darstellung der Beobachtungen in den vier bisherigen Erscheinungen, nur zeigt sich eine merkwürdige durch die Rechnung noch nicht zu erklärende Beschleunigung der Bewegung, indem aus den drey Umläufen von 1786 — 1795 eine um einen halben Tag größere, und aus den vier Umläufen von 1805 — 1819 eine um einen halben Tag kleinere Umlaufzeit hervorgeht, als aus den dreyen von 1795 — 1805. Ueber die Ursache dieses Phänomens werden sich, wenn die nächste Wiedererscheinung des Kometen ein ähnliches Resultat geben sollte, wahrscheinliche Vermuthungen angeben lassen. Für die leichtere Wiederaufindung im Jahre 1822, wo der Komet am 24. oder 25. May durch seine Sonnennähe gehen wird, hat Hr. Prof. Enke durch eine bequeme Ephemeride bestens gesorgt. Auf der südlichen Halbkugel wird die Beobachtung im Junius und Julius keine Schwierigkeiten haben; allein in Europa wird er um diese Zeit wegen seiner südlichen Lage, gar nicht zu sehen seyn, und früher wird seine gar zu große Lichtschwäche die Erkennung wenn nicht unmöglich, doch höchst schwierig machen. Doch damit nichts unversucht bleibe, wünschen wir, daß der um diesen Kometen so hoch verdiente Astronom die am 25. Februar anfangende Ephemeride noch ein paar Monat weiter rückwärts fortsetzen möge, da früher wenn gleich bey noch größerer Lichtschwäche doch wegen des hohen Standes bey dunkler Nacht vielleicht noch etwas mehr Hoffnung statt zu

finden scheint, als da, wo nach geendigter Dämmerung der Komet dem Horizont schon so nahe steht. — Auch für den kleinern Kometen des Jahres 1819 hat Hr. Prof. Enke eine elliptische Bahn mit einer Umlaufzeit von nur 5 $\frac{1}{2}$ Jahren gefunden, die sowohl die Marseiller als die erst später benannt gewordenen Mailänder Beobachtungen vortreflich darstellt. — Von derselben Opposition der Vesta 1819 und Ephemeride für die nächste Erscheinung dieses Planeten. — Ephemeriden für die Juno und Pallas 1821 von Hrn. Prof. Nicolai, und von Hrn. v. Staudt in Göttingen. — Astronomische Beobachtungen im Jahr 1820 von Hrn. Hofrath Gauß. — Ueber die Bestimmung der geographischen Breite vermittelst des Polarsterns von Hrn. Prof. Dirksen in Berlin (Analyse einer bequemen zu diesem Zweck von Hrn. Prof. Schumacher gegebenen Tafel). — Noch Beobachtungen von Sternbedeckungen, Jupiterstrabanten-Verfinsterungen und der großen Sonnenfinsterniß vom 7. Sept. 1820 durch Hrn. Prof. Rümkler in Hamburg, wie auch von letzterer durch Hrn. Prof. Nicolai und Hrn. v. Heiligenstein in Mannheim. — Von den am Schlusse dieses Bandes befindlichen kurzen Nachrichten zeichnen wir hier noch die von der in Abo erbaucten neuen Sternwarte und von der in den Russischen Ostsee-Provinzen vorzunehmenden Gradmessung aus. — Die Kupfertafel stellt außer den Sternbedeckungen und den beiden Mondfinsternissen des Jahres 1823 noch den berechneten Vorüberzug des großen Kometen von 1819 vor der Sonne, die beobachtete geocentrische Bewegung des Enkeschen Kometen 1818 und 1819, und die Venus mit einem von Hrn. Pastorff beobachteten Flecken dar.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.

Den 11. Januar 1821.

Paris.

Recherches physiologiques et médicales sur les Causes, les Symptomes et le Traitement de la Gravelle, par F. Magendie. Prof. d'anat. de physiol. etc. de Paris. 1818. 91 S. in Octav. Der Verf. kenne kein Werk, welches ex professo vom Gries handle, da selbst Marcet, nicht für nöthig erachtet, die Geschichte desselben von der Steinerzeugung in den Harnwegen abzusondern. Er glaube über die Ursachen desselben Licht zu verbreiten, um die Behandlung zu erleichtern und sicherer zu machen. Chap. 1. Natur des Sandes und der Steine, welche den daran Leidenden abgehen. Auch der Verf. habe sich durch mehr als 30 Versuche überzeugt, daß diese Concretionen aus Harnsäure (acide urique) mit ein wenig thierischer, wahrscheinlich von dem die Harnwege schützenden Schleim kommender Materie beständen. Ch. 2. De l'acide urique. seinen Eigenschaften, und den Umständen, welche seine Gegenwart im Harn bestimmen. Die Proportion dieser Säure variirt nach der Menge azothaltiger Nahrungsmittel, ist daher häufig bey

F (1)

Fleischnahrung, fehlend bey bloß vegetabilischer Kost. Er stellte darüber Versuche bey Hunden an, die er bloß mit weißem Zucker und destillirtem Wasser fütterte, bis sie nach dreyßig Tagen elendiglich abgemagert, crepirten. Ch. 3. Ursachen des Grieses. Die in gesundem Harne aufgelöset enthaltene Harnsäure bringt davon abgesetzt den Gries hervor, wenn entweder 1. sich die Quantität der Harnsäure vermehrt, während die Quantität des Harnes dieselbe bleibt, oder nicht in dem Verhältnisse jener Säure zunimmt oder 2. wenn die Quantität des Urins sich mindert, während die der Harnsäure dieselbe bleibt, oder sich nicht im Verhältniß zum Urine mindert, oder 3. wenn sich die Temperatur des Urins mindert, seine Natur und Quantität aber dieselben bleiben. Ch. 4. Umstände, welche das Verhältniß der Harnsäure vermehren, und den Gries hervorbringen. Diese sind sehr nahrhafte Speisen, besonders von Fleisch zugerichtete. Der Verf. nennt die Nieren *principal emonctoire de l'azote*, allwo solches sich in *acide urique* umwandelt, und zur Grieserzeugung beiträgt. Ch. 5. Umstände, welche die Quantität des Urins vermindern oder vermehren, und der Entwicklung des Grieses günstig oder ungünstig werden. Trinkt ein starker Fleischesser viel wäßriges Getränke, so ist die Quantität seines Urins hinreichend, die in den Nieren gebildete Steinsäure aufzulösen, trinkt er dagegen wenig, besonders noch dazu nur starkes Alcohol haltendes Getränke, so ist sein Urin nicht hinreichend, die Steinsäure aufgelöset zu halten, welche sich daher vom Harne scheidend Gries bildet. Fleischnahrung mindert ohnehin nicht nur die Harnabsonderung, sondern sie vermehrt auch zugleich die Proportion der Steinsäure. So vermehren auch Schweiß, wäßrige Abführungen, langes Liegen im Bett durch Minderung des Harnes die Griesabsetzung. Ch. 6. Einfluß der Temperatur des Harnes auf die Griesentwicklung. Da die Wärme des

Körpers bey alten Leuten geringer ist, so ist auch ihr verhältnißmäßig weniger warmer Urin weniger geeignet die Steinsäure aufzulösen. Ch. 7. Von einigen besonderen Ursachen des Grieses. Hierüber sey man noch nicht ganz im Reinen. So sah der Verf. jedesmahl nach dem Genusse von Salat oder rohem Obste Steinchen abgehen. Schwache Verdauung scheint aber nicht Gries zu erzeugen, sondern nur einerley Ursache mit ihm zu haben. Daß der Stein in warmen Ländern seltener sey, komme vielleicht nicht vom Klima, sondern weil man dort mehr Vegetabilien genießt. Das steinige einiger Bienen ist eine holzige Masse, die keineswegs zu Steinkrankheiten etwas beyträgt. Eben so wenig tragen carbonate de chaux haltende Wasser, oder Kochsalz dazu bey, wenn dagegen Mangel an Leibsbewegung und die böse Gewohnheit den Harn lange in der Blase zurückzuhalten Griesentwicklung befördern. Doch gelte Alles dieses nur von dem aus Steinsäure gebildeten Gries. Die besondern Ursachen sowohl des aus phosphorsaurem Kalke, als oxalate de chaux, und l'oxide de cystique bestehenden Grieses seyen gänzlich unbekannt. Ch. 8. Bemerkungen über die Symptome des Grieses, und den Ort, wo er sich bildet. Gemeinlich sind ein Krabbeln in der Gegend der Nieren und trüber Urin die Vorläufer des Grieses, welcher bald heftigere Zufälle, Schmerzen in den Harnwegen und beym Harnlassen, Fieber u. s. w. erregt. Gries scheint sich selbst schon in den Nieren und Harnleitern zu bilden. Rother Sand hat nicht viel zu bedeuten, wenn er leicht abgeht. Ch. 9. Indications curatives et Moyens généraux, de traitement de la Gravelle. Bey der Cur des Grieses sind vier Indicationen zu erfüllen: 1. Man vermindere die Quantität der Harnsäure, welche von den Nieren gebildet wird. 2. Man vermehre dagegen die Absonderung des Harnes. 3. Man verhindere das Festwerden

(Solidification) der Harnsäure, indem man sie sättigt. 4. Sind Gries oder Steinchen schon gebildet, so befördere man ihre Ausleerung und versuche ihre Auflösung. Die Bildung der Harnsäure vermindert man, durch Beschränkung oder gänzliche Vermeidung der Fleischspeisen, und starker Getränke. Die Vermehrung der Harnabsfenderung erreicht man, durch vieles wäßriges Getränke, und Genuß solcher Vegetabilien, die kein Azot enthalten. Die Sättigung der Harnsäure bewirkt Potasche und reine Soda, welche man, in hinlänglicher Menge Wasser aufgelöset, einnimmt. So half ehedem gegen den Gries das Stephensche Mittel, so half sich selbst der berühmte Mascagni vom Gries durch kohlengefäuerte Potasche (carbonate de potasse). Wenn man von der Magnesia bis acht Drachmen, binnen vierundzwanzig Stunden reichen darf, so würden von den carbonates de potasse oder de soude, mehr als 24 bis 30 Gran dem Magen schaden. Noch vorsichtiger sey man, wenn reine Potasche oder Soda angewendet wird. Vom Kalkwasser kann man bis zwey Pfund täglich trinken lassen. Oft helfen diese Mittel bewundernswürdig schnell in wenig Stunden. Die Austreibung des Grieses befördert man durch vieles Trinken von Selter- oder ähnlichem Wasser, leichtem Bier u. dergl. Nach den Umständen durch ein Bad, Bluteigel, Brechmittel, Reiten, Fahren, Gehen, strenge Diät, allgemeines Blutlassen, Räucherungen, Bähungen, Schröpfen, Reibung. Steckt der Stein im Harnleiter, so suche man selbst durch mechanische Mittel Einbringung einer Sonde oder des Fingers in den After zu helfen. Lösen Alkalien nun auch den Gries nicht gerade auf, so hat denn doch die Erfahrung längst bewiesen, daß sie die Schmerzen in andern Zufällen der Steinkranken lindern. Ch. 10. Empirische Behandlung des Grieses: Man suche die Grieskrankheit oft begleitende Dyspepsie zu heben durch Magnesia, Rhabarber, China,

Schwefelwasser, Abführungen. In England sey das dagegen gebräuchlichste Mittel, *Mercurius dulcis*, auch fand der Verf. dagegen kalte Bäder, Schwefelbäder, und die jetzt in Paris eingeführten Wasser- oder Schwefeldampf-Näucherungen nützlich. Ch. 11. *Traitement de la Gravelle quand les graviers ne sont pas formés d'acide urique*. Da man noch nicht die Ursachen der Bildung dieser seltenern Concretionen kenne, so habe man auch nichts als vage Vermuthungen über die Mittel sie zu bekämpfen. Da das Oxyde cystique eine sehr azothaltige Materie sey, so seyen auch dagegen die gleichen Mittel, wie gegen die Steinsäure anzuwenden, so wie gegen den phosphorsauren Kalk H. Brande die Kohlensäure rühme. Der Verf. würde rathen, um die Auflösung eines solchen Steines zu begünstigen, eine reichliche Harnabsonderung zu unterhalten und gegen die Schwäche und Uebelkeit, welche fast beständig diese Krankheit begleiten, nebenher zu wirken.

L e i p z i g.

Hey Gleditsch: *Kronos. Genealogisch-historisches Handbuch für 1821*. Inhalt: 1. Genealogie der sämmtlichen regierenden Häuser und anderer Fürstl. Familien in Europa, so wie auch Anzeige der höchsten Behörden einiger Freystaaten in und außer Europa. 2. Genealogie einiger Gräfl. Familien. 3. Verzeichniß der an den Europäischen Höfen jetzt sich befindenden Botschafter, Gesandte, Minister, Residenten auch Geschäftsträger, Agenten und Consuln. 4. Verzeichniß der bey dem am 5. Nov. 1816 eröffneten Deutschen Bundestage zu Frankfurt angestellten Gesandtschaften. 5. Namenreihe der Römischen Bischöfe und Päbste, wie sie aufeinander gefolgt sind. Mit dem Portrait des Fürsten Metternich. 222 und 60 S. 12.

Der Bearbeiter der Genealogie ist nicht derselbe (jezt der Herr Schulinspector Stenzel zu Zerbst) aber ihre Genauigkeit und Vollständigkeit dieselbe geblieben. Ohne aus den gegebenen Nachrichten allgemeine Ergebnisse nach Süßmilch's Weise ziehen zu wollen, soll doch bemerkt werden, daß in den Fürstengeschlechtern weit mehr Töchter als Söhne geboren werden. Aristoteles hält die Mehrzahl weiblicher Geburten für eine Folge zu früher Heirathen; er schließt dadurch andere Gründe nicht aus, sondern er verweist vielmehr darauf; denn es fragt sich: was sind zu frühe Heirathen? und warum schaden sie der männlichen Geschlechtsfolge? Die Untersuchung über die angezeigte Thatsache ist nun angedeutet; sie gehört zu denen, welche für das öffentliche Leben von der größten Wichtigkeit sind, aber zu tief in das häusliche Leben eingreifen, um die Oeffentlichkeit zu vertragen. Es ist dabey gar nicht gemeint, daß durch die Oeffentlichkeit schlechte und böse Dinge an den Tag kommen würden. Das wäre eine eben so falsche als boshafte Auslegung. Die Meinung ist nur, daß es sich nicht schicke, und nicht tauge, wenn alle Welt weiß, was der Arzt wissen muß. Man braucht wenig von der Geschichte zu kennen, um sich zu überzeugen, daß die Geschlechter, welche in vollkommener Freyheit leben, sich jezt besser vor dem Verderben bewahren, als sonst, und daß sich Erbgrundsätze mehr und mehr ausbilden. An solche Erbgrundsätze mahnte Tacitus die Römischen Geschlechter, und zeigte ihnen, was sie verdarb in einem Gegenbilde. Auf Germanien wies er, wo man sich an das Naturgefühl, an die Einfachheit halte und den hohen Wuchs, die Körperkraft vererbe, die sie bewunderten. Offen hatte ihnen zuvor Bellejus von Varus, der dort unterging, gesagt: er stammte von erlauchtem, doch nicht so edeln Geschlecht. Aber es war für sie kein Rath, keine Hülfe mehr. Man mochte vielleicht wohl sich

beym Ankleiden aus Tacitus vorlesen lassen, aber man theilte seinen Schmerz nicht über die Künsteley und Ländeleiy in der Erziehung, über das Einführen der Töchter in die Gesellschaft, ehe sie reif geworden, über den Bühnenbesuch der Kinder, die dort ihre Einbildungskraft verdarben, über ihre Ueberreizung an vielständigen und nächtlichen Tafeln, über die Erschöpfung der jungen Leute durch Wollüste vor dem Mannsalter, und über die Heirathsberechnungen nach Geld und Einfluß; man theilte noch weniger seinen Grimm über den Verfall der häuslichen Zucht und Ordnung, und über das Ehresuchen in bösen und schlechten Dingen, oder über das s. g. Welthaken (saeculum: Germania 19 u. 20). Mit Altem ging es immer schlimmer und schlimmer. Der Sinn für das Edle, der göttliche Athem war verloren: die Geschlechter sind sämmtlich erloschen.

Halle und Berlin.

In der Buchhandlung des Hallischen Waisenhau- ses: Johann Adam Müller der Prophet und sein Vater. Eine Parallele von Hans Engelbrecht, einem zweymahl gestorbenen Propheten des 17ten Jahrhunderts, zur Erklärung des Prophetenberufs des Erstern und Erläuterung einiger Punkte der See- lenlehre von Johann Christoph Hoffbauer, ordentlichem Professor der Philosophie zu Halle u. 1817. S. 148 in 8.

Da J. A. Müller großes Aufsehen erregt hat, da die von ihm verrichteten Wunder und Vorher- sungen in mehreren Schriften verkündigt worden sind, da nicht bloß geringe, sondern auch vornehme Leute in demselben einen Wunderthäter und Prophe- ten verehrten, da Viele, als sie hörten, er sey in seinen Geschäften als Landmann ein ganz ordent- licher und verständiger Mensch, und daß man ihm

in Ansehung der von ihm vollbrachten Wunder keinen vorseßlichen Betrug nachweisen könne, schlossen, es müsse auch in den Nachrichten von diesen Wundern etwas Wahres seyn; so ist die Beleuchtung derselben ein sehr verdienstliches und den Zeitbedürfnissen angemessenes Unternehmen. Und weil die Beleuchtung mit für Diejenigen bestimmt ist, welche aus Mangel psychologischer Kenntniße in dem ein Wunder sehen, was ganz natürlich zugegangen ist, so war die Ausführlichkeit, welche ihr der berühmte Verf. gegeben hat, wohl zur Erreichung dieses Zweckes nöthig. Doch es sind nicht bloß die Beziehungen auf Zeitbedürfnisse, welche dem Werke einen Werth geben, sondern diesen besitzt es auch durch die ihm beygefügteten Betrachtungen über Entzückung, Ekstase, Schwärmerey, über deren Wesen, Stufenunterschiede und mannichfaltige Aeußerungen. Einen Auszug hieraus erlaubt jedoch der Raum dieser Blätter nicht; und auch in Ansehung der Aufklärungen, welche über die von dem J. A. Müller verrichteten Wunder mitgetheilt werden sind, müssen wir auf das Werk selbst verweisen. Die meisten dieser Aufklärungen sind von der Beschaffenheit, daß nicht leicht eine erhebliche Einwendung dagegen wird vorgebracht werden können. In der allerdings sehr scharfsinnigen Erklärung des Wunders aber, daß der Müller einmahl seinen Vater vom Tode erweckt habe, daß dieser Vater jedoch vier Jahre darauf nicht wieder aufgeweckt worden, sondern wirklich gestorben sey, möchte wohl der Willkür ein Einfluß auf das Aufhören des organischen Lebens beygelegt worden seyn, der sich nicht hinreichend aus bisher bekannt gewordenen und zuverlässigen Beobachtungen rechtfertigen läßt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

Den 13. Januar 1821.

B e r l i n.

Beobachtungen auf naturhistorischen Reisen von A. F. Schweigger, Professor der Botanik in Königsberg etc. oder anatomisch-physiologische Untersuchungen, über Corallen, nebst einem Anhang, Bemerkungen über den Bernstein mit 12 Tabellen und 8 Kupfertafeln. 1819. bey Reimer. in gr. 4. VI 127 Seiten.

Dieses Werk enthält eine Sammlung von Beobachtungen über die Corallen und Zoophyten, welche der kenntnißreiche Verfasser auf einer Reise durch England, Frankreich und Italien anzustellen Gelegenheit fand, welche er in den Jahren 1816 und 1817 auf Kosten der Königl. Preussischen Regierung machte. Er besah während derselben die größten und reichsten Sammlungen der Academien und der berühmtesten Naturforscher jener Länder, erfuhr ihre Meinungen und ihre zum Theil noch nicht publicirten Entdeckungen, berichtete die selbigen auch während der Reise und am Ende durch Untersuchung lebender Zoophyten und verarbeitete sie nachmahls,

G (1)

damit die Erzählung seiner Untersuchungen und Erfahrungen über diese mikroskopischen Gegenstände dem Leser nicht ermüdend werden möchte, in ein raisonnirendes Ganzes. Er berücksichtigte bey demselben den bisherigen Mangel einer vergleichenden anatomisch-physiologischen Zusammenstellung der Erscheinungen, welche diese in der Tiefe versenkten Bewohner des Meeres darbieten, und suchte denselben durch seine Erklärungen, die er in diesem Buche unter dem Titel einer anatomisch-physiologischen Untersuchung der Corallen liefert, zu ersetzen.

Schon vorher ausgerüstet mit einer ausgebreiteten Kenntniß der meisten Werke, welche über diesen Gegenstand geschrieben waren, bereicherte er seine Literatur noch mehr durch die persönliche Bekanntschaft mit Italienischen Naturforschern und ihren neuesten Schriften. Bescheiden und dankbar rühmt er die Liberalität, mit welcher ihm die Benützung der Banks'schen Sammlung in London und des Pariser Museums gestattet wurde, und benützt zuletzt die systematische Eintheilung der Zoophyten eines Cuvier, Lamarck, Lamouroux, Savigny und Anderer, da es ihm besonders um den Zusammenhang und die systematische Uebersicht des Ganzen zu thun ist, nach eigener Critik, zur Zusammenstellung und Vergleichung in 12 Tabellen. Die erste enthält eine systematische Eintheilung der Ordnungen und Familien der Zoophyten im Allgemeinen, die zweyte und dritte enthält die Infusoria, welche unter die Zoophyten gerechnet worden sind, die vierte Hydern, z. B. *Corine Gaertneri*, *Pedicellaria Mulleri*, diese letztern aber sind bloß abgefallene Organe der Seeengel, *Alcyonium floridum mammillosum ocellatum* etc. Die 5te Litophyten als *Nullipora Lammillepora violacea* Pall. *Madrepora damicornis*, *porites* etc. Die 6te blätterige Litophyten als *Madrepora fungites*, *porpita*, *juleus*, *Maeandrites*, *Organon* und

Ananas Lin. Die 7te Tabelle enthält die röhrenförmigen Lithophyten und die Keratophyten sowohl die Schwammzigen, als Süß-Wasserschwämme, Meer-schwämme und Alcyonia, als die Alcyonienförmigen; die 8te Tabelle enthält die röhrenförmigen Ceratophyten; darunter versteht er Tubularien, Cerialien und Cellularien des Pallas; die 9te Tabelle die blätterigen Ceratophyten, darunter versteht er Celleporen, Reteporen, Eschuren und Flu-stren; die 10te Tabelle enthält die rindenartigen Ceratophyten und die Seefedern; unter den erstern versteht er die Gorgonien, Antipathes und Isides. Die 11te Tabelle enthält eine Uebersicht derjenigen Körper, die mit Unrecht unter die Zoophyten gezählt werden; es sind die versteinerten Algen als *Millepora coriacea* L. und kalkartigen Algen z. B. die Corallinen, ferner die Lamarckien des Olivi, *Spongodium Lamouroux's*, *Alcyonium vermiculare bursa*, und die Härte der Muscheln *tubularia splachnea* und *acetabulum* Esp. Die 12te Tabelle ist eine lithographirte Verwandtschaftstafel der Zoophyten. Diese 12 Tabellen sollen die Abhandlung selbst oder die in derselben beschriebenen Gegenstände erläutern; welche in einer Recapitulation der von Lamarck und Lamouroux beschriebenen neuen Zoophyten bestehen, von denen der Verfasser die Originale geprüft hat. Lamarck und Lamouroux haben, da sie gleichzeitig arbeiteten, einerley Gattungen unter verschiedener Benennung aufgestellt; diese Synonymen werden in diesen Tabellen zusammengestellt.

Die Abhandlung selbst beginnt (S. 1) mit einer Uebersicht der wissenschaftlichen Bearbeitung der Corallen d. h. mit der Geschichte und Literatur der Corallen von Marsigli und Tournefort bis auf die neuesten Zeiten und Schriftsteller bis auf Lamouroux und Savigny. Hierauf folgt (S. 2) die Untersuchung über den Bau der Corallen, sie betrachtet bloß den Zusammenhang der Theile im Allgemeinen

oder das Verhältniß der Polypen zu einander, sie untersucht, ob ein Corallenstock ein einziges Individuum sey, oder aber aus mehreren bestehe? Das letztere kann nicht der Fall seyn, da das, was die Franzosen Polypen nennen, bloß die Mäuler oder Sauger derselben sind. Der Corallenstock ist nur ein Polyp, ein vielmäuliges Thier in Pflanzengestalt. Dieses bestätigt der Verfasser durch mehrere Gründe, dessenungeachtet aber braucht er doch den unrichtigen Ausdruck Polyp für Maul oder Sauger durchs ganze Werk fort und so ist auch der Ausdruck Polypenstock pleonastisch. Hierauf betrachtet er (S. 3) das Verhältniß des Polypenstockes zum Polypen (soll heißen des Scelets oder der kalkartigen Hülle zum lebendigen Thiere. Der ganze Corallenstock ist anfangs eine weiche Substanz, die da, wo sie den Körper schützen und stützen soll, allmählich erhärtet, keinesweges aber ein Saft, wie die Franzosen glauben, der versteinert. Das kommt aber auf eins hinaus: denn die Häute entstehen aus Säften. — Hierauf spricht der Verf. (S. 4) über den Bau der einzelnen Körper, welche unter die Corallen gerechnet werden, er nimmt Corallen an, welche gleich Pflanzen ohne Blumen niemahls Polypen (Mäuler) tragen, dieß seyen die Schwämme (spongiae) und einige Alcyonia, so wie auch die Corallinen. Zuerst betrachtet er (S. 5) die wahren Corallen mit Polypen und ihre Organisation, namentlich die Vertheilung der verschiedenen Substanzen in diesen Corallen, diese wird nun bey den porösen Lithophyten, in den Alcyonien, Milleporen und Madreporen erklärt, eben so in den Gorgonien, Antipathes und Isis. Im 6. S. wird die Organisation des thierischen Bestandtheils (d. h. des gallertartigen Polypen, der belebten und beweglichen Masse) betrachtet, und S. 7 die Erklärung derselben durch mehrere Genera durchgeführt, im 8. S. erklärt der Verf. die Organisation der Seescheiden und ergänzt besonders die Beschreibung der

Pennatula reniformis, welche zuvor von Ellis und Leskeus (in den Münchener Denkschriften für 1811 tab. 4. fig. 1-5) abgebildet war, doch gibt seine Abbildung (Tab. II fig. 10. 11) nicht die klare Vorstellung, wie die der Vorgänger. Im 9. S. wird der Bau der *Pennatula phosphorea* erklärt und mit dem der Georgonien verglichen, im 10. S. betrachtet er die *Virgularia* (fig. 12), *Funicularia* (fig. 13), *Umbellaria* (*vorticella* Encrinius). Im S. 11. kommt der Verf. auf die Thierpflanzen ohne Polypen, welches ihm die Schwämme sind, an denen er keine Sauger bemerkt hat. Der Bau derselben wird umständlicher betrachtet und die Erklärung desselben durch mehrere Paragraphen durchgeführt; obgleich Ref. nicht allen diesen Erklärungen beitreten möchte, so muß er doch gestehen, daß sich schätzenswerthe Aufklärungen darin finden, besonders literarische, wie z. B. die S. 37 von Lamarck's Meinung, die Polypen (*crinatella*) seien die Erbauer der Süßwasserschwämme (*Ephidatia* Lamour.) durch Lichtensteins Manuscript. Zu eben diesen polypenlosen Thierpflanzen rechnet er nicht nur die gesammten *Spongiae*, sondern S. 17 auch einige *Alcyonia*, wie auch S. 18 die *Tethia* und *Geodia* Lamarck's, welche fig. 16. 17. 18. 19 auch hier abgebildet sind. Im 19. und den folgenden S. betrachtet er die Corallinen als Körper, welche mit Unrecht unter den Polypen stehen, sondern als Pflanzen, welche in corallenähnliche Massen sich verwandeln, der Verf. fand zwischen Nizza und Villefranche die *Corallina opuntia* ganz grün und, wie er sich ausdrückt, als wirkliche Pflanze; grün fand Ref. die *Corallina incrassata* in der Südsee, ohne sie jedoch gerade für eine Pflanze zu halten: wiewohl er auch, um mit dem Verf. zu sprechen, keine Polypen an derselben bemerken konnte, so fand er doch, daß das Grüne bloß oberflächlich und fremdartiges, vielleicht eine junge Vegetation, eine Priestleysche Materie oder Conferven-Anflug war. Eben so

betrachtet der Hr. Verf. S. 24 auch die *Millepora coriacea* als eine verkalkte *Uloa squamaria* und S. 26 die Lamardischen Genera *Corallina*, *Penicellus*, *Flabellaria* als verfeinerte Pflanzen, eben so die *Dichotomaria Lamarkii*, *Liagora Lamourouxii* oder *Fucus distentus Mertensii*, *Fucus lichenoides Desfontainesii*, *viscidus Turneri*, *Galaxaura Lamourouxii*. Zweifelhaft sind ihm *Tubularia acetabulum* (Esp. tab. 1) aber Espers *Tub. splashnea* (tab. 8) ist ganz gewiß abzusondern und als der Bart einer Muschel (*Bysus Mytili*) zu betrachten. Eben so zweifelhaft ist ihm auch S. 28. *Polyphysa aspergilloso* Lamour. welche Turner als *fucus penicillus* beschreibt. *Alcyonium bursa* L. (S. 29 und 30) und *Olivi's* Lamarkien (*Fucus tomentosus* Hud-on. *Vermil-laria Imperati*) hält es für Conferven ähnliche Körper. Unter die Thiere anderer Ordnungen, welche unrichtig unter die Zoophyten gestellt würden — rechnet er die neuerlich erschienenen *Ascidies composées* des Hrn. Cuvigny, als *Botryllus*, *polycidus*, *Pyrosoma* *Diazona* *Salpa* und *Synoi-cum*, ferner die *Diffugia protentormis* und das Thier in den Röhren der *Tubipora musica*, eben so S. 32 die *Encriniten* und 34 die *Mulliporen*. Der dritte Abschnitt S. 35 betrachtet die Lebenserscheinungen der Corallen und zwar zuerst die Ernährung, hierauf S. 37 Production und Wachstum und S. 40 die Entstehung unorganischer Masse, welche er durch Desorganisation thierischer Substanz gleich bey ihrer Bildung erklärt, so auch S. 42 durch theilweises Absterben der thierischen Substanz in den Corallen. Hierauf erklärt er S. 43 die Fortpflanzung und S. 45 die Lebensdauer der Corallen und endlich S. 46 die geographische Verbreitung derselben. Nach dieser ersten Abhandlung, welche man als die erste naturphilosophische Behandlung der Thierpflanzen betrachten kann, folgt eine zweyte speciellere S. 94. Ueber

eine neue Familie von Thierpflanzen ohne leblose Substanz, sie besteht aus dem *Alcyonium floridum* und *spongiosum Esperii*, *Xenia umbellata Savignii* et *Lamarckii*, *Alcyonium digitatum*, *cydonium* (?) und *Madrepora denudata Cavolinii*, aber nur eine Species dieser Familie, nämlich die *Xenia umbellata* ist hier beschrieben und abgebildet (Tab. V. fig. 48. 49. 50). Die dritte und vorzüglichst belehrende Abhandlung besteht in des Verf. Bemerkungen über den Bernstein. Er zeigt in derselben, der Bernstein sey ein Baumharz und der Bernsteinbaum sey einem Harzbaume ähnlich gewesen, der meiste Bernstein sey schon vor seiner Versenkung in die Erde ausgeflossen; bey dieser Gelegenheit wird von der Lage des Bernsteins in der Erde gehandelt. Das meiste fossile Holz und der meiste Bernstein kommt zwischen Palmeien und Dirschreim vor, zugleich mit Vitriol, womit das Holz durchzogen ist und an der Luft in Staub zerfällt. Bey Rauschen und Kanta u, wo er gegenwärtig gegraben wird, ebenfalls, die gelben Streifen längs den Ufern von oxydirtem Eisen geben den Gräbern die Anzeigen der Bernsteinlager. Die Beymischung der Schwefelsäure macht den Bernstein von andern Pflanzenharzen verschieden und bildet die Bernsteinsäure. Der Baum, aus welchem der Bernstein ausfloß, war keine Palme, wie man gemeinlich glaubte, denn er gehört unter die Dicotyledonen. Als negativen Beweis liefert der Verf. eine nähere Untersuchung über den Bau des Palmenholzes; der Bernsteinbaum sey wahrscheinlich eine ausgestorbene Species, da auch die im Bernsteine eingeschlossene Insecten unbekannt und vermuthlich ausgestorbene Thiere sind z. B. die Spinne in Gestalt einer Ameise (Tab. VIII. fig. 68.) die Gattung oder Familie, zu welcher der Bernsteinbaum gehört habe, lasse sich nicht erkennen. Es finden sich sichere Beispiele südlicher Bildungen im Bernsteine, z. B. der Scorpion (fig. 69), die Ameise mit dem auffallend dicken Kopfe, welcher ungleich größer als der Hinterleib ist, länglich und mit starken dreieckigen Kinnladen bewaffnet und endlich (fig. 78) das rhomboidale Blatt und die Brust (fig. 67) als Beweise, daß zur Zeit der Bernsteinbildung ein

warmes Klima in Preußen war. Der Vf. beweiset durch den Russischen Mammuth und Rhinoceros, daß der Bernsteinbaum eben so wenig angeschwemmt, daß er aber durch Wasser untergegangen sey. Die gewöhnliche Meinung, daß zwischen gegrabenem und von der See ausgeworfenem Bernstein ein wesentlicher Unterschied sey, wird als unrichtig widerlegt. Zuletzt folgt eine chemische Untersuchung der Erde, in welcher der Bernstein liegt, vom Herrn. Medicinalrath Hagen. Die sonderbaren und merkwürdigen Insecten, welche im Bernstein liegen, sind gut und deutlich gezeichnet und genau und fleißig von dem Verfassern in den Anmerkungen beschrieben.

Frankfurt am Main.

In der Hermannschen Buchhandlung: **Bedeutung und Stand der Mineralogie.** Eine Abhandlung in der zur Feyer des Allerhöchsten Namensfestes Sr. Maj. des Königs am 12. October 1816 gehaltenen öffentlichen Versammlung der Academie der Wissenschaften zu München vorgelesen von Karl Casar von Leonhard. 1816. 111 Seiten in Quart.

Der verdienstvolle Verfasser dieser Abhandlung hat darin die nicht leichte Aufgabe zu lösen versucht, ein dem jetzigen Zustande der Mineralogie entsprechendes Gemählde der leblosen Natur zu entwerfen, in welchem das Ganze derselben nicht allein nach seinem gegenwärtigen Zustande, sondern auch nach den damit vorgegangenen Veränderungen sich darstellt und in welchem zugleich die Verhältnisse erkannt werden, in denen die Eigenschaften der einzelnen leblosen Wesen zu einander stehen, so wie die wissenschaftlichen Methoden, welche darauf sich gründen. Das Gemählde ist mit kühnem Pinsel angeleget und mit lebhaftern Farben ausgeführt. Es wird besonders gehoben durch eine Fülle von Belegen, Erläuterungen und litterarischen Notizen, die zweckmäßig nicht in das Gemählde selbst mit aufgenommen, sondern an den Rand desselben verwiesen sind. Die Eleganz des Rahmens entspricht dem Gehalte und der Bestimmung des Gemählides.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 13. Januar 1821.

P a r i s .

Gedruckt und unterdrückt im Jahre 1815. Zum zweytenmahl gedruckt zu London bey Colburn. (Leipzig, Brockhaus): Mémoires secrets sur la vie privée, politique et littéraire de Lucien Buonaparte, Prince de Canino; rédigés sur sa correspondance et sur des pièces authentiques et inédites. 1819. Tome I. S. XVI. X. 235. Tome II. S. 232. In Octav.

In einem kurzen Vorberichte erzählt der Herausgeber, daß diese Memoires, die bereits im Jahre 1815 gedruckt worden, auf Veranstaltung von Lucian, der den Buchhändler gegen hinreichende Entschädigung auf sein Unternehmen zu verzichten bewogen, unterdrückt worden seyen; jedoch sey das Mscr. damahls nicht ausgeliefert, und durch eine Verkettung von Umständen, deren Aufzählung zu weitläufig seyn würde, in die Hände des gegenwärtigen Herausgebers gerathen; der Inhalt des Buches selbst werde hinlänglich für dessen Echtheit zeugen. Auf gleich geheimnißvolle Weise, berichtet der Redactor der Memoiren, daß er nur das Manuscript in gehö-

S (1)

rige Ordnung gebracht und den Stil desselben verbessert. Ob aber dieselben von Lucian selbst herrühren, was jedoch durch den hin und wieder eindestreuten, scharfen Tadel über denselben, unwahrscheinlich sey, oder ob sie von einem treulosen Vertrauten gesammelt worden, läßt er dahin gestellt seyn, indem er ebenfalls der Meinung ist, daß der Inhalt des Werks hinlänglich dessen Authenticität beurkunde, so daß es weniger darauf ankomme, den ursprünglichen Verfasser desselben ausfindig zu machen. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß gar vieles die Echtheit und Wahrhaftigkeit dieser Memoiren zu beweisen scheint; mit ruhiger Unparteylichkeit ist darin das öffentliche und Privat-Leben Lucian's beurtheilt, zwar öfters lobend, wenigstens entschuldigend, jedoch auch wiederum mit zu viel wenig rühmlichen Zügen und Anekdoten ausgestattet, als daß man ihn selbst für den Verfasser halten möchte; dazu stimmt das ganze genau mit den bekannten Thatfachen überein, keine Verstöße gegen die Geschichte, keine Anachronismen, alles verräth vertraute Bekanntschaft mit dem Verlaufe der Begebenheiten, so daß, wenn auch das Werk wegen der gänzlichen Anonymität seines Verfassers; nicht als eine unbedingt glaubwürdige Quelle, es doch wenigstens immer als ein höchst interessanter Beytrag zur Tagesgeschichte zu betrachten seyn möchte, vortrefflich zu benutzen, um durch Vergleichung und Zusammenstellung mit authentisch beglaubigten Thatfachen, dieselben aufzuhellen und zu ergänzen. Eine gedrängte Uebersicht des Inhalts mag dieses Urtheil rechtfertigen. Nachdem der Verf. kürzlich von der Herkunft der Familie Buonaparte gesprochen und unter andern den Irrthum berichtet, als wenn dieselbe durchaus ohne alles Vermögen gewesen, indem der Cardinal Fesch, der alles was seine eigene und die Buonapartische Familie auf Corsica besessen, zusammengekauft, sich dadurch ein jährliches Einkommen von 20,000 Franks verschafft, erzählt er, daß

Lucian, nachdem Napoleon durch Barras bey der Artillerie vor Toulon angestellt worden, zuerst einen unbedeutenden Posten in der Militärverwaltung der Armee der Seealpen, dann durch Denunciation und Verläumdung seines Vorgesetzten verdrängt, die Aufsicht über ein Magazin zu St. Maximin erhalten und sich schon früh durch revolutionären Eifer ausgezeichnet, wie denn überhaupt sein feuriger, beynahe unbändiger Sinn ihn zu Ausschweifungen aller Art verleitet habe; so habe er auch, um eine Probe republicanischer Gleichheit zu geben, wiewohl allerdings nicht ganz freiwillig, der Tochter eines Gastwirthes Boyer, in dessen Hause er gelebt, schon jetzt die Ehe versprochen. Die Reaction nach dem Sturze von Napoleon bespierre, welche die Absetzung Napoleons zur Folge hatte, zwang auch Lucian Maximin zu verlassen und sich nach Marseille zurückzuziehen, wo die gesammte Familie in bitterm Elende schmachtete, bis der 13. Vendemiaire plötzlich die Gestalt der Dinge veränderte und Lucian alsbald zum Kriegscommissär ernannt ward. Ehelich genug heirathete er jetzt Christine Boyer, der er auch, obgleich häufig durch verlebte Abenteuer auf kurze Zeit von ihr abgezogen, bis an ihren Tod mit zärtlicher Anhänglichkeit ergeben blieb, wiewohl schon jetzt seine Familie keinesweges mit dieser Heirath zufrieden war. Anfangs im Süden, dann in den Belgischen Provinzen ward er als Kriegscommissär angestellt, und gab schon hier, in dem Verhältnisse zu seinen Vorgesetzten, wiederholt Beweise jener Hartnäckigkeit, die einen unterscheidenden Zug in seinem Character bildete wiewohl er damit zugleich, wo er es für nöthig hielt, eine Leutseligkeit zu verbinden mußte, die ihn ungleich mehr als seinen störrischen Bruder im Umgange beliebt machte. Die Siege des letzteren in Italien, der glorreiche Frieden von Campo Formio, blieben auch auf seine Laufbahn nicht ohne Einfluß. Im Jahre 6 (1797—98) ward er, obgleich er noch nicht das ge-

sehmäßige Alter erreicht hatte, von dem Departement von Liamone in Corsica zum Abgeordneten in den Rath der Fünfhundert gewählt und so groß war schon Napoleon's Ansehn, daß niemand diese Unregelmäßigkeit zu rügen wagte. In dem Rathe selbst machte er sich bald durch seine feurige Beredsamkeit, mit der er manche eingeschlichene Misbräuche rügte, und die Intoleranz und den Preßzwang, deren sich das Directorium schuldig gemacht hatte, bestritt, bemerklich. Je mehr aber letzteres mit jedem Tage in der öffentlichen Achtung sank, um so heftiger ward Lucian sein Widersacher. Allmählich verband er sich mit Sieyes, und zog sich in gleichem Maße von den apfiden Jacobinern zurück, als deren eifrigen Anhänger er sich früher gezeigt; nicht undeutlich ließ er selbst schon jetzt seinen Plan merken, seinen Bruder, der sich damahls in Aegypten befand, an die Spitze zu bringen. Vergeblich griffen ihn die Jacobiner und das Directorium auf das heftigste an, so sehr hatten schon beide bey der Nation alles Ansehn verloren, daß sich Lucian nichts desto weniger in seinem Posten behauptete. Auch Sieyes, der anscheinend an der Spitze der Partey stand, ward von Lucian nur als ein Werkzeug seiner Plane gebraucht; während jener angeblich damit umging, den Herzog von Braunschweig auf den Thron zu setzen, riefen Lucian und Joseph, Napoleon durch dringende Briefe zurück, da Foubert, den Sieyes als Werkzeug ausgesucht, bey Novi geblieben war, und Moreau jede Theilnahme verweigerte. Der Erfolg ist bekannt; Lucian, eben damahls Präsident der Fünfhundert, gewann die einflussreichsten Mitglieder der beiden Rätthe, und es gelang ihm, Sieyes vollkommen zu täuschen. In dem Landhause der Madame Recamier ward der Plan zwischen ihm und seinen Vertrauten berathen und vorbereitet; so erschien der 18te Brumaire. Wie sehr Lucian's Besonnenheit, am 19ten, zu dem Erfolge beygetragen, als Napoleon den Kopf verloren, wird

auch hier, wiewohl größtentheils auf die bereits bekannte Weise erzählt; daß Dolche gegen Napoleon im Rathe der Fünfhundert gezückt seyen, jedoch ebenfalls bezweifelt. Fouché, den das Directorium in der letzten Zeit, um sich zu stützen, zum Polizeiminister ernannt, war der erste, der, so wie er Buonaparte's Sieg ahndete, noch in derselben Nacht durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel, das Volk von Paris im Saume hielt, und sich dadurch in seinem Posten zu erhalten wußte. Lucian blieb jedoch der Held des 18ten Brumaire; indem er verhinderte, daß Napoleon außer dem Besetze erklärt wurde, hatte er recht eigentlich den Erfolg entschieden. Zur Belohnung ward er in einem Alter von 25 Jahren von der neuen Regierung zum Minister des Innern ernannt, und zeichnete sich bald durch eine der seiner Brüder ähnliche Herrschsucht aus, nur unter weniger herben Formen. In seinem Departement herrschte er unumschränkt, oft aber auch verfuhr er übereilt und unbedachtsam. Jedoch gelang es ihm, einen hohen Begriff von seinen Kenntnissen und Fähigkeiten um sich her zu verbreiten, auch verstand er die Kunst zu repräsentiren ungleich besser als Napoleon; wiewohl die von ihm geleiteten Feste und sonstigen Cerimonien sich durch zweckmäßige Anordnung auszeichneten. Dazu war er nicht ohne Rednergaben, und sprach gern und oft, wenn er auch nicht zu den ausgezeichneten Rednern gezählt werden mochte. Nach der Schlacht von Marengo traten allmählich monarchische Formen an die Stelle der bis dahin noch behaltene republicanismen. Auch Lucian wollte eine monarchische, allein zugleich eine gemäßigte Verfassung, er fürchtete die ungemessene Ehr- und Herrschsucht seines Bruders, vorzüglich auch, weil sie seiner eigenen Ehr- und Herrschsucht im Wege stand. Daher ging anfangs sein Plan dahin, die Regierung unter zwey Consuln zu theilen, Napoleon für den Krieg und die auswärtigen Angelegenheiten, sich

selbst für das Innere; allein bald erkennend, daß jener alle Gewalt allein an sich reizen wolle, beschloß er auf jede Weise dessen ehrgeizigen Planen entgegenzuarbeiten und hielt Wort; Fouché aber versäumte nicht den anhebenden Zwiespalt zwischen den Brüdern zu benutzen, um Buonaparte gegen Lucian, dessen Einfluß er fürchtete, durch übertriebene Erzählungen von dessen Ausschweifungen und Verschwendungen noch mehr zu reizen. So entstanden bald häufige Zänkereyen uater den Brüdern mit immer steigender Heftigkeit, indem Lucian, seines Verdienstes sich bewußt, dem Consul mit schonungsloser Bitterkeit antwortete; dazu kam, daß sich in Napoleon's Familie selbst zwey Parteyen um den Einfluß stritten, die Partey der Brüder, an ihrer Spitze Lucian und die der Beauharnois, an ihrer Spitze Josephine, welche letztere Fouché, der sich Buonaparten durch das Schreckbild der Factionen unterthänig zu machen gewußt hatte, aus allen Kräften unterstützte. Mit jedem Tage stieg der Zwist, bis, da endlich Lucian dem Consul gedroht, ihn zu stürzen gleich wie er ihn erhoben, und nun jede Ausöhnung unmöglich schien, ersterer als Gesandter nach Madrid entfernt ward. Allein wiewohl seine Feinde, die jetzt freyes Feld behalten, anfangs alles aufboten, um die Spaltung unheilbar zu machen, trat dennoch allmählich eine Annäherung ein, und Lucian, eine Zeitlang selbst der erklärte Günstling der Königin von Spanien, entwarf den Plan, Napoleon mit der Infantinn Isabelle, gegenwärtigen Kronprinzessin beider Sicilien, zu vermählen. Schon war, mit des Consuls Genehmigung, die Unterhandlung bis zum Abschluß gekommen, als Josephine davon Kunde bekam und durch ihren und ihrer Tochter Hortense Einfluß, es dahin brachte, daß dieselbe plötzlich abgebrochen werden mußte; daß dadurch aber zugleich die bisherige Spannung zwischen Josephine und Lucian noch um vieles stieg, begreift sich leicht.

In Spanien legte letzterer zugleich den Grund zu seinem Reichthum; in die 30 Millionen Franks, die Portugal ins geheim für den Frieden von Badajoz bezahlte, theilte er sich mit dem Friedensfürsten, gab jedoch Napoleon fünf Millionen von seinem Antheile ab. Im November 1801 kehrte er aus Spanien zurück, worauf er im nächsten März zum Mitgliede des Tribunats ernannt wurde, und sowohl bey dem Abschlusse des Concordats, als auch bey der Errichtung der Ehrenlegion thätig war und sich vorzüglich durch seine schonenden Manieren die Gunst des Römischen Hofes in einem seltenen Grade zu erwerben wußte. Noch in demselben Jahre (Jul. 1802) ward er zum Großofficier der Ehrenlegion ernannt, erhielt als solcher Sitz im Senate und die Senatorerie Poppelsdorf bey Bonn. Seine erste Frau war noch während er Minister des Innern war, gestorben, eine Zeitlang hielt seine Schwester Elise Bacciochi ihm Haus, bis er aufs neue durch die Reize einer gewissen Madame Jouberteau, der Geliebten eines Grafen de la B eines seiner Freunde, gefesselt ward und sich selbst, nachdem sie ihm einen Sohn geboren, entschloß, sie seinem Bruder zum Troste förmlich zu heirathen. Vergeblich wollte Napoleon ihn mit der verwittweten Königin von Sardinien vermählen, verbot vergebens nach einem heftigen Zank mit seinem Bruder, in welchem ihm dieser wegen seiner eigenen Ehe mit Josephine die ärgsten Bitterkeiten gesagt, den Mars von Paris den Civilact vorzunehmen, noch an demselben Abend eilte Lucian nach Pleffis Chamant, wo die Heirath von dem dortigen Pfarrer vollzogen ward. Napoleon's Zorn war grenzenlos und der niedrige Geiz und die Habsucht, welche anfangs die Neuvermählte bewies, schien seinen Widerwillen zu rechtfertigen. Trennung von dieser Frau ward von jetzt an von Napoleon zur ersten und unerläßlichen Bedingung zur Wiederausöhnung gemacht, und um so fester blieb Lucian

auf seinem Sinne. So erhielt er endlich den Befehl, Frankreich zu räumen. Im April 1804 verließ er Paris und begab sich nach Mailand zum großen Verdruße seiner Mutter, deren Liebling er war und sowohl sie, als einige andere Glieder der Familie, vorzüglich Fesch, unternahmen es, eine Ausöhnung zu Stande zu bringen. Allein wiewohl Napoleon Lucian's Sohn erster Ehe das Herzogthum Parma und ihm selbst die Würde eines Staatsercanzlers zu ertheilen sich erbot, scheiterte dennoch die Unterhandlung, da er die Aufhebung von Lucian's zweyter Ehe gebieterisch forderte. Als er bald darauf zur Krönung nach Mailand reisete, begab sich Lucian nach Pesaro, und von dort nach Rom, wo ihn der Pabst ausgezeichnet gütig aufnahm und ihm, wiewohl er den Titel nicht führte, alle Ehrenbezeugungen eines Französischen Prinzen erweisen ließ; er selbst wußte ebenfalls mit vieler Festigkeit den, wie er glaubte, ihm gebührenden Rang zu behaupten; in seinem Hause herrschte im kleinen ganz die Etikette der Tuilerien. Indessen war der Krieg von 1805 durch die Schlacht von Austerlitz schon so gut als beendigt, als der Hof von Neapel die angelobte Neutralität verletzte und Napoleon den lang ersehnten Vorwand begierig ergreifend, seinen Bruder Joseph mit einer Armee unter Massena's Oberbefehl gegen Neapel sandte, der bey Gelegenheit seiner Durchreise durch Rom aufs neue mit Lucian Unterhandlungen eröffnete. Allein umsonst ward ihm Toscana, selbst ohne die Verpflichtung angeboten, die Königin von Sardinien zu heirathen, die vielmehr unbedingt ab danken sollte; Lucian verwarf alle Anerbietungen, die er mit dem Opfer seiner Gattinn erkaufen sollte, und sein Haß gegen Napoleon stieg mit jedem Tage. Seine Thür blieb den Französischen Generalen und Beamten größtentheils verschlossen, dagegen aber ward der Preussische Gesandte, Hr. von Humboldt, selbst während des Preussischen Krie-

ges auffallend von ihm ausgezeichnet. Nichts desto weniger versuchte Napoleon noch einmahl aus seinem Hauptquartiere durch Talleyrand eine Unterhandlung mit Lucian eröffnen zu lassen, umsonst —; gleich erfolglos war ein neuer Plan im Sommer 1807, Lucian, ohne weiter auf die Ehescheidung zu dringen, unter dem Namen eines Neapolitanischen Prinzen von Geblüt, als Vicekönig nach Sicilien zu senden, indem man eine Zeitlang nicht ohne Hoffnung war, Ferdinand IV zur unbedingten Abdankung zu bewegen; die Dazwischenkunft der Engländer verhinderte die Ausführung. Endlich gelang es Joseph, zu derselben Zeit als die Königin von Sardinien entsetzt ward, zu Mantua eine Zusammenkunft zwischen Napoleon und Lucian zu Stande zu bringen. Ersterer verlangte jetzt von seinem Bruder nur einstweilige Trennung von seiner Gattin und wiewohl auch dieß Lucian unbedingt verweigerte, erbot sich dennoch Napoleon für die beiden Töchter erster Ehe, von denen er die älteste dem Prinzen von Asturien zur Gemahlin bestimmte, Sorge tragen zu wollen; auch Lätitia wünschte ihre beiden Nichten in ihrer Nähe zu haben und Lucian willigte endlich ein. Allein die Erbitterung zwischen beiden Brüdern blieb nach wie vor; mittlerweile wurden die Bourbons in Spanien vom Throne gestürzt, der Pabst in seiner eigenen Hauptstadt Napoleon's Gefangener, und Lucian, der vertraute Freund des Cardinals Consalvi, nahm nicht nur an allen geheimen Berathschlagungen des päpstlichen Hofes Antheil, sondern gab auch laut bey jeder Gelegenheit seine Anhänglichkeit an denselben und die Misbilligung des Verfahrens seines Bruders zu erkennen. Dem päpstlichen Obristen Baron Fries, der französische Dienste genommen, wagte er selbst öffentlich seine Thür zu verschließen und in gleichem Maasse stieg die Erbitterung Napoleon's, der durch seine Spione genau von allem unterrichtet ward; selbst die geringfügigsten Umstände wurden ihm in dem gehässigsten Lichte dargestellt. So erhielt Lu-

cian bereits in den ersten Tagen des Aprils 1808, während er sich auf seinem Landgute bey Frascati aufhielt, eine Aufforderung von seinem Bruder Joseph, den Kirchenstaat auf einige Zeit zu verlassen und begab sich nach Florenz. Selbst seine Geschwister wagten jetzt nicht mehr ihn zu sehen, nur in der Nacht schlich sich seine Schwester Elise Vacciochi einige Male zu ihm. Als Joseph zum Könige von Spanien bestimmt war, hoffte er Neapel für Lucian zu erhalten, indem dessen Gattinn zwar nicht den Thron mit ihm theilen, jedoch als formlich anerkannte Frau mit und neben ihm leben sollte, allein seine Schwester Caroline, die Gattin Murat's, hintertrieb den Plan und wußte Neapel für ihren Gatten zu erlangen. Dagegen erhielt Lucian nach einigen Monathen die Erlaubniß nach seiner Herrschaft Canino, fünf und zwanzig Stunden von Rom zurückkehren zu dürfen, woselbst er sich ganz dem Landbau und der Verbesserung seiner Besitzungen, so wie auch seinem Gedichte, "Karl der Große oder die befreyte Kirche" an dem er schon längere Zeit gearbeitet, widmete. Eine Menge Anlagen, Bauten, Nachgrabungen, Veränderungen aller Art wurden unternommen. Der Sommer zwang ihn jedoch wegen der bösen Luft sein Landgut zu verlassen; am Ende Mays begab er sich in die Nachbarschaft von Lucca, wo er das Badehaus seiner Schwester Elise, die jetzt bereits als Großherzoginn von Toscana zu Florenz sich aufhielt, bezog. Im November 1809 kehrte er nach Canino zurück; schon war die Ehescheidung Napoleons beschlossen und um so mehr drang Lätitia in Lucian, seine älteste Tochter nach Paris zu senden, in der Hoffnung, daß sie vielleicht Josephinen's Platz würde einnehmen können, auch Lucian schien zu hoffen, allein Napoleon's Stolz hatte anders gewählt. Zwar war Lucian's Tochter Charlotte bey ihrer Ankunft in Paris von Napoleon als Prinzessin begrüßt, allein nicht lange behielt sie des Oheims Gunst; ohne Rückhalt hatte sie sich, wie ihre Eltern

von ihr verlangt, in ihren Briefen über Napoleon, die Geschwister, den gesammten Hof, alles was sie sah und hörte ausgelassen, die Briefe waren aufgefangen und das gute Vernehmen hatte ein Ende. Zwar gedachte Napoleon, der an der Unterjochung Spaniens zu verzweifeln anfing, sie mit dem gefangenen Ferdinand dem 7ten zu verheyrathen, um diesen, den er unter harten Bedingungen wieder auf den väterlichen Thron setzen wollte, dadurch desto fester an sein System zu ketten, allein Lucian erklärte entschlossen, daß nach dem was vorgefallen, er nie sein Kind der Politik seines Bruders aufopfern werde; gleich sehr widersezte er sich einer Vermählung mit dem Großherzoge von Würzburg, weil seine Tochter Abneigung gegen denselben bezeigt und forderte endlich mit heftigen Worten sein Kind zurück. Dieß entschied; Napoleon auher sich, befahl die Entfernung seiner Nichte binnen 24 Stunden und der Befehl ward pünktlich vollzogen. Lucian empfing seine Tochter mit Entzücken; die Erbitterung unter den Brüdern war ärger als je; kein Glied der Familie wagte mehr Lucian's Namen vor Napoleon zu nennen. Jener, das Aeußerste befürchtend, verlangte und erhielt Pässe nach den Vereinigten Staaten; eilig ward seine ganze Habe nach Civita Vecchia gebracht. Auch Fouché, der seit der Entfernung Josephinen's Lucian im Nöthfall als eine Stütze betrachtet und sich demselben geneigt gezeigt, fiel in Ungnade, weil er auf Einigkeit in der Familie gedrungen, Murat aber, der seinem Schwager auf dessen Gesuch, eins der auf Napoleon's Befehl in Neapel in Beschlag genommenen amerikanischen Schiffe zu seiner Ueberfarth überlassen, konnte nur mit zehn Millionen Franks Napoleon's verstellten Zorn über diese angebliche Beznünstigung der Flucht Lucian's, wiewohl derselbe förmlich Pässe erhalten, besänftigen. Obgleich aber, sowohl der englische Gesandte Hill zu Cagliari, Lucian das nöthige fiene Geleit verweigert, als auch Miollis und die römische Junta seiner Abreise alle

mögliche Hindernisse in den Weg zu legen suchten, ging er dennoch endlich am 5ten August 1810 zunächst nach Cagliari unter Segel. Allein vergeblich hoffte er für seine seekrante Familie die Erlaubnis zu landen zu erhalten, bald ward er von zwey englischen Fregatten aufgebracht und sammt seiner Familie nach Malta geführt (24. Aug.), wo er zwar anfangs als Gefangener behandelt ward, jedoch nach einigen Wochen die Erlaubniß erhielt, San Antonio, vormahls ein Landhaus des Großmeisters, zu beziehen. Seine Vermögensumstände waren bereits jetzt nicht mehr die glänzendsten; gewohnt auf einen großen Fuß zu leben, hatte er wiederholt bey seinen Brüdern Joseph und Ludwig und selbst bey Hieronymus Anleihen machen müssen, letzterer allein hatte die 100,000 fl., die er ihm geliehen, mit wenig Zartgefühl dringend zurückverlangt und Lucian gezwungen, sogar die Diamanten seiner Gattin zu verpfänden. — Nach zwey Monathen kam die Antwort der englischen Regierung, bey der Lucian um die Erlaubniß zur Fortsetzung seiner Reise angehalten; er ward genöthigt, sich als Kriegsgefangener nach England zu begeben, wo er am 28ten Dec. 1810 zu Plymouth eintraf und anfangs unter Aufsicht zu Ludlow, der Hauptstadt von Wales, in dem Hause des Lord Powis, dann auf dem Landgute Torngrove, in der Nähe von Worcester, wohnte. Die Jagd und sein Gedicht beschäftigten ihn hier beynah ausschließlich; letzteres ließ er selbst im Jahre 1813 mit aller typographischen Pracht zu London, so wie nachmahls zu Paris drucken, fand sich aber bald schmerzlich in seinen Erwartungen über die Aufnahme desselben bey dem Publicum getäuscht. Der Sturz Napoleon's verschaffte ihm endlich die Freyheit wieder; er verließ England und begab sich durch Deutschland und die Schweiz, da ihm durch Frankreich zu reisen verweigert worden, wiederum nach Rom (27. May 1814), wo ihn der Pabst mit der größten Auszeichnung empfing und zum Prinzen von Canino erhob. Nach einigen Monathen folgte ihm

seine Familie dorthin nach. Indessen befand sich Napoleon auf Elba und das Unglück näherte ihm Lucian, der ihm jetzt seinen Beystand nicht versagen zu dürfen glaubte. Lätitia und Pauline machten anfangs die Unterhändler, wiederholt verlangte Napoleon seinen Rath und gewann dadurch um so leichter seine Eitelkeit, als dieselbe durch die bitteren Critiken der Pariser Journale über sein Gedicht gar sehr gereizt war. Auch Fouché ermangelte nicht, den alten revolutionairen Eifer Lucian's wieder anzufeuern, und dieß gelang um so eher, da derselbe jetzt durch seinen Einfluß jedem Mißbrauch der Gewalt von Seiten Napoleons vorbeugen zu können hoffte. Bertrand, der selbst nach Rom gereist war, beredete mit Lucian und Thibaudeau den Plan der Revolution, denn eine neue Revolution wollte Lucian, jedoch ohne alle die Ausschweifungen, welche die erste befudelt; ein May-Feld, eine Idee, die ihm gleichfalls eigenthümlich gehörte, aus seinem Gedichte selbst geschöpft, sollte derselben gleich anfangs die nöthige Festigkeit verschaffen. Nothgedrungen stimmte Napoleon in alle Vorschläge ein, jedoch täuschte er schon jetzt Lucian, indem er ihn der vollkommenen Zustimmung von Oesterreich versicherte. Joseph, damals zu Pragrin in der Schweiz, ward nun der Mittelpunkt aller Umtriebe. So wie Napoleon gelandet war, verhehlte Lucian seine wahre Gesinnung nicht mehr, öffentlich sprach er und zuversichtlich von dem Erfolge des Unternehmens; zugleich gelang es ihm, den Papst wegen aller möglichen Folgen zu beruhigen und sich selbst die nöthigen Pässe zu einer Reise nach Frankreich zu verschaffen. Schon zu Ende Aprils traf er ins geheim zu Paris ein, als aber die Unterhandlung mit England, deren Leitung er übernommen hatte, mislang, begab er sich öffentlich nach Versoir, um daselbst seine Familie zu erwarten. Allein der drohende Ausbruch des Krieges rief ihn nach Paris zurück, wo er das Palais royal bezog und vorzüglich die Maafregel der Föderationen betrieb, überhaupt

aber an allen geheimen Berathungen lebhaften Antheil nahm, indem er hauptsächlich den Vermittler zwischen den verschiedenen Parteyen machte; unter den Ministern war ihm Carnot vornehmlich ergeben. Als ein Glied der kaiserlichen Familie Mitglied der Pairskammer, ward er zugleich auch zum Deputirten in die zweyte Kammer gewählt und erhielt bey Napoleons Abreise zur Armee, Sitz und Stimme in dem Regentschaftsrathe. Allein der Unfall von Waterloo zerstörte plötzlich alle Pläne, umsonst suchte Lucian seinem Bruder und den übrigen Häuptern der Partey Muth einzusprechen. Die deutliche Abneigung der Kammern, vorzüglich der zweyten, hoffte er durch eine gewaltsame Auflösung derselben zu überwinden, als sich auf Fouché's Betrieb dieselbe für permanent erklärte; auch der Plan, die Thronfolge dem Sohne Napoleon's zu versichern, mislang, in der Pairskammer ward sogar bey dieser Gelegenheit Lucian der Vorwurf gemacht, daß er nicht einmahl ein Franzose, sondern nur ein römischer Prinz sey. Die Ernennung einer vorläufigen Regierungscommission unter dem Einflusse Fouché's schlug endlich gänzlich die letzten Hoffnungen nieder. Daher drang Lucian jetzt auf Napoleon's schleunige Abfarth nach Nordamerika, wohin er selbst und die übrige Familie folgen wollte; auch dieß mislang. Indessen hatte er sich bereits unter dem Namen eines Grafen Casali auf den Weg nach Italien begeben, um seine Familie, die sich noch zu Rom aufhielt, abzuholen, als er zu Turin verhaftet ward, bald darauf jedoch von den verbündeten Mächten die Erlaubniß erhielt, sich wiederum nach Rom zu begeben, um dort unter der Bedingung, das päpstliche Gebiet nicht zu verlassen, und unter Aufsicht der päpstlichen Regierung zu leben; auch nahm ihn Pius mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit wiederum auf (Sept. 1815). Vergeblich suchte er dagegen noch ein Mahl am Ende des nächsten Jahres bey den Verbündeten, um die Erlaubniß nach, sich nach Nordamerika begeben zu

dürfen. — So weit das vorliegende Werk; angehängt sind demselben; eine critische Beleuchtung des Gedichtes Lucian's Karl der Große oder die befreite Kirche, verschiedene seiner merkwürdigen Reden und Berichte und ein Brief an den Herausgeber der Memoiren, dessen ungenannter Verfasser unter mehreren anderen Bemerkungen und Berichtigungen hauptsächlich die Gattin Lucian's gegen die hin und wieder in dem Buche selbst ihr gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen sucht.

F. S.

Paris.

De la puissance temporelle des Papes et du Concordat de 1817. Par M. J. Garinet, Avocat. 1818. S. 91 in 8. Noch ein Paladin der gegen den römischen Riesen auftritt, aber mit eben so schwachen Angriffss- als Vertheidigungs-Waffen auftritt! Auf zwölf Seiten stellt Hr. G. zuerst alles zusammen, was die Päbste seit einem Jahrtausend durch unbefugte thätliche und wörtliche Anmaaßungen, in der Praxis und in der Theorie gegen die weltliche Macht gesündigt haben sollen. Da kommt zuerst Gregor IV. vor, der noch im neunten Jahrhundert aus den Decreten des falschen Isidor die Idee von einem Ober-Bischof auffaßte, den er vorstellen müsse, und sich deswegen schon von den französischen Bischöfen den Bruder-Titel, den sie ihm gegeben hatten, verbat. Nach ihm läßt er sogleich — denn an eine chronologische Ordnung bindet sich Hr. G. nicht — Gregor VII. auftreten, der sich für den Oberherrn aller Könige erklärt, und den Plan entworfen habe, alle weltliche Reiche in wahre Lehen der Kirche zu verwandeln; doch kehrt er wieder zu Nicolaus I. zurück, der ja in einer Bulle ausdrücklich versichert habe, daß dem Apostel Petrus von Christo die höchste weltliche Gewalt eben so wie die höchste geistliche übertragen worden sey. Nun tritt Coelestin III. auf, der dem Kaiser Heinrich VI. die Krone mit den Füßen auf den Kopf schob — Bonifaz VIII. der den weltlichen Fürsten das Besteuerungs-Recht der Kirchen-Güter absprach — Pius II. der dem türkischen Kaiser Mahomed II. die Kaiserkrone des Occidents

anbot, wenn er das Christenthum annehmen wollte — Paul IV. der die Abdankung des Kaisers Karl V. kassirte, weil seine Erlaubniß dazu nicht vorher erbeten worden war — dazwischen hinein wieder Leo X. der in dem Eingange des mit Frankreich geschlossenen Concordats einfließen ließ, daß er von Gott über alle Königreiche und Völker gesetzt sey, und dann noch Innoenz X. der gegen den westphälischen Frieden protestirt und ihn für nichtig erklärt habe. Bonifaz VIII und Gregor VII. kommen aber doch in Gesellschaft mit Clemens VI., der die Königin Johanna um die Graffschaft Venaisin betrog, noch einmahl an die Reihe, und das Klage-Büchlein schließt sich mit einigen der auffallendsten Sätze aus dem Bellarminischen Tractat: *De potestate summi pontificis in secularibus*, und mit der Bemerkung, daß auch Thomas Bozias, Alexander Pezantius, und alle Jesuiten in ihren Schulen das nämliche gelehrt hätten. Nun aber wird nach der kurzen Uebergangs-Formel: *“Voyons, si cette doctrine est conforme à l'esprit des saintes écritures!”* gerade auf zwey Seiten weniger S. 12 u. 22. zusammengestellt, was von Christo selbst; was von den Aposteln, was von den heiligen Vätern und was von den ersten Päbsten darüber gelehrt worden sey. In einem dritten Kapitel S. 23. 32 werden die Rechte aufgejucht, welche die Französischen Könige von jeher auch über die Kirche angesetzt und behauptet hatten. Das vierte Kapitel S. 33 — 42 enthält die Bestimmungen die darüber in den praematischen Sanctionen Ludwigs IX. und Carls VII. enthalten seyen, und eben so kurz wird endlich noch in den letzten drey Kapiteln die Geschichte der Concordate von 1515, 1804 und 1817 gegeben. Wenn der Name und der Character des Verr. nicht angegeben wäre, so würden wir die Schrift für die Arbeit eines jungen Studirenden halten, der alle die schönen Anekdoten von den Päbsten, die er darinnen der Welt mittheilt, zum erstenmahl gehört oder gelesen hatte, und sich dadurch gedrungen fühlte, sie weiter zu verbreiten; wenigstens den Französischen Rechtsgelehrten erkannten wir nirgends als in der alten Französischen Rechtssprache, in welcher S. 48 — 50 die Parlements-Verhandlungen über das Concordat zwischen Franz I. und Leo X. erzählt sind.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 15. Januar 1821.

L o n d o n.

Memoir on the Ruins of Babylon by Claudius James Rich, Esq. Resident for the R. H. East India Company at the court of the Pasha of Bagdad. With three plates. Third edition. 1818. First Memoir. 60 S. Second Memoir 57 S. 8. Der Umstand, daß schon die dritte Auflage dieser Memoirs nöthig ward, gibt den Maßstab von der Aufmerksamkeit die sie in England erregten. Das erste derselben erschien zwar schon in den Fundgruben des Orients; aber sehr mangelhaft; das zweyte ward durch einen Aufsatz von Kennel in der Archaeologia veranlaßt. Die genauere Erforschung des Locals des alten Babels, und die Vergleichung mit den Nachrichten der Schriftsteller, ist eine der wichtigsten Bereicherungen für alte Geschichte und Geographie. Zwar hat der würdige Niebuhr, dem auch Hr. Rich volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, aneefangen ein Licht darüber zu verbreiten; aber die Umstände erlaubten ihm nicht, seinen Untersuchungen den vollen Umfang zu geben; und gerade das Hauptdenkmahl

3 (1)

sah er nur von ferne. Nur an Ort und Stelle können solche Forschungen gedeihen; und wie sehr Hr. K. durch den Posten, den er bekleidet, dabey unterstützt ward, fällt in die Augen. Aber auch Hr. K. gesteht selbst, den Gegenstand bey weitem nicht erschöpft zu haben, wie jeder leicht glauben wird, der die Natur und die Schwierigkeiten solcher Untersuchungen kennt. Die Lage des alten Babylons nimmt der Verf. mit Niebuhr und Kennel bey dem Orte Hilla an. Allenthalben sieht man hier die Spuren einer großen frühern Bevölkerung; Haufen von Schutt aus Backsteinen und Ziegeln, und vertrocknete und verfallne Canäle. Hilla, mit 6—7000 Einwohnern, liegt unter $32^{\circ} 28'$ N. B. an der Ostseite des Euphrats. Die Luft ist gesund, und der Boden äußerst fruchtbar an Reis, Datteln und Getreide; der Euphrat düngt ihn im Frühjahr durch seine weiten Ueberschwemmungen; die dann alle Canäle füllen, und manche Gegenden zu Morästen machen. Selbst die Ruinen werden davon zum Theil unzugänglich. Sie fangen schon neun E. Meilen östlich, und fünf nördlich von Hilla an. Sie bestehen aus Haufen und Hügeln von gebrannten und ungebrannten Ziegeln und Backsteinen, die größtentheils wieder zu Erde geworden sind; und finden sich, jedoch sehr ungleich, an der Ost- und Westseite des Stroms. An der Ostseite, von Norden angefangen, ist die erste größere Ruine das von den Arabern sogenannte Mukallibé, oder nach dortiger Aussprache Mujelibé; ein Oblongum, dessen Nördliche Seite 200, die südliche 219, die östliche 182, die westliche 133 Ellen (yards) lang ist. Die größte Höhe betrug 141 Fuß. Die Ruine ist jetzt der Aufenthalt wilder Thiere, Stachelschweine ic.; man glaubte selbst den Geruch von Löwen zu spüren. An einer Stelle wo Hr. K. Nachgrabungen machen ließ, wurde ein hölzerner Sarg mit einem Scelett; auch einige Geräthschaften; und Backsteine mit Inschriften ge-

funden. Diese Ruine ist es, die della Valle, und nach ihm Kennel für den Thurm des Belus halten. Eine E. Meile südlich von Mukallibé ist die zweite große Ruine, el Kaffr. (das Schloß) von den Arabern genannt. Das Mauerwerk hat ein sehr frisches Ansehen; und ist so fest, daß es nicht möglich gewesen ist, Stücke davon abzubringen. Das Ganze besteht aus mehreren Mauern und Pfeilern, die vormals noch viel höher gewesen zu seyn scheinen. Das Innere ist voll von Schutt, in welchem Höhlen und Gänge sind, in denen mehrere Personen das Leben verloren; und keiner jetzt wagen will, hinein zu gehen. Außer diesen beiden großen Ruinen gibt es mehrere dieser ähnliche kleinere; auch ist das Ufer des Stroms von einem gemauerten Damme eingefast gewesen, wovon noch große Ueberbleibsel vorhanden sind. Nur das ist auffallend, daß von der alten Stadtmauer, die Herodot beschreibt, sich keine Spuren mehr finden; wiewohl das Mauerwerk von Mukallibé genau so ist, als Herodot 1, 179 berichtet; nemlich mit abwechselnden Lagen von Rohr zwischen den Backsteinen; so daß es noch wohl einer genauern Untersuchung bedürfen möchte, ob das Mukallibé nicht wirklich noch ein Ueberrest der alten Mauer, mit den darauf befindlichen Gebäuden sey. — Dieß waren die Haupttrümmern an der Ostseite des Stroms. Diefen gegenüber an der Westseite sind jetzt nur wenige und unbedeutende Ueberbleibsel vorhanden; nemlich ein paar Haufen von Schutt, mit Gras bewachsen. Aber bey weiten die erstaunenswürdigste Ruine des alten Babylons findet sich an eben dieser Seite des Flusses 6 E. Meilen südwestlich von Hilla, die von den Arabern Bir s Nimrud genannt wird. Unfre bisherigen Reisenden kannten sie nur aus Erzählungen, oder sahen sie, wie Niebuhr, aus der Ferne; es ist das Verdienst von Hrn. K. den ersten genauen Bericht als Augenzeuge davon zu geben. Er besuchte sie unter sehr

günstigen Umständen, um den ganzen Eindruck ihrer Größe zu genießen. Sie war in Nebel und Wolken gehüllt, als Hr. K. sich ihr näherte; aber gerade zur rechten Zeit wurden diese zerstreut; und die Pirramiden in ihrer ganzen Größe sichtbar da. Sie bilden einen Hügel, wie die Untersuchung auf das deutlichste zeigte, ganz aus Backsteinen bestehend, auch in der Gestalt eines Oblongum; dessen Umfang 762 Yards beträgt. An der W. Seite hat dieser nur noch 50 bis 60 Fuß Höhe; aber an der O. Seite erhebt er sich in conischer Form bis zu 198 Fuß; und auf dem Gipfel steht noch ein Pfeiler aus Mauersteinen 37 Fuß hoch und 18 breit. Er scheint in Absätzen gebaut gewesen zu seyn, von denen man noch vier unterscheidet. Dieß stupende Gebäude nun ist es, das der Verf. und vor ihm auch schon Niebuhr für den Thurm des Belus hielt. Nach Herodot hatte er 8 Absätze, und der unterste hatte ein Stadium in der Länge (*μνος*) (nicht Höhe, wie der Verf. mit Recht sagt;) und Breite (*εῦρος*.) Diese Angabe entspricht der des Herodots so weit, als man bey einem in Trümmern liegenden Gebäude dieß erwarten kann. Nur die Lage scheint Schwierigkeiten zu machen; da das Gebäude an der West- und nicht an der Ostseite des Flusses liegt; und, wenn man auch annimmt, daß es noch innerhalb der Ringmauern stand, doch wohl nicht in der Mitte, sondern an dem Ende gestanden haben würde. Man sieht leicht, wie schwer es ist, noch mit Bestimmtheit diese Punkte auszumachen; da die Ringmauern der Stadt nicht mehr vorhanden sind. Der Verf. kommt darauf in der zweyten Abhandlung zurück; die eigentlich eine Critik der Behauptungen von Kennel in seiner Geography of Herodotus ist. In dieser geht nehmlich die Meinung dieses berühmten Geographen dahin: Der Euphrat theilte die Stadt Babylon in zwey gleiche Hälften. Ein Palast, mit dem Thurm des Belus stand an der Ost-

seite; und diesem gerade gegenüber der andre von der Westseite, jeder in dem Mittelpunct seiner Abtheilung; oder vielmehr sie bildeten zusammen den Mittelpunct der Stadt; und waren durch den Fluß getrennt." Da nun Hr. Kennel diese Denkmähler in drey einzelne Ruinen sonderte, die jetzt östlich vom Flusse liegen, (da nach seiner Meinung die Birs nicht mehr im Umfange der Stadt lagen;) so nahm er an, der Euphrat habe hier seinen Lauf verändert; und sey vormahls zwischen jenen östlichen Ruinen durchgeflossen; außerdem glaubte er auch in einigen jener Ruinen Spuren einer neuen Stadt zu finden. Diese beiden Hypothesen werden nun von Hrn. Rich widerlegt. Die genaue Erforschung des Locals, verbunden mit einer großen Uebung in solchen Untersuchungen, überzeugte ihn vollkommen, daß der Euphrat hier seinen Lauf nicht verändert habe; d. i. daß die Ruinen, die jetzt an seiner Ostseite sich finden, immer an derselben lagen. Die Ansicht und Untersuchung der dortigen Ruinen aber macht es klar, daß sie sämtlich Einem Zeitalter, und also entweder alle, oder gar nicht dem alten Babylon angehören; welches letztere Niemand behaupten wird. Außer ihrer Gestalt und Beschaffenheit lehrt dieß noch der Umstand, daß alle, mit Inschriften versehenen Backsteine in ihnen, dieselbe Lage haben; nemlich mit der Schriftseite unterwärts; welches offenbar zeigt, daß dieß ihre ursprüngliche Lage war. — Nach dieser gründlichen Widerlegung der Kennelschen Annahme, sucht nun Hr. R. zu beweisen, daß der Thurm des Belus in den Birs, nicht aber in einer der östlichen Ruinen zu suchen sey. Dieß letztere sagt keiner der alten Schriftsteller. Was die Alten von dem Umfange von Babylon sagen, verstatet sehr gut, daß die Birs innerhalb desselben lagen; das: in der Mitte des Herodots müsse nicht mit mathematischer Genauigkeit genommen werden. Vorzüglich aber komme die ungeheure Masse, und

die Form der Virs, in der auch ein netter unterrichteter Reisender Hr. Buckingham noch vier Absätze erkannte, so mit dem überein, was die Alten von dem Thurm des Belus erzählen, daß daran vernünftiger Weise kein Zweifel seyn kann. Wahrscheinlich werden auch darin unsre Leser mit uns Hrn. Rich beystimmen; denn unsers Erachtens muß die Ansicht und Beschaffenheit des Denkmahls selbst hier das entscheidende Argument geben, nicht aber die wenig bestimmten Angaben über seine Lage; zumahl hier, wo wir nicht mehr im Stande sind, den ganzen Umfang der alten Stadt zu übersehen und genau anzugeben. Sehr richtig übrigens bemerkt Hr. Rich, daß man das alte Babylon mehr als einen befestigten und eingeschlossenen District, denn als eine Stadt im Europäischen Sinne des Worts betrachten müsse. — Ein Appendix gibt noch Nachrichten über einige Babylonische Alterthümer, besonders die Inschriften und deren Entzifferung durch Hrn. Prof. Grotefend, der bekanntlich von Hrn. Rich unterstützt wird. Auch Ansichten der Denkmähler und ein paar Keilinschriften sind beygefügt. — Mit der Anzeige dieser interessanten Schrift verbinden wir billig die Anzeige einer zweyten:

Daselbst.

Observations connected with Astronomical and ancient history, sacred and profane, on the Ruins of Babylon as recently visited and described by Claudius James Rich, Esq. Resident for the E. I. Company at Bagdad; with illustrative Engravings; by the Rev. Thomas Maurice, Author of Indian Antiquities, and assistant Librarian at the British Museum. London 1816. 8. 164 S. — Der Verf. ist aus seinen frühern Werken, besonders den Indischen Alterthümern zwar als ein belesener, aber

auch wenig critischer Schriftsteller bekannt. Auch bey dieser Schrift wird es hinreichend seyn, die Ideen des Vf. anzugeben. Nachdem in dem ersten Abschnitt die Nachrichten sowohl der Alten als neuerer Reisender über Babylon zusammengestellt sind; kommt der Vf. in dem zweyten auf seinen Hauptsatz: daß der Thurm des Belus ein Tempel und Hochaltar der Sonne, und sein hoher Gipfel ein Observatorium gewesen sey; und die Bilder und Inschriften auf den Bausteinen wahrscheinlich auf astronomische Beobachtungen sich beziehen. Die Sternkunde der Chaldäer sey wahrscheinlich älter als die der Aegypter; ihre metallurgischen, hydraulischen, mechanischen und architectonischen Kenntnisse seyn gleich groß gewesen; der Tempel des Belus habe große Aehnlichkeit mit dem großen Tempel zu Mexico. Nimrod, der Gründer von Babylon, sey in dem Sternbild Orion an den Himmel versetzt; Semiramis gleichfalls in den Plejaden; der Euphrat in dem Eridanus. Eine Verbindung zwischen der alten Welt und America habe gar wohl stattfinden können; (wobey die Sage von der Atlantis zu Hülfe genommen wird;) Phöniciſche und Carthagische Seefahrer hätten Aegyptern und Griechen die Nachrichten davon mittheilen können. Wir zweifeln, daß Deutsche Leser in diesen Untersuchungen, so wie auch in den Vermuthungen über den Ursprung der Buchstabenschrift, und über die Alterthümer von Persepolis, welche zuletzt folgen, viele Belehrung finden werden; da dem Vf. die von mehreren Seiten darüber gegebenen Aufklärungen außerhalb England gänzlich unbekannt oder unbeachtet geblieben zu seyn scheinen, auf welche ihn doch schon die so lehrreiche Schrift des Hrn. Rich hätte aufmerksam machen sollen. Die beygefügteten Kupfer stellen den Thurm des Belus nach della Valle, die Pagode zu Tanjore, den Tempel zu Mexico, und einige auch schon sonst bekannten Keilschriften vor.

Hn.

Paris.

Bey Plancher: Correspondance de Napoléon Bonaparte avec le Comte Carnot, ministre de

l'intérieur, pendant les cent jours. 1819. T. VIII
112. in Octav.

Welchen Zweck der Herausgeber, der in der Vorrede als ein eifriger Vertheidiger und Bewunderer Carnot's sich zu erkennen gibt und vornehmlich sich zu erweisen bemüht, daß es gerecht und billig sey, den Mann, der den Sieg der Französischen Waffen organisirt habe, aus der Verbannung zurückzurufen, da er, während seines ganzen öffentlichen Lebens, nie sich selbst und den Parteyen, sondern nur dem Vaterlande gedient, weßwegen auch der anscheinende Widerspruch in seinem Betragen, indem er zuletzt aufs neue Buonaparte gedient, ihm keinesweges zur Last zu legen sey, bey der Bekanntmachung dieser Correspondenz sich vorgefetzt, ist schwer zu begreifen, es sey denn, Carnot wegen der vielfachen Dienstentlassungen und Versetzungen zu rechtfertigen, welche während der hundert Tage in dem Geschäftskreise des Ministeriums des Innern vorgingen. Die meisten der hier mitgetheilten Briefe oder vielmehr Billete Buonapartes — Briefe Carnots finden sich nicht — enthalten nehmlich nur kurze Aufforderungen diesen oder jenen Beamten, oder auch zuweilen ganze Classen von Angestellten, die sich der Anhänglichkeit an die Bourbons verdächtig gemacht, von ihren Posten zu entfernen und durch andere zu ersetzen; mit unter werden Entwürfe zu Verordnungen verlangt, namentlich gegen diejenigen, welche Ludwig XVIII. auf seiner Flucht begleitet, oder Vorschläge zu Maßregeln, den großen Haufen, vorzüglich die gewesenen Soldaten, auf jede Weise zur Ergreifung der Waffen zu bewegen. Rec. gesteht, daß ihm nichts, was besonders ausgezeichnet zu werden verdiente, in dieser Sammlung aufgefallen ist.

F. C.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. Stück.

Den 18. Januar 1821.

P a r i s.

Bey Michaud: Histoire littéraire d'Italie par C. L. Ginguené, de l'Institut royal de France etc. Tome VII. 1819. 620 Seiten. Tome VIII 526 Seiten. Tome IX. 510 Seiten. Octav.

Sieben Jahre sind seit der Erscheinung des sechsten Bandes dieses, seitdem auch in Deutschland sehr bekannt gewordenen Werkes verfloßen. (S. diese gel. Anz. vom J. 1813. S. 1823.) Der verdienstvolle Verfasser hat indessen seine irdische Laufbahn geendigt. Die vor uns liegenden, nach seinem Tode herausgegebenen Bände, mit denen das Werk geschlossen seyn soll, sind eben so reichhaltig, als die vorhergehenden. Die Herausgeber haben sich nicht genannt. Vermuthlich sind es die, in der Vorrede zum siebenten Bande genannten beiden Freunde des Verstorbenen, die Herren Daunou und Amaury-Duval, beide auch Mitglieder des Königl. Instituts der Künste und Wissenschaften zu Paris. Laut dieser Vorrede fand sich unter Ginguené's litterarischem Nachlasse noch nicht einmahl Alles ausgearbeitet, was zur Geschichte der Italiänischen Litteratur

des sechszehnten Jahrhunderts nach dem Plane des Verstorbenen gehört; und von nichts Ande-rem, als der Litteratur dieses einen Jahrhunderts war doch schon in drey ganzen Bänden, dem vierten, fünften und sechsten, die Rede gewesen. Noch drey Bände, nur die Italiänische Litteratur desselben Jahrhunderts betreffend, erhalten wir nun hier. Freylich bey dieser kaum überschbaren Menge von Materialien schien kaum möglich, sich kürzer zu fassen. Dafür aber ist nun auch dieses Werk, das mit dem neunten Bande geschlossen seyn soll, kein Ganzes geworden. Es hat also den Zweck des Verfassers, seiner Nation eine genauere Kenntniß von der Italiänischen Litteratur in ihrem ganzen Umfange zu geben, nicht erreicht. Und jetzt, da dem Verfasser unser Urtheil in jeder Hinsicht gleichgültig seyn kann, dürfen wir auch unbefangen sagen, daß das Ganze nach einem unzweckmäßigen Plane berechnet war. Wollte der Verfasser das Wort Litteratur nur in dem bey den Franzosen gewöhnlichen Sinne nehmen, so war nichts dagegen zu erinnern, daß er von den poetischen Werken, von denen er Nachricht gibt, so weitläufige Auszüge lieferte. Wollte er aber, nach seiner Absicht, Alles mitnehmen, was zur Italiänischen Litteratur im weitesten Sinne dieses Wortes gehört, so mußte er, wie sein Vorgänger unter den Italiänischen Litteratoren, der treffliche Tiraboschi, die Ausführung im Einzelnen schon deswegen mehr beschränken, weil er sonst, wenn kein Mißverhältniß unter den Theilen dieses Ganzen entstehen sollte, verpflichtet gewesen wäre, auch von den wissenschaftlichen Werken der Italiäner ähnliche und zwar critischen Auszüge zu liefern. Woher sollte ein einzelner Mann, der außerdem noch so mannichfaltig beschäftigt war, die Zeit zu einer solchen Arbeit nehmen? Wie konnte er auf alle dazu nöthigen Kenntnisse Anspruch machen? Aber einen Plan systematisch berechnen, ist nun einmahl die Sache der Franzosen nicht,

es müßte denn in der Politik und der Tactik seyn. Hr. Ginguené ging mit Lust und Liebe zu Werke. Von Natur wortreich, ließ er seiner Feder freyen Lauf, wo der Gegenstand seiner litterarischen Berichte ihn besonders anzog. Nachdem er nun aber von der epischen Poesie der Italiäner aus dem sechszehnten Jahrhundert so umständlich gesprochen, fällt ihm ein, daß doch wohl Zeit sey, sich auch einmahl nach andern Theilen der Italiänischen Litteratur umzusehen, um das Interesse seiner Leser nicht zu erschöpfen. Plötzlich springt er also mitten in der poetischen Litteratur von diesem Thema ab, um Nachricht von den Italiänischen Schulen und Universitäten des sechszehnten Jahrhunderts zu geben, wobey er besonders auf die damahls in Deutschland ausgebrochene Kirchenrevolution, die dadurch veranlaßte Reaction von der Seite der alten Kirche, und die damit enge verbundene Thätigkeit der Jesuiten auf den catholischen Universitäten und an andern Lehranstalten Rücksicht nimmt. Von da führt ihn sein Weg zur Geschichte der physicalischen und mathematischen Wissenschaften, weiter zu den philologischen Wissenschaften, von da zur Geschichte der Buchdruckereyen und des Buchhandels in Italien, von da zur Geschichte der Philosophie und der Politik, weiter zur Italiänischen Historiographie aus jener Periode, dann zu den Bearbeitungen der Litterärgeschichte bey den Italiänern des sechszehnten Jahrhunderts, und von da plötzlich wieder durch einen Sprung zur schönen Litteratur zurück, und zwar namentlich zu den Romanen und Novellen, worauf dann, mit dem neunten Bande, die Geschichte der didactischen, satyrischen, und lyrischen Poesie dieser Periode der Italiänischen Litteratur den Beschluß des ganzen Werks macht. Eine seltsamere Vertheilung der Materialien löst sich nicht wohl denken. Da nun aber der Verfasser die in einer solchen durchaus unsystematischen Folge an einander gereiheten Ka-

titel auch noch nicht alle vollständig ausgearbeitet hatte, so haben die Herausgeber sich an den Italiänischen Gelehrten Hrn. Salfi gewandt, der mit vielem Fleiße Nachträge geliefert hat, die wir hier als Ergänzungen des Werks von Ginguené erhalten. Auf jenes Italiänischen Gelehrten Verlangen haben die oben genannten beiden Französische Litteratoren die Nachträge, vermuthlich der Sprache wegen, vor dem Abdrucke durchgesehen. Glücklicherweise ist durch ein Namen- und Sachregister, das gegen fünf Bogen einnimmt, das Nachschlagen in allen neun Bänden erleichtert; und wenn man sich über die verworrene Zusammenstellung, und die ermüdende Weitaufständigkeit einiger Partien in den ersten sechs Bänden hinaussetzt, kann man das Werk sehr gut benutzen, sich eine zusammenhängende Kenntniß von der gesammten Italiänischen Litteratur bis zum siebzehnten Jahrhundert zu erwerben. Besonders ist es denen zu empfehlen, die kein Italiänisch verstehen, oder Tiraboschi's Arbeit zu trocken finden. Für den eigentlichen Litterator bleibt aber Tiraboschi darum doch der vorzüglichere Führer und Lehrer. Aus Liebe zur Deutschen Litteratur muß man wünschen, daß keiner unsrer allzeit fertigen Uebersetzer sich auch über die neun Bände von Ginguené herwerfe, um sie ganz so, wie sie sind, in Deutscher Sprache zur Messe zu liefern.

Auf einige Kapitel der vorliegenden Bände müssen wir noch besonders aufmerksam machen. Sehr gut ist zu Anfange des siebenten Bandes die Geschichte des Italiänischen Universitätswesens aus dem sechzehnten Jahrhundert erzählt; aber freylich meistens nur nach Tiraboschi. Daß der Verfasser als Catholik den Einfluß, den die Jesuiten auf den öffentlichen Unterricht erhielten, nicht nach protestantischen Grundsätzen beurtheilt, ist in der Ordnung. Aber er ereifert sich auch nicht gegen den Protestantismus. Und die Thatsache ist gewiß, daß die Wis-

fenschaften im Ganzen, die Theologie und Philosophie ausgenommen, unter den Händen der Jesuiten nichts verloren. Italien blieb das gelehrteste Land in Europa. Mehrere der dortigen hohen und niedern Schulen kamen in neuen Flor, und zogen berühmte Schüler. Aber in unsrer Anzeige ist nicht der Ort, zu wiederholen, was man auch schon in andern Büchern findet. Das Kapitel über die physikalischen und mathematischen Wissenschaften, mit denen auch die militärischen zusammengestellt sind, ist natürlicherweise ein wenig oberflächlich ausgefallen, da der Verf. in diesen Wissenschaften nicht zu Hause war. Desto befriedigender sind die Nachrichten über das in damals fortblühende Studium der alten Griechischen und Römischen und auch der orientalischen Literatur. Auch verweilt der Verf. bey diesem Fache länger. Unter den hierauf eingeschobenen Notizen über die Fortschritte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels, besonders über die Aldinischen Pressen zu Venedig, liest man nichts Neues; und wenn man auch übrigens die Unordnung, in der die Materialien dieser Kapitel durch einander liegen, dem Verf. verzeihet, trauet man doch kaum seinen Augen, wenn man an dieser Stelle, wo so eben von Buchdruckereyen und Bibliotheken die Rede gewesen ist, Nachrichten über die Fortschritte der Beredsamkeit der Italiäuer bloß angehängt findet; aber die Nachrichten sind gut ausgewählt, und bringen die Werke mehrerer Italiänischen Prosaisten, denen man nicht genug Gerechtigkeit wiederfahren läßt, in angenehme Erinnerung. Das Kapitel, in welchem die Reihe an die Geschichte der Philosophie kommt, kann nur Dilettanten anziehen. Es hält keine Vergleichung mit dem aus, was man darüber in Deutschen Werken finden kann. Doch findet man dafür bey Ginguné unter den philosophischen Schriften mehrere bemerkenswerthe Bücher angeführt, die von den Deutschen Geschichtschreibern der Philosophie über-

gaaoen sind, weil man sich bey uns keinen so weiten Begriff von Philosophie macht, als in Frankreich. Sehr schätzbar ist die hierauf folgende Geschichte der Politit in der Italiänischen Littetatur des sechszehnten Jahrhunderts, weil man in diesem Fache mit Scaboschi nicht ausreicht. Was Hr. Cast hinzugesagt hat, um dieses Kapitel zu beendigen, ist noch genauer, als was Guarenó ausgearbeitet hatte. Man erstaunt über die Menge von politischen Begriffen, die sich damahls in den Köpfen der Italiäner bewegten. In die Naturrechtslehre tiefer, als ihre Vorgänger, einzudringen, war freylich diesen Italiänischen Politikern zu beschwerlich; aber die Kühnheit, mit der sie über die bestehenden Staatsverfassungen und öffentlichen Verhältnisse urtheilten, beweiset, welchen freyen Umlauf damahls die Censur in Italien den politischen Meinungen ließ. An Machiavell reicht indessen keiner der übrigen Schriftsteller dieses Faches. Ueber den wahren Sinn des berühmtesten Fürsten von diesem bewundernswürdig hellen Kopfe urtheilt auch der Verfasser, daß die Meinung, das Buch solle eine Satyre auf die Tyrannen seyn, sich auf keine Art vernünftigerweise durchführen lasse. Auch unsers Erachtens ist nur zu einleuchtend, daß der patriotische Machiavell den Glauben an die Moral verloren hatte, als er seinen Fürsten schrieb. Interessant ist in diesem Kapitel (T. VIII) die Vergleichung dieses Buchs mit der Politik des Aristoteles in Beziehung auf die Maximen, nach denen ein Tyrann im alten Griechischen Sinne des Worts am sichersten sich behaupten und seine Zwecke erreichen kann. — Auch die Abtheilung, welche die Geschichte der Italiänischen Historiegraphie aus dem sechszehnten Jahrhundert zum Gegenstande hat, ist mit Sachkenntniß und Geschmack bearbeitet, aber von Guinquens nicht vollendet. Hr. Casti hat sie fortgesetzt. Wenn denn auch die Reihe der ausgezeichnet merkwürdigen Italiänischen Historiker durch dieses ziemlich

lange Verzeichniß sich nicht verlänzern ließ, so macht man doch mit Beizügen zu einer genaueren Bekanntheit mit mehreren der hier angeführten und kritisch geprüften Schriftsteller, deren Werke außerhalb Italien wenig bekannt geworden sind. Auch dieses Kritisches beweist, daß unter allen Europäischen Nationen die Franzosen die fernstehenden Jahrhunderte auf der höchsten Stufe der jetzigen Bildung standen. In den letzten Kapiteln, wo der Verf. wieder zur schönen Litteratur umlenkt, sind ebenfalls außer den bekannteren Schriftstellern mehrere, die Aufmerksamkeit verdienen, wenn sie gleich nicht zu den vorzüglichsten gehören, genauer, als in andern litterarischen Werken, characterisirt. Auch Dichternamen sind außer Vittoria Colonna, Veronica Gambara, und Luigia Arizzone mehrere aufgeführt, von denen Tiraboschi nur kurze Nachricht gibt.

L o n d o n.

An Account of the Natives of the Tonga Islands in the South Pacific Ocean. With an original Grammar and Vocabulary of their Language. Compiled and arranged from the extensive communications of Mr. William Mariner several years resident in those Islands. By John Martin M. D. In two Volumes. 1817. Vol. I. LIX und 460 S., Vol. II 412 S. u. 14 Bogen Wörterbuch in 8.

Eine genauere Kenntniß der innern Verhältnisse der Bewohner, der von J. Cook besuchten Gruppe der Freundschaftlichen Inseln im Südocean, nach dem gegenwärtigen Zustande, im Vergleich mit dem früher geschilderten, gewähren die beiden mäßigen Bände dieses Werkes, dessen Verfasser durch besonderes Schicksal früh dahin verschlagen ward, und durch seine Erziehung wenigstens einigermaßen vorbereitet war, um während eines mehrjährigen Aufenthaltes unter jenen Insulanern Beobachtungen anzustellen und später sie mitzutheilen, wie sie hier durch Mr. Martin dem Publicum dargeboten sind. Statt jenes bekannteren Namens ist die Insulgruppe nach der Insel Tonga mit dem einheimischen Namen besetzt, und die Geschichte der Feinden und Regierungswechsel vor des Verf.

Ankunft erzählt, die nach den Transactionen der Missionsgesellschaft zu dem Jahr 1799 zu gehören scheinen. Mr. Warmer begleitete im Jahr 1805, als Jüngling einen Freund seines Vaters, der als Capitain eines Wallfischfängers auf Prisenjagd nach Südamerica und auf Wallfischfang in die Gewässer von Chili in Südmeere auslief. Von der Schiffsmannschaft, die bey einem Aufstande auf den Freundschaftsinseln theils entfloh, theils erschlagen wurde, blieb er allein am Leben, und wurde, nachdem das Schiff geplündert und zerstört war, von dem Könige an Sohnesstatt angenommen. Die Sorgfalt, mit der er behandelt, unterrichtet und begünstigt wurde, und die Theilnahme, die er nun an der Seite des Oberhauptes an allen Verhandlungen und Gefechten nahm, setzten ihn während vierjähriger Aufenthaltes unter den Insulanern in Stand, die Sitten und Gebräuche seiner neuen Bekannten genauer kennen zu lernen. Ueber den geselligen Zustand, über die Stände, über Regierung, Verwaltung, Krieg, über Religion, Cultus, Götterlehre, Vorstellungen von der Seele, dem Zustande nach dem Tode, über Unterhaltungen, Spiele, Gewerbe, Handwerke u. s. w. findet sich daher hier mancherley in 23 Kapiteln mitgetheilt; am wichtigsten möchten für den Forscher der Geschichten der Völker die umständlicheren Nachrichten über die Sprache dieser Insulaner seyn, da nur erst aus einer Kenntniß ihrer Grammatik und Wörterwurzeln, in Vergleich mit andern Sprachdenkmahlen, einiger Aufschluß gewonnen werden könnte, über Herkunft und Abstammung dieser im weiten Ocean insulierten Volksstämme. Die grammatischen Versuche über die Tonga-Sprache nehmen Seite 353 bis 412 ein, das Tonga-Englische und Englisch-Tongaische Wörterbuch macht den Beschluß des zweiten Bandes. In der Einleitung sucht der Herausgeber die Glaubwürdigkeit der Berichte des jungen Mannes, der gegenwärtig in London als Handelsmann lebt, zu verbürgen durch dessen Lebensgeschichte und durch anderweitige Proben seiner Fähigkeiten und Kenntnisse.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

Den 20. Januar 1821.

E d i n b u r g h.

For Archibald Constable and Company, and London for John Murray. *Essays on the Morbid anatomy of the human eye.* By James Wardrop, fellow of the royal college of surgeons, of the royal medical and chirological society, one of the surgeons of the public dispensary at Edinburg. 8. 1808. XXXI und 159 S. mit 9 Kupfert. Vol. II. 3. 274 S. 1818. mit acht Kupfertafeln.

Der Zweck dieses so wichtigen Werkes spricht sich schon auf dem Titel aus: der Verf. will eine pathologische Anatomie des Auges liefern, ein Unternehmen, das gewiß sehr viel Verdienstliches und Nützliches hat, da es uns bis jetzt gänzlich an einem solchen fehlte, und wir nur in den ophthalmologischen Werken zerstreut Beyträge zu derselben finden. Seinem Plane nach soll dasselbe in zwey Theile zer-

2 (1)

fallen, wovon bis jetzt jedoch nur erst die größere Hälfte des ersten erschienen ist. Dieser soll nehmlich die krankhaften Veränderungen der abgeforderten einzelnen Gebilde des Auges enthalten; der zweyte aber die Krankheiten, welche einen specifischen Character haben, in welchem der Gebilde sie sich auch zeigen, und die gewöhnlich mehrere derselben ergreifen. Zu den ersten rechnet er die Krankheiten der Cornea, Iris, Humor aqueus und vitreus, Lens, Nervus opticus, Retina, Choroidea, Sclerotica, Conjunctiva, Tarsi, Palpebrae, Glandula lachrymalis und Carunculae lachrymales. Zu der zweyten den Rheumatismus, Cancer, Scrophula, Lues venerea, Ophthalmiae exanthematicae u. s. w. Rückfichtlich der erstern befolgte er ganz Wichats Ansichten; wie der Leser aus dem Verfolge dieser Anzeige auch ersehen wird, classificirt wie jener die Häute des Auges, zeigt die Aehnlichkeit derselben mit andern Gebilden gleicher Art im Körper, und macht zugleich auch auf die durch ihren Zweck modificirte Verschiedenheit aufmerksam; ein Weg der gewiß zum Ziele, einer möglichst genauen Darstellung der pathologischen Veränderungen des Auges, führen muß. In wie fern unser Verf. dieses Ziel erreicht habe, wagt Ref. nicht zu entscheiden, hofft den Leser jedoch in den Stand zu setzen, dieses seinen eigenen Ansichten nach beurtheilen zu können. An fleißiger Bearbeitung ließ es der Verf. nicht fehlen; daß er eigne Einsichten und Beobachtungen nicht allein benutzte, sondern auch die anderer Schriftsteller sowohl seiner Nation, als auch der Deutschen, Franzosen und Italiäner, geht bey nahe aus jeder Seite hervor. Nicht fehlen konnte es aber dabey, daß er auch manches schon hinlänglich Bekannte anführen mußte, welches ihm jedoch gewiß nicht zum Vorwurf gereichen kann, da es eine natürliche Folge der Vollständigkeit seyn mußte, ei-

ner Vollständigkeit, nach welcher er vor allen Dingen zu streben hatte. —

Auffallend ist es Ref. gewesen, noch nirgend, so viel ihm bewußt, eine vollständige Anzeige dieses Wertes gefunden zu haben, nur Himly und Langenbeck haben in ihren Journalen, seine Wichtigkeit anerkennend, Bruchstücke aus demselben geliefert. Sollte nicht vielleicht die Ursache davon in dem etwas übertriebenen Preise desselben von beynahе funfzehn Thalern liegen? Daß derselbe vielleicht zu vermeiden gewesen wäre, wenn mehrere der Kupfertafeln weggeblieben wären, möchte dem Verf. wohl zum Vorwurf gereichen. Und leicht hätte fast die Hälfte wegbleiben können, denn schwerlich wird man jemahls die Ophthalmien so genau abbilden können, daß sie sich nach dem Gemählde wieder erkennen ließen, oder die verschiedenen Arten des grauen Staars im Bilde wieder geben können.

Ref. eilt nach diesen wenigen einleitenden Worten zur vollständigen Anzeige des Werkes selbst. I. Kap. "Allgemeine Bemerkungen über die Cornea". Mit Recht geht der Verf. von dem Gesichtspuncte aus, die Cornea sey eine Membrana sui generis, und nicht mit den Nägeln noch mit der Sclerotica zu vergleichen, denn erstere haben nicht wie sie jene bestimmten, zwey Lamellen, noch besitzen sie einen solchen Grad von Sensibilität, und letztere ist ganz fibröser Art, und besteht aus sich durchkreuzenden Filamenten. Die äußere Oberfläche der Cornea ist eine Fortsetzung der Conjunctiva, und gehört also zu den Schleimhäuten, die innere aber bildet einen Theil der Höhle, welche den Humor aqueus enthält, und sondert diesen vielleicht auch zum Theil ab, weßwegen man sie zu den serösen Häuten rechnen muß; der Zwischenraum zwischen diesen beiden besteht aus concentrischen Cellularlamellen, in deren Zellen die erhaltenden Gefäße eine Flüssigkeit eigner

Art ausschweizen. Aus dieser Verschiedenheit 'der Membranen erklärt es sich denn auch, warum einige Krankheiten der Cornea mit denen der Schleimhäute, andere mit denen der serösen Häute übereinstimmen, wozu sich denn noch eigenthümliche Symptome gesellen. — II. Kap. "Entzündung der Cornea". Sie zerfällt in drey Abtheilungen; nemlich a) Entzündung der Conjunctiva Corneae, b) Entzündung der Substanz der Cornea, c) Entzündung der Membrana humoris aquei. Die erstere derselben scheint da statt zu finden, wo die Conjunctiva der Sclerotica häufigen Entzündungen unterworfen war, und sich von ihr aus die Gefäße auf die Cornea verbreiten, und Erübung der letztern entstanden ist. Die Gefäße sind dann im Verhältniß zu der Verdunkelung der Hornhaut weit zahlreicher wie bey dem eigentlichen Hornhautflecken; auch gehen bey letzterm die Gefäße ganz deutlich von dem Flecken als dem Mittelpuncte aus, derselbe ist auch nicht über der Oberfläche der Cornea erhaben. Häufig geht die Entzündung aber auch nicht von der Sclerotica aus, sondern bildet sich gleich anfänglich auf der Cornea, und hat dann folgenden Verlauf: in der Nähe der Verbindung der Cornea mit der Sclerotica zeigt sich ein weißlicher, erhabener Fleck oder Streifen mit einem größern oder geringeren Grad von Entzündung der benachbarten Conjunctiva, die Blutgefäße sind hoch scharlachroth, laufen in gerader Richtung, zeigensich zahlreicher in der Nähe des Fleckens, und einige derselben durchkreuzen ihn. Dieser dunkle Fleck rückt allmählich gegen den Mittelpunct der Cornea vor, bekommt dann eine oblonge Form, bleibt immer über der Oberfläche der Cornea erhaben, und nimmt bis zum Mittelpunct der Cornea nicht an Breite zu, überschreitet er diesen aber, so wird er immer breiter, jedoch sah ihn der Verf. nie bis zum andern

Rand der Cornea fortschreiten. So wie er breiter wird, nimmt auch die Vascularität zu. Nimmt die Entzündung ab, so werden die Gefäße mehr purpurroth, geschlängelt, kleiner und weniger an Zahl, die Erhabenheit verliert sich, und die Cornea wird wieder durchsichtig, wenn die Entzündung nicht zu heftig oder zu lange anhaltend war. Zuweilen bleiben auch Trübung und einige überfüllte Gefäße zurück, in einem Falle trennte sich sogar ein Stück der Conjunctiva von der darunter liegenden Cornea. Leicht entstehen Rückfälle, die dann hartnäckiger sind, als die ursprüngliche Krankheit, und nach welcher die Cornea schlaff, verdunkelt und voll variköser Gefäße bleibt. Am häufigsten ist dieses Uebel bey Kin- dern. — b) Entzündung der Substanz der Cornea. Bey einer allgemeinen Entzündung derselben treten die rothen Gefäße von allen Seiten in die Hornhaut über, sind an ihrem Rande zahlreicher wie in ihrem Mittelpunct, so daß sie an letzterem ein rothes Band bilden, ist sie dagegen nur an einer Stelle entzündet, so treten die Gefäße büschelförmig in diese hinein. Gleich anfänglich wird die Cornea allgemein oder stellenweise trübe, am meisten am Rande; ist die Entzündung sehr heftig, so sieht man kleine, mit Blut angefüllte Blasen zwischen den Lamellen der Cornea, zuweilen tritt auch Blut in die vordere Augenkammer. Im ersten Stadium sind die Gefäße der Sclerotica scharlachroth, laufen in gerader Richtung, und geben ihre Aeste unter sehr spitzen Winkeln ab. Mehr oder weniger Fieber, heftiger Augenschmerz und Kopfschmerz, vermehrte Thränenabsonderung, und mangelhaftes Gesicht ist immer zugegen. Die Sclerotica ist bey dieser Entzündung immer geröthet, selbst wenn erstere ursprünglich von der Cornea ausging, und nicht immer läßt es sich bestimmen, welches das primär afficirte Organ war, oft scheinen beide zu gleicher

Zeit krankhaft geworden zu seyn; und nur wenn eine Verletzung der Cornea die Ursache war, läßt sich annehmen, daß in dieser der erste Sitz war, und sie sich von dort durch die Blutgefäße auf die Sclerotica verbreitete. Nach einiger Zeit gewinnt die Entzündung ein anderes Ansehn, die rothen Gefäße der Cornea und Sclerotica nehmen an Zahl und Größe zu, laufen nicht mehr in gerader Richtung, sondern geschlängelt, anastomosiren mit einander, bilden Netze, und werden mehr purpurreth, zugleich verliert das Auge seinen Glanz. Der Schmerz, die Farbe und die Lichtscheu nehmen ab, zuletzt bleiben manchemahl noch einige varicose Gefäße in der Cornea zurück. Will man die erweiterten Gefäße durchschneiden, so findet man, daß sie sehr tief liegen, und schneidet man auch ein Stück aus denselben aus, so bildet sich meistens zwischen den getrennten Enden eine Lage plastischer Lymphe, welche sie wiederum vereint. Diese Entzündung bildet sich leicht bey jungen plethorischen Leuten, nach Verletzungen des Auges, zuweilen entsteht sie auch bey Lues, Blattern, Scropheln und Ausschlagskrankheiten. Bey gehöriger Behandlung hinterläßt sie häufig keine Spuren, öfters indessen auch Abscesse in der Cornea, die nach innen oder nach außen sich öffnen, und Flecke. — c) Entzündung der Membrana humoris aquei. Der Verf. vermuthet ihre Existenz nur, glaubt aber, daß die Fälle hieher gehören, wenn bey der syphilitischen Augenentzündung eine deutlich tief gelegene Trübung der Cornea mit Ausschweifung von Lymphe zwischen ihr und der Iris zugegen ist, oder wenn man eine Verwachsung der Iris und Cornea beobachtet, ohne daß letztere bedeutend zu leiden scheint. — III. Kap. "Ueber das Pterygium". Der Verf. versteht hierunter die theilweise krankhafte Veränderung der die Sclerotica und Cornea bedeckenden Conjunctiva,

wodurch letztere sich verdickt, gefäßreich und trübe wird. Dieß ist oftmahls bekanntlich Folge einer lang anhaltenden Entzündung der Bindehäut, zuweilen verdickt sie sich, und das unter ihr befindliche Zellgewebe wird so schlaff, daß sie sich hin und herschieben läßt. Letzteres trifft nun entweder die ganze Conjunctiva, sie legt sich wie eine Falte um die ganze Cornea, und tritt auch wohl selbst über diese hinaus, oder auch nur einen Theil derselben. Dann zeigt sie sich anfänglich wie ein kleiner Fettklumpen zwischen der Cornea und Sclerotica, und entwickelt sich von dort aus über beide Häute, und zwar in dreyeckiger Gestalt, deren Spitze auf der Cornea und deren Basis auf der Sclerotica befindlich ist; erstere liegt fest auf, letztere nur lose. Zuweilen ist das Pterygium in sich dick und lederartig, zuweilen pergamentartig, zuweilen sogar cartilaginös. Die häutigen Pterygia haben nur wenige gerade auslaufende Gefäße, dagegen die dickern mit sehr zahlreichen versehen sind. Gewöhnlich findet man sie am Nasenwinkel des Auges, selten mehr als eins an einem Auge, selten auch überschreiten sie den Mittelpunct der Hornhaut. Die Ursache ihrer triangulären Gestalt glaubt der Verf. wie auch Scarpa, in der nach dem Mittelpuncte der Cornea zunehmenden stärkern Verbindung der Conjunctiva mit der Cornea zu finden. — IV Kap. "Fleischige Excrescenzen der Cornea". Sie sind entweder schon bey der Geburt oder gleich nach derselben vorhanden, oder erscheinen erst später im Leben, erstere gleichen den *Naevus maternis*, letztere der Fungis auf den Schleimhäuten. Von den angebornen beobachtete der Verf. zwey Fälle; in dem ersten war es ein zehnjähriges Mädchen, die Excrescenz war conisch gestaltet, sah fest und unbeweglich, zum Theil auf der Cornea zum Theil auf der Sclerotica, war rauh und braun von Farbe,

in dem zweyten war es ein etwa funfzigjähriger Mann, die Geschwulst hatte die Größe einer Pferdebohne, und saß größtentheils auf der Sclerotica. Außerlich war sie glatt, wie ein Pterygium, weiß wie die sie bedeckende Conjunctiva, in ihrer Mitte sahen eine Anzahl langer Haare, welche sich erst bey eintretender Pubertät gezeigt hatten. Ein ganz ähnlicher Fall wurde dem Verf. von Dr. Barron mitgetheilt, so wie sich auch noch einer bey Crampton in dessen Essay on Entropion und bey de Gazelle im Journ. de Medicine Tom XXIV findet. Seltner sind die Fälle, wenn ein Fungus von einem Geschwüre der Hornhaut entsteht, gewöhnlich findet dieses nur statt, wenn das Geschwür die Hornhaut durchfrisst, und ein Theil der Iris vorfällt, eigne Erfahrungen scheint der Verf. hierüber nicht zu haben, sondern erwähnt nur die bey Maitre-Jean, Voigtel und Beer aufgezeichneten Fälle. Referent könnte einen vierten hierzu liefern. Dieser Fungus entstand nach langjährigen arthritischen und vielleicht syphilitischen Ophthalmien ohne Zerfressung der Cornea, und saß unbeweglich, zum Theil auf der Cornea, zum Theil auf der Sclerotica. Die immer zunehmende Größe desselben, und die damit verbundenen heftigen Schmerzen, zwangen zu dem Versuche, ihn hinwegzuschaffen, allein nach der jedesmahligen Hinwegnahme sowohl durch das Messer, als durch Aetzmittel wuchs er um so schneller wieder. Die Heftigkeit der Schmerzen nahm zuletzt so zu, daß der Kranke durch einen Pistolenschuß, seinem Leben selbst ein Ende machte.

Die Fortsetzung im folgenden Stück.

— . —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 20. Januar 1821.

E d i n b u r g h.

Fortsetzung der Anzeige von Wardrop's morbid anatomy of the human eye.

V. Kapitel. "Pusteln der Cornea". Am häufigsten kommen sie auf der Verbindung der Cornea mit der Sclerotica vor; anfänglich erscheinen sie als ein gelber oder röthlicher wenig erhabener Fleck, werden aber bald ganz deutlich conisch. Der in ihrer Nähe befindliche Theil der Cornea ist immer trübe, und immer ist eine beträchtliche allgemeine oder örtliche Entzündung des Weißen im Auge vorhanden. Die Gefäße sind blaß bläulich roth, liegen nur oberflächlich, und finden sich nicht in solcher Anzahl wie bey der eigentlichen Entzündung der Cornea. Dauert die Entzündung einige Zeit, so geht die Pustel in Eiterung über, und dann erscheint öfters ein weißer Fleck auf ihrer Spitze, und die Verdunkelung der Cornea nimmt immer mehr zu, zuweilen indessen löset sich der weiße Fleck auch los, und hinterläßt ein tiefes Geschwür; in noch andern Fällen hat die Pustel auch den Verlauf einer gewöhnlichen Hautblatter, sie öffnet sich, und es bleibt eine conische Geschwulst mit einge-

M (1)

drückter Spitze zurück; enthält die Pustel eine wässrige Feuchtigkeit, so wird diese zuweilen auch resorbirt. Eine künstliche Oeffnung verschlimmert das Uebel immer. Anfänglich hat der Kranke immer das Gefühl eines fremden Körpers im Auge, die Sclerotica sieht gelblich, gläsern aus; die Augenhäuter sind meistens geschwollen, die Tarsi Morgens aneinander gefleht, die Augen ungewöhnlich trocken; das allgemeine Fieber ist heftiger wie es den Symptomen nach bey andern Ophthalmien zu seyn pflegt, der Schmerz meistens nur dann sehr heftig, wenn die Pustel berstet. Nachdem die Pustel verschwunden ist, verliert sich auch die Entzündung, kehrt indessen sehr leicht zurück, und dann ergießt sich oft auch etwas eiterartige Materie in die vordere Augenkammer. In einigen Gegenden scheint dieses Uebel beynahe endemisch zu seyn, und kömmt übrigens häufiger bey jungen als bey alten Leuten vor. Die Analogie zwischen Aphthen und diesen Pusteln, deren unser Hymly schon vor einer Reihe von Jahren erwähnt, bestätigen die Bemerkungen des Verf.; nach ihm liegen sie wahrscheinlich in dem Zellgewebe, welches einen Theil der Conjunctiva ausmacht, oder auch was dicht unter ihr sich befindet. —

VI. Kap. "Ueber den Absceß der Hornhaut und der vorderen Augenkammer". Eiter kann sich entweder zwischen den Lamellen der Hornhaut, oder in der vorderen Augenkammer ansammeln; im ersteren Falle bemerkt man einen kleinen gelben Flecken, der allmählich größer wird, und der veränderten Lage des Kopfes nicht folgt; liegt er in den äußersten Lamellen der Hornhaut oder dicht unter der Conjunctiva, so ist er etwas erhaben, und man fühlt Fluctuation, sikt er zwischen den innern Lamellen, so verändert er die Gestalt der Cornea nicht, man fühlt aber mit der Sonde doch geringere oder stärkere Schwappung. Zuweilen verändert er seine Gestalt und seine Stelle, selten nimmt er mehr als ein

Viertel der Cornea ein, und nur einmahl sah der Verf. die ganze Cornea davon bedeckt; ist er nur klein, so wird er nach gehobener Entzündung gänzlich resorbirt, und läßt keine Spur zurück; zuweilen jedoch bricht er auch nach außen oder nach innen durch. Oeffnet man ihn künstlich, so findet man den Eiter darin so zäh; daß er nicht herausfließen will. Anders verhält es sich beym Eiter in der vorderen Augenkammer; hier findet man ein gelbliches Kügelchen deutlich in jener Augenkammer, welches da es specifisch schwerer, als der Humor aqueus ist, sich auf den Boden derselben senkt, allmählich zunimmt, eine halbmondförmige Gestalt bekommt, und zuletzt den Eiter durch die Pupille in die hintere Augenkammer ergießt. Die Cornea wird in letzterem Falle trübe, weich und ganz mürbe. Ist die Masse nicht zu groß, so wird sie allmählich resorbirt, im entgegengesetzten Falle durchstößt sie zuweilen die Cornea, oder verdickt sich auch zu einer zähen hellgefärbten Masse. Schlegel sah den Eiter durch die Cornea schwißen, Richter, Rutherford und Janin beobachteten Eiter in der vorderen Augenkammer ohne bedeutende Entzündung, ersterer, Richter nehmlich, fand ihn bey einem Kranken paroxysmenweise alle Morgen. Daß übrigens diese Eiteransammlung von keiner ulcerirenden Oberfläche herrühre, sondern das Product eines secernirenden Organes sey, leidet wohl keinen Zweifel, ähnliche eiterartige Absonderungen sehen wir ja bey andern schleimabsondernden und serösen Häuten, zu welchen letztern die den Humor aqueus absondernde und ihn enthaltende Membran ja gehört, warum sollten sie denn bey Entzündung dieser letztern nicht statt finden können? — VII. Kap. "Geschwüre der Hornhaut". Der Verf. glaubt es mit seinem Zwecke nicht übereinstimmend, hier von den verschiedenen Arten der Hornhautgeschwüre zu reden, da seiner Meinung nach alle jene Unterabtheilungen nur zu Irr-

thümern führen, was doch wohl rücksichtlich ihrer Heilung wenigstens eben so wenig ganz seine Wichtigkeit haben mögte, wie der Satz, daß die meisten Hornhautgeschwüre Folge geborstener Pusteln oder Abscesse der Hornhaut seyn sollte. Suppurirt eine Pustel, so berstet sie zuerst in der Mitte, und die Ulceration greift bey fortdauernden Uebeln nach allen Seiten um sich, nimmt eine runde, zuweilen aber auch eine unregelmäßige Gestalt an. Gewöhnlich ist das Geschwür nur klein, da selbst die böartigen mehr Neigung zeigen in die Tiefe zu gehen, als sich auszubreiten, in einzelnen Fällen indessen sieht man auch die ganze Cornea leiden, zuweilen aber durchdringen sie die Hornhaut, welche in ihrer Nähe mehr oder weniger trübe ist. Letzteres fand Kef. eben so häufig nicht. — Auch die Oberfläche des Geschwüres hat gewöhnlich die natürliche Durchsichtigkeit der Hornhaut, in einigen Fällen indessen beobachtet man weiße, kalkähnliche Flecke auf derselben, in noch andern verliert die ganze Hornhaut, wenn die Ulceration schnell um sich greift, ihre Durchsichtigkeit und Festigkeit, und trennt sich lamellenweise. Ist der humor aqueus durch ein penetrirendes Geschwür ausgelaufen, so legt sich die Iris manchmahl in die Oeffnung, und zieht sich, wenn der humor aqueus regenerirt worden ist, entweder in ihre vorige Lage zurück, oder sie verwächst auch mit der Hornhaut. War das Geschwür sehr groß, so drängt sich sogar der Glaskörper und die Linse durch dasselbe hindurch, und der Augapfel fällt zusammen. Der Vf. führt zwey Beispiele dieser Art an; in beiden sahen die Kranken in den ersten Tagen noch ziemlich deutlich durch den vorgefallenen humor vitreus. Die nach Abscessen der Hornhaut entstandenen Geschwüre verhalten sich ganz auf dieselbe Weise. Nur selten ist die Cornea bey Geschwüren angeschwollen, der Schmerz meistens heftig, besonders bey Einwirkung der Helligkeit, und bey Bewegung der Augenlieder.

Bei allen den eben beschriebenen Hornhautgeschwüren ist wieder eine große Analogie zwischen ihnen und den Aphthen bemerkbar; gleich ihnen bilden sie keinen Eiter, sondern ulceriren, verbreiten sich gern, und sind mit heftigen Schmerzen verbunden. Am Schlusse dieses Kapitels geschieht noch der Hornhautgeschwüre Erwähnung, welche nach äßenden Substanzen als Kalt, Butyrum antimoni, Höhlenstein u. dgl. entstehen. Diese zerstören die Vitalität der Cornea, die obere Lamellen werden ganz weiß, und trennen sich schuppenweise oft erst nach langer Zeit, und zwar vom Umfange der Cornea nach ihrem Mittelpunct zu. Die Heilung der Geschwüre geschieht mittelst Vernarbung, doch scheint dieser Proceß selten fort zu schreiten, wenn der größte Theil der Geschwürhöhle ausgefüllt ist, und gewöhnlich bleibt noch eine kleine Unebenheit der Hornhaut zurück, die selten ganz durchsichtig ist. —

VIII. Kap. "Wunden der Hornhaut". Sie heilen leicht, oft ohne eine Spur von Narbe zurückzulassen; heilen sie durch Adhäsion, so bleibt nur eine unbedeutende Verdunkelung zurück, und man bemerkt oft nichts, als eine kleine Erhöhung, die vielleicht daher rührt, daß die Wundränder nicht ganz genau vereinigt wurden. Geht aber die Wunde, statt sich durch Adhäsion zu vereinigen, in Eiterung über, so dauert der Heilungsproceß viel länger, und immer bleibt eine mehr oder weniger bedeutende Verdunkelung der Cornea zurück. Wenn die Eiterung beginnt, so schwellen die Wundränder an, klaffen oft ziemlich weit auseinander, und zwischen ihnen zeigt sich eine zähe, gelbe, lymphähnliche Materie, die mannmahl in Gestalt von kleinen Lappen aus der Wunde herabhängt. So wie die Entzündung sich mindert, wird auch diese Materie weniger, die Wundränder nähern sich, und es wird eine feste Narbe gebildet. Sehr oft tritt auch die Iris zwischen die Wundränder, verwächst mit

ihnen, oder bildet einen vollkommenen Vorfall, wodurch die Heilung immer noch mehr aufgehalten wird. Die Verdunkelung der Cornea nach Wunden erstreckt sich selten weiter als über den Umfang dieser letzteren, vorausgesetzt, daß die Entzündung nicht zu lange gedauert hat; sie scheint sich immer auf die durchschnittenen Flächen zu beschränken, was man ganz deutlich sieht, wenn bey der Extraction des grauen Staars das Messer durch die Lamellen der Cornea nicht gehörig perpendicular geführt wurde.

IX. Kap. "Fremde, in der Cornea festliegende Körper". Sie erregen durch ihren Reiz Entzündung, schafft man sie künstlich hinweg, so bleibt eine kleine Vertiefung zurück, die oft verdunkelt ist, meistens aber füllt sie sich bald aus, und die Verdunkelung verschwindet wieder. Werden sie nicht hinweggeschafft, so eitern sie entweder heraus, oder sie bleiben lange Zeit darin liegen, und bewirken eine anhaltende Entzündung, und heftige Schmerzen. Zuweilen bildet sich jedoch eine Lage neuer Substanz um dieselben, schließt sie gleichsam in einen Sack ein, und es erfolgt keine Entzündung. Der Verf. sah dieses bey einem Vorfall der Iris durch eine ganz kleine Oeffnung der Cornea, und ein anderes mahl bey einem kleinen Stück Feuerstein, welcher auf der Sclerotica so eingesackt saß, und über zehn Jahr ohne Beschwerde für den Kranken getragen wurde. Einen hierher gehörigen sehr interessanten Fall findet man auch in Loders Journal f. d. Chirurgie 2. B. 1. St. — X. Kap. "Verknöcherung der Cornea". Der Verf. beobachtete sie nur einmahl, der Augapfel hatte seine gehörige Gestalt nicht, die Cornea war trübe. Bey der Maceration der Cornea fand er zwischen ihren Lamellen ein Stück Knochen, welches zwey Gran wog, oval von Gestalt war, und glatte Oberflächen hatte. Ein anderes Knochenstück entdeckte man an demselben Auge zwischen der Choroidea und Retina. Bey einem andern Auge

and' er einige kleine Knochenkörner in der innern Fläche der Cornea. Bekannt ist die Verküsterung der Cornea, welche Walter in seinem anatomischen Museum B. 1. S. 139 beschreibt. Am interessantesten aber ist folgender dem Verf. von Hrn. Anderson mitgetheilte Fall. Die Kranke war eine Frau von 31 Jahren, in ihrem rechten Auge sah man einen weißlichen Körper, der an der innern Seite der Sclerotica anfang, und sich über die Cornea beynähe bis zur Höhe der Pupille erstreckte. Er erregte heftige Entzündung, bedeutenden Schmerz, starken Thränenfluß und Lichtscheu; die Bewegung des etwas kleinen Auges war frey. Dieß Uebel hatte vor 18 Jahren, nachdem sie mit dem Auge gegen eine Baumwurzel gefallen war, begonnen, die Schmerzen waren aber erst seit neun Monaten unerträglich geworden. Es wurde ein Einschnitt wie bey der Ausziehung des Staars in die Hornhaut gemacht, der Lappen aufgehoben, und ein kleines Knochenstück, welches nur nach unten einigermaßen adhärirte, herausgezogen. Von welcher der Häute es seinen Ursprung genommen hatte, ließ sich leider nicht ausmitteln. — Am Schlusse dieses Kapitels folgen noch einige wenige Bemerkungen über die Festigkeit der Textur der Cornea in den verschiedenen Lebensaltern und bey verschiedenen Individuen. —

XI. Kap. "Fleck der Hornhaut". Dieses Kapitel zerfällt in vier Abschnitte, 1. von den Verschiedenheiten der Hornhautflecke. Statt der gewöhnlichen sehr vervielfachten Unterabtheilungen nimmt der Vf. nur drey dem Grade nach verschiedene Arten an, jede andere Unterscheidung für unnütz haltend. Die erste Art ist die leichteste, die Cornea nur schwach getrübt, so daß der Kranke die Gegenstände wie durch einen Schleyer sieht. Die Flecke sind mehr oder weniger groß, in geringerer oder größerer Menge zugegen. Bey der zweyten Form ist der Fleck mehr saturirt, bläulich, an einigen Stellen milchweiß, im

Mittelpuncte meistens dunkler wie am Rande; bey der dritten endlich ist der Fleck perlfarben; die Verdunkelung erstreckt sich durch alle Lamellen der Hornhaut, häufig findet man dabey eine Verdickung der Cornea und Verwachsungen zwischen ihr und der Iris. Fast immer ist er in seinem Umfange genau begrenzt, und es treten ein oder mehrere rothe Gefäße in ihn hinüber, wenn er einigermaßen groß ist. Nur bey der ersten Art kann man die Iris durch die krankhafte Stelle der Hornhaut sehen; ist zugleich eine active Entzündung da, so gehen Büschel rother Gefäße von dem zunächst liegenden Theile der Sclerotica in den Fleck über; hört die Entzündung auf, so verlieren sich die Gefäße meistens, einige bleiben aber auch wohl zurück; keineswegs steht jedoch die Menge der Blutgefäße in irgend einem Verhältnisse zur Verdunkelung, denn manchmahl ist eine starke Verdunkelung ohne Blutgefäße da, und zuweilen sind viele Blutgefäße auf der Cornea ohne bedeutende Verdunkelung zugegen. Der Sitz, so wie die Zahl der Flecke ist sehr verschieden, am häufigsten scheinen sie sich auf der Mitte der Cornea zu finden, sie erschweren das Gesicht, je nachdem sie saturirt sind, oder der Pupille nahe sitzen, am meisten wenn sie sich gerade vor dieser befinden, weniger, wenn sie den obern, als wenn sie den untern Rand der Hornhaut einnehmen. Liegt der Fleck nach der einen Seite der Cornea hin, so dehnt sich die Pupille nach der entgegengesetzten um so mehr aus; war die Entzündung sehr heftig, so verdickt sich die Cornea auch wohl, kömmt mit der Iris in Berührung und verwächst mit dieser, welches jedoch nicht gewöhnlich ist. Beyläufig wird dann noch des *Arcus senilis* als einer eignen Art von Hornhautverdunkelung erwähnt. Der Verf. beobachtete ihn nicht ganz selten auch bey ziemlich jungen Leuten.

2. Ueber die Bildung der Hornhautflecken. Gewöhnlich geht eine Entzündung voran, oder begleitet

sie; oft entstehen sie bey den Nasern, Blattern, Syphilis, Scrofuln, nach Wunden und Geschwüren der Hornhaut. Läßt die Entzündung nach, so wird der Fleck meistens theils auch kleiner, mehr umschrieben und durchsichtiger, verschwindet auch wohl ganz. Die Zeit, in welcher ein Fleck sich bilden kann, ist sehr verschieden, bey heftiger Entzündung geht es manchmahl sehr langsam, zur Ausbildung eines bedeutenden Flecks bedarf es gewöhnlich mehrmals wiederholter Entzündungen. Bey Kindern und jungen Leuten findet man die Flecke häufiger wie bey alten, wahrscheinlich weil die Textur der Hornhaut in der Jugend weniger fest ist; entstehen sie schnell, so sind sie auch gewöhnlich schnell wieder zu entfernen, und umgekehrt; auch wirken die gegen dieselben gebrauchten Mittel anfangs kräftiger ein, als später. Ein merkwürdiger Fall wird bey dieser Gelegenheit aus Betchs Abhandlung über die Aegyptische Augenentzündung angeführt, wo ein alter Hornhautfleck in den letzten Lebenstagen eines Schwindsüchtigen von selbst verschwand. Etwas Aehnliches sah der Verf. bey einer Verdunkelung der Crisallk-linsen, die während eines Blutsperrns wieder durchsichtig wurden, und es auch späterhin blieben.

3. Ansehn des Fleckens bey dem Durchschneiden. War die Cornea nur wenig verdunkelt, so bemerkt man nach dem Tode gar keinen Unterschied zwischen ihr und der gesunden, da letztere schon kurz vor dem Tode trübe wird und einschrumpft, war der Fleck aber bedeutender, so sieht man eine Erübung der äußern Lamellen oder der ganzen Substanz der Hornhaut, zuweilen ist sie auch ungewöhnlich hart. Schneidet man bey dem lebenden Körper ein Stück des Flecks weg, so blutet es gewöhnlich und schmerzt, selbst wenn keine Gefäße hineintreten, dagegen ein Schnitt in die gesunde Hornhaut nur wenig Schmerzen verursacht. 4. Ursachen der Hornhautflecke. Unser Verf. stellt die Hornhaut mit den serösen Membra-

nen in eine Linie, und nimmt deßhalb an, daß auch sie wie jene durch Ausschwiung. von coagulabler Lymphe undurchsichtig werde. Wahrscheinlich geschieht diese Ausschwiung zwischen den Lamellen der Cornea, zwischen welchen immer eine Flüssigkeit abgesetzt wird; die bey Entzündung ihre Natur verändert. Nicht immer ist jedoch Entzündung bey der Bildung von Flecken zugegen, und hier ist wahrscheinlich eine Verschiebung der die Cornea bildenden Theile zugegen, welche Folge einer widernatürlichen Anhäufung der im Augapfel enthaltenen Theile ist. Versuche an todten Augen beweisen die Richtigkeit dieser Ansicht, denn sprüzt man bey ihnen die Venae ophthal. mit Quecksilber oder Wasser, aus, wodurch die Contenta des Augapfels vermehrt werden, so wird die Cornea sogleich trübe, so wie man umgekehrt manche Trübungen der Cornea durch Entleerung des humor aqueus heben kann, ein Gegenstand, worüber man eine treffliche Abhandlung vom Verf. im Edinburgh Medical and surgical Journal 1807 findet. (Uebersetzt in Langenbeck's neuer Bibliothek für Chirurgie und Ophthalmologie B. I. St. 1.) Bey Thieren findet man diese Trübung der Hornhaut von Ueberfüllung des Augapfels sehr häufig. Zu den Ursachen der Hornhautflecken wird ferner noch der Verlust der Vitalität der Cornea gezählt, gewöhnlich geht ihr aber doch wohl eine heftige Entzündung voran, deren Folge nur das Absterben ist. Ueberall scheint dem Ref. das, was der Verf. von den Hornhautflecken sagt, nur von gar wenig practischem Nutzen zu seyn; für die Behandlung reicht man gewiß viel weiter, wenn man das Ursächliche der Hornhautflecke auf eine veränderte Cohäsion der Hornhaut reducirt, indem diese entweder zu stark oder zu schwach seyn kann. Durch diese Abtheilung wird man gleich auch auf die Behandlung geleitet, die entweder in Anwendung expandirender oder contrahirender Mittel besteht. Die

ausgeschwitzte Lymphe ist immer nur Product der Krankheit, nicht aber eigentlich die Ursache derselben. — XII. Kap. "Ueber das Staphyloma". Der Verf. nennt Staphylom nur denjenigen Zustand des Auges, wenn die Cornea ihre Durchsichtigkeit verliert, und überdieß so anschwillt, daß ihre innere Fläche mit der Iris in Berührung kommt, die äußere aber eine hervorragende Geschwulst bildet, und schließt deßhalb die Anschwellung anderer Theile des Auges von diesen Betrachtungen aus. Ist die ganze Hornhaut staphylomatös, so nimmt sie meistens mehr oder weniger die Gestalt eines Kegels an, dessen Spitze am meisten verdunkelt ist, zuweilen ist aber auch nur ein Theil der Cornea krankhaft, und zwar am häufigsten der untere. Fast immer hängt die innere Fläche der Cornea mit der Iris zusammen, welches Folge des Entzündungsprocesses ist, die beide mit einander verklebt, und dieses um so leichter, da das Uebel bey Kindern, bey welchen Iris und Cornea überdieß sehr nahe einander liegen, am häufigsten vorkommt. Die Pupille liegt versteckt, oder ist auch wohl verschlossen, allein selbst, wenn dieses nicht der Fall ist, und eine durchsichtige Stelle der Hornhaut ihr gegenüber steht, so sehen die Kranken doch nur sehr unvollkommen, weil das Auge seine Form als optisches Instrument verloren hat, und deßhalb die Brechung der Lichtstrahlen nicht gehörig statt finden kann. Ist das Uebel noch neu, so pflegt der krankhafte Theil der Cornea weicher und schwammiger wie gewöhnlich zu seyn, und sticht man in die vordere Augenkammer, so fließt nur wenig Flüssigkeit heraus; ist es dagegen alt, vorzüglich bey Erwachsenen, so ist sie viel härter wie im naturgemäßen Zustande, selbst cartilaginös und verküchert, wovon man bey Scarpa, Richter, Beer u. s. w. Beyspiele findet. Schneidet man eine kleine Portion weg, wodurch die vordere Augenkammer geöffnet wird, so folgt eine heftige Entzündung und

Eiterung, wonach zuweilen die Anschwellung noch zunimmt, zuweilen aber auch ganz zusammenfällt und absorbiert wird, so daß die Augenlieder den Augapfel wieder bedecken können. Ist das Uebel sehr weit vorgerückt, so sammelt sich die Feuchtigkeit oft in großer Menge an, und dehnt den Augapfel zu einer Geschwulst von ungeheurer Größe aus, verliert seine conische Form, wird blau, und an einigen Stellen halb durchsichtig. Es gesellt sich Entzündung hinzu, die noch dadurch vermehrt wird, daß die Augenlieder den Augapfel nicht bedecken können; berstet dann die Geschwulst, so tritt meistens Erleichterung ein, manchmahl füllt sie sich aber auch hernach wieder. Der Verf. führt bey dieser Gelegenheit einen Fall an, bey welchem ein Arzt sich mehreremahl selbst ein Staphylom durch kleine Einstiche entleerte. — Am häufigsten findet man die Staphylome bey Kindern nach Blattern, Masern, Ophth. neonatorum &c., wahrscheinlich weil bey ihnen die Cornea schwammiger ist wie bey Erwachsenen. Scarpa will sogar nie große Staphylome bey Erwachsenen sich bilden gesehen haben; welchem die Erfahrung des Verf. jedoch widerspricht, bey letzteren waren sie gewöhnlich Folge von Wunden der Hornhaut. Meistens findet man nur ein Auge ergriffen, seltner aber alle beide, noch seltner daß das zweyte nur sympathetisch leidet, wie in einem mitgetheilten Falle, wo durch eine äußere Verletzung ein Staphylom an einem Auge sich bildete, und bald darauf ohne weitere Ursache auch an dem anderen. Der Wachsthum der Staphylome ist sehr verschieden, manchmahl nehmen sie rasch zu, und bleiben dann stehen, oder bersten, oder sie schreiten auch schrittweise vorwärts, wobey ihre Bedeckung anfänglich manchmahl ganz dünn ist, allmählich sich aber verdickt. Zum Schluß dieses Kapitels geschieht noch eines ganz eigenthümlichen Uebels Erwähnung, das der Verf. bey Erwachsenen, die starken Strapazen ausgesetzt waren, und an lang dauern-

den tieffizenden Augenentzündungen litten, beobachtete. Die Sphäricität der Cornea nahm allmählich zu, der Humor aqueus wurde trübe, und man sah Substanzen in demselben schwimmen, die Flocken vom schwarzen Pigment glichen; die Linse wurde gleichfalls trübe und schien zu zerfließen, die Sclerotica wurde dunkelblau, fast schwarz, und zuletzt bildete sich eine conische Geschwulst, welche berstete, und den Verlust des ganzen Organs nach sich zog. — XIII. Kap. "Veränderungen in der Form der Cornea". Das was unser Verf. über die natürliche Verschiedenheit der Gestalt der Cornea, über die Veränderung, welche sie durch Alter, allgemeine Krankheiten und Entfernung des Gesichtspunctes erleidet, sagt, übergeht Ref., indem er es als ganz bekannt voraussetzen kann. Außer diesen Veränderungen kann sie aber auch durch einen krankhaften Proceß zu convex, oder zu wenig convex werden. Bleibt sie dabey transparent, so nennt man den erstern Fall Staphyloma pellucidum, den zweyten Rhytidosis. Von ersterem beobachtete der Verf. zwey Fälle, beide nur auf einem Auge. Die Cornea hatte ganz die Gestalt eines Kegels, dessen Spitze der Pupille gegenüber stand, und wie ein festes Stück Crystall aussah. Bey der einen Kranken bildete sich das Uebel im sechszehnten Jahre; Gegenstände, welche man in einer Entfernung von einem oder anderthalb Zoll vom Schläfenwinkel des Auges hielt, konnte sie deutlich sehen, eben so auch wenn sie durch eine durchlöchernte Karte sah, in einer Entfernung von zwey Zoll, war das Gesicht nur unvollkommen, und noch weiter konnte sie nichts unterscheiden. Sah sie ein Licht in einiger Entfernung, so vervielfachte es sich fünf bis sechsmahl, und alle Bilder desselben wurden undeutlich, welches bey näherer Untersuchung von Unebenheiten auf der Cornea herzurühren schien, die man nur entdecken konnte, wenn man die Strahlen des Lichts von der Hornhaut re-

fectiven ließ. Das Nähere hierüber findet man in *Himly's Biblioth. f. Ophthalmologie* 1. B. 2. St. S. 347. *D. Phipps* in London beobachtete dieses Uebel mehreremahl jedoch nie bey Personen unter vierzehn bis sechszehn Jahren. — Das Zusammenschrumpfen der *Cornea* ist entweder Folge von Verminderung der Flüssigkeiten im Auge, oder eine Krankheit der *Cornea* und *Sclerotica*. Häufig ist es der Fall nach tief sitzenden Augenentzündungen, der *Augapfel* selbst scheint kleiner zu seyn, meistens ist es aber nur die vordere *Augenkammer*; die *Cornea* wird platt, und kommt mit der *Iris* in Berührung, manchmahl ist sie ganz runzelicht, und bekommt so das Aussehen der *Sclerotica*, daß man kaum die Trennungslinie zwischen ihnen auffinden kann. Zuweilen ist die *Cornea* auch nur ganz klein, oder fehlt gänzlich als ein angeborner Fehler. Nach Wunden der *Cornea* oder *Sclerotica* bekommt der *Augapfel*, selbst wenn sie schnell heilen, nicht immer seine natürliche Gestalt wieder, indem sich die Feuchtigkeiten nicht in gehöriger Menge regeneriren, dasselbe gilt auch, und noch wohl mehr von den penetrirenden Geschwüren der Hornhaut. — Kap. XIV. "Vom Austreten des Blutes zwischen die Lamellen der Hornhaut; oder in die vordere *Augenkammer*". Nur wenig sagt der Verf. hiervon; zuerst macht er darauf aufmerksam, wie sich das zwischen die Lamellen der Hornhaut ausgetretene Blut als ein umschriebener rother Fleck zeigt, der seine Stelle nicht verändert, und allmählich resorbirt wird, dagegen wenn Blut sich in der vordern *Augenkammer* befindet, der ganze humor aqueus mehr oder minder roth gefärbt ist, (oftmahl fand Kief., daß sich das Blut auf den Boden der vorderen *Augenkammer* senkte, und der übrige Theil des humor aqueus ziemlich klein war). Dieses Austreten von Blut ist nun entweder die Folge heftiger Entzündungen, oder Wunden der *Iris*, bey welchen es

sich zuweilen erst nach einigen Tagen zeigt, oder auch von Stößen auf das Auge, oder auch von Krankheiten der Iris, wovon von Voigtel ein merkwürdiges Beispiel angeführt wird. Hiermit schließt sich dieser erste Band, und der Verf. läßt nun noch die Erklärung der sieben Kupfertafeln folgen, sechs davon sind illuminirt, und eine in Umrissen; auf jeder derselben befinden sich die Abbildungen, die sich größtentheils auf den krankhaften Zustand der Cornea, Sclerotica und Conjunctiva beziehen. Sämmtlich sind von Meisterhand gezeichnet, gravirt und illuminirt, und lassen auch beynahе nichts zu wünschlichen übrig, ob indessen nicht einige derselben, deren Gegenstand jedem Augenarzte gewiß bekannt ist, füglich hätten wegbleiben können, will Ref. dahin gestellt seyn lassen, das ganze Werk würde dadurch wohlfeiler, und somit auch gemeinnütziger geworden seyn. — Vom zweyten Bande nächstens. P. S.—

Freiburg im Breisgau.

Von Herder: Theorie eines allgemeinen Wechselrechts, zum Behufe academischer Vorlesungen verfaßt von F. L. Weiffegger von Weiffeneck, Dr. d. R. und Legens an der Großh. Badischen Albertinischen hohen Schule zu Freiburg. Band I. oder allgem. Theil. 1818. 189 Seiten; Bd. II. oder besonderer Theil. 1819. 390 S. in gr. Octav.

Die Aufgabe dieses Buchs ist, nicht ein allgemein verbindliches Deutsches Wechselrecht, dessen Existenz der Verf. ebenfalls mit Grund bezweifelt, zu lehren, sondern eine aus der Natur des Wechselgeschäfts abzuleitende, für jeden Europäischen Staat anwendbare Theorie des allgemeinen Wechselrechts hypothetisch aufzustellen, welche aber zugleich als Einleitung in das positive Recht brauchbar sey. Diese Aufgabe ist auch von dem Verf. vollkommen gelöst, und wenn man gleich mit Recht gegen alle aus der Natur der

Sache hergeleiteten Rechtstheorien mißtrauisch seyn muß, da gewöhnlich die Aufsteller derselben nur ihre eigenen Ideen einer angeblichen Natur der Sache unterlegen, und eben so oft dabey ganz willkürlich verfahren, so trifft doch dieser Vorwurf das vorliegende Buch nicht. Vielmehr hat der Verf. die Natur des Wechselgeschäfts auf historischem Wege ergründet, und die allgemeinen Grundsätze nach dem Wesen des Handels aus diesem obersten Princip abgeleitet; besonders aber durch eine sehr sorgfältige Zusammenstellung der Verfügungen der Territorial- und Local = Wechselrechte, und Wechselordnungen, auch die practische Brauchbarkeit seiner Lehren be-
 thätigt. Auf diese Art ist das Werk, als Einleitung in das positive Wechselrecht jedes Staats, sehr zu empfehlen; es zeichnet sich in diesem Betreff durch Vollständigkeit, Klarheit, und besonders auch durch Sicherheit bey Entscheidung von Controversen, auf eine sehr rühmliche Art aus. Die Anordnung desselben ist folgende: Nach vorausgeschickter Einleitung über den Begriff, Ursprung, Eintheilung, Quellen, Hülfswissenschaften und Litteratur des Wechselrechts; werden im allgemeinen Theile diejenigen Grundsätze, die den beiden Hauptarten des Wechselgeschäfts, dem trassirten und eigenen gemeinschaftlich sind, vorge-
 tragen. Der besondere Theil behandelt die aus dem eigenthümlichen Rechtsverhältnisse dieser beiden benannten Arten entspringenden Grundsätze (die Lehre von den trassirten Wechseln ist hier der von eigenen Wechseln vorangeschickt): die Mittel, seine Gerechtfame in Wechseln zu wahren; die Lehre von Erlöschung der Wechselverbindlichkeit; und endlich den Wechselproceß, oder die Art und Weise der gerichtlichen Verfolgung seiner Rechte in Wechseln.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 22. Januar 1821.

Leipzig und Prag.

Im Deutschen Museum: Essai d'un exposé géognostico-botanique de la Flore du monde primitif par Gaspard comte de Sternberg. Traduit par Mr. le comte de Bray, ministre de Sa Majesté le roi de Bavière près de Sa Majesté l'empereur de toutes les Russies, président de la société botanique de Ratisbonne etc. Premier cahier. 1820. 26 S. in Folio und XIII Kupfertafeln.

Es ist auffallend, daß bey dem so glücklichen Erfolge, den in neuern Zeiten die Bemühungen der Naturforscher, welche die animalischen Ueberreste einer untergegangenen Schöpfung zu ordnen und den lebenden Wesen der jetzigen anzureihen versuchten, gehabt haben, niemand es unternommen hat, die fossilen Vegetabilien eben so zu bearbeiten, einige unbedeutende Versuche etwa ausgenommen. Freylich treten hier dem Forscher bey weitem größere Schwierigkeiten in den Weg: von Thieren haben sich solche Theile erhalten, die für das ganze Wesen derselben durchaus charakteristisch seyn müssen, und von wel-

N (1)

chen wir deßhalb auch bey den der jetzigen Schöpfung angehörigen Arten die wesentlichsten Merkmale herzunehmen pflegen; den fossilen Pflanzen dagegen fehlen durchgehends die zarten Theile, nach welchen am sichersten und leichtesten ihre Verwandtschaften ausgemittelt werden könnten: je größer aber diese Schwierigkeiten sind, um so erfreulicher ist es auch, daß der Verf. des obengenannten Werks sich nicht dadurch abhalten ließ, die letzteren zum Gegenstande seiner Untersuchungen zu machen, wobey ihm besonders der Umstand günstig seyn mußte, daß er selbst Besitzer ansehnlicher Kohlenbergwerke in Böhmen ist, und also die beste Gelegenheit hat, die Steinkohlenformation, die Hauptniederlage der fossilen Pflanzen mit Erfolg zu studieren, und bedeutende Sammlungen der letztern sich zu verschaffen. In dem vorliegenden Hefte theilt nun der Hr. Gr. v. St. einen Theil der Resultate seiner funfzehnjährigen Forschungen dem gelehrten Publicum mit, dem er schon früher mehrere Beweise seiner gründlichen Kenntnisse auch in diesem Fache gegeben hat.

Nach einer kurzen Darstellung desjenigen, was bisher für fossile Pflanzenkunde gethan ist, läßt es sich der Verfasser besonders angelegen seyn, eine Uebersicht der Stein- und Braunkohlenformationen und der Verhältnisse, in welchen sie vorkommen zu geben, mit besonderer Rücksicht auf Böhmen, als dem von ihm selbst am genauesten untersuchten Lande. Wir übergehen die zahlreichen scharfsinnigen Bemerkungen über den wahrscheinlichen vormahligen Zustand der Erdoberfläche, und über die Art und Weise, wie die Kohlenlager entstanden seyn mögen, wobey wir indessen nicht verhehlen wollen, daß diese interessanten Data in eine etwas andere Ordnung gestellt noch gewonnen haben würden, und heben nur das Hauptresultat in Hinsicht auf den Zustand der ehemahligen Vegetation heraus. Es hat, so wie wir drey Formationen für fossile Pflanzen finden,

auch drey verschiedene Vegetationsperioden gegeben. Die erste war die, deren Reste uns die Schwarzkohlenformation liefert. Die ihr angehörigen Vegetabilien sind wenigstens aus der Europäischen Flora alle verschwunden, ob sie aber durchaus alle der jetzt die Erde bedeckenden Vegetation fehlen, darüber läßt sich noch kein ganz sicheres Urtheil fällen; doch scheint es im hohen Grade wahrscheinlich; wenn auch von den Familien, zu welchen jene Pflanzen fast alle zu gehören scheinen, den Palmen und Farrenkräutern, noch zahlreiche Arten bis jetzt unbekannt geblieben seyn mögen. Die Vegetation der zweyten Periode, welche den Uebergang von der ersten zu der jetzigen macht, hat uns die Braunkohlenformation aufbewahrt: ihre Pflanzen scheinen einerseits denen der Schwarzkohlenformation, andererseits denen der jetzigen Flora ähnlich zu seyn. Die dritte Periode endlich ist die der jüngern bituminösen Hölzer, welche jetzt noch lebenden Pflanzenarten anzugehören scheinen. Ob aber nun in allen Erdgegenden in derselben Formation dieselben oder doch verwandte Pflanzenarten sich nachweisen lassen, oder ob und wie in verschiedenen Gegenden, unter jetzt verschiedenen Klimaten, diese Vegetabilien verschieden seyn mögen, diese höchst wichtigen Fragen konnte der Verf., auch nur mit einiger Sicherheit, nicht beantworten, da wir alle außereuropäische Länder in dieser Hinsicht fast gar nicht kennen: nur so viel ist ausgemacht, daß in Europa, so weit die Untersuchungen reichen, fast nur dieselben Arten in derselben Formation gefunden werden. Die Beantwortung dieser Fragen ist indessen unstreitig von so allgemeinem Interesse, sie wird über so manches in der Bildungsgeschichte der Erdoberfläche Aufschluß geben, daß gewiß jeder gern den Wunsch des Verf. theilen wird, daß doch Reisende und in fernen Ländern sich aufhaltende Gelehrte auch diesem Zweige der Naturwissenschaft mehr als bisher ihre Aufmerksamkeit schenken möchten. Besonders werden die gelehrten Gesellschaften mit

Wärme aufgefördert, das Ihrige dazu beizutragen, so wie der Verf. auch seinerseits verspricht, seine Untersuchungen eifrig fortzusetzen.

Die letzten Blätter des Heftes enthalten die Erklärung der auf den 13 von Sturm gestochenen vortrefflichen Kupfertafeln abgebildeten Bruchstücke von fossilen Pflanzen und zwar insgesammt baumartigen Gewächsen, welche unterschieden und mit Namen belegt werden. Ref. kann dem Verf. seinen Beyfall darüber nicht versagen, daß er die Arten durch genaue Diagnosen so sorgfältig unterscheidet (welche unter andern bey den Arten seiner Familie *Lepidodendron*, deren er eilf zählt, sehr zweckmäßig von der mannichfaltigen Bildung der Stammschuppen entnommen sind) und sie in Tribus und in nach der Beschaffenheit der Stammbekleidung gebildete Familien (wohl besser Gattungen) zusammenstellt, da unstreitig dieselbe Art der Zusammenstellung, die für die Pflanzen der jetzigen Vegetationsperiode gilt, auch für die fossilen Vegetabilien die allein zweckmäßige ist; doch kann er nicht verhehlen, daß es scheint, als sey dem Verf. der Weg nicht recht deutlich und also auch nicht von ihm nach Möglichkeit benutzt, welcher nothwendig eingeschlagen werden muß, wenn man nicht allein die Pflanzen der Vorwelt unter sich unterscheiden, sondern auch mit der jetzigen Vegetation unter einen Gesichtspunct zusammenfassen und ihre wechselseitigen Verwandtschaften erforschen und aussprechen will, wodurch doch die Untersuchungen hauptsächlich erst Werth und Bedeutung erhalten. Nach Staubfäden und Cotyledonen lassen sich freylich fossile Pflanzen nicht bestimmen, aber so wenig der einfache Samenlappen das ganze Wesen der monocotyledonischen Pflanzen ausmacht, so wenig die natürlichen Verwandtschaften auf solch einem einzelnen Kennzeichen beruhen, eben so wenig sind auch diese das einzige Mittel, sie zu erforschen. Wir sind freylich noch weit davon entfernt, auch nur für die Hauptfamilien der Gewächse

den nothwendigen Unterschied des innern Baues genau und mit Sicherheit darthun zu können, dessenungeachtet gibt es aber schon Data genaue, die mit Erfolg bey der Vergleichung der fossilen Vegetabilien angewandt werden können, wovon Ref. nur die Structur des Palmholzes anführen will. Der Vf. scheint die Nothwendigkeit diesen Weg einzuschlagen, diese Art die Familienverschiedenheit auszumitteln gefühlt zu haben, wenn er sagt: *mais seroit-il donc impossible de les distribuer en certaines familles en partant de principes purement physiologiques?* Der Ausdruck ist hier zwar nicht gut gewählt, aber die Sache hat ihre Richtigkeit.

Was die einzelnen Familien und Arten nun anbelangt, die in diesem Hefte beschrieben und abgebildet sind, so muß Ref. deshalb auf das Buch selbst verweisen, welches er nicht anders als mit dem größten Vergnügen hat anzeigen können, da es unstreitig viel dazu beiträgt, eine der fühlbarsten Lücken in der Reihe der Naturwissenschaften auszufüllen. Ref. beschließt diese Anzeige mit dem Wunsche, daß Hr. v. St. recht bald ein zweytes Hefte herausgeben möge und kann noch hinzufügen, daß dieses erste auch im Deutschen Originaltexte ebenfalls im Deutschen Museum erschienen ist.

Ohne Druckort.

Biographie Johann Friedrich Meyer's, Königl. Großbrit. und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgschen Ober- Landes- Deconomie- Commissairs, Mitglieds der Königl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Zelle, von Theodor Hagemann, B. A. Dr., Königl. Großbritannisch-Hannoverschem Director und Chef der Justiz-Canzley zu Zelle, Ritter des Königl. Guelphen-Ordens und ordentlichem Mitgliede der Königl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Zelle. *Virtute ambire hominis est, non*

autem fautoribus; nam sat fautorum habet, qui bene operatur. Plautus. 1820. Auf 32 Seiten in 8.

Der Hr. Ganzley = Director zieht in dieser — wie es scheint — nur den zahlreichen Freunden und Verehrern Meyer's gewidmeten kleinen Schrift ein stillles Verdienst aus seiner Verborgenheit hervor: aber es sind die Gesinnungen des ganzen dankbaren Vaterlandes, die der vortreffliche Biograph ausdrückt. Mit Vergnügen bringen wir also diese Schrift vor das größere Publicum; ja, wir halten uns sogar besonders in diesen Blättern für dazu verpflichtet: da Meyer zugleich einer von denjenigen Schriftstellern ist, welche die Wissenschaft in ihrer Art erweitert und verbessert haben, und folglich der Litterat = Geschichte angehören.

Die Natur hatte diesen für das Hannöversche so schätzbaren Mann mit recht guten Anlagen ausgestattet; aber eben so viel hatte er der Erziehung zu danken, wodurch er zu unermüdlicher Arbeitsamkeit und Ausdauer gewöhnt worden war. Wissenschaftliche Bildung hatte er sich nur so weit verschaffen können, als ihm die Schule, und zuletzt eine der höhern Lehranstalten in Lüneburg die Gelegenheit dazu gegeben hatten. Auch den Universitäts = Unterricht zu genießen, war ihm von seinem ungünstigen Schicksale versagt gewesen. Durch eigenes Studium, Nachdenken und vieles Lesen hatte er sich indessen so weit nachgeholfen, daß man ihm bey Allem, was er that und schrieb, nie Mangel an Vorkenntnissen anmerkte. Die Wissenschaften, denen er sich vor andern hingab, waren eine Art von künstlicher Rechenkunst, die practische Geometrie und die Landbau = Kunst. Zu Geschäften hatte er sich als Registerschreiber auf einem der größern Aemter ausgebildet — eine der besten Schulen für den, der sie zu benutzen weiß. In den Staats = Dienst war er als Feldmesser eingetreten. Als solcher wurde er bald zu dem Gemeinheits = Theilungs = und Verkop =

pelungs=Wesen im Lauenburgschen gebraucht. Hier machte er sich mit diesem wichtigen Geschäfte so bekannt, daß er nicht lange nachher schon eine Gemeinheits=Theilung und Vertoppelung allein ausführen konnte. Mit den Gemeinheits=Theilungen und Vertoppelungen sind die Dienst=Abstellungen, Pacht=Untersuchungen, und andere dergleichen Cammeralistisch=öconomische Geschäfte nahe verwandt. Meyer wagte sich nach und nach an alle; und bestand die Wagesstücke bey seinen Kenntnissen und bey seinem Fleiße immer mit dem besten Erfolge und zur größten Zufriedenheit seiner Obern. Was ihm bey allen seinen Verhandlungen ganz ungemein zu statten kam, war der doppelte Umstand, daß er die Geschäfte von unten herauf kennen gelernt hatte, und zugleich einer der fleißigsten Actenleser war. Mit der Vertlichkeit und den Menschen, in allen ihren Verhältnissen völlig vertraut, und von dem, was man bisher über die Sachen gedacht, gethan und geschrieben hatte, hinlänglich belehrt, stand er gleich auf einem, ihm vollkommen bekannten Boden, und wußte im voraus am besten, was geschehen konnte, und wie es geschehen konnte; und was gegen seine Pläne eingewandt und was darauf erwiedert werden konnte. Unter diesen Umständen wurden ihm nun Geschäfte über Geschäfte übertragen. Da er in der Arbeit selbst seine einzige Freude fand; lehnte er nicht leicht einen Auftrag ab. Mit Wahrheit kann man also von ihm sagen "Multa fecit" und Ref. setzt aus eigener Erfahrung hinzu "Multum".

Als Practiker sowohl als auch als Schriftsteller hatte Meyer bey den Gemeinheits=Theilungen das ausgezeichnete Verdienst, daß er die verschiedenen Interessen mehr als je vor ihm geschehen war, der Berechnung unterwarf, und sowohl dem herrschenden als dem dienenden Guthe seine Gebühr bestimmt angeben konnte. Diese künstliche Rechenkunst wußte er auch in der Lehre von der Beranschlagung der Landgüter zu benutzen. Die besten neuern Schriftsteller haben die-

ses sein Verdienst auch anerkannt und darauf fortgebauet.

Wir können diese Anzeige nicht schließen ohne das Gemählde hinzuzufügen, das der Hr. C. D. von M's Character gezeichnet hat. "In seinem Geschäfts- und Privat-Leben war er ein höchst einfacher Mann. Alles trug bey ihm den Character der Geradheit, Unbefangenheit, Offenherzigkeit und des Biedersinns an sich; und eine der schönsten Tugenden, die Ehrlichkeit, war ihm eigenthümlich. Diese und die Rechtlichkeit in allen seinen Geschäften und Handlungen waren ihm so heilig, daß keine Hindeutung auf Gunstbezeugung, noch viel weniger aber Geschenke ihn je davon abzulenken vermochten". Ein so vortrefflicher Mann konnte wohl *virtutis ambire, non fautoribus* — besonders in dem Lande, worin *sat fautorum habet, qui bene operatur*.

Meyer war geboren zu Leidhorst Amts Harburg am 12ten April 1741; er starb zu Zelle am May 1810. Seine Schriften sind alle unter seinem Namen herausgekommen, und sind bekannt.

L e i p z i g.

Bey Hinrichs: Neues vollständiges Italiänisch-Deutsches und Deutsch-Italiänisches Handwörterbuch, von M. K. B. Schade. Erster oder Italiänisch-Deutscher Theil, welcher alle im gemeinen Leben und in der Büchersprache vorkommenden Wörter und sehr viele Ausdrücke der Wissenschaften und Künste enthält. 1748 S. Zweyter, oder Deutsch-Italiänischer Theil. 2234 S. 8. (Auch mit einem Italiänischen Titel). Die Brauchbarkeit eines Wörterbuchs, besonders einer neuern Sprache, läßt sich nur durch einen eine Zeit lang fortgesetzten ausschließlichen Gebrauch erforschen. Dieser Prüfung haben wir dieses Wörterbuch bey dem Lesen der ungleichartigsten Schriftsteller mehrere Monathe über unterworfen, und uns nie veranlaßt gefunden, ein anderes darneben zu Rathe zu ziehen, welches sehr zur Empfehlung des Schadischen gereichen muß.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. Stück.

Den 25. Januar 1821.

M ü n c h e n.

Bey dem Verfasser: Schauplatz der verbesserten Mühlenbaukunst, mit der Räderkraft im Maschinenbauwesen nach einer neuerfundenen bewährten Methode, um mit der mindesten lebendigen Kraft die größtmöglichste Gewalt in der beliebigen Geschwindigkeit auszuüben. Zum Nutzen des Kunst- und Gewerbe-Fleißes aller Länder ff. Von A. J. Lindt, Königl. Bayerischem Bau-Intendantz-Deconomierathe ff. In zwey Bänden und 12 Abtheil. mit 60 Plänen und 20 Blättern Text, groß Imperialformat. Preis 12 Carolin. 1818.

Dies Werk scheint vermöge seines Titels und der Dedication an Se. Maj., den König von Bayern, seines übergroßen Formats, kostbaren Papiers und hohen Preises, viel Anspruch zu machen, und die großen Hollandischen Mühlenbücher nebst Leupolds, Belidors, Meyers und andern Werken dieser Art, übertreffen zu wollen. Es liefert in Zeichnung und Beschreibung der 1sten Abth. Grundriß und Profil von einem Mühlgerinne mit Kröpfung; die Construction eines obereschlächtigen und untereschlächtigen Was-

ferrades; eines Sternrades und Drehlings; eine Theilungsmethode, wobey der Verf. ein Bogensäu des Kreises, welches dem Halbmesser gleich ist, für $\frac{1}{2}$ des ganzen Kreises, d. i. zu 60 Gr. annimmt, statt es wirklich nur $57\frac{3}{5}$ Gr. hält, woraus denn unmöglich eine genaue brauchbare Theilung folgen kann; der Theilriß von einem Rade, welches Stirn- und Kammrad zugleich ist; endlich eine Daumenwelle, die Vertheilung der Stampfen und Aushöhlung des Stampstrogos zu zeigen. In der 2ten Abtheilung kommt vor: Berechnung der steigenden Geschwindigkeit oder Umläufe der Räder, wenn bey mehreren Vorgelegen die angreifenden Stirnräder $1\frac{1}{2}$ mahl größer als die angegriffenen Drehlinge genommen werden, wo denn in eben der Umlaufzeit der ersten Welle, die 2te $1\frac{1}{2}$; die 3te $2\frac{1}{4}$; u. s. w. die 7te $17\frac{1}{2}$ mahl umläuft; mit 5 Grundrissen zu Mühlen, mit 1, 2, 3, 4 und 5 fachen Zeug oder Vorgelegen. Bey allen diesen 5 Entwürfen hat der Trilling 7 Stäbe, und das Kammrad 66 Kämme; die Wasserräder sollen aber ohne Vorgelege 12 mahl, und bey 1, 2, 3 ff. Vorgelegen, 9, 6, 4 und $2\frac{1}{2}$ mahl in einer Minute umgehen; und wenn sie dieß thun, wird der Läufer circa 120 mahl in eben der Zeit umlaufen, also gutes Mehl liefern. Man mag es der Erfahrung des Hrn. Verf. zutrauen, daß die Wasserräder die Umläufe in der angegebenen Zeit unter den angenommenen Umständen machen, so muß man sich dennoch verwundern, warum er 4 bis 5 Vorgelege machte, wo 1 oder 2 genügen konnten! und wenn dieß, wie der Verf. behauptet, deswegen geschah, weil das Verhältniß 3 zu 2 das Beste zwischen Rad und Drehling sey, wonach die Geschwindigkeit müsse gesteigert werden, so nimmt es noch mehr Wunder, warum denn ungeachtet aller Vorgelege am Ende zwischen Kammrad und Trilling das Verhältniß 66 zu 7 in allen 5 Entwürfen beybehalten worden, da es bekannt genug ist, daß Getriebe

oder Trillinge mit so wenigen Stöcken für den Gang der Mühle nachtheilig sind, welches zu vermeiden gerade die gewöhnlichste Ursache ist, warum man Vorgelege macht. Statt 7 Stöcke in den Trillingen hätte der Verf. wenigstens 11 oder 13 u. s. w. nehmen können, weil er doch Vorgelege machte, so wäre die Bewegung gleichförmiger geworden.

Die dritte Abt. enthält die Grund- und Bau- risse einer Getraidemühle mit 4 Mahlgängen nebst Vorgelegen und Wasserräderaufzug (Pansterzeug). Die 9 Abtheilungen des 2ten Theils enthalten Beschreibung, Pläne und Bau- risse 1. von einer Sägemühle zu zwey Säebältern; 2. eine Roß- Del- mühle mit Quetsch- Stampf- und Preßwerk für 1 Pferd; 3. eine Gyps- Del- und Getraidemühle mit 4 oberflächlichen Rädern; 4. eine Tabacksmühle mit Reibbetten, und Stampfwerken; 5. ein Eisen- Stahl- und Messing- Hammerwerk von 4. Strau- berrädern getrieben; 6. eine Hanfmühle. Um den gebrochenen Hanf und Flachs von Stängeln zu rei- nigen und zu verfeinern, gibt der Verf. die am Rhein übliche Vorrichtung an, ihn durch einen um- laufenden Stein zu treiben, welches besser sey, als ihn durch Menschenhände oder mit Maschinen zu klopfen und zu schlagen; 7. eine Lederfabrik mit allen Gebäuden und 5 Wasserrädern zum Hacken, Stampfen und Mahlen der Lohe, Ziehen und Wal- fen der Häute und Leder, welche von dem Verf. für Hrn. Mayer zu Giesing bey München ausge- führt und in gutem Gange ist. Da diese Maschine viele Räder und Zwischenräder oder Vorgelege, aber nur wenig Gefälle (14 Zoll Standwasser und 2½ Zoll im Gerinne) hat, so werde hiedurch, sagt der Verf. seine neue Methode bewährt, daß man in Er- mangelung des Gefalles durch Kraft der Räder die Geschwindigkeit erhalten könne. Dieß ist, wenn es am Wasser nicht gebricht, gewiß sehr wahr, aber kei- nesweges neu, sondern überall bey Maschinen be-

kennt und gebräuchlich. Was aber unserm Verf. eigen und neu ist, wird bald folg.n; 8. eine Windmühle mit 4 horizontalen Flügeln, die jeder an einem am Ende des Flügels stehenden Mast ein dreiseitig, Segel tragen, dessen Höhe und Basis 10 und 12 Fuß, folglich 60 Quadratfuß hält. Diese Flügel sollen 3 Mahlgänge treiben! Die gewöhnlichen vertikalen Windmühlen, die nur einen Gang treiben, haben Flügel, welche mit Segel und Windborten ein jeder eine Fläche von circa 240 Quadratfuß dem Winde darbieten, und beständig alle 4 zugleich wirken, statt bey den horizontalen nie über 1 bis $1\frac{1}{2}$ Flügel als völlig wirksam in Rechnung zu bringen ist, und die übrigen gegen Wind und Luft müssen zurück geführt werden. Hieraus ist leicht zu erachten, was überhaupt von horizontalen Windmühlen zu halten und daß die von dem Verfasser projectirte kaum das ledige Geschirr würde treiben, vielweniger Korn mahlen können. Eigentlich ist diese Maschine genau nach des Verf. Angabe ausgeführt, gar nicht gangbar, weil, wenn die Segel straff angezogen sind, die entgegengesetzten Flügel sie nach entgegengesetzter Richtung umzutreiben streben. Nur wenn man die Schoten (Taufe an den Spitzen der Segel) schlaff, die Segel hin und her schlagen läßt, werden sie sich so stellen, daß die Flügel zwar umlaufen, aber die Segel in kurzer Zeit zerschlagen und zerrissen werden; 9. eine Handmühle von 2 Menschen mit Zugstangen an einer Kurbel zu treiben. Sie hat 2 Schwungräder, wo eins genügen könnte, auch ein unnöthiges Vorgelege. Zum Beschluß folgt der Entwurf einer Schiffszugmaschine. Diese besteht in einem Tretrade von 32 Fuß Durchmesser an dessen Welle ein Stirnrad, welches in den Drehling einer folgenden Welle greift, die zugleich wiederum ein Stirnrad zum Umtrieb der 3ten Welle führt; und so folgen 7 Wellen, deren jede ein Stirnrad und Drehling hat, in dem Verhältniß geordnet,

daß die letzte Welle, wo sich das Zugtau aufwickelt, 17 mahl umläuft, wenn das Tretrad einen Umlauf macht. Von dieser Maschine glaubt nun der Verf., daß sie geschickt sey, große Lasten zu heben, Schiffe in die Häfen, auf Werfte oder gegen Wasserstürze durch Schleusen zu ziehen, und zwar werden 2 bis 4 Mann in dieser Maschine das größte Linienschiff mit beliebiger Geschwindigkeit fortziehen, oder die Kraft von 3 bis 400 Mann ausüben können. Wenn man die letzte Welle mit Kammrade für einen Läufer von 5 bis 6 Fuß Durchmesser lege, werde ein abgerichteter Hund im Tretrade die Mühle mit gehöriger Geschwindigkeit umtreiben, und die Dienste des Wasserrades einer gewöhnlichen Mühle verrichten. Man könnte vielleicht zweifeln, ob der Verf. hier im Ernst oder Satyre schreiben wollen, wenn nicht alle seine übrigen Entwürfe und Aeußerungen es bestätigten, daß ihm die richtigen Begriffe von mechanischen Kräften und Anordnungen der Maschinen fehlen, und er noch zu der Classe derjenigen Müller und Maschinenmeister (welche jedoch in unsern Zeiten gewiß sehr klein ist) gehört, die des festen Glaubens sind, man könne den Mangel an Kraft oder Effect durch Räderwerke ersetzen, und daß der allgemeine Satz: was durch Maschinen an Kraft gewonnen wird, verliert man an Zeit, und umgekehrt; nicht gegründet sey. Hierauf bezieht sich nun die auf dem Titel angekündigte neuerfundene bewährte Methode zur Verbesserung, die eigentlich ein alter Irrthum, und Verschlimmerung ist. Dem Verf. würde die bessere Einsicht nicht entgangen seyn, wenn er irgend eine seiner Maschinen berechnet, eine Vergleichung zwischen Kraft und Last angestellt hätte. Das ist freylich bey den eigentlichen Mühlenwerken nicht ganz leicht, jedoch bey der Schiffszugmaschine mit dem Tretrade hat es gar keine Schwierigkeit, und Rec. hält es für Pflicht, solche Berechnung, jedoch mit Ausschluß aller Friction, welche *cet. par.*

mit jedem hinzukommenden Räderwerke nur vermehrt, nie vermindert, wird, zur bessern Ueberzeugung derer, die es bedürfen, hier kürzlich herzusetzen. Statt des abgerichteten Hundes (welcher wohl zu leicht für diese Maschine mit 15 großen Rädern und 8 Wellen seyn möchte) wollen wir einen abgerichteten Elephanten ins Tretrad stellen; er soll 2000 Pfd. schwer, und der Mittelpunct seines Körpers circa 30 Grad von der Verticalen durch die Ase des Rades entfernt seyn, dabey mit der Geschwindigkeit 3 Fuß in 1 Sec. oder 180 Fuß in 1 Minute im Rade forttreten, so strebt er in diesem Fall mit dem halben Gewicht seines Körpers, nämlich mit 1000 Pfd. das Rad umzutreiben; und da dieß 3 Fuß in 1 Sec. fortgesetzt, so ist das mechanische Product der Kraft $180 \times 1000 = 180000$ in der Zeit 1 Min. Eben so groß kann nun auch das Product der Last in derselben Zeit jedoch nie größer seyn; wegen Friction und anderer Hindernisse ist es allzeit kleiner, aber dieß setzen wir jetzt bey Seite; und wollen nun zuerst annehmen, daß alle übrige Räder fehlten, und die Last unmittelbar an der Welle des Tretrades fortgezogen würde, welche, wenn die halbe Dicke des Zugtaues mit gerechnet wird, von 2 Fuß Durchmesser, also $\frac{1}{2}$ vom Durchmesser des Rades ist. Die Länge des Taus also, welche sich in 1 Min. auf den Umfang der Welle aufwickelt, ist $\frac{180}{16} = 11\frac{1}{4}$ Fuß; wenn nun die Last in Pfunden $= p$ gesetzt wird; so ist ihr Product in 1 Min. $11\frac{1}{4} p$, und dieß muß nun $= 180000$ seyn; woraus $p = \frac{180000}{11\frac{1}{4}} = 16000$ Pfd. gefunden wird, welche der Elephant in 1 Min. auf $11\frac{1}{4}$ Fuß, in 2 Minut. $22\frac{1}{2}$ Fuß u. s. in jeder Minute $11\frac{1}{4}$ Fuß höher hebt, und zwar allein vermittelst des Tretrades. Jetzt werde die Maschine mit allen Wellen und Rädern ergänzt. Des Elephanten Gewicht und Ge-

schwindigkeit ist unveränderlich, daher sein mechanisches Product in 1 Min. nach wie vor 180000. Aber das Räderwerk macht, daß die letzte Welle, wo das Zugtau der Last sich aufwickelt, jezt 17mahl in derselben Zeit umläuft, wo das Tretrad einmahl umgeht, demnach muß die angehängte Last sich jezt $17 \times 11\frac{1}{2} = 191\frac{1}{2}$ Fuß in 1 Min. bewegen. Wenn nun diese Last in Pfd. = q ist, so ist $180000 = 191\frac{1}{2} q$; woraus $q = 941\frac{2}{3}$ Pfd. gefunden wird, welche der Elephant in jeder Minute $191\frac{1}{2}$ Fuß hebt, statt er im ersteren Fall ohne die zusammengesetzte Maschine 16000 Pf. auf $11\frac{1}{2}$ Fuß in jeder Minute hebt. Da sich nun $11\frac{1}{2}$ Fuß zu $191\frac{1}{2}$ genau so verhält wie $941\frac{2}{3}$ Pf. zu 16000 Pf., nämlich wie 1 zu 17: so ist klar, daß, was an Geschwindigkeit, oder Zeit durch die Maschine gewonnen wird, am Effect der Kraft, oder am gehobenen Gewicht, wieder verloren wird. Zugleich ist klar, daß die Maschine zum Schiffszug gar nichts taugt, weil bey dem Zug oder Aufwinden der Schiffe keine große Geschwindigkeit, sondern große Lasten zu gewältigen verlangt wird, und hiezu das einfache Tretrad mit seiner Welle 17mahl mehr leistet als die ganze componirte Maschine, bey welcher wegen Reiben, Schlottern, Stößen ff. noch leicht $\frac{1}{5}$ an Kraft, würde verloren gehn. Wegen dieser unvermeidlichen Nebenlast würde ein Ochs im Treten, der etwa $\frac{1}{5}$ am Gewicht, und $\frac{1}{5}$ der Geschwindigkeit folglich nur $\frac{1}{5}$ des mechanischen Vermögens des Elephanten hat, mittelst dieser Maschine gar keinen nugharen Effect hervorbringen können. Wer durch dergleichen Räderwerke große Lasten bewegen will, muß gerade das Gegentheil von des Verf. Regel befolgen, nämlich die angreifenden Räder klein, die angegriffenen groß machen. Auch ist die Behauptung, daß das Verhältniß der Räder wie 3 zu 2 zur Steigerung oder Minderung der Geschwindigkeit das beste und allen andern vorzuziehen sey, mit nichts bewiesen und ein für das Maschinenwesen nachtheiliger Irrthum, welcher zu einer unnützen Vermeh-

rung der Wellen und Räder verleitet. Denn um die Geschwindigkeit z. B. nur 3mahl größer oder kleiner zu machen, braucht der Verf. drey Vorgelege, statt ein einziges vollkommen genügen könnte. Richtig ist die Bemerkung des Verf., daß es gut sey, die Schützen so nahe als thunlich vor die Wasserräder zu bringen, aber er hat dieß, wo mehrere Gerinne neben einander sind, nirgends befolgt, und daran auch, wie Rec. dafür hält, sehr gut und besser gethan, das Schützenwerk in einem Verband gerade durchzuführen, als um eines unbedeutenden Vortheils willen den ganzen Mühlwasserbau durch Unregelmäßigkeit zu verderben, wie einiger Orten aus Unverstand geschehen ist, um jede Schütze so nahe als nur möglich vor die Radschaukeln zu legen. — Die Zeichnungen bey diesem Werke sind nach brauchbarem, großen Maßstabe deutlich und in Steingravüre sauber und fein ausgeführt, daß man sie zum Theil für Kupferstiche halten könnte. Manche der Entwürfe mögen auch gut und brauchbar in der Ausführung seyn. Weil jedoch überall im ganzen Werke ein irriges Princip der Mechanik und Mangel an gründlicher Einsicht zum Grunde liegt, so kann Rec. dieß Werk zum practischen Gebrauch, Unterricht und Ausübung, mit gutem Gewissen nicht empfehlen, und ist der Meinung, daß bey dem bekannten Flor der Wissenschaften, Künste und Gewerbe im Königreich Bayern, es rathsam gewesen wäre, das Manuscript zuförderst der dortigen Academie oder dem Kunstverein zur Prüfung zu übergeben; so hätte das Werk berichtigt und verbessert, dem Verf. zum Ruhm, den Maschinenbauwebern, Müllern und Fabrikanten zum Nutzen gereichen können. Jetzt mag es allenfalls dazu dienen, in großen Bibliotheken als ein seltenes Product des Luxus in der Typographie und Lithographie vorgezeigt zu werden.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 27. Januar 1821.

B e r l i n.

Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Maccabäer bis auf unsre Tage, nach den Quellen bearbeitet von J. M. Jost; Lehrer und Erzieher in Berlin. Erster Theil. 1820. XIII und 328 S. Text und 56 S. Anmerkungen. Zweyter Theil 1821. VI und 344 S. Text und 109 S. Anmerkungen, in 8.

Geschichte der Juden in und während ihrer Zerstreuung in alle Welt ist das eigentliche Thema des Verfassers; diese beiden Bände, welche hinter einer kurzen geographisch-statistischen Schilderung von Palästina in und nach der Zeit der Maccabäer die Geschichte Palästina's von der Zeit der Hasmonäischen Könige an, bis auf die Zerstörung Jerusalems (von 305 vor Ehr. bis 80 nach Ehr.) enthalten, sind zur Einleitung in das eigentliche Hauptwerk bestimmt. Sie führen aus, wie die Juden nach und nach zu ihrer allgemeinen Zerstreuung und zu den Schicksalen reif geworden sind, die ihre Nachkommen betroffen haben. Ihr Inhalt ist wirklich, wie der Titel sagt, aus den Quellen geschöpft, und zwar aus den Griechischen, mit denen nur hier und da die Talmu-
P (1)

dischen und Rabbinischen verglichen sind; eine Mäßigung, zum großen Vortheil der richtigen Darstellung der Begebenheiten, deren sich nicht alle Vorgänger des Verfassers rühmen konnten. Zwar würde es an einzelnen Bemerkungen zu Ausstellungen dem, der mit dem Verfasser sowohl über das, was er aufgenommen, als was er übergangen hat, und über einzelne Urtheile und Betrachtungen rechten wollte, nicht fehlen, aber wäre so ein geflüffentliches Auffuchen von einem Beurtheiler aus der christlichen Parthey nur irgend billig, da bey einem Werke der Art so viel von der Persönlichkeit abhängt? Dem Verfasser, als Israeliten-, mußte manches in einem ganz andern Lichte der Wichtigkeit erscheinen als seinen christlichen Lesern, die dabey kein National-Interesse haben: und wer möchte ihm zumuthen, sein National-Interesse ganz zu verläugnen? hieße dieses nicht die Begeisterung, die keiner Schrift fehlen sollte, schwächen? Doch muß man ihm zum Ruhme nachsagen, daß Stellen, die ein eigentliches Nationalinteresse eingegeben hat, nur selten hervortreten, sondern die weltbüraerliche Ansicht des Stoffes die vorherrschende ist. Im Ganzen ist daher auch nichts Wesentliches übergangen, und was etwa als übergangen in Anregung gebracht werden könnte, das ist wahrscheinlich der Culturgeschichte der beschriebenen Periode, welche den dritten Theil anfangen wird, vorbehalten. Ein anderes ist freylich, ob nicht letztere schicklicher mit der Regentengeschichte hätte verwebt werden können, wodurch die Darstellung etwas mannichfaltiger und dadurch lebendiger geworden wäre. Doch kann auch der Verf. für diese Absonderung die Manier erfahrner Geschichtschreiber anführen, die ihre Weise mit bedeutenden Gründen vertheidiget haben.

Wir billigen es zwar ganz, daß der Verfasser die ältere Hebräische Geschichte aus seinem Plane ausgeschlossen hat. Ohnehin gehören zu den beiden Theilen der Israelitischen Geschichte ganz verschiedene Talente;

zu jener ein historisch = philosophischer, zu dieser ein historisch = schmuelnder und zur leichten Uebersicht des Mannichfaltigen ein glücklich = ordnender Geist. Da dort die politischen Vorfälle nicht welthistorisch sind, so müßte eigentlich die geistige Seite der Hebräer, wodurch die Nation selbst welthistorisch wird, hervorgehoben, und aus der alten Welt, ihrer Denk- und Vorstellungsart erläutert werden. Dazu gehören ganz andere Kenntnisse und eine andere Art von Geistesgewandtheit, als zu dem Auffassen und Betrachten der Ereignisse, die mehr der Weise und dem Gang in der erwachsenen Welt folgen. Und eben darum ließe sich schon an dem Titel, den der Verfasser seiner Ausführung gegeben hat, Geschichte der Israeliten, Anstoß nehmen; da, wo er die Geschichtserzählung anfängt, gab es keine Israeliten mehr, sondern bloß Juden: die Israeliten waren in Oberasien namenlos abgestorben, oder vielmehr unter die dasigen Landeseinwohner versunken, und was von ihnen dort von Nachkommen noch übrig ist, das ist durch die gänzliche Sittenänderung unkenntlich geworden. Doch könnte sich auch der Verfasser damit schüzen, daß er ja im Laufe seiner Arbeit zu den Stämmen, die im Assyrischen Exil untergegangen wären, zurückkehren werde, wenn er die in Asien zerstreuten Judenschäften aufzählen und nach ihren Schicksalen, so weit sie sich noch erforschen lassen, beschreiben werde, wie z. B. die Bucharischen freyen alten schwarzen Juden, die sich für Nachkommen der von Salmanasser abgeführten Stämme Dan, Sabelon, Asser und Naphthali mit großer Wahrscheinlichkeit hielten; und wahrscheinlich wären auch noch andere Judenschäften jener Gegenden in diesem Lichte anzusehen. Aber eben diese Betrachtung führt zu der Frage, ob auch die Einleitung dieses Werks in den beiden ersten Bänden und einem Theil des dritten Bandes vollständig die Materialien umfasse, die zur Vorbereitung zu einer Geschichte der Juden in

ihrer Zerstreung gehörten? ob diese die Maccabäischen Zeiten zum Ziel nehmen dürfe, von der ihr Lauf auszugehen habe? Selbst dem Verf. ist die darin liegende Schwierigkeit nicht entgangen. Hinter seiner Geschichte der Juden vom Jahr 105 vor Chr. bis zum Jahr 80 nach Chr. fand er für nöthig, die Geschichte der Juden außerhalb Palästina von Alexander dem Großen an bis zur Zerstörung Jerusalems einzuschalten, folglich bis zum Jahr 330 vor Chr. zurückzugehen, was nun mit dem Titel nicht übereinstimmt, der nur angibt, daß dieselbe von den Maccabäischen Zeiten werde herabgeführt werden. Wer sollte aber nicht gern und willig über solche Kleinigkeiten bey einem so lesbaren, in einem leichten Styl geschriebenen, und so fleißig gearbeiteten Buch hinwegsehen? oder von einzelnen Auslassungen, oder nicht ganz richtigen Auffassungen einzelner Begebenheiten Aufheben machen? daß z. B. die Jüdischen Colonien in Arabien vergessen sind, (über die schon Remond in seiner Geschichte der Ausbreitung des Judenthums manches Gute gesammelt hat); daß die Juden in Palästina um die Zeit ihrer Zerstreung nicht Chaldäisch-Syrisch, sondern Hebräisch sollen gesprochen haben; daß es nicht die Edomiter in dem eigentlichen Idumäa gewesen sind, welche Johannes Hirkanus zwischen Beschneidung und Auswanderung nach ihrer Besiegung habe wählen lassen, sondern die Palästinsischen; daß nicht wohl die Babylonischen Juden die Väter aller Asiatischen gewesen seyn können; daß man den Gebrauch mancher gründlichen Abhandlung vermisse, wie von Schöpflin u. s. w. u. s. w. Ueber solche Kleinigkeiten wegschend, verweilen wir lieber einige Augenblicke an dem Ufer des unermesslichen Oceans, zu dem uns der Verf. geführt hat, den Muth bewundernd, mit dem er ihn zu durchschiffen sich anschickt. Die Reise wird durch alle Welttheile gehen, durch die sich die Juden verbreitet haben, und da die Länder und Reiche ihrer

Niederlassungen nicht bloß in eine allgemeine Registratur gebracht, sondern auch die Schicksale der Juden in denselben geschildert werden sollen, so wird der Stoff, so mangelhaft er auch von manchen Gegenden aufgezeichnet seyn mag, dennoch unermesslich werden. Und diesen muß der Vf. grüßentheils erst aus zerstreuten Quellen zusammensuchen, da es bey so vielen Ländern bald an allen, bald an zweckmäßigen Vorarbeiten mangelt. Der Verf. lasse sich aber nicht durch die Schwierigkeiten seines weitläufigen Vorhabens schrecken. Er hat Arbeitsamkeit, und steht noch in den Jahren, wo einem Gelehrten das schwerste auch das liebste seyn sollte; der Erfolg wird sein Werk krönen. Gelänge ihm auch nicht in alle Theile seiner Ausführung gleiche Vollendung zu bringen; so wird ihm doch die erste Grundlage eines solchen Werks verdankt werden. Und auch schon das wird bey dem Kampf mit großen Schwierigkeiten ihm rühmlich seyn. Auf etwas ganz Vollkommenes ließe sich freylich dann rechnen, wenn schon die Specialgeschichte von den Schicksalen der Juden in einzelnen Ländern und Reichen von einzelnen in ihrer vaterländischen Geschichte bewanderten Gelehrten vorangehen wäre. Aber wie lange hat die Litteratur diese Vorarbeiten vergeblich erwartet! Warum sollte nicht auf einem umgekehrten Weg, durch eine Uebersicht der zerstreuten Materialien, so weit sie ein einziger arbeitsamer Gelehrter zusammen bringen kann, deren stückweise Bearbeitung von einzelnen Gelehrten recht im eigentlichen Sinne noth thäte, nicht versucht werden, den Eifer für solche Monographien zu erwecken. In jedem Fall wird der Vf. durch die eifrige Fortsetzung seines Werks die Mangelhaftigkeit der bisherigen Vorarbeiten aufdecken, und emsigen Gelehrten zeigen, was sie einzeln zu leisten haben. Auch ein Verdienst, das eines Kranzes werth ist!

M a i l a n d.

Mit Königl. Lettern ist hier gedruckt: *Itinerarium Alexandri ad Constantium Augustum Constantini m. filium, edente nunc primum cum notis Angelo Maio. Ambrosiani Collegii doctore. 1817. S. XVIII und 82. In Octav und Quart. S. 108. — Eoem daselbst. Julii Valerii res gestae Alexandri Macedonis translatae ex Aesopo Graeco. prodeunt nunc primum edente notisque illustrante Angelo Maio. Ambrosiani collegii doctore. 1817. S. XXII und 218. In Octav, und Quart. S. 282. Mit einem Facsimile der Schriftart des Ambros. Codex, und einer Karte, wie auch Alexanders Kopfe, beide zum Itinerar. gehörig.*

Wir nehmen diese beiden Werke zusammen, da sie einen Gegenstand bewahren, und vom Herausg. in einem Bande vereinigt sind. Beide fand Hr. Mai, jetzt Unterbibliothekar der Vaticanischen Bibliothek in Rom, damahls noch in Mailand Lehrer an der Ambros. Lehranstalt, zusammen in einem Bande. Daß seine Freude über diesen Fund nicht klein gewesen sey, versteht sich, sagt der Herausg. selbst. Der unbekante Verf. des ersten Werks schrieb es, wie auch das *itinerarium Traiani*, welches letztre verloren gegangen ist, zur Zeit als der Kaiser Constantius gegen die Parther sich rüstete. Dieß *Itinerarium* hat mehrere Vorgänger, wovon der belesene Verf. einige anführt, als *Diodotus erythraeus* u., wornach der unbekante Verf. des Werks mit Gewissenhaftigkeit, wie er sagt, sich gerichtet hat. Natürlich beginnt der Erzähler mit der kriegerischen Unternehmung nach Philipps Tode. Der Erzähler ist ganz unbekant. Er war Heide und schrieb das Werk sofort Lateinisch, ohne es aus dem Griechischen zu übersetzen, in einem Style, der oft an den *Ammian Marcellin* erinnert, schwerfällig und fast

unverständlich ist. Da die Küstungen auf den zweyten und nicht, wie Hr. Mai meint, auf dem ersten Krieg gegen die Porthier gehen, so fällt die Abfassung des Itinerariums ins Jahr 345, und nicht 338—40. Das Ende des Werks feh't. In den letzten beiden Kapiteln findet sich allein etwas fabelhaftes, die Erzählung der Reise Aeolanders nach den Säulen des Herkules. Da übrigens im Wesentlichen Arrians Bericht übereinstimmt, so scheint es, daß der Anonymus denselben vor Augen gehabt und in den meisten Fällen mit Zuziehung des Diodors und Curtius befolgt habe. Die Herren St. Croix und Fabricius haben beide Werke nicht gekannt, aber Muratori hat, wie auch schon andere Gelehrte bemerkt haben, in seinen *Antiq. ital. T. III. dissert. XLIV. col. 957 ff.* die ersten 32 Kapitel des Itinerariums aus einem, jedoch verschiedenen, Ambros. Mscr. mitgetheilt, und ziemlich günstig von dem Buche geurtheilt. Herr Mai hat dieß nicht gewußt, auch sich nach andern Handschriften des Werks nicht umgesehen. Doch verdient sein Fleiß allen Dank. Die Litterärsgeschichte gewinnt einen Artikel, aber so hart geschrieben, daß man Mühe hat, den Sinn herauszubringen. Im 6. Kap. beschreibt er des Terent. Varro Werk, *Ephemeris (navalis)*, für den Eneus Pompejus, als er in Spanien Krieg führen wollte, verfertigt, um das mittelländische Meer und die Winde ihm darzustellen. Hr. Mai bemerkt mit Recht, daß Nonius Marcellus im Worte *autumnitas* dieses Buchs bereits gedacht habe, aber nicht so vollständig als hier geschehen ist.

Des zweyten Werkes Verf., Julius Valerius, scheint auch seinem Style nach zu urtheilen im vierten Jahrhunderte gelebt zu haben, und ist eben so unbekannt als Aesopus, der Urheber des Griechischen Werks, welches Jul. Val. Lateinisch

übersezt hat. Dieser Aesopus schrieb es wahrscheinlich in Alexandria im 3. Jahrh. Julius Valerius Werk ist vielen schon bekannt, und seine drey Bücher sind von vielen Gelehrten gelesen worden, die der Herausg., so viel ihm bekannt, von Vincentius aus Beauvais (Vincentius bellovacensis) an bis auf Sainte Croix, aufzuzählen nicht vergessen hat. Dieß Werk sieht oft so aus, als wenn die schöne Schemerezeade ihrem Sultan von dem hochberühmten Alexander hätte etwas erzählen oder vorlügen sollen, welches dann von einem Aesopus Griechisch niedergeschrieben sey: so voll ist es von Dichtungen und Berichten, die sogar dem bekannten Gange der Geschichte schnurstracks zuwider sind. Wer mit den beliebten Werken und Lesebüchern des Mittelalters bekannt ist, wird wissen, daß einen nicht unbedeutenden Theil derselben solche ausmachen, welche Alexanders Geschichte erzählten, und zwar je lügenhafter je besser. Kein Wunder also, daß der uns völlig unbekante Julius Valerius Aesops Buch ins Lateinische übertrug. Für uns ist, wie Hr. Mai bemerkt, die Latinität das Wichtigste am Buche, welches nicht einmahl ganz vollständig auf uns gekommen ist: doch ist das Fehlende uns aus andern Discr. bekannt. Herr Mai verdient den Dank aller Freunde der guten Künste, daß er auch diesem Julius Valerius die Gelegenheit verschafft hat, so gut ausgerüstet ans Licht zu treten; denn nach Vermögen hat Hr. Mai alles mitgetheilt, was ihm Critik und Eregese zur Säuberung und zum bessern Verständniß darboten. Möge der glückliche Finder auf diesem Wege segensreich noch lange fortwandeln, da noch so vieles zu finden ist!

Kpf.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 27. Januar 1821.

L o n d o n.

Bey Longman, Hurst, Kees, Orme und Brown:
Description of the character, manners and
customs of the people of India; and of their
institutions religious and civil. By the Abbé
J. A. Dubois, Missionary in the Mysore,
Translated from the french manuscript. 1817.
S. XXVII. 565. In Quart.

Der Verfasser dieses in den Jahren 1806 und
1807 geschriebenen, höchst wichtigen Werks, war
ein Französischer Geistlicher, der den Mordscenen in
seinem Vaterlande während der Revolution mit ge-
nauer Noth entronnen, sich nach Ostindien rettete,
und dort siebenzehn Jahre als Missionär vorzüglich
in Mysore lebte, in welcher Zeit er sich sowohl
durch seinen untadelhaften Lebenswandel, als durch
die Achtung, die er den Sitten und Gebräuchen
der Eingebornen bezeugte — eine Vorsichtsmaßre-
gel, durch deren Vernachlässigung hauptsächlich die
Scheidewand zwischen den Hindus und Europäern
gebildet ist und fortwährend immer strenger und
unübersteiglicher wird — das Vertrauen derselben in

einem seltenen Grade erwarb, so daß selbst die Brahminen ihre heiligen Bücher, die sie sonst mit der argwöhnischsten Eifersucht zu bewachen pflegen, ihm ohne Bedenken mittheilten. Daß ein solcher Mann allerdings manche neue Aufschlüsse über die Sitten, die Gebräuche und den Character der Hindus geben konnte, fällt in die Augen, daß er aber auch alle ihm zu Gebote stehende Aufschlüsse geben wollte, und wirklich gegeben, dafür bürgen allein schon die Zeugnisse sowohl einzelner wohl unterrichteter Engländer, als auch ganzer Behörden der Englischen Compagnie in Indien selbst, die dem Werke vorgezsetzt sind, indem namentlich die Regierung von Madras, die dasselbe für 2000 Pagodas von dem Verfasser erkaufte hatte, in einer Depesche vom 24. December 1807 an die Directoren auf das angelegentlichste auf dessen Bekanntmachung in England antrug. Bis zum Jahre 1816 ruhte jedoch das Französisch geschriebene Manuscript unübersezt, und nur von einzelnen Gelehrten benutzt, in der Bibliothek der Compagnie, bis endlich die Directoren die Uebersetzung desselben in das Englische und dessen Bekanntmachung durch die Presse verfügten. In das Lob aber, welches diesem Werke, das nur ein Mann, der so lange und so vertraut mit den Eingebornen lebte, zu liefern vermochte, in dem Vorberichte bezeugt wird, wird gewiß jeder einstimmen, der das Buch selbst aufmerksam durchzugehen sich die Mühe nimmt. Der beschränkte Raum dieser Blätter erlaubt uns nicht, etwas mehr als eine kurze Anzeige des reichhaltigen Inhalts zu geben. Die Unkunde, welche, wie der Verf. in der Vorrede anführt, bisher noch immer unter den Europäern in Ansehung der Hindus geherrscht, gibt er vorzüglich der durch die gänzlich verschiedenen Sitten beider Nationen zwischen ihnen bewirkten Entfernung, so wie auch der Schwierigkeit Schuld, die Indischen Sprachen zu erlernen, deren man gewöhnlich allein

achtzehn Hauptidiome aufzählt, welche oft in einem kleinen Bezirke neben einander gesprochen werden, indem selbst einzelne, aus einer Gegend nach der andern ausgewanderte Familien, nichts desto weniger auch in der Fremde Sitten und Sprache ihrer Heimath unverändert beybehalten. Er selbst schöpfte sein Werk theils aus 18jähriger Beobachtung, theils aus glaubwürdigen, mündlichen Bemerkungen und endlich aus mancherley schriftlichen Quellen, die ihm von angesehenen Hindus mitgetheilt wurden; hauptsächlich hatte er dabey die Völker der südlichen Provinzen, dießseits des Krischna im Auge. Das Werk zerfällt in drey Theile, jeder derselben wiederum in mehrere Kapitel, von denen wir wenigstens die Ueberschriften angeben wollen. Erster Theil: "Allgemeine Uebersicht der gesellschaftlichen Verhältnisse in Indien". Kap. 1. "Einthellung und Untereinthellung der Casten. Unterschied zwischen der rechten und linken Hand". Gewöhnlich zählt man vier Haupt-Casten, — (ein Portugiesisches Wort, gleichbedeutend mit Abtheilung) — nemlich die der Brahminen, der Kshastriya oder Rajas, der Waisya oder Kaufleute und Akerbauer und der Sudras oder Akerbauer, welche jenen untergeordnet sind, wiewohl sich die Sudras beynah alle Orten für ungleich vornehmer als die Waisyas achten. Dann zerfällt wiederum in den einzelnen Gegenden jede Caste, vornehmlich die der Sudras, welche überhaupt wohl fünf Sechstel der gesammten Bevölkerung von Indien umfaßt, in eine Menge Unterabtheilungen, die jedoch zu sehr abwechseln, um mit irgend einem Grade von Genauigkeit angegeben werden zu können; nicht nur aber unterscheidet sich jede dieser Abtheilungen durch gewisse eigenthümliche Sitten und Gebräuche, sondern beynah jede Familie, zumahl da man es sorgfältig vermeidet, in fremde, nicht schon verwandte Geschlechter zu heyrathen, wodurch sich alsdann die Eigenthümlichkeiten derselben in großer Reinheit un-

verändert erhalten. — Neben der Eintheilung in Casten ist nicht weniger die in die verschiedenen religiösen Secten zu bemerken, von denen die des Wischnu und des Siva, die beide wiederum in mehrere Unterabtheilungen zerfallen, die bekanntesten sind. Alle diese Casten und Secten unterscheiden sich gewöhnlich auch durch gewisse äußere Kennzeichen. Eine dritte, wenn gleich neuere, dennoch höchst wichtige Eintheilung ist die in die rechte und linke Hand, die aber auch nicht selten zu Unordnungen und Ausschweifungen aller Art Anlaß gibt, indem beide Theile gewisse ausschließliche Vorrechte, die freylich nach Europäischen Begriffen größtentheils höchst gleichgültig und oft selbst durchaus lächerlich erscheinen, behaupten und darüber oft in Streitigkeiten gerathen, die ganz gegen die friedfertige Natur der Hindus in diesen Fällen mit der größten Erbitterung geführt werden. Kap. 2. "Vorteile der Casteneintheilung". Sie scheint dem Verf. hauptsächlich deshalb nöthig zu seyn, um ein von Natur so träges und zu sinnlichen Genüssen geneigtes Volk, wie die Hindus, zu einer bestimmten Thätigkeit, einem wenigstens äußerlich anständigen Betragen zu zwingen, unter einer gewissen Subordination und Policcyaufsicht zu halten und vor dem Zurücksinken in Barbarey zu bewahren. Nach Europäischen Begriffen darf diese Einrichtung durchaus nicht beurtheilt werden. Kap. 3. "Ausstoßung aus der Caste". Sie geschieht durch die Gurus oder Priester und ist wohl die schwerste Strafe, die einen Hindu treffen kann. Der Ausgestoßene ist gänzlich aus aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen. Dennoch wird sie oft selbst wegen geringer Verstöße gegen die hergebrachten Regeln und Gebräuche der Caste verfügt, die Wiederaufnahme aber, von der das 4te Kapitel handelt, ist immer sehr schwer und mit vielen Kosten verknüpft. Kap. 5. "Alter und Ursprung der Casten". Beide verlieren sich in der grauesten Vorzeit.

Kap. 6. "Der fabelhafte Ursprung der Brahminen; über ihren Namen und ursprünglichen Stifter; Vermuthungen über ihren wahren Ursprung". Die Bra'minen läßt die Indische Sage aus Bra'ma's Haupte entspringen; sie zerfallen selbst wieder in sieben Casten, die von den sieben berühmten Rishis oder Büßenden abstammen. Jenseits des Ganges, in den Ländern nordöstlich von Bengalen, wurden die Casten und namentlich die der Brahminen, erst vor ungefähr vier bis 500 Jahren eingeführt. Wahrscheinlich wanderten die letzteren zuerst von dem Caucasus nach Indien ein. Kap. 7. "Verschiedene Arten und Eutheilungen der Brahminen", theils in die sieben Stämme nach den sieben Büßern, theils nach den vier Vedas, theils je nachdem sie vorzugsweise Wischnu oder eine andere Gottheit verehren. Kap. 8. "Von den Secten von Wischnu und Siva und den Ursachen der Feindschaft der gewöhnlichen Brahminen gegen die Wischnu-Brahminen und andere Sectirer". Die Anhänger von Wischnu und Siva unterscheiden sich äußerlich jene durch den Nama, diese durch den Lingam. Die Wischnuiten sind nicht nur als Sectirer, sondern hauptsächlich wegen ihres übermüthigen Stolzes den übrigen Brahminen aufs äußerste verhaßt. Sie selbst, so wie die Siviten, theilen sich ebenfalls wieder in mehrere Secten. Kap. 8. "Von den Gurus oder Priestern in Indien". Sie führen vorzüglich die Oberaufsicht über die Beobachtung der Gebräuche der Casten, stiften aus und nehmen wieder auf und werden als besonders heilige Personen betrachtet. Jede Caste und Secte hat ihre besonderen Gurus, unter denen wiederum eine gewisse Hierarchie besteht; an der Spitze stehen die obersten Gurus, deren jeder jedoch ebenfalls nur über seine Caste oder Secte Gewalt hat und von Zeit zu Zeit in seinem Bezirke Visitationen vornimmt, hauptsächlich um Geldstrafen wegen vorgekommener Vergehen zu erheben und

Geschenke zu sammeln und wichtigere Fälle zu entscheiden. Gewöhnlich leben die Gurus im Eölibat, jedoch nicht aller Orten; bey den Verheyratheten ist die Würde erblich, sonst wird sie von dem Großguru ertheilt. Kap. 10. "Von den Purohitas oder Cerimonienmeistern"; höchst nentbehrlichen Personen bey den meisten Vorfällen des Lebens, vorzüglich bey Verheyrathungen und Begräbnissen. Sie sind sämmtlich Brahminen, welche allein die erforderlichen Mantras oder Gebetsformeln, die zum Theil sehr geheim gehalten und denen große Kräfte zugeschrieben werden, kennen und zugleich ausschließlich das Vorrecht besitzen, den Calender zu verfertigen; ihr Amt ist erblich. Kap. 11. "Von den Mantras oder Gebetsformeln". Kap. 12. "Von den bey der Niederkunft Brahminischer Frauen üblichen Cerimonien und von Kindern im zartesten Alter". Zweyter Theil. "Von den vier Stufen oder Zuständen in dem Leben eines Brahminen". Kap. 1. "Zustand der Brachmacharis". Diese Periode beginnt mit der förmlichen Aufnahme des jungen Brahminen in die Caste, durch die Ertheilung des dreyfachen Stricks und geht bis zu dessen Verheyrathung. Die bey der Ertheilung des dreyfachen Stricks, des Unterscheidungszeichens der Brahminen, erforderlichen Cerimonien werden hier weitläufig beschrieben. Kap. 2. "Von dem einem Brachmachari geziemenden Betragen und den durch den dreyfachen Strick ihm zu Theil werdenden Rechten". Kap. 3. "Von der Sorgfalt, mit der ein junger Brahmine äußerliche Verunreinigung vermeiden muß und den verschiedenen Gebräuchen in dieser Hinsicht". Kap. 4. "Von der inneren Verunreinigung des Körpers; der Enthaltbarkeit der Brahminen und dem besondern Abscheu der Hindus gegen Kuhfleisch". Nicht nur ist die Kuh in Indien ein außerordentlich nütliches Thier, sondern der Genuß ihres Fleisches wird auch leicht in dem heißen Clima der Gesundheit nachtheilig.

Deswegen ward die Tödtung einer Kuh oder eines Stiers von den alten Gesetzgebern für eine Todtsünde erklärt. Daß die Europäer sich von dem Fleische dieser Thiere nähren, hat hauptsächlich jene unübersterbliche Scheidewand zwischen ihnen und den Hindus aufgeführt, die, wenn gleich äußerlich unterthänig, sie dacom dennoch im Innern auf das tiefste verachten und sie selbst noch unter die Pariahs setzen, die doch nur das Fleisch gestorbener Kühe verzehren. Kap. 5. "Von der Verunreinigung der Seele und den Mitteln, dieselbe zu vertilgen". Unter die vornehmsten dieser Mittel gehören: das Baden in heiligen Gewässern, die Mantras, und selbst der bloße Anblick von Heiligen oder Gurus. Kap. 6. "Vermuthungen über den Ursprung der Gebräuche der Brahminen über Unreinheit und Reinheit". Kap. 7. "Von der Ehe unter Brahminen". Jeder Brahmine, so wie überhaupt jeder Hindu, sucht sich zu verheyrathen, oder wenn er Witwer geworden, wieder zu heyrathen. Dagegen würde es einer Witwe, zum zweytenmahle zu heyrathen, die größte Schande bringen, wäre sie auch vielleicht schon im sechsten oder siebten Jahre Witwe geworden, was keineswegs ungewöhnlich ist, da in diesem zarten Alter oft schon Mädchen an alte Männer förmlich verheyrathet werden, wenn gleich die Vollziehung der Ehe selbst erst später erfolgt und die Frau, bis sie erwachsen, in dem Hause ihrer Aeltern bleibt. Das Eölibat ist jedoch ebenfalls auch unter Männern nicht unbekannt und wird selbst, sobald es einen religiösen Grund hat, für ehrwürdig gehalten. Die Sannyasis, der höchste Grad der Büßenden, so wie die verschiedene Classen der Gurus oder Priester leben unverheyrathet und werden eben deßhalb für heilige Personen geachtet. Polygamie dagegen wird aller Orten als ein Mißbrauch angesehen und höchstens nur bey den höheren Ständen, namentlich den Fürsten, geduldet, nicht aber durch

die Geseze bestätigt; dagegen ist das Concubinat desto häufiger; die Ehen selbst sind jedoch unauflöflich, obgleich eheliche Treue nichts weniger als vorherrschend ist. Noch feltener ist eheliches und überhaupt Familienglück, wovon der Verf., wie er ausdrücklich bemerkt, während seines mehrjährigen Aufenthalts in Ostindien auch nicht zwey echte Beyispiele sah. Alle Orten werden vielmehr die Weiber als durchaus untergeordnete Wesen, nicht viel besser als Sclavinnen geachtet und behandelt und eben so ist das Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern nichts weniger als herzlich und dauernd, trotz der Zärtlichkeit der Hindus für dieselben, so lange sie unmündig sind, eine Zärtlichkeit, die dann auch gewöhnlich in Schwäche ausartet. Kap. 8. "Von dem zweyten Zustande der Brahminen, dem Grihastha" (dem Stande der Verheyratheten, welche Kinder haben) "und den Pflichten, die er auferlegt". Kap. 9. "Das dreyfache Gebet der Brahminen"; es besteht aus streng vorgeschriebenen, oft sinnlosen Formeln. Kap. 10. "Von den Fasten und den Festlichkeiten der Brahminen". Erstere sind sehr häufig und mehr oder weniger streng; auch verschiedene andere Casten, wie z. B. die Rajahs und einige Classen der Sudras beobachten dieselben. Feste, bey denen Schmausereyen nie fehlen dürfen, sind ebenfalls sehr häufig. Kap. 11. "Von gewissen verbotenen Speisen bey den Brahminen und ihren geheimen und nächtlichen Opfern". Bey letzteren finden häufig die abscheulichsten Ausschweifungen statt; jeder Unterschied der Caste hört dabey gewöhnlich auf, alle Weiber sind gemeinschaftlich und alle Speisen, auch die verbotensten erlaubt. Kap. 12. "Die verschiedenen Beschäftigungen der Brahminen". Alle höheren Posten in der Verwaltung sind in den von Indischen oder Muhamedanischen Fürsten beherrschten Staaten gewöhnlich den Brahminen überlassen, die dann aber auch die Gebräuche ihrer Caste weniger streng zu

beobachten pflegen. Oft sind sie auch Aerzte, selbst Krieger und Kaufleute, im Kriege außerdem vorzüglich Spione, ein Gewerbe, wozu sie sich, ihrer Unverletzlichkeit wegen, vornehmlich eignen, zuweilen dienen sie selbst als Bediente bey andern Casten, namentlich bey den Sudras. Kap. 13. "Von der Toleranz der Brahminen in religiösen, und ihrer Unduldsamkeit in politischen Dingen, und ihrer Verachtung der Fremden". Nur ihre eigenen bürgerlichen Einrichtungen achten sie, jede andere wird von ihnen verabscheut und daher vorzüglich ihre Verachtung der Fremden, die dagegen nur zu wenig ihre Vorurtheile in dieser Rücksicht schonen. Kap. 14. "Von den Sitten der Brahminen. Vorherrschende Tüge ihres Characters sind Mistrauen, Doppelzüngigkeit, Hinterlist, Rachgier und Selbstsucht. Kap. 15. "Von den äußern Eigenschaften der Brahminen und anderer Hindus, ihrer körperlichen und geistigen Schwäche; ihrer Sprache, Kleidung und Wohnung". Die Brahminen zeichnen sich vor den übrigen Casten durch ein gewisses, aus dem Gefühl ihres Adels fließendes, freyes und ungezwungenes Wesen aus. Kap. 16. "Von den unter den Brahminen und anderen Hindus gebräuchlichen Regeln der Höflichkeit; ihren Besuchen und Geschenken". Kap. 17. "Von dem von den Hindus getragenen Schmucke und den verschiedenen Emblemen, mit denen sie ihren Körper zieren". Kap. 18. "Von den Frauen der Brahminen, ihrer Kleidung und ihrem Schmucke". Kap. 19. "Witwenstand; Unerlaubtheit zweyter Heyrathen". Kap. 20. "Regeln und Vorschriften des Betragens verheyratheter Frauen". Kap. 21. "Von der Sitte, daß sich Frauen mit der Leiche ihrer Männer verbrennen lassen". Der Verf. gibt hier zum Theil als Augenzeuge von diesem bekanntlich noch gegenwärtig, wie wohl nicht mehr in gleicher Ausdehnung als vordem herrschenden Gebrauche, eine höchst interessante Beschreibung. Bey den Frauen der Brahminen ist jetzt das Verbrennen ganz außer Gebrauch gekommen.

- Kap. 21. "Von der Adoption unter den Brahminen und übrigen Hindus". Die Adoption ist vorzüglich deshalb so häufig, damit jemand vorhanden sey, der das Leichenbegängniß des Verstorbenen gehörig feyere.
- Kap. 23. "Theilung des Eigenthums in gewissen Fällen". Schon aus dem wenigen, was unser Vf. hierüber anführt, erzieht sich, wie verwickelt die Regeln über diesen Punct sind und wie leicht sie zu endlosen Streitigkeiten Veranlassung geben können.
- Kap. 24. "Von der Litteratur der Brahminen und vorzüglich ihrer Poesie. Eine weitläufige Abhandlung, die aber keines Auszugs fähig ist, so wie auch
- Kap. 25. "Von dem Briefstyle der Brahminen". Statt daß bey den Europäern die Höflichkeitsformeln zu Ende des Briefes erfolgen, stehen sie bey den Brahminen zu Anfang desselben.
- Kap. 26. "Von der Handschrift der Hindus". Die achtzehn verschiedenen Sprachen, die noch gegenwärtig in Indien gesprochen werden, haben auch jede ihre besondere mehr oder weniger einander ähnliche Schriftzeichen. Während die Europäischen Sprachen sich in den Schriftzeichen größtentheils gleich, dagegen in den Worten und der Wortstellung sehr verschieden sind, findet hier gerade das Gegentheil statt; die Schriftzeichen sind verschieden, Worte und Wortstellung dagegen haben so große Ähnlichkeit, daß man sehr oft einen Hindu sieben oder acht dieser Sprachen sehr fertig reden hört. Das gewöhnliche Schreibmaterial sind Palmblätter, worauf mit einem Griffel geschrieben wird, obgleich auch Papier gegenwärtig nicht ungebrauchlich ist; übrigens schreiben die Hindus, gleich den Europäern von der linken zur rechten.
- Kap. 27. "Tod und Leichenbegängniß der Brahminen". Kap. 28. "Cerimonien der Brahminen für die Todten nach dem Leichenbegängniß". Kap. 29. "Von dem dritten Zustande der Brahminen, dem Vanaprastha oder dem Zustande der Bewohner der Wüste mit Weib und Kindern". Diese sonst sehr

zahlreiche Secte ist gegenwärtig gänzlich verschwunden. Kap. 30. "Regeln des Vanaprastha". Kap. 31. "Von den Opfern der einsiedlerischen Brahminen, vorzüglich dem Vaina, bey welchem ganz gegen die sonst übliche Sitte ein Widder geopfert wird. Nicht mehr gebräuchlich ist dagegen das sogenannte große Vaina; bey dem alle Arten von lebendigen Geschöpfen, vorzüglich Pferde und Elephanten und ohne Zweifel auch Menschen geopfert wurden. Daß jedoch selbst noch in neueren Zeiten bey besonderen Anlässen Menschenopfer gebracht worden, und vielleicht noch hin und wieder gebracht werden, scheint unwidersprechlich. Kap. 32. "Von den Riesen, den Gegnern der Einsiedler". Kap. 33. "Meinungen der Hinduphilosophen über das Wesen der Gottheit und der verschiedenen Wesen in der Welt, vorzüglich der Seele". Die reinen erhabenen Vorstellungen der alten Hindu-Religion über das höchste Wesen, den Para Brahma sind durch spätere Zusätze und die Lehren der Brahminen gar sehr verdunkelt und entstellt. Kap. 34. "Ueber den Einfluß der Buße auf die Reinigung der Seele und über die Reinigung durch Feuer". Auch gegenwärtig gibt es noch Büßende, die sich den schwersten Prüfungen unterwerfen, nackt gehen und nur von Almosen leben, dagegen aber auch in einem hohen Grade für heilig gehalten werden, wiewohl sie manche der wichtigsten, die Reinheit oder Verunreinigung betreffende Regeln ungescheut und offenbar übertreten. Die Idee von der Reinigung durch Feuer gab zuerst Veranlassung zu dem Gebrauche, die Todten zu verbrennen; es sind sogar Beyspiele vorhanden, daß sich Büßende selbst verbrannt haben. Kap. 35. "Von der Gelehrsamkeit der einsiedlerischen Brahminen und der Epoche der Sündfluth". Kap. 38. "Von der durch die Vanaprastha früher geübten und noch gegenwärtig unter den Hindus gebräuchlichen Zauberey". Vorzüglich dieser Zauberey wegen wurde der Secte der

Banapraſthas endlich von den Fürſten, in deren Nähe ſie ſich aufhielten, gänzlich ausgerottet. Noch gegenwärtig iſt die Zauberey in Indien gleich ſehr gefürchtet als verabscheut; hauptſächlich im Kriege, nimmt man noch oft dazu ſeine Zuflucht; ſelbſt Tippu ſuchte ſich zuletzt mit ihrer Hülfe gegen die Engländer zu behaupten. Daß die Zauberer oft unbegreiflich erſcheinende Wirkungen hervorzubringen vermögen, geſteht der Verf. ſelbſt ein. Kap. 37. "Von den Sannyäſis, dem vierten Zuſtande der Brahminea; der Art und Weiße ihrer Einweihung und ihren Regeln". Sie ſind noch weit älter den Banapraſthas erhaben, da ſie ſelbſt auf Weib und Kinder verzichten, — wiewohl ſie gewöhnlich erſt vorher einige Jahre in dem Zuſtande eines Oribastha gelebt haben, um ihr Geſchlecht fortzupflanzen — nur von Almofen leben und alle menſchliche Lüſte und Begierden ertöddien müſſen. Kap. 38. "Die verſchiedenen Pflichten der Sannyäſis, vorzüglich die Beſchauung", zu welchem Ende die ſchmerzlichſten Stellungen von ihnen gewählt werden. Kap. 39. "Von dem Leichenbegängniß der Sannyäſi Brahminea; ſie werden ſämmtlich nicht verbrannt, ſondern beerdigt. Dritter Theil. Religion. Kap. 1. "Urfprung des Trimurti und der anfänglichen Abgöttereſey der Hindus". Der Trimurti oder die Indiſche Dreyeinigkeit, Brahma, Viſchnu und Siva, bezeichnet die Verehrung der Erde, des Waſſers und des Feuers. Kap. 2. "Die vorzüglichſten Feſte der Hindus, namentlich das des Pougol oder Sankranti". Die Hindus rechnen jährlich achtzehn Hauptfeſte, von denen die vornehmſten hier näher beſchrieben ſind. Kap. 3. "Von den Tempeln der Hindus und den daſelbſt üblichen Cerimonien". Genaue Beſchreibung der Tempel und der Tempeldienereſchaft; von den Gebräuchen, Gelübden, Wallfahrten und Proceſſionen, wobey auch in Indien oft die ärgſten Ausſchweifungen begangen werden. Kap. 4. "Von

den vornehmsten Indischen Gottheiten", nemlich Bahma, Vishnu, Krishna, Siva, dem Lingam, Vishneswara, Indra oder Devendra. Kap. 5. "Von der Verehrung der Thiere und der Butam oder bösen Wesen". Manche Thiere, wie der Affe Hanuman, der Stier, der Vogel Garuda und die Schlange, namentlich die Capella, erhalten von den Hindus abgöttische Verehrung, so wie auch die Bhuta, (Elemente) oder bösen Wesen. Kap. 6. "Von den Pariahs und anderen niedrigen Casten der Hindus". Die Caste der Pareyer, woraus die Europäer das Wort Pariah gebildet haben, ist sehr zahlreich und allenthalben verbreitet, so daß sie wohl ein Fünftel der gesammten Bevölkerung der Indischen Halbinsel ausmacht. Auch sie zerfällt wiederum in mehrere Classen, die sich unter einander den Vorrang streitig machen, allein von den obern Classen sämmtlich gleichmäßig verachtet und nicht viel besser als Sclaven behandelt werden. Beynahe nirgends ist ihnen erlaubt, Grundeigenthum zu besitzen, die härtesten Arbeiten müssen ausschließlich von ihnen verrichtet werden, und obendrein sind sie willkührlichen Mishandlungen jeder Art ausgesetzt. Nicht nur ihre Berührung, sondern selbst ihre Nähe ist im höchsten Grade verunreinigend, wenn gleich der Abstand zwischen ihnen und den höheren Casten nicht aller Orten gleich streng beobachtet wird. Dagegen ergeben sie sich denn aber auch ungescheut jedem Lafter und jeder Ausschweifung und jede Nahrung ist ihnen gleich. Hin und wieder gibt es jedoch einige gleich sehr verachtete Classen, die sie hierin beynah noch übertreffen, so namentlich die Pallis in dem Königreiche Madura, die Chakilis oder Schuster und die Pulias auf der Küste Malabar, von allen die rohesten und verachtetsten. Mehrere andere Classen, wiewohl höher als die Pariahs, sind ebenfalls, sowohl wegen ihres Gewerbes, das sie häufigen Verunreinigungen aussetzt, wie z. B. die Barbierer, oder

wegen ihrer Abhängigkeit von den übrigen, wie die Musikanten, so auch die wandernden Stämme, die keine feste Wohnsitz haben, und daher häufig in den Fall kommen, die vorgeschriebenen Regeln und Gebräuche überschreiten zu müssen und außerdem in großer Rohheit leben, wenig geachtet. Kap. 7. "Von der Seelenwanderung. Die Hindus die Erfinder dieser Lehre, Ursachen und Zahl der Wanderungen. Von den Höllenstrafen und deren Dauer. Wohnungen der Seligen". In dem Naraka oder der Hölle der Hindus finden keine ewige Strafen statt. Brahma, Vishnu, Siva und Devendra haben jeder sein besonderes Paradies. Die höchste Stufe der Seligkeit nach wiederholten Seelenwanderungen ist die Vereinigung mit Para Brahma, welche bey den Hindus Moksham (Befreyung) genannt wird. Kap. 8. "Ausübung der Civil- und Criminaljustiz". In den meisten Fällen wird durch Schiedsrichter entschieden, in wichtigeren durch das Ortsoberrhaupt, in den wichtigsten durch die versammelten Häupter der Casten des Landes oder der Provinz; auch sprechen wohl die Steuereinnehmer, die Havildars oder Thasildars, welches gewöhnlich Brahminen sind, ohne Unterschied in Civil- und Criminalfällen. Verjährung wird in der Regel nicht zugelassen; der Eid, noch häufiger Ordale, dienen als Beweise. Kap. 9. "Von den Fabeln der Hindus"; von denen hier, so wie Kap. 10. "von den Erzählungen derselben" einige Beyspiele beygebracht werden. Kap. 11. "Von dem Indischen Kriegswesen". In alten Zeiten bestanden die Heere der Hindus aus vier Waffenarten, Elephanten, Streitwagen, Reiterey und Fußvolk; letzteres bildete die Hauptstärke; in neueren Zeiten sind dagegen die beiden ersten Waffengattungen beynah ganz außer Gebrauch gekommen und die Reiterey bildete dagegen den Hauptbestandtheil des Heeres, bis erst in den neuesten Zeiten einige Fürsten ihr Fußvolk auf Europäische Art zu

organisiren angefangen haben. Auch die alten Waffen sind großentheils außer Gebrauch gekommen; Puntensflinten, Speere, Bogen, Pfeile, Säbel und in den neuesten Zeiten Kanonen, sind an ihre Stelle getreten. In einem Anhange wird endlich noch "von der Secte der Jainas und dem vornehmsten Unterschiede zwischen ihnen und den Brahminen" gehandelt. Die Secte der Jainas entstand, als die Brahminen durch mancherley Zusätze vorzüglich durch die Einführung des Opfers des Vaina, wobey ein lebendes Wesen geopfert wird, die alte Religion entstellten hatten. Die eifrigen Anhänger dieser alten Religion, aus Brahminen, Kshastriyas oder Kriegern, Vaisyas und Sudras gemischt, widersetzten sich diesen Neuerungen, zogen aber nach einem langen blutigen Kampfe den kürzeren und behaupten gegenwärtig nur noch in einigen wenigen Gegenden die Oberhand. Sie erkennen nur einen Gott, Para-matma, Jaineswara, Par-apara-vastu, dem der Mensch allein opfern soll, den sie jedoch gleichfalls unter verschiedenen Gestalten und Namen verehren. Die Materie ist nach ihnen, gleich wie Gott ewig und von ihm gänzlich unabhängig. Wie wohl sie aber in ihren bürgerlichen Einrichtungen nur in einigen Puncten von den Brahminen abweichen, herrscht dennoch selbst jetzt noch zwischen beiden der unverföhnlichste Haß. F. S.

London.

Account of a Voyage of Discovery to the West Coast of Corea and the Great Loo-Choo Island, with an Appendix containing Charts and various Hydrographical and scientific notices. By Captain Basil Hall etc., and a Vocabulary of the Loo-Choo Language by H. J. Clifford Esq. Lieutenant Royal Navy. 1818. CXVIII. und 222 Seiten in Quart.

Der Gegenstand dieser Reisebeschreibung ist derselbe, welchen wir schon aus mehreren kürzlich erschienenen Englischen Werken über dieselbe misglückte Expedition nach China kennen gelernt haben, doch hat die gegenwärtige Arbeit den Vorzug, daß sie von dem Commandeur der Englischen Schiffe selbst herrührt, dem Entdecker der zahlreichen Inselgruppe an der Westküste von Corea, und daß sie durch ihn oder durch seinen Begleiter, Lieutenant Clifford, der als Volontär und Beobachter mitging, am reichhaltigsten mit wissenschaftlichen Bemerkungen und Observationen ausgestattet ist, die für den Marineofficier und den Naturforscher gleich interessant sind. Durch die hier mitgetheilten Karten, Messungen und Nachrichten werden wir nun bald das Gelbe Meer an den Küsten von China genauer kennen, als so manchen nicht weniger merkwürdigen Küstenstrich unserer Nord- oder Ostsee, oder anderer Europäischen Gewässer. In drey Kapiteln ist der Reisebericht selbst gegeben, im Anhang folgen die wissenschaftlichen Beylagen. Eine Karte der Südseite des Golfs von Petscheli nebst Erklärung; eine Karte von der Westküste von Corea nebst Erläuterung, drey Specialkarten von den Loo-Choo-Inseln nebst Erläuterung. Hierauf folgen Observationen, ange stellt mit Dr. Wollastons Dip Sector nebst Abbildung, und Beschreibung dieses Instruments. Von S. LIII bis CVII folgt das Meteorologische Journal vom Jul. bis Nov. 1816, während des Aufenthalts im Chinesischen und Japanischen Gewässer. Nach einem Schifferberichte vom Lauf der Lyra, folgt ein kleines Geological Memorandum, und den Beschluß macht ein zwar nicht vollständiges, jedoch sehr reichhaltiges Vocabularium der Loo-Choo-Sprache in 2 Abtheilungen, nach Wörtern und Redensarten, dem der Sammler, Lieutenant Clifford, ein vergleichendes Verzeichniß Loo-Choo und Japanischer Wörter beygefügt hat, so wie von der kleinern Insel Jосу im Japanischen Meere, welche zwischen beiden genannten Inselgruppen liegt, und von Capt. Broughton besucht ward. Kupfer und Karten zieren dieses Werk, das manche merkwürdige Beyträge zur genauern Kenntniß der Nordischen Meere der andern Halbkugel unsrer Erde enthält.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 29. Januar 1821.

P a r i s .

Antiquités de la ville de Saintes, et du Département de la Charente inférieure, inédites ou nouvellement expliquées avec figures par Mr. le Baron Chaudruc de Crazannes etc. 1820, 4. XXII 203 S. und VII Kupfertafeln.

Ueber die Alterthümer der Stadt Saintes (Santonnes) ist schon eine große Anzahl von Werken erschienen, mit welchen uns der Verf. in seiner Vorrede bekannt macht, wovon einige durch neuere Erklärungen verbessert werden sollen. Der Verf. ist Inspecteur - Conservateur des monumens d'antiquité, und bey mehreren vorgenommenen Bauten in den Jahren 1815 bis 1817 ist ein Theil der alten Römischen Stadt Mediolanum Santonum entdeckt worden. Man kann nicht läugnen, daß seit mehreren Jahren sich auch in Frankreich der Trieb gezeigt hat, den vaterländischen Alterthümern genauer nachzuspüren, daher dergleichen Werke sehr häufig erschienen, die unstreitig zu der Erklärung mancher dunkeln Stellen der Geschichte einen realen

R (1)

Nutzen gestiftet haben. Man hat sogar den Wunsch geäußert, daß "Une statistique antique des villes et provinces des Gaules serait un monument à élever, mais il ne peut être construit par une seule main; il faut être du pays, ou s'y être naturalisé, pour bien connaître les localités, les traditions, les vestiges de monumens qui offrirait le sujet d'un tel ouvrage".

Das Werk zerfällt in mehrere Dissertationen und Memoires. S. 1 Lettre à MM. les Membres de l'Académie des Inscriptions etc. Hier werden verschiedene Alterthümer erklärt, worunter eine schöne Frise aus Marmor mit Delphin, die mit Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt, daß zu Cantones ein Tempel zu Ehren des Neptuns war. Auch fand man andere Fragmente, die vielleicht zu Ehren eines Tempels des Bacchus dienten. Der Verf. glaubt in den Monumenten von Saintes drey verschiedene Epochen zu entdecken: 1. die aus den Zeiten des Augustus und Tiberius; 2. aus jenen des Hadrian und der Antoninen und 3. aus denen von Diocletian und Constantin. Aber die Fragmente sind zu unbedeutend, um darans eine Zeit genau zu bestimmen, vorzüglich wenn man die Restaurationen bedenkt, welchen alle diese Werke unterworfen waren. Auch hat man mehrere kleine Idole gefunden, als eine Diana, eine Aegyptische Gottheit mit Hieroglyphen aus gebranntem Thon. Es ist die gewöhnliche Figur eines Osiris, mit der Persea ic., einer Figur eines Mercur aus Bronze s. Pl. I. 3. Mehrere Gallische Münzen, wo die merkwürdigste eine ist mit einem Kopf, und die Legende ATECTORI. Auf dem Revers vielleicht ein Pferd, und darüber eine Rose. Der Verf. will, daß man Atecto Rix lesen soll. Eine andere noch schönere Pl. III. 10. Pl. III. 12 stellt eine alte Pflanze vor, und soll Ulysses seyn, der von seinem Hunde Argus bey

seiner Zurückkunft erkannt wird. Rec. ist überzeugt, daß es einen alten Hirten mit seinem Hunde vorstellt, ein Gegenstand, den man öfters antrifft. Auch ist ein Baum dabey. Mehrere Gefäße, roth und schwarz, sind ebenfalls gefunden. Einige haben das Zeichen des Künstlers, oder der Officin Santones, so wie mehrere andere Städte der Gallier wegen ihrer Geschirrfabriken berühmt waren. Zu Saintes kam diese Kunst im 16ten Jahrhundert durch die Bemühung des bekannten Bernard de Palissy sehr empor. S. 20 Dissertation sur un Temple de Jupiter des Santones. Durch alte Urkunden und durch eine gefundene Inschrift wird bewiesen, daß zu Saintes ein Tempel zu Ehren des Jupiter war, der in der Folge zu einer christlichen Kirche unter dem Namen von Saint-Céroine oder Séroine gebraucht wurde, und dessen Benennung die Kirche noch führt, ob sie gleich gegenwärtig ganz ruinirt ist. Dieser Tempel wurde von den Santones dem Jupiter *Κρατύσιος*, oder *Κρατύιος* Jupiter fulminator geheiligt. Es folgen mehrere Untersuchungen, welche die Zeit betreffen, in welcher er zu einer christlichen Kirche verändert wurde, und wo es bewiesen wird, daß es die älteste dort gewesen ist. S. 28 Description d'un Temple antique de construction romaine decouvert à Saintes en 1816. Bey Gelegenheit, daß man einen Spazierweg vergrößerte, welcher zu der großen Heerstraße nach Rochefort und Bordeaux führt, ist man auf alte Fundamente gekommen, worunter die wichtigsten die Cella von einem Dorischen Tempel ausmachen. Auch hat man bey dieser Gelegenheit mehrere Münzen aus den Zeiten der Römischen Republik und der ersten Kaiser gefunden, wie auch mehrere wichtige Fragmente von Inschriften, die sich auf Julius Cäsar, Augustus, Livia u. beziehen. S. 42. Dissertation sur les bains antiques de Saintes, et sur ceux des Romains en général. Ueber

die Bäder der Alten ist sehr viel geschrieben worden. Das wichtigste bey diesen ist, daß sich das Hypocaustum, wo sie geheizt wurden, gut erhalten hat. S. P. I. VII. aber wegen ihrer Form und Kleinheit vermuthet Millin, daß sie zu einer Villa eines reichen Römers gehörten. Was der Verf. über die öffentlichen Bäder der Römer sagt, ist alles bekannt, und verdient keine weitere Meldung. S. 56 Dissertation sur la position de Noverus maison de campagne du Consul Ausone, dans le pays des Santones etc, Decimus Magnus Ausonius, wie man aus seinen Schriften ersieht, hatte drey Landgüter, worunter Noverus oder Novero nicht weit von Saintes war. Diese Schrift enthält viele Gelehrsamkeit und eine genaue Belesenheit im Ausonius, aber hat für das Publicum zu wenig Interesse. S. 72 Sur l'Amphithéâtre de Saintes. Dieses Monument ist sowohl von de la Savagère als von Bourignon sehr umständlich beschrieben worden, so daß der Verf. selbst gesteht, wenig hinzuzufügen zu haben. Im Ganzen muß es viel Ähnlichkeit mit jenem von Nîmes gehabt haben. S. 89 Sur l'Arc de Triomphe de Saintes. Dieser Bogen wurde von den Santones im Jahre Roms 774 zu Ehren des Germanicus, Tiberius und Drusus errichtet, wovon man auf dem Titelblatt eine Abbildung sieht. Er besteht aus zwey gleichen Bögen und in keinem schönen Verhältniß, indem durch den Zusatz einer Attike der obere Theil viel zu schwerfällig gegen den untersten ist. Er ist mit Stierköpfen geziert, so wie jene in Nicopolis der Dorischen Ordnung. S. 102 Description d'un autel sepulcral antique découvert à Saintes en 1816. Dieser Stein ist eigentlich ein Cippus. Auf der vordersten Seite sieht man eine weibliche Person, welche die ganze Höhe einnimmt. Sie ist gekleidet, hat in der Rechten einen Oliven- oder Lorbeerzweig und in der linken Wohltpfe. Ueber

ihrem Haupt liest man S. Maternae. Jul. Amathust. Mari. Posuit. Die Meinungen der Erklärer theilen sich, ob es ein Heidnisches oder Christliches Monument sey. Bey dieser Gelegenheit werden zwey andere Monumente dieser Art erklärt. Pl. 6. Nr. 5 und 6. Nur kann Rec. nicht für Beutel anerkennen, was sie in den Händen halten; es sind wohl Flaschen, deren Form man häufig in den ersten Jahrhunderten bey Christlichen Grabmählern antrifft, und worin man das Blut der Märtyrer aufbewahrte. Ich übergehe S. 114. Medailles Celtiques ou Gauloises et autres, appartenantes aux Santones, ou trouvées sur leur territoire. S. 130. Inscriptions antiques découvertes à Saintes en 1815 et 1816 und S. 146 Lettre de Mr. E. Q. Visconti à l'auteur, sur quelques inscriptions récemment découvertes à Saintes, wo nichts Vorzügliches ausgehoben zu werden verdient; bezzeichen auch S. 150 Explication de quelques Monumens de la ville de Saintes etc., welches verschiedene Lesarten von unbedeutenden Inschriften enthält; so auch S. 168 Sur quelques Monumens etc. du pays des Santones attribués aux Celtes. Den Schluß macht Explication des Planches. Für die Einwohner von Saintes ist diese Schrift gewiß ein schätzbares Geschenk; denn das Ganze ist mit vielem Fleiß und Gelehrsamkeit bearbeitet.

§ — o.

Göttingen.

J. Arne mann's practische Arzneymittellehre; sechste nach den neuesten Untersuchungen und Erfahrungen vermehrte und verbesserte Auflage, von L. A. Kraus. Im Vandenhoeck - Ruprecht'schen Verlage, 1819. (XXV und 816 S. gr. 8.).

Die fortdauernden Nachfragen nach diesem, in

seiner ursprünglichen Form doch sehr unvollkommenem Handbuche, bewogen den Herausgeber, dieselben durch eine ihm nöthig und passend scheinende Uebearbeitung des Buches theils zu befriedigen, theils unschädlich zu machen. Außer der, so viel sich thun ließ, im Ganzen und im Einzelnen verbesserten Anordnung und außer vielen einzelnen Verbesserungen und Zusätzen glaubt der Herausgeber besonders auf folgendes Eigenthümliche aufmerksam machen zu dürfen. S. 2 sucht er die so oft wiederholten Fragen: wie die Außendinge auf die thierischen Säfte wirken, nach den neuern biodynamischen Ansichten zu beantworten. S. 14 macht er auf die ganz entgegengesetzte Natur des Borax und des Millefolium, wie ähnlicher sog. Emmenagoga, aufmerksam. — Die Seifen werden hier (S. 18) wohl zuerst als passende Zusätze zu erweichenden Umschlägen empfohlen, um die Wirksamkeit der letztern bedeutend zu befördern und um das oft so nachtheilige Sauerwerden derselben unmöglich zu machen. Das Ung. hydrarg. cin. wird (S. 25. 26) gelegentlich gegen gefährliche Entzündungen wichtiger Organe, besonders z. B. Croup, Darmentzündungen, (auch in eingeklemmten Brüchen!) Lungenentzündungen empfohlen. Der Herausgeber wandte das Mittel bey einer großen Menge von Kranken mit so glücklichem Erfolge an, daß dabey namentlich eine der sonst meistens tödtlichen, der in und um Göttingen nicht selten vorkommende Croup, beym Gebrauch dieses Mittels nicht mehr, als gefährlich angesehen werden kann. Der Herausg. ließ verwichenen Sommer auf verschiedenen Aemtern und Dörfern die Salbe bey bräunefranken Schweinen auf die von ihm angegebene ausgedehnte Weise anwenden, und hatte die Freude, zu erfahren, daß seit Application des Mittels nur einige dem Tode sehr nahe Stücke gestorben sind. Einen ähnlichen Erfolg berichtet ihm einer seiner ehemahligen Zuhörer aus

dem Münsterschen. — Hydrarg. oxydat. rubr. wird (S. 30) nach biodynamischen Gründen als Präservativ gegen die Hundswuth empfohlen. Da er das Mittel bereits im J. 1809 bey einem Mädchen von 3 Jahren anwandte, das von einem unbezweifelt tollen Hunde mehrmahls in den nackten Arm gebissen war, und noch jetzt sich sehr wohl befindet, und da er bereits im J. 1811 in der vorhergehenden Auflage dieses Handbuches dieselbe Anwendung des Mittels empfahl, so glaubt er, gegen eine vor kurzem in öffentlichen Blättern geschehene Erwähnung dieser Anwendungsart als eines anderweitigen neuen Fundes, die Priorität dieser Curart vindiciren zu müssen, nicht für sich, sondern für die Wissenschaft, deren neuere umfassendere Bearbeitung ihn allein auf diese Heilart leitete, obgleich eben dieser schönern Bearbeitung manche dem roh Practischen sich zu sehr Ergebende alles mögliche Ueble nachzusagen sich bemühen. — Die S. 37. 38 angegebenen durchaus neuen Anwendungsarten des Sublimats darf der Herausg. nach vielfältigen Erfahrungen jedem practischen Arzte empfehlen. — Die äußere Anwendung des Brechweinsteins (S. 55) wird hofrentlich von mehren Aerzten berücksichtigt werden. — Was über den oft übereilten und den oft vernachlässigten Gebrauch des Borax und der Myrrhe gegen Aphthen (S. 14 und 74) gesagt wird, wünscht der Herausg. von jedem guten Kinderarzte geprüft zu sehen. — S. 79 — 82. Die Arnica hat man mit großem Unrecht unter die Aromatica gerechnet. Sie ist ein höchst wichtiges Mittel, aber kein Aromaticum! Dasselbe gilt vom Sambucus (S. 472). — S. 90 — 96. Der Herausg. macht jetzt, nach theoretischen Gründen, Versuche mit blausaurem Arsenik bey Carcinomen und wird den Erfolg melden. — Gewürznelkenöl in Zahnpulvern zu geben, ist zum Mindesten gedankenlos, da man denselben Zweck viel bequemer erreichen

fann. (S. 125). — S. 135. Ueber die Wirkung des *Kampfers* auf die Genitalien und die derselben entgegengesetzte des *Phosphors*, der *Canthariden* u. s. w. und die darauf sich gründende Methode, den *Kampfer* gegen die gerade am häufigsten vorkommende männliche *Impotenz* anzuwenden. — S. 144. Ueber den *masernähnlichen Ausschlag*, den *Misbrauch* des *Kopahubalsams* bey *Sanguinischen* oft verursacht. — S. 156. *Practischer* (und *wissenschaftlicher*) *Beweis*, daß der *Moschus* nicht bloß *Sensibilität* potentiirend wirkt, wie selbst die besten neueren *Ärzte* uns einreden wollen. — S. 196. *Misbrauch* der *Kolombo* bey *hectischen* u. a. sehr *sensibeln* *Subjecten*. — S. 198 bis 200 hat der *Herausg.* versäumt, die stark *Sensibilität* depotentiirende Wirkung der *Cort. aurant.* auf die *Augen*, die er oft beobachtete, anzuführen. — S. 220 — 224 glaubte der *Herausg.* auf die allgemein übersehene große *Intensität* der *Cort. cascarill.* und *angostur.* aufmerksam machen zu müssen; wobey sich von selbst ergibt, wie die *echte gute Angostura* in den *unverschuldeten* *Beruf* gerathen konnte. — Ueber seine *eigenthümlichen Ansichten* der *Wirkungen* der *Eisenmittel* und der *Säuren* (S. 233 — 260) muß der *Herausg.* das *Urtheil* *philosophisch* und *practisch* *ausgebildeter* *Ärzte* abwarten. — Ueber die *Narcotica* (S. 261 u. f.) zu sprechen, würde hier der *Raum* nicht gestatten. Die, S. 264 *versprochene* *Schrift* ist der *Beendigung* nahe. Dem *Herausg.* ist es lieb, sie nicht *früher geschlossen* zu haben, weil sie dann, nach den *mannichfaltigen* *neuern* *Erweiterungen* dieses *Feldes*, als sehr *unvollendet* dastehen würde. — Die *Jalappina* (S. 406 — 409) u. ähnl., in *kleinen* *Dosen*, verdienen sicher immer mehr, statt der *Guajacina* in *großen* *Dosen*, angewandt zu werden. — Auf das S. 410. 411 *empfohlene* *Bandwurmmittel*, das sich nun schon in mehr als 30 *Fällen* bewährte und für welches das *Zeugniß* *mehrerer* *sehr* *bekannter* *Personen* *aufgerufen* werden könnte, wenn die *Zartheit* der *Sache* es *verstattete*, glaubt der *Herausg.* *je* *den* *practischen* *Ärzt* *aufmerksam* *machen* ; u *müssen*.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. Stück.

Den 1. Februar 1821.

G ö t t i n g e n .

Bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1821. Kurzer
Abriß der philosophischen Religionslehre, von Dr.
Heinrich Planc. X. 218 S. 8.

Womit dieses Handbuch bey unseren gelehrten
Theologen etwa vorgeführt werden dürfe, darüber
festen Sinnes zu werden, ist dem Verfasser nicht
schwer geworden. In der Vorrede sind die nöthigen
Vorerinnerungen gegeben; von diesen also nichts wei-
ter. Aber wovon er die Rechtfertigung der Bekannt-
machung des hier Gesagten erwarte, das will na-
türlich zuerst in Anfrage genommen seyn.

Und hier zunächst ist es nun das genugthuende
Gefühl der vollen Befriedigung, die ihm nach einem
langen, mühsamen Suchen zu Theil geworden, das
frohe Einigseyn über Momente, welche die höchsten
und wichtigsten alles Denkens ausmachen, und darum
in keinem selbstständigen Bewußtseyn versäumt seyn
wollen. Wo dieses letztere ist, herrscht zugleich auch
das Daseyn eines eigenthümlichen Besitzes im Ge-
dachten, dessen Einsammeln, ist es auch noch so
schwer gewesen, beständig ein dankbares Gefühl her-

vorrufen wird, gegen alle vorhandenen früheren Versuche, deren Erkenntniß, Vergleichung, und anderseitige Anwendung auf den eigenthümlichen Gewinn manches Schäßbare zurücklassen werden. Lauter Undank würde es demnach seyn, sobald man, obschon neuen Beytrag zu diesem allseitigen Humanitätsprobleme durch Mittheilung eines selbstständig Erworbenen zu liefern im Stande, dennoch damit zurücktreten wollte, und noch mehr dann, wann Interesse und Aussicht der Belehrung damit an Andere eine Einladung dazu gewähren sollte. So glaubt Verf. hinreichend angegeben zu haben, sowohl den Weg, auf welchem ihm die gesammten Resultate seines philosophischen Religionsbekenntnisses geworden, als auch den Grund, der ihm die Bekanntmachung derselben aufgab. Hier jezt nur noch ein Wort über das Verhältniß dieser Religionslehre und die Art ihrer Einführung bey anderen, so wie nachher kurze Angabe und Entwicklung ihres Inhalts, nach welchem sie vorgetragen.

Mit ersteren hofft Verf. keinem religiösen Denken zu nahe getreten zu seyn. Er hat wenigstens überall sich die höchste Mühe gegeben, fortdauernd bloß sein gedachtes mitzutheilen, in der Folge und dem inneren Zusammenhange, worin es vor seinem Bewußtseyn gerechtfertigt dastand. Damit wurde es keinem Fremden aufgedrungen, das auf anderen Fundus und Boden ruhend, für diese Gedankenfolge noch keinen billigenden Sinn abgeben konnte. Der von Natur mitgebrachte Unterschied des menschlichen Geistes, im religiösen Licht und Erkennen, blieb dabey unangetastet. Bloß das Seinige sollte gegeben werden, und zwar ohne den Wunsch, es an Andern, als selbst gewähltes und von ihnen gebilligtes Eigenthum, anzubringen. Gewährt es nur diesen durch Beurtheilung und Vergleichung eine neue Aussicht, einen neuen Standpunct im eigenen religiösen Gedankenkreise, so hat Verf. damit alles erhalten,

was ihm das Bekanntseyn seiner Religionslehre außer seinem eignen Bewußtseyn interessant machen durfte. Daß diese eigenthümliche, religiöse Betrachtung, die hier mitgetheilt wird, nicht den ursprünglich allgemeinen religiösen Sinn selbst, sondern nur die spätere Deutung des Verhältnisses seines Gegenstandes im menschlichen Bewußtseyn angehe, will hier nicht erst erinnert seyn. Kein Zweifel ist da, es würde, bey dieser Hinweisung des ursprünglich Gemeinschaftlichen auf gleiche Deutung und Auslegung, wohl nie über Religion eine Anhörung und Beurtheilung fremder Ansichten entstanden seyn, sobald nicht später, bey mehr vereinzelter Trennung der verschiedenen ersten Bestimmungen, das Unausführbare einer gleichen, festgesetzten Harmonie sich hätte aufdecken müssen. Gewiß, wir haben beides von Natur, und als Natureinrichtung zu verehren: ursprüngliche Einheit im religiösen Bewußtseyn, die auf gleiches, allseitiges Bedürfniß absieht, und gleich nothwendige Verschiedenheit ihrer Deutung im Zustande des Denkens.

Was nun das Zweyte angeht, kurze Darlegung und Uebersicht des Inhalts dieser Religionslehre, so darf es darum nicht ganz unberührt bleiben, weil es am besten im Stande seyn wird, das fremde Denken mit besonderem Geist und Richtung dieses neuen Religionsbekenntnisses bekannt zu machen, und ihm damit zugleich vorläufig die Seiten anzuzeigen, von welchen er vor andern am meisten beobachtet seyn wolle. Es sind folgende Hauptsätze, die hier entwickelt werden. Den Anfang macht eine kurze Einleitung S. 7 ff., bloß mit der Auseinandersetzung der Idee von Religion in ihrem Anfange beschäftigt. Diese erscheint nun in jeder Form und in jeder Bestimmung, nach der sie aufgefaßt werden mag, Beständig als ein Verhältniß des Menschen zu Gott, und verlangt darum zu ihrer vollständigen Entwicklung eine richtige und vollständige Auffassung der

Bestandtheile, die dieß Verhältniß gründen, in ihren gegenseitigen Beziehungen. Dieß sind hier die beiden Theile, Gott und Mensch, und eben sie geben darum für die philosophische Religionslehre zwey Hauptuntersuchungen. Die erste, oder der erste Theil, macht die Theologie, d. i. die Lehre von Gott, so weit ihn menschliches Erkennen in seinem Antheil am religiösen Verhältniß zu erreichen im Stande ist. Hier zuerst eine neue Einleitung S. 15 Unterscheidung des doppelten Wissens von Gott, ein ursprüngliches Bewußtseyn, und ein durch Reflexion entstandenes Bewußtseyn von Gott. Letzteres läßt folgende vier Untersuchungen, als Inhalt der Theologie bestimmen. Die erste: Allgemeine Vorfragen über die Vernunftideen, und deren Erkenntnißart S. 19. Die zweyte: Genetische Entwicklung der speculativen Idee von Gott im Bewußtseyn. S. 53. Die dritte: Inhalt der speculativen Idee von Gott. S. 62. Die vierte: Art ihrer Bewährung, als Glauben, oder als Wissen. S. 82. Dazu ein doppelter Anhang: über die Eigenschaften Gottes, S. 113 und eine Critik fremder Lehren von Gott. S. 149. Darauf die zweyte Hauptuntersuchung, oder der zweyte Theil, d. i. Anthropologie, die Lehre vom Menschen in seiner Beziehung auf das Göttliche über ihm. Diese macht sich auf fünffache Art bekannt; daraus ergeben sich fünf besondere Verhältnisse, die hier betrachtet seyn wollen. Zuerst: Der Mensch als erschaffenes, entstandenes Seyn, Lehre von der Schöpfung. S. 158. Zweitens: Der Mensch, als Theil eines Ganzen, den Gesetzen und Fügungen einer höhern Weltordnung unterworfen, Lehre von der Fürsorgung bey Gott, religiösen Ergebung und gläubigen Hoffnung beim Menschen. S. 170. Drittens: Der Mensch, als frey handelndes Wesen, Verhältniß des freyen Willens zum inneren Gesetze. S. 190. Viertens: Der Mensch, als fragend nach seiner Zukunft, Eschatologie. S. 200. Fünftens: Der

Mensch, im Besiß der vollendeten Religionserkenntniß, als Resultat unserer theologischen und anthropologischen Einsicht, des ganzen Besißes von Religion. S. 211.

A r a u.

Der Verf. dieser Anzeige sieht nicht ab, warum er sich das Vergnügen versagen sollte, unsere Leser auf die neue Ausgabe der Allemannischen Gedichte von J. P. Hebel, die bey Sauerländer 1820 auf 336 S. kl. 8. erschienen ist, aufmerksam zu machen. Das Misverständnis, wer sich, und noch dazu nicht bloß Berufs halber, mit dem Römischen Rechte beschäftigt, verstehe Nichts von Gedichten, will er, wie so manches ähnliche, über sich ergehen lassen, und sich weder auf die Stellen aus Homer in den Institutionen, noch auf die mehr beweisenden Beispiele von Civilisten, die zugleich Dichter waren oder Dichter bearbeiteten, berufen. Die Rechtfertigung hat er für sich, daß weder unter den Mitarbeitern unserer Anzeigen noch vielleicht, außer dem Dichter selbst, im ganzen Neufel, irgend Jemand, seinem Geburtsorte nach, mit der Mundart dieser Gedichte so bekannt seyn muß, als er, und allerdings trägt die Erinnerung, wie man dieselben Ausdrücke und Redensarten im täglichen Leben gehört hat, gar Vieles zu dem Genuße bey, welchen Herr Prälat Hebel gewährt. Mit großem Vergnügen ist Schreiber dieses erst noch vor kurzem Zeuge gewesen, wie sehr auch die untern Stände in dem eigentlichen Vaterlande dieser Gedichte sie kennen und lieben und den Dichter verehren. Das Natürliche, was wir mit dem sonst veralteten Französischen *naïf* bezeichnen, fühlen Leser aus dem nördlichern Deutschlande, die sich mit der Aussprache nach den hier gedruckten Buchstaben richten müssen und etwa "Früeh" wie "früh Ey" aussprechen, da es eher wie "Frühji" lautet, gewiß nicht so, wie

die, welche die Zeile am Schlusse eines längern und ernsthaften Stück's (S. 255.)

d'Zubak = Tose hani richtig naïme lo liege unwiderstehlich zum Lachen zwingt, weil sie so ganz aus dem Leben aufgegriffen ist. Daß aber auch, wo man nur Hochdeutsch und Plattdeutsch spricht, diese Gedichte allgemein beliebt sind, beweiset, daß ihre Schönheiten nicht bloß von der Gegend abhängen. Ein Hauptvorzug liegt gewiß in der überall sichtbaren Gutmüthigkeit und Richtung auf Sittlichkeit, obgleich damit durchaus nicht gesagt seyn soll, daß Jeder, der es in seinen Reimen recht gut meint und vor Verführung warnt, ein zweyter Hebel sey.

Höchstens für Leser, denen die Mundart mehr oder weniger fremd ist, kann die Anzeige dieser fünften, vollständigen, wie sie auf dem Titel heißt, eigentlich um ein Drittheil gegen die vierte vermehrten, Ausgabe nützlich seyn, denn in der Gegend selbst hat sie sich unglaublich schnell verbreitet, vielleicht weil, nach der Vorrede, sie schon lange angekündigt war. Von S. 218 bis 303 sind Gedichte, die wenigstens zum Theil schon in der Iris von Jacobi oder im alsatischen Taschenbuche gedruckt waren. Nur der Wegweiser, als guter Rath zum Abschiede, steht auch hier zuletzt, also hinter den hinzugekommenen. Die Melodien, welche bey vier Liedern standen, sind weggelassen; ob dieß ein Verlust ist, mögen Andere bestimmen. Aber daß die Kupfer, von welchen der Verf. bey der dritten Ausgabe gesagt hatte, die Verlagshandlung habe zu der Bemühung, den Beyfall des Publicums zu gewinnen, durch einige Kupfer Etwas beytragen wollen, und die in der vierten weggelassen waren, hier wieder hervorgesucht worden sind, bedauert wohl Jeder. Die unpassende Unterschrift "es leb der Churfürst", da wieder gedruckt ist "der Markgraf", wäre noch der geringste Fehler. Das kleine Bildchen auf dem neu hinzugekommenen, sonst aber auch nicht untadelichen, Kupfertitel ist

viel besser, es stellt die Zusammenkunft der Wiese und des Rheins vor, zu dem Gedichte, welches man, nicht bloß der Ordnung des Buches nach, das Erste nennen könnte, wenn es nicht fast unmöglich wäre, unter so vielem Schönen zu sagen, was denn das aller schönste sey.

Hugo.

G ö t t i n g e n .

In der Dietrichschen Buchhandlung: *Handbuch der allgemeinen Hüttenkunde*. Erster, präparativer Theil. Von W. A. Lampadius, Kön. Sächs. Bergcommissionsrath u. Zweyte, mit Text u. Kupfern vermehrte Ausgabe. 1817. 504 Seiten in Octav.

Die Brauchbarkeit dieses metallurgischen Werks ist längst anerkannt. Die günstige Aufnahme, welche zumahl der erste Theil desselben gefunden, hat eine neue Auflage davon veranlaßt. Der Hr. Verfasser ist bemühet gewesen, sein Werk durch manche Zusätze zu vervollkommen, von denen folgende besonders bemerkt zu werden verdienen. S. 79 sind neuere Erfahrungen über den Schwefelgehalt des guldischen und silberhaltigen Rohsteins mitgetheilt; Seite 82 eine Analyse des Freiburger silberhaltigen Rohsteins; Seite 101 Proben der Hüttenproducte von der Hettstädter Sägerhütte. S. 285 sind neuere Versuche mit einem Röstverkohlungssofen beschrieben. S. 305 sind Erfahrungen über die Wirkung der Coaks bey dem Schmelzen auf den Eislebener Hütten mitgetheilt. S. 333 ein Zusatz über Röstlöfen mit Eisenplatten. S. 498 Beschreibung einer neuen, von dem verstorbenen Berg-rath Schrader auf der Saline Wilhelm Glücksbrunn angelegten Siedepfanne. Durch diese und andere Zusätze ist der Text um 61 Octavseiten vermehrt worden; so wie auch 5 neue Kupfertafeln hinzugekommen sind. Dieses ist dankbar zu erkennen, wenn man gleich bey der Durchsicht der neuen Ausgabe die Ueberzeugung erhält, daß es dem Hrn. Verf. bey mehrerer Muffe ohne Zweifel möglich gewesen wäre, manche Unvollkommenheiten des Werks zu

verbessern, auf die Bearbeitung mancher Gegenstände eine größere Sorgfalt zu verwenden und mit noch größerem Fleiße, neuere Erfahrungen zu benutzen. Wir beynügen uns in dieser Hinsicht nur auf folgendes aufmerksam zu machen. Die im ersten Abschnitte abgehandelte Lehre von den Verwandtschaften hätte eine durchaus neue Bearbeitung verdient. Durch die Zusätze, welche sie erhalten, hat die Darstellung derselben wenig gewonnen. Bey dem *Koheisen* sind die *Verzelius'schen* Untersuchungen gar nicht berücksichtigt worden. Der Vf. vertheidigt noch immer seine frühere, zuverlässig irrige Ansicht von dem *Sauerstoffgehalte* des *Koheisens*. Bey den Eigenschaften des *Eisens* hätte auch von seiner Verbindung mit dem *Silicium* die Rede seyn müssen. Bey der Lehre von den *Eisensteinen* sind weder die neueren Untersuchungen über den *Magneteisenstein*, noch die über das *Eisenoxydhydrat* und die *kohlenfauren Eisensteine* benützt. Bey den *Destillations- und Sublimations-Arbeiten* wird die *Schlefsche Zinkdarstellung* aus dem *Galmei* vermist. Die wichtige Lehre von dem *Gebläse* hätte eine ganz neue Bearbeitung und vielfache Vervollständigung verdient. Sehr oft stößt man auf *Nachlässigkeiten* im Ausdruck, die doch bey einem solchen Werke mit vorzüglicher Sorgfalt vermieden werden sollten. —

In demselben Verlage ist gleichzeitig mit jener neuen Ausgabe des ersten Theils der *Hüttenkunde* erschienen:

Handwörterbuch der Hüttenkunde in theoretischer und practischer Hinsicht ausgearbeitet von W. A. Lampadius. VIII. u. 230 Seiten in Octav. Diese Schrift hat zum Zweck, eine gedrängte, zum Nachschlagen bequeme Uebersicht der theoretischen und practischen *Hüttenmännischen* Kenntnisse in alphabetischer Ordnung zu liefern. Nur denen, welche sich mit der *Hüttenmännischen Terminologie* bekannt machen wollen, und nicht im Stande sind, ein größeres Werk anzuschaffen, ist das vorliegende zu empfehlen. Für einen gründlicheren, tiefer eindringenden Unterricht ist es nicht geeignet.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

Den 3. Februar 1821.

P a r i s.

Bey Plancher 1818: Campagne de dix huit cent quinze, ou relation des opérations militaires qui ont eu lieu en France et en Belgique, pendant les cent jours; écrite à Sainte Helene. Suivie d'une lettre écrite à S. A. I. l'Archiduchesse Marie Louise; par le Général Gourgaud. 229 S. in Octav.

· Eine Geschichte der merkwürdigen Catastrophen, welche die politische Existenz Buonapartes beschloffen, aus der Feder eines Mannes, der in jenen verhängnißvollen Tagen, so wie nachher in seiner Gefangenschaft, sein Gefährte und Vertrauter war, mußte mit Recht eine allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Die öffentlichen Blätter und Zeitschriften haben gleich nach der Erscheinung dieses Werks, Auszüge, Berichtigungen und Critiken desselben geliefert: es enthält wenige Thatsachen, die nicht schon vorher bekannt waren. Man kann den Verdacht nicht unterdrücken, daß viele Facta absichtlich nicht erwähnt, oder doch im Dunkel gelassen sind. Interessant bleibt diese Schrift dessenungeachtet, indem sie den

Z (1)

Gesichtspunct bezeichnet, aus welchem Buonaparte wünscht, daß die Zeitgenossen und die Nachwelt ihr Urtheil über ihn fällen sollen. — Die kriegerischen Zurüstungen, welche Buonaparte vor Eröffnung des Feldzugs von 1815 machte, verdienen außerordentlich genannt zu werden; sie lehren uns was Frankreich unter einem militärischen Chef leisten kann. Die Kürze der Zeit verstattete Buonaparte nicht, seine großen Pläne in Ausführung zu bringen. Den Plan für die Vertheidigung von Frankreich, so wie ihn Gourgaud im 2ten Kapitel bezeichnet, finden wir vortreflich; er hat einige Aehnlichkeit mit dem Russischen Operationsplan, bey Eröffnung des Feldzugs von 1812, nur mit dem Unterschiede, daß die Russen auf Mangel an Lebensmitteln und das rauhe Clima als Bundesgenossen rechnen konnten, während Buonaparte die vielen Festungen, welche Frankreichs Grenze decken, als vortheilhaft für sein System in Anschlag brachte. Die Idee, Paris mit Lyon als feste Lager, zum Haupt-Versammlungsort seiner Truppen, und die Punkte, wo der Kampf auf Leben und Tod geführt werden sollte, zu bestimmen, war groß; sie erinnert an die schöne Vertheidigung Frankreichs von Monmorency, als Kaiser Carl V. es mit überlegener Macht angriff. Auffallend ist es, daß Buonaparte, sowohl im Jahre 1814 als 1815 den Besiz von Paris, als den allein entscheidenden Punct ansah. Wichtig war der Besiz von der Hauptstadt allerdings; aber macht sie allein den Staat aus? Besser scheint es gewesen zu seyn, in der damaligen Lage der Dinge Paris und Lyon als die erste Stellung zu betrachten, und sich hinter der Loire die Reserve-Position zu bereiten. Warum beharrte Buonaparte nicht bey diesem ursprünglichen Plan? Alles was der Verf. als Gründe für den Plan, den Buonaparte statt dessen befolgte, nehmlich: mit einer Offensiv-Operation in Belgien den Krieg zu beginnen, anzühlet, scheint uns nicht genü-

gend zu seyn. Mit einer Macht von 115,000 Mann konnte Buonaparte nie hoffen, gegen zwei so erfahrene Feldherren, als Wellington und Blücher, die schon 20,000 Krieger versammelt hatten, und noch immer Verstärkungen erhielten, solche glänzende und fortwauende Vorteile zu erkämpfen, als erforderlich waren, um die Belgier zum Aufstande zu bringen, und auf die Deutschen Völker zu wirken. Die Belgier waren, (wie wir sie fast immer in der Geschichte finden,) mit ihrer damaligen politischen Lage nicht zufrieden. Allein diese Unzufriedenheit war schwerlich zu dem Grade gestiegen, um die seit langer Zeit schon gewohnte passive Rolle zu verlassen, und mit Enthusiasmus die Parthey von Buonaparte zu ergreifen. Und was half es in Buonapartes verzweifelter Lage, wenn auch ein paar Millionen Menschen mehr sich für ihn erklärten? denn es bedurfte wieder viele Zeit, ehe er von ihrer günstigen Stimmung wirklichen Gebrauch hätte machen können. Daß Buonaparte in Deutschland viele Anhänger zählen konnte, durfte sich wohl nur ein blinder Anhänger Buonapartes gleich dem Verf. denken. Nie sind vielleicht die Deutschen Völker einiger gewesen, als wie es in den Jahren 1813 und 1814 auf die Vertreibung der Franzosen aus Deutschland ankam. Ein anderer größerer Irrthum scheint uns der gewesen zu seyn, daß Buonaparte glaubte, er könne, wenn seine Offensive fehl schlug, wieder zu dem ursprünglichen Plan der Defension zurückgehen. Denn nicht allein die Grundsätze des letztern erlitten durch die fehlgeschlagene Offensive einen großen Stoß, indem sie den Ruin seiner besten Truppen zur Folge haben mußte, sondern das ihm so höchst nothwendige Zutrauen der Französischen Nation zu ihm selbst ging verloren; in eben der Art, als dieß Ereigniß die Allirten mit neuem Muthe befehlte. Der wahre Grund von Buonaparte's unüberlegtem Angriff scheint uns dieser gewesen zu seyn: er befand sich zu Paris

in einer ihm höchst peinlichen und lähmenden Abhängigkeit von den Kammern. Nur als Sieger, an der Spitze der Armee, konnte er wieder in der Eigenschaft eines unabhängigen Herrschers erscheinen; er verstand als Feldherr nur den Angriffskrieg: als er daher die Möglichkeit sah, diesen in Belgien zu führen, da ergriff er mit Hefigkeit den letzten Augenblick, der ihm dieß noch verstattete, unbekümmert um die Folgen.

Als Feldherr verdient Buonaparte durch die Art, wie er die Concentrirung seiner Armee den Allirten entzog, mit Blizeschnelle auf die vorgeschobenen Corps derselben fiel, die Blüchersche Armee von der Wellingtonschen trennte, und jede einzeln angriff, wodurch er ein Verhältniß seiner Streitkräfte mit denen der Feinde bewirkte, unsere Bewunderung. Man hat sehr die Unbestimmtheit der Instructionen getadelt, welche Buonaparte dem Grafen Erlon, Befehlshaber der Reserve, vor der Schlacht bey Ligny, und später an Grouchy gab. Allein er konnte sie, unbekannt mit der Lage und Stellung des Feindes, nicht wohl bestimmter geben, und mußte vieles dem eigenen Ermessen der Unterbefehlshaber überlassen. Sehr wahr scheint die Bemerkung Gourgauds zu seyn: daß der unglückliche Russische Feldzug nachtheilig auf das Moralische der Französischen Feldherren gewirkt habe. Ihr Vertrauen auf Buonaparte's Glück war verschwunden, und mit selbigem der blinde Gehorsam; sie waren, wenn nicht furchtsam, doch höchst vorsichtig geworden, und traueten sich gegenseitig nicht. Auffallend ist dieß bey Ney. Unerachtet der bestimmtesten Instructionen verlor er den entscheidenden Augenblick durch Zögern vor Quatrebras. Nur auf Buonaparte's ungestümen Geist, hatten die Stürme der Zeit nicht gewirkt. Die nämliche Unternehmungskraft, die keine Hindernisse kennend, ihn vom Artillerie-Lieutenant zum Herrscher von beynahe ganz Europa gemacht hatte, ließ ihn die Schlacht

bey Ligny, trotz aller Gegenvorstellungen seiner Generale — die ihn vom Anzuge abhielten, — gewinnen, führte ihn zum Anzuge bey Waterloo, allein auch zu seinem gänzlichen Untergange. Und hier müssen wir von Gourgauds Ansicht, wenn er sagt: alle Wahrscheinlichkeit des Siegs war für die Franzosen, alles war im voraus berechnet, abweichen. Der Anzug der Wellingtonschen Armee vor Waterloo scheint uns eine von den gewagtesten Unternehmungen zu seyn, die nur die verzweiflungsvolle Lage Buonapartes entschuldigen mag. Er hatte gegen einen Theil der Preussischen Armee einen Sieg erröckten, — den er nicht verfolgen konnte, — aber die Wellingtonsche Armee war noch zu bekämpfen. Der bis dahin noch niemahls besiegte Anführer derselben erwartete ihn in einer Stellung, die nur eine Rückzugslinie hatte. Ein Hauptmotiv für Buonaparte, Wellington anzugreifen. Es war das erstemahl, daß beide gegen einander in die Schranken traten. Buonaparte kannte seinen Gegner nicht. Er hielt ihn für zu langsam, zu methodisch. Nach der Methode gewöhnlicher Feldherren, mußte Wellington bey Waterloo keine Schlacht annehmen. Aber das Wort Rückzug ist nicht in Wellingtons Geiste. Gerade in der Feldschlacht zeigt sich Wellingtons Genie, und die hohe Disciplin, die in seinem Heere herrschte. Vergebens waren Buonaparte's heftigste Anzüge; wodurch es ihm sonst gelang, seine Feinde über den Haufen zu werfen, das machte hier nur aufs höchste den Sieg zweifelhaft. — Und nun erscheinen die Preußen wieder, die er thörichter Weise glaubt, durch Grouchy, mit 36,000 Mann in Respect zu halten. Kaum hat die Schlacht ernstlich begonnen, und schon erhielt Buonaparte bestimmte Nachricht von dem Anmarsche des Preussischen Corps unter Bülow, von dem er wußte, daß es keinen Theil an der Schlacht von Ligny genommen hatte. Sein guter Geist hatte ihn verlassen. Jetzt noch

war es Zeit den Angriff aufzugeben, und sich mit Ordnung zurückzuziehen; allein er glaubte alles gethan zu haben, indem er 7000 Mann gegen Bülow absendet, und seinen wüthenden Angriffe auf die Wellingtonsche Armee wiederholt. Grouchy; von dem er gar keine Nachricht hat, soll ihn wie ein Deus ex machina retten. Der Umstand, daß er keine Kunde von den Bewegungen dieses berühmten detachirten Feldherrn hatte, mußte ihm den überzeugendsten Beweis geben, daß er durch die Bewegungen der Preußen von ihm abgeschnitten sey. Allein statt Grouchy kommt nun auch Blücher mit neuen Preußen in seinen Rücken, und vollendet seine gänzliche Niederlage. Blüchers militärischer Character, oder wie Gourgaud sich ausdrückt: ses habitudes de hussard, son activité et son caractère décidé, kannte Buonaparte schon aus Erfahrung. Durfte er mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Blücher, nur wenige Meilen vom Schlachtfelde entfernt, nicht seine letzten Kräfte aufbieten würde, seinen Allirten zu Hülfe zu eilen? Nach Gourgaud gibt Buonaparte zwey Ursachen an, welche den Verlust der Schlacht bey Waterloo veranlaßten: 1. die Ungewißheit, in welcher Grouchy am 17ten über die Bewegungen der Preußen blieb, den Umstand, daß derselbe seine Instructionen nicht richtig verstanden, und die Ordres, welche er ihm in der Nacht vom 17ten und 18ten schickte, nicht erhalten habe; 2. daß Ney am 18ten zwey Stunden zu früh ohne Befehl den Angriff auf Mont St. Jean mit der Cavallerie gemacht habe. — "Ah! Napoleon, que n'as tu trouvé la mort à Waterloo!" ruft Gourgaud aus, und mit ihm muß die Muse der Geschichte trauern. Denn der Hauptheld in dem großen Trauerspieler, das unser Zeitalter beschäftigt hat, spielte von der Nacht des 18ten auf den 19ten Junius an, eine ihm, der mehr Siege, als einer vor ihm, erfochten hatte,

unwürdige Rolle. Gleich dem Pompejus verlor er nach seiner großen Niederlage gleichsam die Besinnungskraft. Bey der Armee und an ihrer Spitze, konnte er noch vieles gut machen, oder doch gleich einem Carl XII. mit Ehren fallen; allein sein Unstern ließ ihn diese verlassen, nur in Paris Schutz und Beystand bey einem Senate zu suchen, den er selbst zum bloßen Werkzeuge erniedrigt hatte. Aber der Senat war nicht mehr ein Werkzeug in seiner Hand. Von Feinden umringt, von seinen Freunden verlassen, glaubte Buonaparte wie Gourgaud sich ausdrückt, "que son ennemi le plus grand doit etre le plus généreux." Aber konnte er dieß mit Recht glauben?

Nach diesem allgemeinen Abriss heben wir noch einzelne Züge aus dem Gourgaudschen Werke aus. Niemand, sagt der Verf., hat der Sache Napoleons größern Nachtheil zugefügt, als Murat. Wäre dieser 1814 nicht zu Oesterreich übergegangen, so würde der Boden Frankreichs nicht von den Allirten betreten worden seyn, und hätte er 1815 Oesterreich nicht mit Krieg überzogen, so würde Frankreich sich nicht zum zweytenmahl dem Joche der Ausländer haben unterwerfen müssen. Der Kaiser von Oesterreich schien, als er seinen Schwiegersohn wieder auf dem Französischen Thron sah, geneigt zu seyn, mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Allein der Angriff von Murat ließ ihn einen abgeredeten Plon zwischen dem Könige von Neapel und Buonaparte vermuthen. Er brach alle Unterhandlungen mit Buonaparte ab, indem er ausrief: wie kann ich mit Napoleon unterhandeln, während er mich durch Murat angreifen läßt? — Als Buonaparte dem Marschall Ney den Befehl gab, die Stellung von Quatre-Bras zu nehmen und zu besetzen, fragte er ihn, ob er solche kenne? Ney versicherte aus vorhergehenden Feldzügen genaue Kenntniß von selbiger zu haben, und setzte hinzu: *siez-vous à moi,*

dans deux heures nous serons aux Quatre-Bras". — Am 17. fand Buonaparte ihn daselbst noch nicht. Nichts characterisirt die Stimmung der damaligen Französischen Armee mehr, als die verschiedenen falschen Berichte, welche Buonaparte während der Schlacht vor Ligny erhielt. Ein General meldete ihm: Wandamme sey mit seinem ganzen Generalstaabe zu dem Feinde übergegangen. Eine andere Meldung war, dem Marschall Soult sey nicht zu trauen, indem er sich widersprechende Befehle ertheile. Ein Quartiermeister der Cavallerie kam in vollem Galop angesprengt, und verlangte laut den Kaiser zu sprechen. Seine Nachricht war, der General Henart versuche gerade in dem Augenblicke die Officiere seiner Division zum Desertiren zu bewegen. Dieser General war schon, ehe diese Meldung ankam, tödlich blessirt, und der Quartiermeister gestand nachher, er selbst habe den General seine Officiere nicht anreden hören, aber ein anderer habe es ihm gesagt. Ueber die Art, wie Buonaparte das Schlachtfeld von Waterloo verlieh, und worüber so viele abweichende Erzählungen im Umlaufe sind, sagt Gourgaud folgendes: Als der Kaiser bey unserer letzten Position bey Planchenoit ankam, waren nur noch 3 oder 4 Officiere bey ihm, die übrigen seines Staabes waren verschickt. Nachdem er sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, die Flüchtlinge hier zu sammeln, gab er nun den Auftrag, einige Canonen auffahren, und auf die anrückende Englische Cavallerie abfeuern zu lassen. Einige Augenblicke nachher, als wir beynahе vom Feinde umringt waren, ließ er mein Garde-Bataillon ein Quaree formiren, und befahl zu feuern. Der Kaiser schien entschlossen zu seyn, diesen Tag nicht zu überleben. Der Marschall Soult, der zunächst bey ihm war, sagte, indem er das Pferd des Kaisers, in der Richtung des Weges von Charleroi wandte: "Ah Sire, les ennemis sont deja assez heureux!" Buonaparte versuchte vergebens sein Heer zu Gemappe zu sammeln; er kam am 19ten des Morgens zwischen 4 und 5 Uhr zu Charleroi an. Um 10 Uhr dieses Tages war er in Philippeville.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 3. Februar 1821.

Christiania.

Bey dem Verf. und in der Gylvendalschen Buchhandlung in Kopenhagen: Untersuchungen über den Magnetismus der Erde von Christopher Hansteen, Prof. der angewandten Mathematik an der Norwegischen Universität, übersetzt von P. Trechow Hanson, Königl. Norwegischen Departements-Vollmächtigen und Land-Cadetten-Lehrer. Erster Theil. Die mechanischen Erscheinungen des Magneten; 502 Quartf. nebst 145 Seiten Tafeln beobachteter Abweichungen und Neigungen der Magnetnadel. 1819.

Bekannt genug sind die Bemühungen Hallers, Tob. Meyers, Eulers u. a. die Lagen der magnetischen Erdpole oder Aren zu bestimmen, durch deren Einwirkungen auf die Pole einer Magnetnadel an diesen oder jenen Orten der Erdoberfläche man die Verschiedenheit der daselbst statt findenden Abweichungen und Neigungen der Nadel u. einer Berechnung unterwerfen u können glaubt. Was aus den Arbeiten dieser Gelehrten mit Beziehung derjen-

II (1)

gen des Verf. selbst, für Resultate hervorgegangen sind, darüber ertheilt dieses an Beobachtungen und theoretischen Untersuchungen gehaltvolle Werk den ausführlichsten Unterricht, und bahnt den Weg zu den weitern Forschunaen über die mannichfaltigen Anomalien, die bis jetzt in Rücksicht der Veränderungen in dem Stande der Magnetnadel noch so sehr im Dunkeln liegen, und welche nach der Hoffnung des Verf. sich vielleicht bald eben so sicher dem Calcul dürften unterwerfen lassen, als die Bewegungen der Himmelskörper, wenn die Regierungen der mächtigern Nationen sich nur vereinigen wollten, noch mehr genaue Beobachtungen anstellen zu lassen, und die Mathematiker, sie zu bearbeiten. Wir fügen hinzu, daß es uns insbesondere noch an einer zahlreichen Menge von richtig beobachteten Inclinationen der Magnetnadel fehlt, um allen diesen Untersuchungen den gewünschten Grad der Genauigkeit zu verschaffen, und daß man auch selbst in Rücksicht des Gesetzes der magnetischen Anziehung zuvor noch mehr im Reinen seyn muß, ehe man sich zu jenen Hoffnungen für berechtigt halten darf. Wenn denn nun sogar auch dieß seine Richtigkeit hätte, daß in unserm Erdkörper, außer gewissen magnetischen Hauptaren, auch noch locale Polaritäten oder Aven, nach Maaßgabe der in ausgedehnten Gebirgen mehr oder minder zerstreuten einzelnen mit Magnetismus begabten Massen, statt finden sollten, so sieht man leicht, wie sehr dieß die ganze Untersuchung erschweren, und die Hoffnung, alle diese partiellen Einwirkungen, dem Calcul unterwerfen zu können, hinaussetzen muß. Indes muß doch jedes Bemühen diesem Zwecke sich zu nähern, und fürs erste auch nur die Hauptgleichunaen auszumitteln, dankbar anerkannt werden, zumahl wenn der Gegenstand mit so viel Kenntniß der Mathematik ausgeführt ist, als wir es dem Verf. dieses Werks zum Ruhme nachsagen müssen, wenn wir gleich von einigen Hülfsmitteln,

die constanten Größen in jenen Gleichungen mit mehr Genauigkeit darzustellen z. B. der Methode der kleinsten Quadrate, eben keinen Gebrauch wahrgenommen haben. — Die erste Veranlassung zur Bearbeitung dieses Werkes gab dem Verf. ein von der cosmographischen Gesellschaft in Upsala ausgefertigter Erdglobus, auf welchem er an dem Südpole eine länglichte elliptische Figur wahrnahm, welche als *regio polaris magnetica* bezeichnet war, und von welcher auf der Inschrift des Globus bemerkt wird, daß sie von dem Hrn. Wilke aus den Beobachtungen der Capitaine Cook und Joureau abgeleitet worden sey. Der eine Brennpunct dieser Ellipse ist bezeichnet *regio fortior*, und fällt mit dem späterhin von dem Verf. gefundenen stärkeren Magnetpole bey Wandiemens Land, der andere aber, *regio debilior*, mit dem von ihm gefundenen schwächeren am Feuerlande zusammen. Dieß deuchte dem Verf. eben so merkwürdig als neu. Zwar habe er sich die Erde immer als einen Magneten gedacht, der als solcher auch seine magnetischen Polarregionen haben müsse, daß es aber jemand versucht habe, die Lage der letzten zu bestimmen, war ihm unbekannt, und Hallays Angabe sey ihm immer als die abenteuerlichste Hypothese vorgestellt worden. Aus Cooks magnetischen Beobachtungen bey Umseglung des Südpoles ergab sich dem Verf. sehr bald die Richtigkeit jener südlichen Polarregion des Wilke. Nun erwachte der Wunsch in ihm, einen Schritt weiter zu thun, nehmlich auch die nördlichen magnetischen Polarregionen ausfindig zu machen, die besten hiezu gehörigen Beobachtungen zu sammeln und zu bearbeiten, wozu ihm nun die von dem Hrn. Staatsrath und Academiker Schubert in Petersburg, auf einer nach Sibirien im Jahre 1805 unternommenen Reise angestellten Beobachtungen (m. s. Vodeastron. Jahrb. 1809) vorzügliche Dienste geleistet haben. Vermitteltst derselben ward nun die Lage

des Sibirischen Magnetpoles bestimmt, nachdem der Verf. aus einigen brauchbaren in der Hudsonsbay angestellten Beobachtungen, die sich ihm beyrn Nachsuchen in Seereisen darboten, schon die Lage des Nordamericanischen Magnetpunctes aufgefunden hatte. So hatte er sich also von der Nothwendigkeit der Annahme zweyer magnetischen Axen, und also von der Richtigkeit der von Halley bereits festgesetzten Theorie überzeugt, nach welcher denn diese zwey Axen auch so erträglich mit den genauern Bestimmungen des Verf. zusammentreffen, als es nach den mangelhaften Beobachtungen, welche Halley zu Gebote standen, nur immer verlangt werden kann. Halley habe also zuerst das wahre gefunden, und dessen so viel, als seine Zeit es gestattete. Ein ganzes Jahrhundert sorgfältiger Beobachtungen mit verbesserten Instrumenten und Methoden ist seitdem hinzugekommen, und hohe Zeit sey es, diesen Stoff zur Aufführung eines vollständigen und festlern Gebäudes zu benutzen, und da nun vor allen Dingen hiezu eine möglichst vollständige Sammlung jener in so vielen wissenschaftlichen Jahrbüchern und Reisebeschreibungen zerstreuten Beobachtungen selbst erforderlich sey, so glaubte der Verf. eine nützliche Arbeit zu übernehmen, erst dieses Bedürfnis zu erfüllen, und so ist denn das ziemlich vollständige Verzeichniß von magnetischen Abweichungen und Neigungen entstanden, welches der Verf. am Ende dieses ersten Bandes mitgetheilt hat, und welches denjenigen, welche sich mit den angeführten Gegenständen näher beschäftigen wollen, höchst willkommen seyn wird. Die dritte Tafel dieses Verzeichnisses enthält insbesondere eine Sammlung der magnetischen Beobachtungen älterer und neuerer Seefahrer vom Jahre 1589 bis auf die neueste Zeit, in einer chronologischen Ordnung, indem die vorhergehenden Tafeln hauptsächlich die auf dem festen Lande angestellten Beobachtungen mittheilen. Nach einer solchen Vor-

arbeit konnte sich nun der Verf. auch an die Bearbeitung der von der Königl. Dänischen Gesellschaft der Wiss. in Kopenhagen im J. 1811 aufgegebenen Preisfrage, ob man nehmlich zur Erklärung der magnetischen Erscheinungen auf der Erde genöthigt sey, mehrere Magnetaxen in der Erde anzunehmen, oder ob nur eine hinlänglich sey, um so mehr wagen, nachdem er sich, den Beobachtungen zufolge, schon im allgemeinen von der Nothwendigkeit mehrerer Axen überzeugt hatte. Zu Anfange des folgenden Jahres, da die vier ersten Hauptstücke dieses Werkes nebst dem sechsten und dem größten Theile des fünften schon ausgearbeitet waren, händigte er solche dem Secretär der Gesellschaft ein, und obwohl die Arbeit nach ihrem damaligen Umfange nicht allen Bedingungen der Aufgabe entsprach, so beliebte es doch der Gesellschaft, dem Verf. den Preis zuzuerkennen; die übrigen Untersuchungen in diesem Werke hat der Verf. nachher ausgearbeitet. Es besteht solches außer einer historischen Einleitung aus 8 Hauptstücken, von deren größtentheils aus mathematischen Untersuchungen und darauf gegründeten Berechnungen bestehendem Inhalte wir nur einiges auszeichnen können. Auf die magnetischen Phänomene, bemerkt der V. in der angeführten Einleitung, schienen die Europäer erst gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts aufmerksam geworden zu seyn, und insbesondere die Polarität des Magnets bemerkt zu haben, gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts die Abweichung desselben vom Meridian, gegen das Ende des 16ten die Neigung desselben unter dem Horizont, und bald darauf die Veränderung der Abweichung. Die täglichen, ja stündlichen Bewegungen der Maagnetnadel, nebst ihrer Unruhe während eines Nordlichts, waren dem Beobachtungsgeiste der ersten Hälfte des letztverflossenen Jahrhunderts, so wie endlich die Kenntniß der Verschiedenheit der magnetischen Kräfte, auf verschiedenen Punkten der

Erde, und der Einfluß des Nordlichts auf dieselben, dem Anfange des 19ten vorbehalten. Am Schlusse des 16ten Jahrhunderts war in ganz Europa und dem größten Theile des Atlantischen Meeres die Abweichung östlich. Hierauf nahm dieselbe schnell ab, und bald nach der Mitte des 17ten Jahrh. wies die Magnetaadel in Europa gerade nach Norden. Seitdem blieb sie bey, westwärts zu gehen, so daß sie gegenwärtig im südlichen Europa mit den Meridianen einen Winkel gegen Westen von mehr als 20° macht. In den beyden letzten Decennien hat sie beymahle stille gestanden, und scheint sich in Dänemark langsam wieder nach Osten zurückzuwenden. Ob sie in der Folge wirklich nach Osten, oder nach diesem Stillstande wiederum weiter westwärts rücken werde, und ob sie vor dem Ende des 16ten Jahrhunderts weiter ostwärts gestanden oder nicht, das sey uns unbekannt; dürfe man jedoch annehmen, daß die von Robert Normann in der Nähe Londons 1580 beobachtete östliche Abweichung von $11^\circ.15'$ ein maximum der östlichen Abw. gewesen sey, so wie die daselbst 1805 von Gilpin beobachtete westliche Abw. von $24^\circ.8'$ gleichfalls ein maximum, so betrug diese gesammte Veränderung in 225 Jahren $25^\circ.23'$, welcher Zeitraum denn unter jener Voraussetzung wenigstens als eine Periode der geringern Veränderungen, welche zusammen den ganzen Kreis derselben bilden würden, betrachtet werden könne. Ob sich aber der Kreis mit einem gleich großen Rückgange schließen, oder ob noch mehrere Bewegungen vor- und rückwärts erfolgen werden, lasse sich hieraus mit gar keiner Wahrscheinlichkeit errathen. Inzwischen bleibe der gegenwärtige Zeitpunkt (falls die Magnetaadel wirklich wieder nach Osten sich zu bewegen anfange) die erste uns mit Gewißheit bekannte Epoche in den magnetischen Erscheinungen, die unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Nun gibt der Verf. in dieser Einlei-

tung noch Rechenschaft von den einzelnen Charten des Atlasses der Abweichungs- und Neigungslinien, den er diesem Werte beygefügt hat, und den dabey benutzten Quellen. Bey der Entwerfung derselben hat er sich der Methode bedient, nach welcher die sogenannten Plattcharten gezeichnet werden, wobey er denn 90° des Aequators 12 Keinländische Decimale betragen läßt, wodurch die ganze Erdoberfläche vom Aequator bis 70° nördlicher und südlicher Breite einen Raum von 8 Bogen gewöhnlichen Papiers einnimmt. Die magnetischen krummen Linien sind auf diesen Charten durch diejenigen Punkte gezogen, wo sich eine gleichgroße magnetische Abweichung oder Neigung auswies. Auf ein paar beygefügtten Polarprojectionen der Erdoberfläche sind die Richtungen der Magnetnadel so aufgetragen, daß sich nach ihren Convergenzen ungefähr soll beurtheilen lassen, auf welche Gegenden die magnetischen Erdpole hinfallen. Die Polarprojection ist begreiflich hiezu die zweckmäßigste, weil die Meridiane geradlinigt ausfallen, und nun die Abweichungen der Magnetnadel am bequemsten an diese Meridiane abgesetzt werden können. Daß nach dieser Einleitung folgende erste Hauptstück beschäftigt sich nun besonders mit den Halleyischen Linien und deren Bewegung oder Veränderung vom Jahre 1600 bis 1800, wovon hier im Auszuge nichts bequem mitgetheilt werden kann. Das zweyte Hauptstück handelt von den Neigungslinien und der magnetischen Kraft, betrachtet die Schwierigkeiten, die Neigung der Magnetnadel richtig zu bestimmen, und aus den noch nicht so häufigen richtig beobachteten Neigungen, die Punkte der Erdoberfläche zu bestimmen, wo die Neigung = 0 ist. Das Resultat aus den Untersuchungen in diesem Hauptstück ist, daß etwa seit 1600 die nördliche Neigung in Nordamerica zunimmt, und in Europa ab, hingegen im östlichen Asien und bey Japan wieder zunimmt. Die südliche Neigung

nimmt ab bey Südamerica, ist um das Vorgebirge der guten Hoffnung beständig, und nimmt bey den Sundainseln und Neuholland ab. Was die magnetische Kraft betrifft, so nimmt sie den Beobachtungen zufolge zwar zu, wo die Neigung zunimmt, doch gut dieß nur, wenn die Orte ungefähr dieselbe geographische Länge haben. Wenn zwey Orte dieselbe Neigung haben, so ist (von America ausgegangen) die Kraft im westlichsten Orte am stärksten, und nimmt gegen Osten sogar bedeutend ab. In einem und demselben Meridian scheint die Kraft (bey gleichem Zuwachs der Neigung) schneller in America und bey Neuholland, als bey Africa und Europa zuzunehmen. Biots Bestimmung des magnetischen Aequators sey den Beobachtungen nicht günstig, und beruhe auf einer unrichtigen Voraussetzung. Drittes Hauptst. Bestimmung der Zahl, der Lage, und des periodischen Umlaufs der Magnetpole um die Erdpole. Es ist schon bemerkt worden, daß auf den Abweichungs- und Neigungskarten sich schon einigermaßen die Gegenden der Erdoberfläche erkennen lassen, wo magnetische Pole, oder vielmehr die durch dieselben gezogenen geraden Linien oder Aren auf die Erdoberfläche eintreffen, wo, wo solche Pole hinfallen, z. B. große westliche Abweichungen bald in große östliche übergehen, die Abweichungskurven sich stark zusammendrängen, oder gegen einander convergiren, und die Neigungslinien eine Biegung bilden, deren Höhlung dem Pol, die erhöhte Seite hingegen dem Aequator zugeteilt ist. Indessen lassen sich die den magnetischen Polen entsprechenden Convergenzpunkte der Abneigungslinien, immer sicherer durch Rechnung als durch eine solche graphische Methode auffinden, wozu denn in diesem Hauptstück die nöthigen Formeln, nebst deren Anwendung auf die Bestimmung dieser Convergenzpunkte für die verschiedenen Beobachtungsjahre gegeben werden, um daraus insbesondere die Perioden

des Fortrückens dieser Punkte, und folglich auch der ihnen entsprechenden magnetischen Arcen auszumitteln. Es findet sich auf diese Art z. B. ein Pol oder vielmehr Convergenzpunkt A in der südlichen Halbkugel bey van Diemens Land, und ihm gegenüber in der nördlichen ein correspondirender B in der Nähe der Hudsons-Bay, sodann wieder ein solcher Punct a im Südmeere unweit des Feuerlandes, und ein ihm correspondirender b im Sibirischen Eismeeere. Nach den mühsamen Discussionen in diesem Hauptstück findet der Verf. z. B. für das Jahr 1800 die geographische Länge von B = $266^{\circ}.27'$ (von Greenwich) Abstand desselben vom Nordpol = $29^{\circ}.7'$. Geogr. L. von A = $134^{\circ}.8'$. Abstand vom Südpol = $20^{\circ}.53'$. Geogr. L. von b = $131^{\circ}.43'$ Ost. v. Nordpol = $4^{\circ}.35'$; Geogr. L. von a = $229^{\circ}.32'$, Abst. v. Südpole = $12^{\circ}.10'$. Die magnetische Arc AB ist die stärkere. Was nun das Fortrücken dieser Arcen AB, ab anbelangt, so bewegen sich die Punkte B, b von Westen nach Osten, hingegen A, a von Osten nach Westen. Aber B und b bewegen sich schneller nach Westen, als die ihnen gegenüberliegende A und a nach Osten. So ist z. B. die Umlaufzeit von B = 1740 Jahre von A = 4609 J. Die Umlaufz. von b = 869 J. von a = 1304 J. Man sollte eigentlich erwarten, daß die correspondirenden Punkte wie A, B eine gleiche Umlaufzeit haben müßten, da sie einer und desselben magnetischen Arc angehören. (Da dieß indessen nicht der Fall ist, und der Unterschied so sehr erheblich ausfällt, so kann man daraus wohl schließen, daß von keinen beweglichen Magneten im innern der Erde die Rede seyn kann, sondern bloß von einer sich ändernden Polarität derselben, etwa nachder Ansicht, wie solche in Mayer's Naturlehre (S. 610 u. gegeben worden ist). Endlich findet denn auch der Verf., daß die Arcen AB, ab. keine Erddiameter sondern bloß Sehnen sind. Was er über

gens von dem Verhältniß jener Umlaufszeiten zu den drey Weltaltern der Indier, und zu der von ihnen festgesetzten Dauer der Welt oder der Calpa derselben, so wie auch von dem Zusammentreffen der von ihm bestimmten großen Magnetsperiode von 25920 Jahren mit der Präcessionsperiode oder dem sogenannten großen Platonischen Jahre, beybringt, und daraus weiter folgert, das müssen wir vorläufig wohl auf sich beruhen lassen, da überhaupt bis jetzt die Beobachtungen zur genauen Bestimmung des Fortrückens jener magnetischen Axen noch nicht hinreichend sind. IVtes Hauptstück. Ueber die Bewegung der Hallerischen Linien, nach der erstern unvollkommeneren Theorie Eulers. Hier zeigt der Verf. noch weiter, wie man nur durch die Annahme zweyer magnetischen Axen zu einer approximierten Berechnung des Standes der Magnetsnadeln auf der Oberfläche der Erde gelange, eine Axe hingegen den Beobachtungen kein Gnüge leiste. Vtes Hauptstück. Mathematische Theorie des Magnetens durch Versuche unterstützt. Um berechnen zu können, wie stark ein Magnet auf einen andern außer ihm befindlichen wirkt, so muß 1. das Gesetz bekannt seyn, nach welchem von dem Mittelpuncte eines Magnets die Kraft nach dessen Polen hin zunimmt, und 2. nach welchem Gesetz die anziehende Kraft eines magnetischen Punctes gegen einen andern von der Distanz beider Puncte abhängig ist. Der Verf. nimmt an, daß sich diese Kräfte nach gewissen Potenzen jener Abstände richten, läßt aber die Exponenten dieser Potenzen fürs erste unbestimmt, und berechnet nun die Kraft, womit ein Linearmagnet auf einen magnetischen Punct außer ihm anziehend oder abstoßend wirkt, vergleicht die gefundenen Formeln mit Versuchen, und leitet daraus ab, welche Werthe für jene Exponenten angenommen werden müssen, um den Beobachtungen ein Gnüge zu leisten. Der Verf. glaubt aus seinen Versuchen fol-

gern zu dürfen, daß die Intensität der anziehenden Kraft, vom magnetischen Mittelpunct nach dessen Polen zu, sich wie das Quadrat des Abstandes vom Mittelpunct verhalte, hingegen die Anziehungskraft mit welcher zwey magnetische Puncte aufeinander wirken in umgekehrtem Verhältniß des Quadrats ihres Abstandes stehe. Wir könnten gegen die Art wie der Verf. diese Versuche angestellt hat, und gegen die Voraussetzung, daß er bey denselben eine kleine Magnetnadel selbst für einen angezogenen magnetischen Punct annimmt, manches erinnern, wenn die Kürze auf die wir uns beschränken müssen, dieses verstatete. Auch sucht er aus seinen Formeln weiter abzuleiten, woher es rühre, daß manche experimentirende Physiker ganz andere Werthe für jene Exponenten gefunden haben, und beschäftigt sich nun mit der Auflösung einer Menge von Aufgaben über die Wirkung eines Magnets auf eine Magnetnadel, über die Bestimmung der magnetischen Curven auf der Erdoberfläche, unter der Voraussetzung eines Lineären oder auch prismatischen Magnets im innern der Erde, oder auch, wie die Beobachtungen es ausweisen zweyer Magnete, und zeigt nun in dem sechsten und siebenten Hauptstück, die Anwendung dieser Untersuchungen auf die Theorie der magnetischen Abweichung und Neigung, wie auch der magnetischen Kräfte und ihrer Intensität an einem gegebenen Orte der Erde, dessen geographische Lage bekannt ist. Von allen diesen auf sehr weitläufigen Rechnungen beruhenden Untersuchungen, kann hier im Auszuge nichts mitgetheilt, und muß alles im Zusammenhange selbst nachgelesen werden, besonders nach welchen Beobachtungen und Voraussetzungen die wahre Lage, Größe und Kraft der unterirdischen Magnetaren selbst am besten bestimmt werden kann. Das achte Hauptstück betrachtet die täglichen Bewegungen der Magnetnadel, nach den Beobachtungen Grahams, Celsius, Fior-

ters, Argentins, Cantons, Wilkes, Cassinis, Gilpins, u. m. a. Vermuthungen über den Einfluß des Nordlichts auf diese Bewegungen, und selbst über die wahrscheinliche magnetische Wirkung von Sonne und Mond selbst, auf diese Erscheinungen, indem auch diese Weltkörper magnetische Azen zu haben schienen. So weit geht der erste Theil dieses interessanten Werkes. Der zweyte, den wir noch nicht erhalten haben, soll sich mit dem Polarlichte und dessen Zusammenhang mit dem Magnetismus der Erde beschäftigen. Ob die magnetischen Kräfte, außer daß sie sich als bewegende Kräfte zeigen, noch, gleichwie die electricen, chemische Wirkungen hervorbringen können, sey zwar bisher durch Versuche nicht bestimmt ausgemacht worden, doch scheint es dem Verf. nicht glaublich, daß irgend eine Kraft als bloß mechanische oder bewegende Kraft wirke, ohne zugleich größere oder kleinere Veränderungen im Innern der Materie hervorzubringen. Daß Druck, Stoß, Zusammendrückung und Ausdehnung, ja selbst bloße Berührung, solche innere Veränderungen hervorrufen, sey satzsam bekannt, vielleicht daß sich gar die allgemeine Anziehung nicht bloß darauf beschränke, Bewegungen zu erzeugen, sondern zugleich von andern dynamischen Wirkungen begleitet werde. Anlangend die magnetischen Kräfte, so glaubt der Verf. darthun zu können, daß das Polarlicht von denselben durch die Vereinigung der entgegengesetzten Kräfte, auf die nehmliche Art erzeugt werde, wie ein ganz ähnliches Lichtphänomen durch die Verbindung der entgegengesetzten electricen Kräfte hervorgebrocht wird. Ohne Zweifel werden sich dem Verf. durch die neuen höchst merkwürdigen Verstedtischen Versuche, noch mehrere Gründe für seine Behauptung darbieten. In jedem Falle enthält dieses Werk die wichtigsten Materialien, welche dem Forscher zu weitem Untersuchungen behülflich seyn können.

Tübingen.

Herr Unterbibliothekar Dr. Clossius, dessen Bemühungen um die Lesarten des Corpus Juris bekannt sind, der auf einer gelehrten Reise so vielen Deutschen Gelehrten große Erwartungen erregt, und in Paris den Gajus verhandelt hat, ist in Mailand, trotz seiner sehr beschränkten Zeit und anderer ungünstigen Umstände, doch so glücklich gewesen, auf der Ambrosianischen Bibliothek eine Entdeckung zu machen, die zunächst nach Gajus eine höchst ehrenvolle Stelle in der gelehrten Geschichte dessen einnimmt, was man schon im sechszehnten Jahrhundert die *veros juris romani fontes* genannt hat. In einer Handschrift der unter der Herrschaft der Westgothen gefertigten *lex romana*, die nun jedermann das *breviarium* nennt — weil die *correctores romani* sie mit diesem Worte bezeichnet haben, ohne zu ahnden, wie oft man es ihnen nachschreiben würde, in einer Handschrift, die nicht vollständig und nicht genau ist, finden sich eine Menge Constitutionen aus dem echten Theodosischen Codex. Gleich anfangs das Protocoll, wie wir es nennen würden, einer Senatssitzung in Rom vom Jahre 438, worin der Consul und Präfectus Prætorio Anicius Atilius Glabrio Faustus dem Senat, der sich in seinen Reclamationen nicht kriechend genug auszudrücken weiß, zwey *constitutionarii* vorstellt und eine Verordnung von 429 aus dem Theodosischen Codex vorliest, nämlich die, daß er nach Art des Gregorianischen und Hermoagenianischen nach Rubriken gesammelt werden soll. Nach einer Lücke, die vielleicht den Uebergang zu den bevorstehenden Nachträgen macht, wird gesagt, auch in den *scriniis* des andern Kaisers soll es gelten, *emendandi et revocandi potestate nostrae clementiae reservata*. Auf diese Urkunde folgt ein Stück einer

Constitution von 443 über die Beylaubigung der Abschriften durch öffentliche Beamte, welche für die Fehler verantwortlich seyn.

Hinter c. 1. Th. C. 1, 3 stehen zwey Constitutionen Constantin's, auf welche sich das Citir-Gesetz bezieht, eine von 321 *Perpetuas prudentium contentiones eruere cupientes Ulpiani hac (ac) Pauli in Papinianum notas, qui, dum ingenti (ingenu) laudem sectatur (sectantur), non tam corrigere eum, quam depravare, maluerunt, aboleri praecipimus,* und eine von 327 *Universa, quae scriptura Pauli continentur recepta auctoritate firmanda sunt et omni veneratione celebranda. Ideoque sententiarum libros, plenissima luce et perfectissima elocutione et justissima juris ratione succinctos, in judiciis prolatos valere minime dubitatur.* Im Ganzen mögen es achtzig Constitutionen seyn, die wir durch diesen Fund gewinnen werden, dessen vollständige Benutzung gewiß Niemand mehr, als dem Finder selbst, zu gönnen ist.

Ebenderselbe hat bey seinem Aufenthalte in Verona eine Handschrift des Codex von Justinian, deren Pergament wieder zu etwas andern gebraucht worden ist, näher untersucht, und gefunden, daß sie ungefähr ein Zwölfttheil des Ganzen enthält. Zu lesen ist die erste Schrift leicht, da sie nicht einmahl abgewaschen scheint und die neue Schrift quer durchgeht. Die Griechische Verordnung, von der in der Anm. 3 zu 4, 59 der hiesigen Ausgabe die Rede ist, findet sich da.

Hugo.

Paris.

Hier hat Hr. D. Adama nt. Koray bey Gottl. Barrois dem Vater mit Eberhart'schen Lettern *Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης Τόμος δωδέκατος*, oder *Στράβωνος Γεωγραφικῶν μέρος τέταρτον* auf Kosten der Ehier, seiner Landsleute, zum Besten Griechenlands drucken lassen. 1819. S. 548. In Octav.

Die Einrichtung und der Zweck dieser Ausgabe des *Strabo*, die mit diesem vierten Bande beendigt ist, wird aus unsern Anzeigen unsern Lesern hinlänglich bekannt seyn, so daß wir über diesen letzten Band, welcher auch der zwölfte der Hellenischen Bibliothek ist, nur eine kurze Nachricht mitzutheilen brauchen, zumahl da alles, was aus *Korays* Feder kommt, den Character des lobenswürdigen an sich trägt. Vergl. diese Blätter vom J. 1817. S. 557 f. 1819. S. 910 f. Dieser Band enthält die Anmerkungen zu den vorhergehenden drey Bänden nebst den Registern. Die erstern sind critischer und exegetischer Art, und ihres Urhebers würdig. In Absicht der Critik hat Hr. *Koray* auch hier den Character der Dreistigkeit, den wir schon in unsern Anzeigen seiner Ausgaben des *Strabo* und *Plutarchs* Biographien mit seinen eignen Worten angedeutet haben, nicht verläugnet, und Lesarten in den Text gerückt, die zwar vorgeschlagen, aber nicht geradezu dem Geographen aufgedrungen werden durften, besonders wenn die Bedeutungen der vorgeschlagne Wörter nicht einmahl erwiesen sind, als S. 14 der Leipziger oder S. 7 dieser Ausg., wo Hr. *Koray* anstatt *διαπραΐσαστας* in den Text gerückt hat *διαπορήσαστας*, und aus *Platons* *Kratylus* S. 421 (ohne die Ausg. anzugeben) die Bedeutung zu beweisen sucht *discussit, disputavit*. Daß er übrigens mit Einsicht und Belesenheit verfährt, ist auch hier zu rühmen. Er war aber auch glücklicher als alle seine um den *Strabo* verdienten Vorgänger, da er ihrer Hülfe sich bedienen und auf ihren Schultern weiter sehen konnte. Mit der Deutschen Litteratur und Sprache ist er ziemlich bekannt: ein Umstand, dem seine Landsleute, wie alle Ausländer, welche sich dieser Ausgabe bedienen, den Vortheil zu danken haben, daß ihnen von den Bemühungen der Deutschen um die alte Geographie und namentlich um den *Strabo* hier in den Noten mit und ohne Nennung der Quelle manches gute mitgetheilt wird, als aus unserm verstorbenen *Joh. Beckmanns* Schriften. Da die Leipziger Aus-

gabe hauptsächlich zum Muster genommen ist, so sieht man auch Hr. K's Blick immer dahin gerichtet, und die kleinsten Fehler, auch Druckfehler angegeben; so wie er auch nicht unterläßt, auf die seinigen aufmerksam zu seyn, unter welchen jedoch S. 88 Samnitae anstatt Samnites u. a. stehen geblieben sind. Auf die Anmerkungen zur Französischen Uebersetzung ist oft verwiesen, und dabey wie billig nicht unterlassen, der würdigen Männer, die sich hierum sowohl als überhaupt um die Classicität der alten Welt verdienstlich gemacht haben, rühmlich zu gedenken, wie das Denkmahl der Freundschaft beweiset, das er dem trefflichen Etienne Clavier († 18. Nov. 1817) gesetzt hat:

ΚΑΛΥΤΕΡΕ ΧΡΗΛΤΕ ΧΑΙΡΕ. Nicht leicht wird' der Leser bey einer Stelle verlegen bleiben, wenn er diese altgriechisch geschriebenen Anmerkungen gelesen hat. Hier und da trifft er Bemerkungen an, die er nicht erwartet hätte, z. B. S. 301, daß die Lyriker die repräsentative Verfassung schon gekannt, als welche Kenntniß einige Neuere dem Alterthum bekanntlich rund abgesprochen haben: wozu bey Hr. Koray Gillie's Aristotle's Ethics and Politics tom. II. p. 64—66 anführt, und dieser Verfassung die wir jetzt in so vielen Staaten herrschen sehen, eine weitere Verbreitung an wünscht. Daß seine Vaterlandsliebe sich oft zeigen werde, ließ sich leicht erwarten: z. B. S. 128, wo er die Einwohner von Korfu zur Tugend ermuntert: Ἐλευθερία Κόρυφα. τὴν δίκην σέβει Bey Chios S. 291 ist er aber gar zu kurz. Eine so berühmte Insel, der er selbst so viele Ehre macht, hätte hier noch einige weitere Erwähnungen verdient, so wie wir noch manches von dem heutigen Karamanien u. bey ihm gern gelesen hätten. Doch was er gegeben hat, haben wir mit Dank anzunehmen, und jeder Leser des Werks wird es mit uns thun. Die Register betreffen theils den Text von S. 363 — 537, theils die neuern geographischen Bemerkungen, die in den Noten vorkommen bis S. 545, theils die neuarabischen Wörter, theils die verbesserten erklärten oder sonst theilten Classiker. Apf.

— —

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 5. Februar 1821.

M ü n c h e n.

Versuche und Beobachtungen zur nähern Kenntniss der Zambonischen trocknen Säule. Eine öffentliche Vorlesung als Vorläuferin und Bruchstück einer grössern Arbeit zur Feyer des 61sten Stiftungsfestes der Königl. Baier. Acad. der Wiss. in der öffentl. Sitzung am 28sten März 1820 gehalten von Julius Conrad v. Yelin, Ritter des Civil-Verdienstordens d. K. Bair. Krone, K. Oberfinanzrath — — und Mitgl. d. Ac. d. Wiss. 68 Quarts. nebst einer lithographirten Zeichnung. 1820.

Ungeachtet diese Vorlesung wohl in den Jahrbüchern der Academie erscheinen wird, so verdient doch ihr Inhalt eine besondere und ausführlichere Anzeige, indem schon so viele sich mit der Auffindung des Gesetzes der electrischen Anziehung und Abstoßung beschäftigt haben, und es dennoch nicht entschieden ist, nach welcher Function der Distanz sich jene Anziehungen oder Abstoßungen richten, ob sie im umgekehrten Verhältniß der einfachen Entfernung, oder

X (1)

des Quadrats der Entfernung u. dgl. statt finden, wie aus den bereits bekannt gewordenen Versuchen Coulombs, Simons, Parrots u. a. hat abgeleitet werden wollen. Die Schwingungen eines Pendels zwischen den Polen einer Zambonis'schen Säule scheinen zur Aufindung jenes Gesetzes besonders wichtig zu seyn, und darum hat sich der Hr. Verf. in dieser Abhandlung vorzüglich damit beschäftigt, durch sehr starke Säulen dieser Art, und mit Befolgung aller möglichen Vorsichten, eine Reihe hieher gehöriger Versuche anzustellen, welche demnächst als Grundlage zu weitem Forschungen über das Gesetz jener Kräfte auf eine vollkommeneren Art dienen können, als von anderen hieher gehörigen mit minder starken Säulen angestellten Versuchen wohl zu erwarten ist. Er hat sich dazu zweyer der academischen Sammlung angehöriger Zambonis'schen Säulen aus der Werkstätte des geschickten Mechanicus Hrn. Ramis in München bedient. Jede enthält 5500 Platten oder Scheibchen aus Silberpapier, welches auf der Papierseite mittelst reinen Leindles mit gutem feingestossenen schwarzen Mangan-Oxyd eingerieben und in der Sonne möglichst stark getrocknet worden war. Die Kreis-scheibchen haben 8 Pariser Linien im Durchmesser, und jede Säule von 5500 solcher Scheibchen ist 20 Par. Zoll lang. Gleich nach ihrer Verfertigung zeigten sie bey günstiger Witterung eine außerordentliche Stärke. Wurden sie auf einen Tisch mit der Bodenplatte ableitend gestellt, so gaben sie selbst im Sonnenlichte sichtbare Funken, welche mit hörbarem Laute auf 3 Par. Linien weit übersprangen und im Finger scharf empfunden wurden. Die Funken erschienen nach einer Pause von $\frac{1}{2}$ Minute wieder in ihrem Maximum, welche hier die Säule bedurfte, um wieder ihre größte Spannung zu gewinnen. Eine ziemlich große Kleist'sche Flasche wurde von einer wie von der andern Säule binnen 30 Secunden so stark geladen, daß sie

starke Funken und Erschütterungen gab, die bis in die Brust geföhlt wurden. Eine an einem 3 Fuß langen Faden aufgehängte 3''' große Kugel, machte Tag und Nacht hindurch ununterbrochene Schwingungen zwischen beiden Säulen bey einem an 12 Zoll betragenden Abstände der Säulenköpfe, und doch bey diesem bedeutenden electrischen Vermögen gaben diese Säulen weder einzeln, noch selbst in ihrer Zusammenkoppelung (in der sie also eine Säule von 11000 Platten bildeten) auch nur die mindeste Spur einer chemischen Wirkung. Diese Säulen wurden nun gebraucht, um Versuche über ihre Wirkung in verschiedenen Distanzen anzustellen, wobey sich denn der Verf. sowohl des gewöhnlichen Zamboanischen Verticalpendels, wie ihn Hr. Azzalini im J. 1814 der Academie in M. zuerst übersandte, als auch eines von ihm selbst dazu erfundenen unschweren Horizontal-Pendels und eines eignen Distanzennessers bediente. Dieß horizontalschwingende Pendel, dem der Verf. den Namen einer Oscillationslibelle ertheilt, ist aus feinen Thermometerrohren zusammengesetzt, an deren einem Ende ein 2,7''' großes Kügelchen angeblasen und dann verguldet worden ist. Die Länge vom Mittelpuncte eines Achatstüchens, vermittelst dessen dieß Pendel auf einer Spitze sich dreht, bis an den Mittelpunct jenes Kügelchens beträgt 6 Zoll 4 Lin. Paris. M. Um dieser Glasnadel regelmäßigere Schwingungen zu verschaffen, hat er sie mit kleinen horizontalen Flügeln aus Kartenpapier versehen müssen. Sie ist so vollkommen äquilibrirt, daß sie selbst Bogen von 150 bis 160 Grad völlig horizontal und mit ruhigem Gange zwischen den Polen der Säulen zu durchlaufen und ohne starkes Anschlagen an die Säulen selbst, von jedem Pole so eben sich wieder zu erheben und rückwärts zu entfernen vermag. Ihr Gewicht beträgt 153,5 Grane. Viel leichtere und kürzere Nadeln ließen sich wegen der Kraft dieser Säulen nicht

anwenden, weil sie von einem Pole zum andern zu gewaltsam geschleudert wurden, und keinen ruhigen Gang annahmen. Den Abstand der beiden Polarpuncte, an welche das vergoldete Kugeln bey seinen Schwingungen jedesmahl anstieß, genau zu bestimmen, ist unterhalb der Nadel ein eingetheilter Kreis angebracht, um dessen Mittelpunct (über welchem sich zugleich der Ruhepunct der Nadel befindet) sich ein paar Lineale drehen, auf welchen isolirt zwey metallene Cylinderchen stehen, welche durch Dräthe mit den Polen der Säule selbst in Verbindung gesetzt sind, und durch Behülfe jener Lineale um einen beliebigen Winkel von einander entfernt werden können, so, daß wenn nun das Kugeln des Pendels sich zwischen diesen Cylinderchen hin und her bewegt, ihr Abstand selbst genau durch den Bogen den das Pendel beschreibt oder dessen Sehne gemessen werden kann. Zugleich beschreibt nun der Verf. auch die Einrichtung des Zambonischnen Verticalpendels, dessen er sich zu einer Reihe von Versuchen bedient hat. Was er nun bey diesen Versuchen selbst für mancherley Vorsichten angewandt hat, muß in der Abhandlung nachgesehen werden. Bey jeder Reihe von Versuchen sowohl mit dem horizontalen als verticalen Pendel ist auf diese Art genau beobachtet worden, wie viele Schwingungen das Pendel bey diesem oder jenem Abstände der beiden Polarpuncte an welche das Kugeln des Pendels jedesmahl anschlug, allemahl innerhalb einer gewissen Zeit zurücklegte, und daraus ist dann abgeleitet worden, wie viel Oscillationen es jedesmahl in einer Minute machte. Bezeichnen wir z. B. jene Sehnen oder Abstände in Pariser Linien mit x und die entsprechende Menge von Schwingungen in einer Minute mit y , so gab die erste Reihe von Versuchen mit dem horizontalen Pendel folgende Werthe

x) 125,7 ; 97,4 ; 77,1 ; 59,6 ; 41,4 ; 21,7.

y) 10,6 ; 13,75 ; 17,96 ; 24,6 ; 35,6 ; 65,5.

Man sieht also hier sogleich, daß die Werthe von y zunehmen, so wie diejenigen von x abnehmen, daß aber diejenigen von y weder im umgekehrten einfachen Verhältnisse von x , noch auch im umgekehrten der Quadratwurzeln von x stehen. Construirte man auch eine Curve nach der Ordnung jener Werthe von x , als Abscissen, und der umgekehrten Reihe jener Werthe von y als Ordinaten, so daß z. B. zu den Abscissen $x = 125,7 ; 97,1 ;$ ic. die senkrechten Ordinaten $y = 65,5 ; 35,6 ;$ ic. aufgetragen werden, so ist die daraus sich bildende Curve weder eine gerade Linie noch eine Parabel, wie der Fall seyn müßte, wenn die Oscillationszeiten sich umgekehrt wie die Abstände x oder wie ihre Quadratwurzeln verhielten. Nach welchem Gesetze die Ordinaten dieser von dem Verf. sogenannten Oscillationscurve von den Abscissen abhängen, sucht nun der Verf. durch eine Interpolationsformel auszumitteln, worüber man in der Schrift selbst das Weitere nachsehen muß. Es ergibt sich, daß jene Ordinaten nach einer umgekehrten arithmetischen Reihe der 5ten Ordnung fortlaufen, und also die Gleichung für die Curve vom 5ten Grade seyn würde. Was aber nun daraus eigentlich für ein Gesetz der electrischen Anziehung oder Abstufung zwischen den beiden Polarpuncten, nach Maßgabe ihres Abstandes, zu folgern seyn möchte, damit jedem Abstände diejenige Menge von Schwingungen des Pendels entspreche als nach der Beobachtung gefunden worden ist, ist nun freylich eine andre Frage, worüber wir denn in der größern von dem Verf. versprochenen Arbeit den weitem allerdings nicht leichten Untersuchungen mit Vergnügen entgegensehen. In jedem Falle werden die von dem Verf. mit so viel Genauigkeit und Sorgfalt angestellten Versuche, diese Untersuchung unterstützen, welche nicht anders als nach den Principien der höhern Mechanik, und nach der Vorstellungsweise, welche man sich von der electrischen Anziehung oder Ab-

stosung entweder nach dem Franklinischen oder Duallistischen System macht, ausgeführt werden kann, wobei denn allerdings auch zu berücksichtigen ist, was nach den Gesetzen des Stosses, indem doch jedesmahl das Pendel mit einiger Kraft an die oben angeführten Polarcylinderchen ansößt, auch noch für besondere Einwirkungen auf die Oscillationen des Pendels statt finden u. s. w. Denn man sieht leicht, daß in jener Oscillationscurve geradezu das Gesetz jener Anziehung oder Abstosung nicht enthalten seyn kann. Außer diesen interessanten Untersuchungen finden sich übrigen in dieser gehaltreichen Schrift auch noch Beobachtungen über den Einfluß des Barometerstandes, der Wärme und Kälte, der Feuchtigkeit, der Luotelectricität u. dgl. auf den Gang des Zambonis'schen Pendels, welche man mit den daraus gezogenen Folgerungen in der Schrift selbst nachlesen muß.

Göttingen.

Vor bald zwey Jahren zeigte der Recensent in den hiesigen gelehrten Blättern, Jahrg. 1819, Nr. 157 eine Tübingsche unter dem Präsidium des Hrn. Professors Schrader vertheidigte Disputation, gerichtet gegen die jetzt gewöhnliche Beschränkung des Generalpfandrechts auf die Verpfändung des ganzen Vermögens, mit dem gebührenden Lobe an. Dagegen ist vor kurzem vom Hrn. Doctor Caplic eine Gegenschrist erschienen: *Vindiciae secundum omnium fere Ictorum de generalis specialisque hypothecae discrimine sententiam.* Goett. MDCCCXX. Der Titel ist den bekannten *vindiciae secundum libertatem* nachgebildet; aber selbst wer dieß weiß, wird ihn dunkel finden, da sich in dieser Verbindung die Hauptworte ganz verlieren. Die Schrift selbst hat das Verdienst mit Hülfe der hiesigen Bibliothek das Litterärgeschichtliche der Frage weit vollständiger angegeben zu haben,

woraus denn freylich hervorgeht, daß die Beschränkung des Generalpfandrechts auf das ganze Vermögen zu keiner Zeit allgemein war; auch sind manche einzelne Stellen unserer Rechtsquellen genauer und richtiger erklärt. In der Hauptsache ist an dem Resultat der ersten Schrift nichts verändert. Es hat keinen Zweifel, daß General- und Specialhypothek zuweilen so entgegengesetzt sind, daß erstere auf das ganze Vermögen, gegenwärtiges und zukünftiges, gerichtet ist, letztere jede nur irgend speciellere Verpfändung umfaßt, wie namentlich in l. 9. C. quae res pign. oblig. poss.; allein die Frage ist, ob das Generalpfandrecht nicht auch jedes seyn kann, was mehrere Sachen unter einen allgemeinen Ausdruck zusammenfaßt, während denn das specielle nur auf Verpfändung einer einzelnen Sache geht; ja, wenn die Ausdrücke generaliter und specialiter obligare ohne nähere Angabe des Objects vorkommen, nicht in diesem Sinne genommen werden müssen; und dafür sind die entscheidendsten Gründe. Zuvörderst die grammatische Bedeutung von generaliter obligare, deren gänzliche Verfassung und Beschränkung auf das Universalpfandrecht bey der Art und Weise der Römischen Juristen, sich möglichst wenig von dem grammatischen Sprachgebrauche und dem des gemeinen Lebens zu entfernen, kaum erklärbar wäre. Hiernächst die von dem Recensenten schon früher geltend gemachte Analogie von generalis transactio, generale mandatum, wobey gewiß nicht an omnia bona zu denken ist. Ferner mehrere Stellen, welche der Verpfändung der *invecta* und *illata* ein Specialpfand entgegensetzen, also jene als eine generelle betrachten, nämlich l. 11. §. 2. D. qui pot. in pign., l. 5. C. in quib. caus. pign. tac.; freylich sucht der Verf. diese Stellen durch künstliche Interpretationen zu beseitigen; so soll z. B. in der ersten Stelle das specialiter nur eine Verstärkung des pure seyn und für *expresse* stehen; sie sind aber wenig überzeugend, wie alle, welche erst die vorgefaßte Meinung erfinden läßt. Endlich mehrere Eigenheiten des Specialpfandrechts, z. B. daß nur dieses die Manumission des verpfändeten Sclaven hindert, bloß dieses mit dem *privilegium pign.*

noris wegen creditum in utilitatem verknüpft ist; Eigenheiten, welche sich nur begreifen, wenn das Specialpfand jede bloß mittelbare und entfernte Verpfändung, also die aller Güter und die eines genus von Sachen gleich gut ausschließt. Zum Schluß noch die Bemertung, daß an dem Eigenthümlichen der Verpfändung des ganzen Vermögens nichts geändert wird, und diese, wie ehemahls vor dem Specialpfande, so jetzt vor dem Generellen, ihre alte Auszeichnung behält. Dieß zur Beruhigung derer, welche glauben, die Reformsacht reise hier wieder ein ganzes Gebäude ein, und es solle nun alles unrecht seyn, was man von dem Pfandrecht aller Güter seit Jahrhunderten lehrte, und in der Anwendung befolgte. Schweppe.

H a n n o v e r.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung: Historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Königl. Residenzstadt Hannover, von B. C. von Spilker, Fürstl. Waldeckischem wirkl. Geheimen Rath ic. 1819. 592 S. 8. In etlichen Jahren die dritte Beschreibung von Hannover; nach Patje's vom J. 1817 auf 170 S. und Lohmanns 1818, 257 S. 8.; aber durch diese frühere nicht überflüssig gemacht. Denn, wenn gleich diese noch immer Werth und Brauchbarkeit behalten; so läßt doch nicht nur die Seitenzahl vermuthen, sondern die flüchtigste Vergleichung wird bald bemertlich machen, wie beträchtlich sie durch die spätere an Umfang und Genauigkeit der Nachrichten übertroffen werden; besonders im Geschichtlichen. Eine genauere Anzeige ist hier wohl entbehrlich. Der Vf. hat, der Rec. weiß es, viele Jahre lang ausnehmend Fleiß und Sorgfalt auf diese Arbeit verwendet. Dessenungeachtet traut sich der Rec. nicht Kenntniß genug zu, um zuversichtlich zu behaupten, daß nirgends Zusätze oder Berichtigung statt finden könnten; aber der Wahrheit gemäß und mit Vergnügen bekennt er, daß, selbst da, wo er sich die meiste Bekanntschaft mit den Gegenständen zutrauen durfte, und dem Verf., auf Ersuchen, zu Hülfe kam, er noch Belehrung bey ihm gefunden hat.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. Stück.

Den 8. Februar 1821.

Straßburg.

Bey F. C. Levrault: Notices historiques, statistiques et littéraires, sur la ville de Strasbourg, par Jean Fréd. Hermann, ex législateur, ancien maire de Strasbourg, doyen de la faculté de droit, membre du directoire du consistoire général de la confession d'Augsbourg, chevalier de l'ordre royal de la légion d'honneur. T. I. 1817. S. XXII u. 396. T. II. 1819. S. 480 in Octav.

Der um seine Vaterstadt höchst verdiente Verf. hat noch am Abend seines Lebens, welches er nun schon mit einem bessern vertauscht hat, ein neues Verdienst um dieselbe durch diese Schrift sich erworben, indem er nicht nur dem Ausspruche Cicero's, welcher dem Werke voransteht, folgt: Operae pretium est diligentiam majorum recordari; sondern indem er besonders darauf hinweist, wie viel Straßburg durch die Verwirrung und Verwilderung der letzten Zeit gelitten habe, und sein Bemühen vornehmlich darauf richtet, unter den in der letzten Zeit eingetretenen günstigeren Verhältnissen eine Entschädigung oder Wiederherstellung des Verlorenen, so weit diese noch thunlich seyn möchten, herbeizuführen. Indeß auch für Ausländer bietet das Buch mannichfaltige Belehrung dar, wie denn eine in das Einzelne gehende und mit Kenntniß geschriebene Geschichte einer so bedeutenden Stadt solches an sich

N (1)

schon vermuthen läßt, und aus der folgenden kurzen Uebersicht des Inhalts näher abzunehmen steht.

In dem ersten Theile wird in vier Kapiteln von der Geschichte der Gemeine, der Ortsbeschreibung der Stadt, ihrer Verschönerung, deren Zerströrung durch die Gräuel der letzten Umwälzung; im zweyten aber von der alten freyen Verfassung, der Stadt Banner und Wapen, von den in ihrer Mitte geprägten Münzen, ihrer Bevölkerung, ihrem Handel und Kunstfleiß, der Schifffahrt, den bey ihr herrschenden Preisen der Lebensmittel, von deren Gewinnung, Bereitung und Verbrauch, dem öffentlichen Haushalte der Gemeine, den Abgaben und Schulden, der Pflege der Wissenschaft und Künste in ihrer Mitte, dem Leben derer, die sich darum verdient gemacht, der hohen Schule, den Kirchen, den Bischöfen gehandelt. Eine aus einer handschriftlichen Chronik von Wender entlehnte Urkunde, der Schwörbrief von Straßburg, von d. J. 1334 ist angehängt. Zur Bequemlichkeit der Leser ist ein Sachverzeichnis, jedem Kapitel sind erläuternde und beweisende, Anmerkungen, dem Ganzen Nachträge und Verbesserungen beygefügt.

Die Ordnung und Eintheilung des Ganzen könnte man zuweilen anders wünschen; Manches wird mehr für den Straßburger, als für Andere einen höhern und bedeutenden Werth haben, aber der größte Theil des hier Genannten wird an sich und meist durch die sorgfältige Art, womit es vorgetragen, auch aus ungedruckten Quellen erhärtet wird, den Gelehrten aller Fächer Vieles darbieten, was ihnen als Beleg ihrer Vermuthung, als Erweiterung ihrer Kenntnisse, zur Geschichte ihrer Wissenschaft dienen kann. Dieß jedoch näher anzudeuten ist dem Rec. hier versagt, er muß, obwohl ungerne, darauf Verzicht leisten; er beschränkt sich demnach darauf, einige Worte über dasjenige, was die Geschichte der Bildung des städtischen Vereins betrifft, hinzuzufügen.

Die Geschichte der Stadt beginnt mit ihrem ersten Anfange, und wird bis auf die neueste Zeit

fortgeführt. Schon sehr früh stand sie unter eigenen Grafen, die von der Gewalt der Königlichen Pfalzgrafen des Elsasses ausgenommen waren; im J. 836 wurden Bischof und Kapitel mit der Befreyung von der Gewalt der Grafen begnadigt, sie erhielten die Gerichtsbarkeit über die Gemeine im J. 982, die durch Bischöfl. Voigte und Schullthesen ausgeübt ward. Trotz dieser entwickelte sich aber die Freyheit der Gemeine immer mehr, obwohl es nie, von jener Zeit an bis zur letzten Ummwälzung in unsern Tagen, an Zwistern auch an größern Feuden zwischen beiden Theilen fehlte.

Im Allgemeinen zu reden enthält dieser frühere Abschnitt der Geschichte jedoch wenig Neues, da dem Unterrichten theils aus der allgemeinen Geschichte unserer Städte, theils insbesondere in Bezug auf Straßburg aus Königshovens Chronik das Allgemeine nicht unbekannt seyn kann, und der Verf. sich hier sehr kurz faßt; auch mag es seyn, daß der gelehrte Kenner unserer Deutschen Geschichte und unsers Rechts in diesem ersten Abschnitte eine genauere Forschung, ein tieferes Eindringen fordern würde. Anderes lag dem Verf. näher. Seine Hauptabsicht ging offenbar dahin, die Ausübung der freyen reichsstädtischen Verfassung in einer etwas spätern Zeit genauer darzustellen: den Verstand, die Einsicht und die Klugheit; die dabey angewandt wurden, im Andenken bey den Nachkommen zu erhalten, zu zeigen, wie Freyheit mit Ordnung gedieh, ein wahrhaft schöner politischer Geist sich offenbarte, um dadurch Deutsche Treue, Redlichkeit und echte Freyheit bey den Nachkommen in gutem Andenken zu erhalten.

Darum bleibt denn das Wesentlichste in der Geschichte die Entwicklung der Verfassung, wie sie seit dem dreizehnten und besonders im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sich gestaltete, welches in dem ersten und fünften Kapitel genau und belehrend geleistet wird. Wie damals in unsern Städten die Zunftgenossen und die nicht rittermäßigen Bürger, gegen den städtischen Adel aufstanden, und ihm die

verglichen mit andern Gemeinen, glücklich preisen, als der Sturm, der im J. 1789 in Frankreich ausbrach, Unheil aller Art über sie brachte.

Wenn der Antrag Leterel's (wahrscheinlich ein angenommener Name, auf jeden Fall kein Straßburger) in der municipalité, die Spitze des Thurms des Münsters, als der Gleichheit zuwider, abzubrechen, keinen allgemeinen Beyfall fand: so wurden doch auf Befehl der vortrefflichen Abgeordneten des Convents, Lebas und St. Just greulichem Andenkens; anderer Zerstörungen nicht zu gedenken, zweyhundert und fünf und dreyßig Bildsäulen, welche den sogenannten Tempel der Vernunft zierten, umgestürzt, und nur sieben und sechzig derselben sind durch wohlgesinnte Handwerker und Freunde der Kunst heilich der Zerstörung entzogen worden. Noch schlimmer aber für alle Ordnungen war es, daß Namens der Gleichheit und Einheit; jede Anhänglichkeit an die Gemeine gleichsam zum Verbrechen ward, daß unbezweifeltes Stadtgut in den Abgrund der Nationalgüter gerieth, daß die Stiftungen und ihr Einkommen geplündert, daß durch die sogenannten Requisitionen die Schulden bey vermindertem Einkommen immer größer wurden. Eine Zeitlang herrschte bey den Wüthenden ein besonderer Haß gegen Straßburg, denn so hat das Schicksal der Stadt, daß sie wegen ihrer Lage immerhin bey den Deutschen als einer Neigung zu Frankreich verdächtig gehalten ward, während Frankreich sie der entgegengesetzten Gesinnung beschuldigte.

Es ist erstlich zu sehen, wie unser Verf. mit gleichgesinnten Freunden damahls und in späterer Zeit, mit Muth den Wüthenden zu begegnen bemüht war. Er ist gleich entfernt von engherziger städtischer Spießbürgererey, wie von der Willkühr, die aus der alleinigen Einheit und Gleichheit hervorbrach. Belege dazu finden sich durch das ganze Buch zerstreut, auf welches der Rec. verweisen muß. Bemüht wie der Verf. war, von dem wahrhaft freyen and biedern Geiste der Vorfahren, alte Redlichkeit und Rechtlichkeit auch bey den Nachkommen fortzupflanzen, können wir nichts als den Wunsch beyfügen, daß seine Bemühungen.

mit Erfolg gekrönt, und die Hoffnungen, mit denen er starb, erfüllt werden mögen, daß unter der wiederhergestellten Regierung der Bourbons die Bitten der vielbedrängten und beraubten Stadt um Erfaß oder Entschädigung, so weit es noch möglich ist, ein Gehör finden mögen! U. S.

Daselbst.

Documens historiques relatifs à l'histoire de France, tirés des archives de la ville de Strasbourg. Par M. Ant. de Kenzinger, Maire de la ville de Strasbourg, Chevalier etc. 1818. 376 S. 8. Durch diese Arbeit hat der Vf. nicht nur um seine Vaterstadt sich verdient gemacht; sondern auch alle Freunde der Geschichte werden ihm dafür Dank wissen. Denn wenn auch aus diesen Documenten keine wichtigen Aufklärungen hervorgehen, oder Lücken dadurch ausgefüllt werden: so bleibt es doch an sich schon immer sehr interessant, Aeußerungen, Ansichten, Briefe solcher Personen als hier vorkommen, zu lesen. Den Straßburgern muß freyliches noch zu besonderem Vergnügen gereichen zu sehen, mit welcher Achtung die Könige von Frankreich und deren Minister ihre Vorfahren behandelten, als ihre très chers et grands amis, très chers, grands et anciens amis, alliés et confédérés. Und wenn der Verlust der republicanischen Freyheit eine traurige Vorstellung dabey erweckt: so kann diese beseitigt oder gemildert werden durch den Gedanken, daß, wie der Vf. S. 4 anmerkt, dieser Verlust, loin de nuire à son bonheur, contribua essentiellement à sa prospérité, sous les rapports de son industrie, de son commerce, de son aisance et même de ses richesses; wie denn auch seit 1681 bis 1789 die Bevölkerung sich fast verdoppelt hat S. 6. Die mitgetheilten Documente sind aus dem Zeitraum von 1543 bis 1673; alle mit der größten Genauigkeit abgeschrieben, und manche, kaum lesbar, mit vieler Mühe. Allen sind Erläuterungen aus der Geschichte, Personen und Verhältnisse betreffend, vorausgeschickt, die, sehr gut abgefaßt, gern wieder gelesen werden, und für viele unentbehrlich waren. Es sind in allem 127 Artikel. Wir schränken uns auf die Anzeige einiger durch den Inhalt, oder die Personen, von denen sie herrühren, vor andern anziehender Stücke ein. Den Anfang machen 6 Briefe von Frau J. vom J. 1533 = 40 verschiedenen

Inhalt. Dann ein langes Schreiben von R. Heinrich II., welches Klagen über Carl V. enthält, der Deutschland den Türken preis gebe, pour assoucir son ambition, et satisfaire à l'inveterée inimitié, qu'il porte a ceste notre dicte couronne; und in kräftigen Ausdrücken Hülfe verspricht, sans tout effois préjudicier ne riens entreprendre sur les droits du dict saint Empire. Ein Manifest, in welchem Heintr. III. die Ermordung der Guisen rechtfertiget S. 125-135 (Sollte dieß wohl nicht schon irgendwo gedruckt seyn?) von Heintr. IV. als R. von Navarre zur Rechtfertigung der von ihm ergriffenen Maftrael und Ermunterung zu einem damit einstimmmigen Verhalten der très honnoretz et magnihques Seigneurs, les Seigneurs de la Republique et ville imperiale de Str. (Vor einem andern von demselben J. 1588 steht: magnihques Seigneurs les Anmaistre, Stadmaistre et Conseil de la etc. Der H. v. Guise (Francois duc de Lorraine) hatte auch nicht unterlassen, um die Zuneigung der Republik sich zu bewerben, unter der Versicherung, daß er nichts mehr wüßsche, als une bonne unyon et sainte reformation de la chretienté S. 52 vorzüglich gut geschrieben, voll trefflicher mehrmahle mit den Worten alter Classiker ausgedrückter Gedanken sind die Briefe des Gesandten Ludw. XIII. Melchior de l'Isle S. 209 220. S. 221 steht durch ein Versehen, bey dem Abschreiben oder Drucke Carl XII. st. Gust. Adolph. Briefe von Richelieu und Mazarin, die des letzten immer sehr höflich, sonst von nicht besonderem Inhalte. Kräftig, recht nachdrücklich sind die Vorstellungen der Stadt an die Mutter Ludw. XIV., als Regentin und den Grafen de Brienne wegen einer der Stadt in ihrem Gebiete von einem Franz. Obr. Lieutenant zugesetzten Beleidigung; sie hatten den gewünschten Erfolg. S. 288-294 der Gesandte Stella de Morimont versichert, daß er Straßburg für un des etats les plus célèbres et les mieux conduits en nostre siecle halte; ein Mann, der überhaupt die Kunst sich beliebt zu machen, und eben dadurch seine Dienstgeschäfte zu befördern, im hohen Grade besaß. Im J. 1649 macht Ludw. XIV. der Stadt ein Geschenk von 20,000 Rthl., die sie unter seinem Vater geborgt hatte; aus eigenem Antriebe — wohl nicht ohne Absicht auf das was erst später erfolgte, früher aber ohne Zweifel schon Wunsch war. Auch wurde im J. 1657 den Abgeordneten, die dem Könige bey seiner Ankunft in Metz die Ehrfürcht der Stadt bezeugten, auszeichnende Ehre erwiesen S. 312f. Nun aber traten im J. 1672, mit der Verbrennung der Rheinbrücke bey Kehl, die für die Stadt unangenehme Verhältnisse ein; auf welche sich die letzten Actenstücke beziehen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. Stück.

Den 10. Februar 1821.

G ö t t i n g e n .

Der von Herrn Nicolet in Paris am 21. Januar d. J. entdeckte Comet wurde auf der hiesigen Sternwarte am 30. Januar von Hrn. Hofr. Gauß aufgefunden und beobachtet. Um 7^u 34' 32" Mittl. Zeit war des Cometen

Gerade Aufsteigung 359° 27' 7"

Die nördliche Abweichung 16 4 36

Dieser Comet ist dem bloßen Auge unsichtbar, aber schon im Cometensucher gut zu erkennen, wo sich auch der Schweif in der Länge von einigen Graden zeigt. Von einem begrenzten Kerne ist keine Spur.

E d i n b u r g h .

Der zweite Band von Wardrop's Essays on the morbid anatomy of the human eye vom Jahr 1818 (s. oben Stück 11. Seite 97). beginnt im funfzehnten Kapitel mit "allgemeinen Betrachtungen über den humor aqueus und seine Kapsel". Bekanntlich bildet letztere eine geschlossene Höhle, sie überzieht die innere Fläche der

Cornea, geht von dieser zu Iris und von ihr zur Kapsel der Linse, dessen vordere Wand sie überzieht. Sie gehört zur Classe der serösen Häute; ist deßhalb auch allen Krankheiten, wie diese unterworfen, und dient zur Absonderung des humor aqueus. Durch letzteren wird die freye Bewegung der im Auge enthaltenen Theile, und die Veränderung der Gestalt des Auges selbst möglich; er dient dann noch zur Brechung der Lichtstrahlen, und um die Theile schlüpfrig zu erhalten. Gewöhnlich sind nur fünf Tropfen davon vorhanden, beym Fötus, und im ersten Monate des Lebens ist er röthlich; Farbe und Consistenz sind nach dem Lebensalter verschieden, in der Jugend ist er nemlich klar und dünn, im Alter dicker und weniger durchsichtig; er ist etwas schwerer als Wasser, etwas klebrig, hat keinen Geruch, einen nur wenig salzigen Geschmack, und besteht aus Wasser, Albumen, Gelatine, salzsaurem Eode und phosphorsaurem Kalk. Bemerkenswerth ist noch die große Kraft, mit welcher er in ihm befindliche Substanzen auflöset. — XVI. Kap. "Ueber die Entzündung der Membrana humoris aquei und ihre Folgen". 1. Symptome der Entzündung. Diese sind, so viel Aes. bewußt, noch nirgend angegeben, sie zeigen sich auf folgende Art: die Membr. hum. aqu. wird trübe, es setzt sich mehr oder weniger Eiweißstoff auf ihr ab, wodurch die vordere Augenkammer trübe wird, und der Augapfel das Ansehn bekommt, als sey er zu voll. Außer dieser allgemeinen Trübung bemerkt man noch deutlicher einen oder mehrere Flecke in der Substanz der Cornea, die nicht den gewöhnlichen Flecken gleichen, sondern mit einer Art Ring umgeben sind, der von der hinter dem Hornhautfleck liegenden verdunkelten Membr. hum. aquei herrühret. Dieses Ausschwiszen von Lymphe findet nicht allein auf der innern Fläche der Cornea statt, sondern auch auf der Iris und in der Pupille, so daß letztere trübe und unregelmäßig

gestaltet wird. Das Weiße im Auge und die innere Fläche der Augenlieder sind nicht allgemein geröthet, wie bey der gewöhnlichen Ophthalmie, noch die Ausdehnung der Blutgefäße an einzelnen Stellen so stark wie bey der Entzündung der Cornea selbst, sondern es bildet sich ein rother Kreis von kleinen Gefäßen auf der Stelle der Sclerotica, welche mit dem Anheftungspuncte der Iris correspondirt, zwischen ihr und der Cornea ist die Sclerotica beynahe ganz weiß. Außer diesen rothen Gefäßen sind auch gewöhnlich noch einige der Conjunctiva ausgedehnt, die ganz oberflächlich, und als abgesonderte Aeste erscheinen. Diese, so wie die erstern sind anfänglich hochroth, werden hernach aber etwas bläulich; die Augen selbst sind nur wenig lichtscheu, das Gesicht getrübt, der Krankē hat ein Gefühl von Vollheit im Auge, und einen stumpfen Schmerz in der Stirn, welches beides durch Entleerung des humor aqueus gemindert wird. Die allgemeinen Symptome sind, wie bey fast jeder Augenentzündung sehr verschieden, das Uebel ist bald mehr, bald weniger acut. Sehr häufig, und immer im hohen Grade findet man es bey Pferden, vorzüglich bey jungen wohlgenährten, die vordere Augenkammer füllt sich bey ihnen oft zu zwey drittel in vier und zwanzig Stunden mit Albumen an. 2. Austreten von Eiweißstoff. Wie bey Entzündung aller serösen Häute, so zeigt sich auch hier Ausschwizung von Eiweißstoff, befindet sich dieser in der vordern Augenkammer, so ist er ein sicheres Zeichen vorangegangener Entzündung der Memb. hum. aqu. Während der Entzündung sieht man der Trübung wegen denselben nur selten, späterhin bemerkt man ihn aber als lose Flocken auf der Iris, oder als einen Ueberzug der ganzen Memb. hum. aqu.; zuweilen schwimmt er auch im Hum. aqu., zuweilen ist er neßförmig, zuweilen sieht er aus wie Eiter. Er ist immer strohgelb von Farbe, war das Auge beschweden blau, so wird es grün, war es braun,

so wird es heller. Wird der Eiweißstoff nicht absorbirt, so regenerirt er sich, und man bemerkt denn selbst Gefäße in demselben. 3. Von den Adhäsionen. War die ganze Memb. hum. aqu. entzündet, so wird der ausgeschwitzte Eiweißstoff das Verbindungsmittel zwischen entfernten Theilen der entzündeten Haut. So verbindet sich der Rand der Pupille mit der Crystallinsen-Capsel, entgegengesetzte Punkte der Pupille unter einander, die Iris mit der Hornhaut; die Oeffnung der Pupille ist dabey nicht nur unregelmäßig, sondern auch verkleinert, und nur selten ganz klar, manchmahl sogar durch eine dicke Haut verklebt. XVII. Kap. "Verknöcherung der Capsel des Humor aqueus". Der Beis. rechnet hierher den im ersten Bande berührten Fall von Verknöcherung der Cornea, späterhin beobachtete er einen zweiten, in welchem Knochenstücke durch Hornhautgeschwüre entleert wurden, in einem dritten war der die Iris überziehende Theil der Memb. hum. aqu. verknöchert; auch läßt sich schon aus der Analogie mit andern serösen Häuten schließen, daß Fälle dieser Art, wenn gleich nur selten, dennoch vorkommen. XVIII. Kap. "Krankheiten des Humor aqueus". Sie sind sämtlich Symptome anderer Augenkrankheiten, und werden deßhalb nur kurz berührt. Der Humor aqueus kann sich zu stark oder zu wenig ansammeln, beides aber nie ohne gleichzeitiges Leiden der Häute; daß Blut und Eiweißstoff sich in der vordern Augenkammer befinden können, ist schon erwähnt worden, bey schwangern Weibern will man sogar Milch in ihr gesehen haben, Woolhouse beobachtete Luftblasen in ihr, und Prochaska fand den Hum. aqueus so scharf, daß er das Staarmesser angriff. In Indien ist ein Wurm sehr häufig in der vordern Augenkammer der Pferde, welcher viel Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Ascaris hat. Die Eingebornen heilen das Uebel dadurch, daß sie einen Einschnitt in die vordere Augenkammer machen,

und ihn herausnehmen. Kap. XIX. "Allgemeine Bemerkungen über die Iris". Sie beziehen sich auf den Nutzen der Iris, welcher bekannt genug ist, und dann auf den Bau derselben. Sie besteht aus einem Gefäß und Nervengewebe, welches zwischen den beiden Lamellen der Memb. hum. aquei liegen; Muskelfasern in ihr anzunehmen ist der Verf. gleichfalls geneigt, obgleich er sie, unbekannt mit Maunoir's und anderer Beobachtungen, noch nicht auffinden konnte. Er hält die Bewegungen der Iris für analog mit denen, welche einige Pflanzen bey Einwirkung der Sonnenstrahlen zeigen, und zwar aus dem Grunde, weil bey Verdunkelungen der Hornhaut sich die Pupille nach der durchsichtigen Stelle hinzieht, und die Iris selbst bey gänzlicher Unempfindlichkeit die Netina dennoch zuweilen ihre Beweglichkeit beybehalten kann. Bey Amaurose des einen Auges ist auch manchmahl die Iris desselben beweglich, wenn das andere Auge dem Lichte ausgesetzt wird, nicht aber, wenn letzteres direct auf dasselbe einwirkt. Was der Verf. über die Farbe der Iris sagt, glaubt Ref. übergeln zu können. Rücksichtlich der Pupille, so ist diese bey dem Menschen immer rund; im Durchschnitt weiter bey Kindern, als bey Erwachsenen; bey dunkelgefärbten Augen weiter als bey hellen; oftmahls weiter in einem Auge als in dem andern, welches wahrscheinlich von einer Verschiedenheit in der Conexität beider herrührt; Leute, die an dunkeln Orten wohnen, haben gewöhnlich eine weitere Pupille, als die, welche mehr einem hellen Lichte ausgesetzt sind. Ueber den Einfluß des Hyosciamus und der Belladonna folgen dann noch ein paar Worte. — Kap. XX. "Entzündung der Iris". Sie ergreift entweder den serösen Ueberzug derselben, oder ihre Substanz, oder beide zugleich. Von ersterer war schon bey Gelegenheit der Entzündung der Membr. hum. aqu. die Rede, die zivente zeichnet sich vorzüglich durch eine große Lichtscheu aus, und

außerdem durch einen tief in der Orbita sitzenden Schmerz, der sich mehr oder minder durch den ganzen Kopf erstreckt; die Pupille ist dabey, selbst im schwachen Lichte zusammengezogen, ihr Rand nicht scharf, und gleichsam nach hinten gezogen. Wegen des in der Iris befindlichen Pigments bemerkt man ihre Richtung häufig nicht, zuweilen verändert sie jedoch auch ihre Farbe, und man erblickt selbst in ihr ein Netz rother Gefäße. Die Conjunctiva hat zwar das Ansehn wie bey Entzündung der Membr. hum. aqu., auch hier sieht man jenen rothen Kreis in einiger Entfernung von der Verbindung der Sclerotica mit der Cornea. Ist die die Iris bekleidende Membran gleichzeitig mit ihrer Substanz ergriffen, so findet außer den erwähnten Symptomen eine stärkere oder geringere Auschwizung von Eiweißstoff auf ihrer Oberfläche, und deßhalb veränderte Färbung der Iris, Unregelmäßigkeit und Verdunkelung der Pupille und Trübung in der vordern Augenkammer statt. Von den Ursachen der Iritis wird weiter nichts erwähnt, als daß sie durch Einwirkung eines glänzenden Lichtes entstehe, zuweilen Phrenitis beugleite, und häufig von Syphilis herrühre. Leidet das eine Auge daran, so wird öfters auch das zweyte ergriffen, wenn gleich die Ursache vielleicht auch nur eine locale war. Kap. XXI. "Veränderungen der Gestalt der Pupille". Sie sind entweder angeboren oder Folge von Krankheiten der Augen: von ersteren finden sich Beyspiele aller Art bey den Schriftstellern, wie wenig selten letztere sind, ist bekannt. Selten bekommt die Iris, war sie einmahl entzündet, ganz ihre natürliche Form wieder, indem ihr Rand mit der Kapsel adhärirt; bey einigen Subjecten verliert sie an einzelnen Stellen ihre Beweglichkeit, und zieht sich deßhalb sehr ungleichmäßig zusammen; mannichmahl ist sie auch so zusammengezogen, daß sie nur einen schmalen Streifen im Umfange der Hornhaut bildet, dieß ist aber immer ein

Symptom einer andern Krankheit; und zeigt sich vorzüglich bey Verletzung des Ciliar-Ligaments und des Nervus frontalis. — Kap. XXII. "Fortbestehende Membrana pupillaris". Sie unterscheidet sich von der Cataracta dadurch, daß sie mit Gefäßen versehen ist, in gleicher Linie mit der Iris liegt, und daß die Größe der Pupille unverändert ist. Der Verf. sah sie bey einem Kinde bis zur sechsten Woche, dann verschwand sie; bey andern Schriftstellern findet man indessen auch Beispiele, daß sie nicht von selbst sich verliere. Kap. XXIII. "Wellenförmige Bewegung der Iris". Häufig findet man sie bekanntlich nach Staaroperationen; die Pupille ist dann unbeweglich, das Sehen jedoch ungehindert. Auch bey Blindgeborenen, sowohl wegen Amaurose als auch wegen grauen Staar beobachtet man sie, eben so bey Blindheit, die durch Verletzungen entstand, man nichmahl zeigt der ganze Augapfel dabey eine unstätte Bewegung, und selbst die Linse nimmt an der zitternder Bewegung der Iris Theil. Die Ursache scheint dem Verf. in einer Lähmung der Muskeln bey der Iris zu liegen, nach der Staaroperation scheint sie aber Folge davon zu seyn, daß es der Iris an einem Stützpunkte fehlt. — Kap. XXIV. "Geschwülste der Iris". Bey Meckel und bey Beer findet man Beispiele hiervon, der Verf. sah eines; die Geschwulst war nur klein, obgleich sie schon lange gedauert hatte, sie schien sehr gefäßreich zu seyn, und blutete ohne äußere Veranlassung sehr leicht. — Kap. XXV. "Vorfall der Iris". Fällt ein Theil der Iris durch eine Wunde vor, und fließt der Humor aquens dabey aus, so vermindern sich die entzündlichen Zufälle meistens, bald aber erneuern sich die Schmerzen, weil die Iris gezerzt und eingeklemmt wird, sie verwächst dann mit der Hornhaut, und wird mit einer Lage Eiweißstoff überzogen, der sie vor äußeren Eindrücken schützt. Kap. XXVI. "Wunden und Zerreißen der Iris". Auch nur

sehr kurz abgehandelt. Einfache Wunden der Iris: sollen nur wenig (?) Entzündung-Veranlassen, die mit Ausschüßung von Lymphe verbunden ist, selten verkleben die Bunderänder mit einander. (Nur zu häufig thun sie es, möchte Ref. behaupten, wenn gleich nicht unmittelbar doch mittelbar durch Ausschüßung plastischer Lymphe, was wäre denn sonst die Ursache des Mislingens der Coretonomie und Coretonectomie). Dann macht der Verf. noch auf die nicht ganz seltene Trennung der Iris vom Ciliar-Ligament aufmerksam, er sah sie bey einem Kranken beynähe in ihrem ganzen Umfange losgelöst, und im Mittelpuncte des Auges liegen. In einem andern Falle blieb nach einer heftigen Entzündung nur noch ein unbedeutender Streifen von ihr zurück, wodurch das Gesicht nicht sehr beeinträchtigt wurde, sobald der Kranke durch ein kleines Loch sah. Ref. ist ein merkwürdiger Fall vorgekommen, welcher auch hierher gehört; ein schon bejahrter Mann that einen Sturz mit dem Pferde, wovon eine heftige Cugillation und starke Entzündung des einen Auges die Folge war: Als dieses gehoben, war in dem leidenden, blind gewordenen Auge auch nicht die geringste Spur einer Iris mehr aufzufinden, ob sie durch die Erschütterung gänzlich losgetrennt und als fremder Körper resorbirt wurde; oder auf welche andere Weise sie vielleicht verschwand, waag Ref. um so weniger zu entscheiden, da er den Kranken erst mehrere Jahre nach jenem Unfall sah. Ist die Iris vom Ciliar-Ligament getrennt, so soll eine permanente Oeffnung zurückbleiben (weil häufiger schließt sie sich wieder) die jedoch unbeweglich ist.

Der Schluß im folgenden Stück.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 10. Februar 1821.

E d i n b u r g h.

Fortsetzung der Anzeige von Wardrop's morbid anatomy of the human eye Vol. II.

Kap. XXVII. "Allgemeine Bemerkungen über die Choroides". Der Verf. hat folgende Ansicht von ihr. Sie besteht aus zwey Lamellen, einer äußern, die nur durch wenig Gefäße mit der Sclerotica verbunden und wie andere seröse Höhlen eine Feuchtigkeit ausschwigt, und einer innern, die mit der Retina in keiner Verbindung steht, indem zwischen der Nervenaustrittsstelle und dem schwarzen Pigment sich eine schleimichte Feuchtigkeit befindet; die Choroides muß deshalb als eine zweyfache Schleimhaut angesehen werden, die zwey von einander getrennte Schleimhöhlen bildet; sie müssen von einander getrennt seyn, weil, wenn man Luft unter die Sclerotica bläset, diese nie in das Innere des Auges dringt. Die Choroides ist sehr gefäß- und nervenreich, die Nerven und Gefäße gehen in die Iris und die processus ciliares über. Muskelfasern wie die Iris besitzt sie nicht. Sie dient wahrscheinlich vorzugsweise zur Absonderung des schwarzen Pigments, wo man

dieses widernatürlich fand, war sie verdickt, doch muß sie auch noch einen andern Nutzen haben, da man sie bey den Albinos aanz natürlich findet. Beym fungus haematodes ist sie verdickt, und zum Theil mit der krankhaften Masse verwachsen, bey lange desorganisirten Augen ist sie dünn und blaß; Portal fand zwischen ihr und der Retina Hydatiden. — Kap. XXVIII. "Entzündung der Choroidea". Sie hat entweder ihren ursprünglichen Sitz in derselben, oder geht erst von andern Theilen auf sie über, Sie ist mit großer Lichtscheu und Schmerz im Grunde der Augenhöhlen, der sich durch den ganzen Kopf erstreckt, verbunden; äußerlich bemerkt man wenig Rötthe, die Gefäße liegen tief, da sie zur Sclerotica gehören. Die Pupille ist zusammengezogen, die vordere Augenkammer scheint vergrößert zu seyn, indem die Iris sich nach hinten biegt. Gewöhnlich ist starres Fieber dabey. Bey Leichenöffnungen findet man dann die Gefäße der Choroidea sehr angeschwollen. Hierher sollen auch noch einige Fälle von fehlerhaftem und schmerzhaften Sehen gehören, welche man gewöhnlich Fehlern der Retina zuschreibt; näher bezeichnet werden dieselben aber nicht. Kap. XXIX. "Wassersucht der Choroidea". Das Wasser kann sich entweder zwischen der Choroidea und Retina, oder zwischen ersterer und der Sclerotica ansammeln, welches gleichfalls beweiset, daß die beiden Lamellen der Choroidea von einander unabhängig sind, und daß die eine krank seyn kann, während die andere gesund ist. Der Verf. zerliederte mehrere Augen, bey welchen sich das Wasser zwischen der Choroidea und Retina angehäuft hatte, die Letztere, so wie der humor vitreus waren dadurch zusammengepreßt, die Retina in einen weiten Büschel zusammengeschrumpft, der an der Stelle des Eintritts des Sehnerven anfang, und quer durch das Auge zur hintern Wand der Crystalllinsen-Kapsel ging. Der Hum. vitr. war größtentheils absorbirt, die Choroidea selbst unverändert. Ähnliche Fälle findet man auch bey anderen

Schriftstellern. Bey dem lebenden Menschen ist das Uebel schwer zu erkennen, sammelt sich das Wasser allmählich, so nimmt das Gesicht allmählich ab, und Schmerz und Röthe ist unbedeutend; kommt es rasch, so sind die Schmerzen, vorzüglich im Kopfe sehr heftig, die Pupille wird sehr weit, und ist das Uebel schon weit vorgerückt, so bemerkt man in ihr die weiße zusammengeschrumpfte Retina, welche dann viele Aehnlichkeit mit einem grauen Staare hat. Kap. XXX. "Verknochern der Choroidea". Sie wurde vom Verf. einigemahle immer auf dieselbe Weise beobachtet. Zwischen der Retina und Sclerotica befand sich eine dünne knöcherne Schale, in deren Mittelpuncte eine kleine Oeffnung war, durch welche der Sehnerv ging, und sich auf der concaven Fläche ausbreitete. Die Retina stand in unmittelbarer Verührung mit dem Knochen, zwischen letztem und der Sclerotica aber lag eine dünne, zarte, blaugefärbte Membran, das einzige Ueberbleibsel der Choroidea. Daß der Knochen die krankhafte Choroidea sey, geht aus seiner Lage und seiner Gestalt hervor. Kap. XXXI. "Allgemeine Bemerkungen über die Processus ciliares und ihre Krankheiten". Der Verf. gibt keine neue Aufschlüsse weder über den Bau, noch über die Verrichtungen der Proc. ciliares; denn daß sie vom schwarzen Pigment überzogen werden, sehr gefäß- und nervenreich sind, ist bekannt, und ob sie dazu dienen, die Stellung der Linse zu reguliren, ist noch sehr problematisch. Eben so wenig findet sich hier über die Krankheiten der Processus ciliares; denn daß ihre Verwundungen unausbleiblich Blindheit mit starker Erweiterung der Pupille zur Folge haben, so wie, daß sie an den Krankheiten der übrigen Organe des Auges Theil nehmen können ist gleichfalls bekannt. Sollte nicht wohl die Blindheit, welche oft der Verwundung des Nervus frontalis folgt, sich aus der engen Verbindung dieses Nerven mit den Nervis ciliar. erklären lassen; auch bey ihr ist die Pupille immer übermäßig erweitert. Kap. XXXII. "Allgemeine Bemerkungen über die Crystalllinse und ihre Kapsel". Die Linse liegt wie der Humor aqueus in einer serösen Höhle, doch

kann man sie nicht wohl mit jener Flüssigkeit vergleichen, denn man kann die Kapsel nicht zugleich jeder seihnen Theile gleich stellen, da ihre vordere Wand einen Theil der Hülle des Humor aqueus, ihre hintere aber einen Theil der des Humor vitreus ausmacht. Wahrscheinlich ist die Linse selbst organisirt und wird auf gleiche Weise wie die übrigen Theile des Körpers ernährt (lehteres möchte Ref. gar stark bezweifeln), einige Beobachter wollen sogar gesehen haben, daß Gefäße in sie übertreten; sie dient als optisches Instrument, und ist Entzündungen, Verdickungen, Verdunklungen und Verkücherungen unterworfen. Die Kapsel ist allen Krankheiten der serösen Häute ausgesetzt, es leidet entweder ihre vordere, oder ihre hintere Wand, oder auch beide zugleich. Bey Kindern ist die Linse weicher, vorzüglich in ihrem Umfange und mehr sphärisch, bey älteren härter und mehr abgeflacht; sie ist bey verschiedenen Individuen mehr oder weniger conver, fehlt zuweilen ganz, ist doppelt gefunden worden. Bey alten Leuten ist sie gewöhnlich gelb, manymahl ist sie übermäßig aroh, manymahl klein und zusammengeschrumpft, ja sogar ganz macerirt. Den Liquor Morgagni fand man in zu großer Menge vorhanden, oder auch von schlechter Beschaffenheit, Wenzel will ihn ganz schwarz gesehen haben. Kap. XXXIII. "Kataracte der Crystalllinse". Die verschiedenen Arten des Linsenstaars übergeht Ref., da sie bekannt sind, und vom Verf. nur namentlich angeführt worden, und wendet sich zu den Verschiedenheiten desselben rücksichtlich seiner Consistenz, deren Zeichen von so großer Wichtigkeit sind, daß ein Vertrag dazu nicht ohne Nutzen seyn kann. Der flüssige oder Milchtaar ist am häufigsten bey Kindern, der feste bey Erwachsenen, doch gibt es auch Beispiele vom Gegentheile (der Ref. fand an seinem Wohnorte, im nördlichen Deutschland unter zwölf Staaren kaum einen harten) bey ersteren ist der dunle Körper von größerm Umfange, liegt dicht hinter der Fläche der Iris, ist weiß und hat Flecke, Streifen und Unebenheiten, die sich von Zeit zu Zeit verändern. Die Blindheit ist dabey sehr aroh, denn wenn die ganze Linse verdunkelt ist, so hilft selbst eine starke Aus-

dehnung der Pupille nur wenig. Ist es ein fester Staar, so ist der verdunkelte Körper weder so groß, noch der Iris so nahe, seitwärts kommt er halb noch Lichtstrahlen ins Auge fallen, und der Kranke kann seitwärts einige Gegenstände sehen, der Staar hat in der ganzen Linse die nehmliche Schattirung (?); die Bewegungen der Pupille sind sehr lebhaft und sie selbst ist nur sehr stark erweitert, anfänglich bemerkt man die Verdunkelung nur in der Mitte der Linse, und nur langsam schreitet sie bis zu den Rändern vor. Ihre Farbe ist gewöhnlich grau, mehr oder weniger ins bläuliche übergehend. Bey der einfachen Verdunkelung der Linse zieht sich die Pupille gehörig zusammen, beschränkt sie sich auf den Mittelpunct der Linse, so ist das Sehen nur wenig gehindert, besonders, wenn die Pupille sehr groß ist; ist sie dagegen mehr verbreitet, so erscheinen alle Gegenstände wie im Nebel, immer bleibt aber noch Empfindung von Licht und grellen Farben, selbst beym höchsten Grade von Verdunkelung. Im Zwilichte sieht der Kranke wegen Erweiterung der Pupille besser wie im Hellen, eben so auch nahe, seitwärts gehaltene Gegenstände. Das Zunehmen des grauen Staars geht bald langsam, bald schnell vor, sich, man sah ihn in einer Nacht sich bilden. Verdet erst ein Auge daran, so pflegt auch das zweite zu folgen, was jedoch bey jungen Leuten gewöhnlich eine Ausnahme erleidet, zuweilen werden auch bekanntlich beide Augen zugleich ergriffen, im letztern Falle ist der Staar aber nicht immer auf beiden gleichartig, bey dem einen ist es manchemahl ein Kapsel-, bey dem anderen ein Linsenstaar. Zuweilen scheint der Staar ein erbliches Uebel zu seyn, der Verf. sah ihn bey Vater, Großvater und Sohn, bey Zwillingen, bey Geschwistern, gewöhnlich ist er dann von einerley Art. Auch angeboren wird er häufig, und ist dann entweder ein Milchstaar, oder auch der Mittelpunct der Linse ist nur verdunkelt, ersterer, so wie letzterer verändert sich mit der Zeit gar nicht, nur wenn die Linsenkapsel bey ersterem geöffnet wird, wird er resorbirt. Sehr häufig findet man bey Cataracte zugleich Amaurose, welche sich bey Beweglichkeit der Pupille durch den völligen Mangel an Lichtempfindlichkeit,

durch Funken sehen, und durch Schmerzen in den Augenbraunen und im Kopfe zu erkennen gibt. — Ueber die Art und Weise der Entstehung des grauen Staars liefert der Verf. keine neue Aufschlüsse. Kap. XXXIV. "Verknöcherung der Linse". In den meisten Fällen ist es wohl nur die Kapsel, welche verknöchert ist, und die Linse einschließt, nur einen Fall von wirklicher Verknöcherung des Kerns der Linse beobachtete der Vf. bey einem Auge, in welchem die ganze hintere Augenkammer mit einer weichen pulpösen Masse ausgefüllt war. Die äußeren Lamellen der Linse waren ganz weich, und wurden je weiter dem Mittelpunct zu, desto fester. Die Verwandlung der Linse in eine kalkartige Masse gehört nicht hierher. Kap. XXXV "Wunden und Veränderungen der Lage der Linse". Die Folge einer Verletzung der Linse ist jedesmahl Verdunkelung derselben, geschieht sie so, daß eine Verbindung zwischen der vordern Augenkammer und der Höhle der Kapsel entsteht, so erfolgt gewöhnlich eine Aufsaugung der Linse, ist dieses aber nicht der Fall, so bleibt sie unverändert dunkel. Verdunkelt sich die Linse nach einem Schläge auf das Auge, so wird dieses wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß die Kapsel berstet und die wässerichte Feuchtigkeit an die Linse tritt; zuweilen wird auch die Linse durch einen Schlag in die vordere Augenkammer getrieben, geschieht dieses in Folge von Krankheiten der innern Theile des Augapfels, so ist sie gewöhnlich in ihrer Kapsel eingeschlossen. Kap. XXXVI. "Entzündung der Linsenkapsel". Diese Entzündung befällt entweder die pupillar- oder die neural-Portion der Kapsel, oder ihre ganze innere Lamelle. Die erstere unterscheidet sich, wie schon bey der Entzündung der Membr. hum. aquei bemerkt worden, durch die Auschwüzung von Eiweißstoff, wodurch die Pupille verklebt, unregelmäßig zusammengezogen und unbeweglich wird, und sich Adhäsionen zwischen der Iris und dem Eiweißstoff bilden. Dieß kann der Fall seyn, ohne daß die Iris bedeutend leidet; zuweilen wird aber der Eiweißstoff auch über die ganze Iris und in die vordere Augenkammer ergossen. Die erwähnten Adhäsionen sind entweder nur gering und par-

tiell, oder auch allgemein, so daß die vordere Augenkammer in zwey Theile getrennt, und die Iris nach vorn gedrängt ist. Extrahirt man eine solche Kapsel, so findet man ihre vordere Wand verdickt und verdunkelt, ihre hintere ganz natürlich. Die Entzündung der Neural-Portion der Kapsel läßt sich nur aus ihrer Folge, der Verdunkelung erkennen. Wird die Kapsel verwundet, so wird die ganze innere Lamelle gewöhnlich verdunkelt, selten die Pupillar-Portion, auch bilden sich keine Adhäsionen noch Ausschwüngen, und die Kapsel hat das Ansehn einer weißen dünnen schwimmenden Membran. Kap. XXXVII. "Staar der Linsenkapsel". Die Kapsel ist entweder ganz oder nur zum Theil verdunkelt, bald ist es ihre vordere, bald ihre hintere Wand, letzteres rührt von der verschiedenen Verbindung beider her. Ihre Farbe und Ansehn ist, wie bekannt, sehr verschieden, bald weiß und glänzend, bald trübe und milchicht; bald gefleckt, bald neßförmig, bald beschränkt sich die Verdunkelung nur auf den Mittelpunct, bald bildet sie concentrische Ringe. Obgleich sich im natürlichen Zustande die Neural-Portion nicht von der Hyaloidea trennen läßt, so ist im krankhaften doch zuweilen die Verbindung zwischen beiden aufgehoben, und die Linse kann sammt ihrer Kapsel in die vordere Augenkammer treten, dieß ist aber nur bey sehr bedeutenden Uebeln der Organe der hintern Augenkammer der Fall, die Linse wird dann, eben weil sie in ihrer Kapsel eingeschlossen ist, in der vordern Augenkammer nicht resorbirt. Sehr häufig ist der Kapselstaar ein angeborener, öfter findet man dann die Kapsel allein im Auge, weil die Linse aufgesogen worden ist. Nicht anders aber kann dieses statt finden, als wenn durch irgend eine Veranlassung die Kapsel geborsten ist, und die wässerichte Feuchtigkeit freyen Zutritt zur Linse bekommen hat, sehr oft kann man auch diese Veranlassung nachweisen. Ist eine Resorption auf diese Weise geschehen, so legen sich die beiden Lamellen der Kapsel auf einander, und erscheinen nun als eine einzige, in einiger Entfernung hinter der Iris liegende, mehr oder weniger verdunkelte Membran. Einmahl beobachtete der Vf. auch, daß sie sich in Gestalt einer Pyramide

erhob, deren Spitze sich bis zur Hornhaut erstreckte, deren Basis zwey Drittel der Pupille ausfüllte. Kap. XXXVIII. "Verknöcherung der Kapsel". Sie findet gewöhnlich in der Pupillar-Portion statt, zuweilen aber auch in der ganzen Kapsel, meistens hat die Verknöcherung die Form der Kapsel, in einigen Fällen schrumpft letztere und die Linse zusammen, ehe sie sich verknöchert, und dann bekommt sie eine unregelmäßigere Gestalt. Am häufigsten findet man sie bey bejahrten Leuten verknöchert, und zugleich mit ihr Verknöcherungen der Sclerotica oder der Hyaloidea, oder auch Fungus haematodes, oder auch Staphylom. Kap. XXXIX. "Allgemeine Bemerkungen über den Humor vitreus und seine Kapsel". Der vordere Theil der Hyaloidea trennt sich in zwey Lamellen, von denen sich die eine mit der Pupillar-Portion der Linsenkapsel verbindet, die andere die Neural-Portion derselben bildet, zwischen beiden befindet sich der Canalis Petitii, dessen Nutzen noch unbekannt. Die innere Fläche der Hyaloidea unterscheidet sich in manchen Stücken von andern serösen Höhlen, indem zahlreiche Verlängerungen von ihr in den Humor vitreus treten, die mit einander in Verbindung stehende Zellen bilden, weshwegen er auch eine Festigkeit hat, die dem Humor aqueus mangelt, dem er übrigens in den meisten Stücken gleicht. Durch den Humor vitreus geht eine aus der Arter. centralis entspringende Arterie, deren Hauptast in die Linsenkapsel tritt, die Nebenäste zum Hyaloidea abgibt, und die wahrscheinlich zur Absonderung des Humor vitreus dient. Diese besitzt nicht die auflösende Kraft wie der Humor aqueus, und ist wie seine Membran manchen krankhaften Veränderungen unterworfen. Er verliert nicht wie die Linse im Alter seine Durchsichtigkeit, und wird, wenn er zum Theil verloren geht, durch eine wässerichte Feuchtigkeit wieder ersetzt. Versuche an Thieren haben sogar gelehrt, daß selbst wenn er ganz herausgenommen wird, ihn diese Flüssigkeit ohne Beeinträchtigung des Gesichtes wieder ersetzt. Kap. LX. "Krankheiten des Humor vitreus und seiner Kapsel". Der Hum. vitreus ist zuweilen dünner wie er seyn sollte,

und dann ist die Hyaloidea auch absorbirt, der Augapfel fühlt sich wie eine mit Wasser gefüllte Blase an, die Sclerotica gibt dem leiseren Drucke nach, und die Cornea verliert ihre Convexität. Dieß ist manchmal nach heftigen Augenentzündungen der Fall, und immer mit andern krankhaften Veränderungen verbunden, so wie auch nach der Depression der Linse ein Theil des Hum. vitr. immer in eine wasserichte Feuchtigkeit auccartet. Auch von Verdickung des Hum. vitr. findet man Beispiele, häufiger aber von einer Verminderung oder Vermehrung desselben. Ersteres unter andern bey der Wasseransammlung zwischen der Choroidea und Retina, letzteres öfters bey dem Staphylom, nie aber ohne ein gleichzeitiges Leiden der Sclerotica oder Cornea. Auch die Farbe des Hum. vitr. kann sich verändern, und schwer ist es oft im lebenden Körper zu unterscheiden, ob die Veränderung von einer Färbung des Hum. vitr. oder von einem gefärbten Körper hinter demselben, wie z. B. bey dem anfangenden Fungus haematodes, herrührt. Ist die Farbe des Hum. vitr. grün, und die Retina dabey unempfindlich, so nennt man dieses bekanntlich Glaucoma. Auch die Hyaloidea wird zuweilen trübe, zuweilen auch verknöchert. Der Verf. fand in einem Auge die Linsenkapsel verknöchert, und zugleich im Hum. vitr. eine Menge kleiner Knochenstücke zerstreut; in einem andern die vordere Augenkammer ganz verschwunden, die hintere von einer harten, unregelmäßig gestalteten Masse ausgefüllt, an welcher die Choroidea und Iris fest saß. Von der Retina war keine Spur zu sehen. Die Knochenmasse bestand aus zwey nur schwach verbundenen Portionen, die eine bildete die verknöcherte Kapsel, die andere nahm die Stelle des Hum. vitr. ein, und aus der Unebenheit ihrer Oberfläche, indem sie aus vielen unregelmäßig gelagerten Knochenlamellen bestand, mußte man hierfür die Hyaloidea halten. Morgagni und Scarpa erwähnen ähnliche Fälle. Kap. XLI. "Allgemeine Bemerkungen über die Sehnerven und die Retina". Die Nervi optici haben mancherley Eigenthümlichkeiten: nur der Geruchsnerve entspringt wie sie aus dem Cerebrum, und nur diese beiden nebst dem Gehörnerven gehen zu dem Theil, für welchen sie bestimmt sind, ohne sich mit andern Nerven zu verbinden; sie sind größer, und haben mehr Marksubstanz als irgend ein anderer Nerve; zwischen ihrem Ursprunge und ihrer Vereinigung sind sie so weich wie die Marksubstanz aus der sie entsprangen, weiterhin werden sie etwas fester. Bis an den Ort ihrer Vereinigung haben sie keine Bekleidung von der pia mater, hier aber bildet diese Membran Canäle, die mit Marksubstanz angefüllt sind, sich bis zur Retina fortpflanzen und deren vasculäre Lamelle bilden. Wenn sie durch die Foramina optica gehen, so bekommen sie noch eine Be-

kleidung, die dura mater theilt sich hier nehmlich in zwey Lamellen, wovon die eine die innere Fläche der Orbita überzieht, und die andere den Nerven als ein sehr festes Neurilemma bis zur Sclerotica begleitet. Auch durch die Arterie, welche durch den Mittelpunkt des Nerv. opticus geht, zeichnet sich derselbe von den übrigen Nerven aus, indem diese von den sie umgebenden Gefäßen ernährt werden. Daß die Sehnerven sich auf der Sella turcica durchkreuzen, glaubt der Verf. nicht, aber, daß einzelne Fäden von dem einen zum andern übergehn, und hält dieses auch für hinlänglich, die Sympathie zwischen beiden Augen zu erklären. Die Retina hat zwey sehr verschiedene Flächen, die eine der Choroidea zunächst liegende ist vasculär, die andere an die Hyaloidea grenzende, ist markicht. Die erste ist sehr gefäßreich und bekommt Nerven vom Ganglion ophthalmicum, die zweyte besteht einzig aus Marksubstanz, und ist genau mit der ersten verbunden. Was die Krankheiten des Nervus opticus und der Retina anbelangt, so hat das anatomische Messer nur wenige derselben bis jetzt entdeckt. Kap. XLII. "Sympathien der Augen". Merkwürdig ist nicht allein die Sympathie zwischen beiden Augen, sondern auch zwischen den einzelnen Theilen derselben, und zwischen ihnen und anderen Organen des Körpers. Leidet ein Auge, so folgt auch gewöhnlich das zweyte, ja dieses ist oftmahls nur durch gänzliche Zerstörung des ersten zu retten; was man insbesondere bey Pferden findet. Leidet in dem einen Auge die Linse an Verdunkelung, oder die Iris an Entzündung, oder die Hornhaut an Staphylom, so wird es sich sehr häufig ereignen, dieß früh oder spät sich am andern das nehmliche Uebel ausbildet, ja selbst bey Krankheiten, die ursprünglich von äußeren Verletzungen entstanden, ist dieses der Fall. Diese Sympathie erklärt sich aus der Vermischung der Fibern des Nervus opticus auf der Sella turcica, das Niesen bey Einwirkung eines hellen Lichtes, das Thränen der Augen bey starken Geräuschen, die Augenentzündung nach Contusionen der Orbita, die Amaurose nach Verletzung des Nerv. frontalis, und infra orbitalis aus der Vertheilung des ersten Astes des fünften Paares, und das Erbrechen bey Augenentzündungen, und der Einfluß der Unterleibskrankheiten auf die Augen, aus der Verbindung des sechsten Paares mit dem Sympatheticus maximus. Kap. XLIII. "Entzündung der Retina und ihre Folgen". 1. Entzündung der Retina. Das Sehen ist dabey schmerzhaft, die Lichtscheu sehr groß, äußerlich ist wenig Röthe, Schmerz, der durch den Kopf zieht, mehr oder weniger allgemeines Uebelbefinden zugegen. Die Kranken sehen Funken oder rothe Tropfen vor Augen. Die Ursache ist gewöhnlich zu starker Gebrauch der Augen, oder Einwirkung eines starken Lichtes, oder auch

ein entzündliches Leiden des Gehirns und seiner Häute. Gewöhnlich zeigt sie sich in beiden Augen zugleich, manchmal ist auch die Iris und Choroidea mit ergriffen. Außer dieser activen Entzündung der Retina gibt es noch eine Menge krankhafter Zustände derselben, die sich als Flocken-Fliegen-Spinnensehn etc. äußern, und wahrscheinlich von Veränderungen in den Gefäßen der vascular-Lamelle der Retina herrühren. 2. Krankhafte Sensibilität der Retina. Der Verf. macht hier nur darauf aufmerksam: wie die Sensibilität der Retina erhöht werden kann, auch ohne daß sie entzündet ist. Vorzüglich ist dieses der Fall bey längerer Entziehung des Lichtreizes. Kap. XLIV. "Krankhafte Veränderungen der Retina und der Sehnerven". 1. Der Retina. Der Verf. führt aus anderen Schriftstellern Beispiele von Verhärtung, Verdickung, Varicosität derselben, mangelnder Marklamelle, Umwandlung des gelben Fleckens in einen schwarzen und von Ausartung in der Retina beyhm Fungus haematodes an. 2. Der Sehnerven. Auch hier werden nur Beispiele aus anderen Schriftstellern von Verdünnung beyhm Hydrocephalus, von Verlängerung durch Geschwülste, von Entzündung und platter Gestalt, von Hydatiden, von Geschwülsten, die aus dem Neurilemma entsprangen, von Steinen, von scrophulösen Geschwülsten, von Anhäufung von Kalk oder Eiweißstoff, von Verdrehung, von Umwandlung der Marksubstanz in eine braune Flüssigkeit und endlich von ganzlichem Fehlen des Auges, des Sehnerven, der Thalami und der Corpora striata. 3. Veränderungen in dem Bau des Augennerven, wenn das Auge zerstört worden ist. Gewöhnlicherweise schwindet dann der Nerve, und wird blaßgelb, durchscheinend. In einem Falle, wo beide Augen früh verloren gegangen waren, sah der Verf. den einen Sehnerven zwischen dem Auge und der Verbindung beider verdünnt, den anderen umgekehrt zwischen seinem Ursprunge und jener Verbindung, gewöhnlicherweise ist ersteres der Fall, zuweilen aber auch letzteres, zuweilen sieht man auch den ganzen Sehnerven geschwunden. Kap. XLV. "Amaurose". Der Verf. betrachtet nur eine Art von Amaurose hier, nemlich 1. Amaurose von Krankheiten des Gehirns. Hierzu rechnet er alle die Fälle, wo sich bey der Leichendöffnung irgend ein organischer Fehler im Gehirn zeigte, der die Amaurose veranlasste, als Geschwülste am Thalamus nervorum opticorum, auf der Sella turcica, zwischen dem Cerebrum und cerebellum und Crostosen, die die Sehnerven drückten, und dann alle Urordnungen in der Circulation des Blutes nach den Augen eine z. B. die Blindheit beyhm Rücken plethorischer Menschen, das Pulsiren der Arterien der Netzhaut, welches einige Leute sehen können. Die Amaurose durch Tragen zu fest anliegen-

anliegender Kleidungsklode, durch anhaltendes Sehen kleiner Gezei stände, durch Sehen mit einem Auge, durch große Strapazen durch berauhende Getränke, durch Unterbrechung gewohnter Ausleerungen und Zubeilung alter Geschwüre, durch die Schwangerchaft, durch Gemüths-bewegungen, durch Apoplexie, nach siebern mit ein in Gehirnleiden, durch das Sehen des Blutes, durch Brechen, durch Nieren bey'm Hydrocephalus internu u. s. w. Von einer jeden dieser Ursachen werden Beyspiele, meist aus bekannten Schriftstellern angeführt, 2) Amaurose durch Gifte und narotische Stoffe. Diese heße sich wohl füglich in die erste Klasse mit ein' a'ße, und auch hier be-
 zichtigt sich der Verf. auf Drogeln, wovon hier nur einige. Jemand wurde dadurch blind, daß ein Schlangel-
 ihren Speichel in sein Gesicht spritzte, ein anderer von einem Tropfen Feuchtigkeit, den eine Spinne in sein Auge fallen ließ, ein dritter vom Risse eines tollen Hundes, ein anderer vom Eintröpfeln der Belladonna, der Aqua lauro - ce-
 rasi vom innerlichen Gebrauche der Digitalis, des Stra-
 monium, des Tabacks, des Bley, des Opium u. s. w.
 3) Amaurose von Wunden des Nervus frontalis und 4, von Krankheiten der ersten Wege. Jorer ist schon bey den Sympathien der Augen gedacht, und da der Verf. nur bekannte Beyispiele angibt, so glaubt der Ref. sie hier übergehn zu können. — Symptome der Amaurose. Die Pupille kann bey einer Amaurose jegliche Gestalt, Größe, Lage, und Beweglichkeit haben; zuweilen ist sie erweitert, zuweilen verengert, zuweilen natürlich; zuweilen ist sie unbeweglich, zuweilen beweelicher wie gewöhnlich; oft ist sie regelmäßig, oft unregelmäßig gestaltet; ihre Farbe ist schwarz, gewölkt, grünlich, grau, hornfarbig Die Amaurose kommt zuweilen langsam, zuweilen schnell, ist zuweilen periodisch, öfter aber permanent; das Gesicht ist manchmal durchaus verlohren, manchmal nur unvollkommen, die Gegenstände sind entweder in letzterem Falle, in einen dichten Nebel gehüllt, oder werden nur theilweise gesehen, oder auch nicht in ihrer eigenen Gestalt. Amaurotische werden zuweilen kurz; zuweilen weitsichtig, bedürfen oft zum Sehen eines sehr hellen Lichtes, und sehn manchmal doppel. Bey der Amaurose ist zuweilen Schmerz zuwegen, zuweilen nicht, immer heynabe eine gewisse Unstetigkeit der Augäpfel; sind die Gefäße der Retina oder Choroida varikös, so sind es auch gewöhnlich die der Retina; auch angebohrne und erbliche Amaurosen gibt es; häufiger ist sie bey dunkeln Augen wie bey hellen. Wichtig ist noch die Bemerkung des Verf., daß wenn ein Auge an einer Amaurose leidet, die sich als ein sympathisches Leiden zeigt, wenn die Gefahr für das zweyte Auge da ist, daaegen aber wenn sie Folge eines organischen Fehlers des einen, früh oder spät auch

das andere nachzufolgen pflegt. Kap. XLVI. "Nachtblindheit". Der Verf. hat dieses Uebel nie selbst, und gibt deshalb auch wohl nur wenig von seinen bekannten Symptomen, und bey nahe nichts zur Erläuterung der letzteren an. Kap. XLVII. "Farben sehen". Hierunter versteht der Verf. das Unvermögen Farben unterscheiden zu können. Dies Unvermögen ist nicht sich jedoch nicht auf alle Farben, in den dem Verf. bekannten Fällen konnten die Kranken nur gelb und blau unterscheiden, grün schien ihnen gelb oder blau; den Verf. sind mehrere Fälle dieser Art vorgekommen, in welchen magrün, rosenroth und vergiftweinnichtblau, nur als Nuancirungen einer und derselben Farbe erschienen, dagegen idariachroth als eine für sich bestehend von blau und rosenroth ganz verschiedene Farbe angezeigt wurde. Auch er fand wie der Verf. diesen Fehler erblich und angeboren: letzterer erklärt ihn sich auf folgende Weise: weicht die Luft, die er, durch diesen Fehler von einer andern Formbarkeit, als die Luft für die blau und gelb durch die Strahlen, als der die übrigen her. Dies kann von der Brechungskraft der Augenfeuchtigkeiten herrühren, durch welche die Strahlen dieser beiden Farben genauer auf der Retina vereinigt werden, als die der übrigen, und folglich werden auch die Bilder von Gegenständen, welche jene Farbe reflectiren, am deutlichsten seyn. Wenn die Farbe eines Körpers aus verschiedenen Farben zusammengesetzt ist, so wird auch die größere Genauigkeit und Klarheit der reflectirten blauen und gelben Strahlen es bewirken, daß sie das Uebergewicht über die übrigen Farben bekommen, die dadurch in den Hintergrund treten, und der so Sehenden eine andre Perception der Farben haben, wie der mit andern Nuancen, welche eine gehörige Brechungskraft haben. Kap. XLVIII. "Das Schielen." Vorzüglich rührt es daher, wenn die Augenaren nicht auf denselben Gegenstand gerichtet sind. Das leidende Auge ist entweder nach einwärts oder nach auswärts gerichtet, ein Schielen nach oben oder unten geht es nicht, weil letzteres durch bey nahe gleiche Muskeln geschieht, die Seitenbewegungen des Auges aber durch ganz verschiedene den adductor und abductor. Nicht immer ist es Folge einer Uneinheitlichkeit oder eines organischen Fehlers der Augen, denn beyde können auch ohne Schielen statt finden, selten hat es einen bedeutenden Einfluß auf das Sehen, zuweilen jedoch macht es dasselbe auch undeutlich, zuweilen doppelt, letzteres vorzüglich im Anfang, denn allmählig gewöhnt sich der Kranke alle Gegenstände nur mit einem Auge zu sehen, und die Gründe vom andern vermischen sich. Einige schielende Leute gebrauchen ihre Augen auch abwechselnd, das eine für nahe, das andere für ferne Gegenstände. Der Verf. geht dann zu den Ursachen des

Schiens über, und nimmt in dieser Hinsicht acht Klassen desselben an, nämlich: 1) von Unordnungen im chylipoetischen Systeme. Dieses kommt gewöhnlich allmählig, ist bald stärker bald schwächer, je nachdem der Unterleib leidet, ja zuweilen läßt sich nach demselben der Grad des letzteren bestimmen, am häufigsten findet man es bey jungen Leuten. 2) von Würmern. Gehört noch wohl in die vorige Klasse. 3) von organischen Fehlern des Kopfes. Fast nie fehlt es bey Hydrocephalus und bey Krankheiten in der Nähe der Thalami und Tracti optici, und oft ist es ein charakteristisches Zeichen von Kopfleiden, so wie es sich auch manchmal bey Kopfverletzungen einstellt, wo es dann mit den übrigen Symptomen wieder verschwindet, oder permanent bleibt. Auch nach Verwundung des Nervus frontalis beobachtete man es. 4) von Zähnen. 5) von Nachahmung und Gewohnheit. Ist wohl keine der häufigsten Ursachen. 6) von ungewöhnlicher Stellung des Kopfes: Dies rührt davon her, daß bey einer anhaltenden Seitenlage des Kopfes, das eine Auge gewöhnt wird, nur allein die Gegenstände zu sehen, und das andere dann ruht. 7) Ungleichheit der Augen. Ist wohl nur selten Ursache. 8) von Verdunkelungen. Hier kann das Auge nur dann die Gegenstände sehen, wenn es schielt, und durch das Suchen derselben gewöhnt sich dasselbe an eine schiefe Richtung. Kap. XLIX. "Doppeltichtigkeit". Gewöhnlich nimmt man an, daß wir einen Gegenstand mit beyden Augen aus dem Grunde nur einfach sehen, weil die Seharen bey den Augen zugleich auf ihn gerichtet sind, und daß das Doppelsehen dann entsteht, wenn die eine Augenare eine andere Richtung hat wie die andere, und man glaubte sich zu Annahme zweyer correspondirender Punete auf den beyden Netzhäuten berechtigt. Dies ist aber durchaus falsch, denn wenn auch beyde Seharen eine verschiedene Richtung haben, so findet freylich anfänglich ein Doppelsehen statt, bald aber gewöhnen sich die Augen doch so, daß sie den Gegenstand einfach erblicken; das Ganze des Einfachsehens beruht deshalb einzig auf der Gewohnheit. Das Doppelsehen beruht entweder auf einem organischen Fehler des Auges, oder auf einem Leiden der Netzhaut, so z. B. wenn die Stellung der Pupille nicht die natürliche ist, oder die Iris mehr als eine Oeffnung hat, im ersten Falle sieht der Kranke nur doppelt, wenn beyde Augen geöffnet sind, im letzteren nur mit dem kranken Auge. Gewöhnlich sind beyde Bilder nicht gleich deutlich, das deutlichste ist dann das wahre. Doppelsehen ist oft Folge langen Betrachtens kleiner Gegenstände bey hellem Lichte, und des Gebrauches eines Auges. Kap. I. "Figurensehen" (Mouches volantes). Diese Erscheinungen sind in Form und Farbe bekanntlich sehr verschieden, bald beweglich, bald feststehend, bald in einem, bald in beyden Augen, am wenigsten

häufig bey kurzsichtigen, und am deutlichsten, wenn die Kranken auf einen stark erhellten Gegenstand sehen. Sie hängen entweder von einer krankhaften Beschaffenheit der Retina oder von Verdunkelung irgend eines durchsichtigen Theiles ab, im letztern Falle muß die Verdunkelung jedoch im hintern Theile der hintern Augenkammer liegen, weil keiner in den vorderen Theilen einen partiellen Schatten auf die Retina wirft. Schon früher wurde bemerkt, daß man die Pulsationen der Arterien der Retina sehen könne, auf eine ähnliche Weise bilden sich gewiß die Farben bey einem Stoße auf das Auge; wahrscheinlich entstehen die meisten dieser Erscheinungen durch einen veränderten Zustand der Netzhautgefäße, durch Entzündung der Netzhaut, oder durch Schwäche und Plethora der Gefäße, selten fehlen sie deshalb bey Entzündung der innern Organe des Auges, des Gehirns, bey allgemeiner Plethora, und consensuell bey Störungen in den Verrichtungen der ersten Wege. Kap. LI. "Ungleichheit des Sehens zwischen beyden Augen" Selten sieht jemand mit beyden Augen auf eine ganz gleiche Weise, gewöhnlich ist das rechte besser als das linke, ja nicht unrichtig möchte die Bemerkung seyn, daß sehr viele nur allein das rechte zum Sehen benutzen. Kap. LII. "Unwillkürliche Bewegung des Augapfels". Häufig findet man sie bey Amaurose und dem angeborenen grauen Staare, sie deutet dann immer auf ein stärkeres oder geringeres Leiden der Retina hin; sie ist manchmal sehr rasch, manchmal nur langsam, ergreift immer beyde Augen, ist bey Gemüthsbewegungen stärker, zuweilen angeboren, zuweilen erst später entstanden. Das Sehen leidet meistens darunter, die Kranken müssen die Gegenstände sehr nahe vor die Augen halten; ist es sehr stark, so müssen sie die Augen selbst mechanisch führen. Kap. LIII. "Allgemeine Bemerkungen über die Sclerotica." Sie gehört zu den fibrösen Häuten, und ist als eine Fortsetzung des Nerven des Nerv. opticus betrachtet worden, ist nicht überall gleich dick, sondern nach vorn am dünnsten, und dient nur dazu dem Auge seine Gestalt zu geben. Sie ist fest und zäh, besteht aus longitudinalen und transversalen Fibern, wird von einer Menge Arterien, Venen und Nerven durchbohrt, enthält selbst aber nur wenig Blutgefäße. Ihre äußere Fläche wird von einem sehr zarten Zellgewebe bedeckt, welches zwischen ihr und der Conjunctiva liegt, ihre innere ist glatt, steht mit der Choroidea nur durch einige Gefäße und Nerven in Verbindung, und dünst eine Flüssigkeit aus. Sie hat keine Sensibilität und keine Nerven, scheint keinen andern Nutzen als den eben erwähnten zu haben, und ist ihres einfachen Baues wegen nur wenig Krankheiten unterworfen. Sie kann schlaff und mürbe werden; so daß sie bey Berührung zerreißt, sie kann

zu hart und fest seyn, sie kann durch einen Stoß bersten, wovon einige Beyspiele erwähnt werden, ist aber auch ein großer Ausdehnung fähig. Fällt sie zusammen, so zieht sie sich in vier Portionen, welches wahrscheinlich von der Einwirkung der vier *Racti* herrührt. Endlich kann sie sich auch verknöchern. Kap. LIV. "Entzündung der *Sclerotica*." Nur selten ist sie der primäre Sitz der Entzündung. Ist auch das Weiße im Auge roth, so leidet meistens die *Conjunctiva*, oder die *Choroidea*, oder die *Iris*. Im ersten Falle sind die Blutgefäße über die ganze Oberfläche des Auges verbreitet, und mit den Falten der *Conjunctiva* beweglich, im zweyten sind die hintern *Venae* und *Arteriae ciliares* erweitert, im dritten die vordern. Da der *Rheumatismus* gewöhnlich die fibrösen Gebilde ergreift, so hat die rheumatische Augenentzündung auch wahrscheinlich in der *Sclerotica* ihren Sitz, die Blutgefäße haben bey ihr auch weder das Ansehn wie bey Entzündung der *Conjunctiva*, noch sind es die *Ciliar-Gefäße*, sondern die Röthe ist mehr allgemein verbreitet. Hierzu kommt noch, daß nach einer solchen Entzündung sehr selten die *Sclerotica* ihre vorige Weiße und ihren vorigen Glanz wieder bekommt, sondern immer gelblich bleibt. Auch der Schmerz dabey spricht für diese Ansicht, er zeigt sich nämlich im Kopfe und vorzüglich in der Nähe der *Orbita*, wahrscheinlich wegen der Ähnlichkeit der *Sclerotica* mit dem *Periosteum* und der *duramater*, oder auch weil diese als Fortsetzung der ersteren zu betrachten sind. Kap. LV. "Staphylom der *Sclerotica*." Der Verf. beobachtete es einige male immer war es Folge einer sehr heftigen Entzündung, dabey war der Augapfel entweder vergrößert und die *Sclerotica* sah in der Nähe der *Cornea* blau aus, oder es hatten sich um dieselbe mehrere kleine, dunkelblaue weiche Geschwülste gebildet. Zuweilen beobachtete man dies Staphylom nur als Folge äußerer Verletzungen.

Die acht diesem Bande hinzugerügten Kupfertafeln geben denen im ersten Bande an Trefflichkeit nicht nach, nur gilt auch von ihnen das, was von denen des ersten Bandes gesagt wurde. Die erste liefert Abbildungen von Entzündung der *Memb. hum. aquei*, von Eyweißstoff auf der *Iris*, und von organisirtem Eyweißstoff in der *Pupille*; die zweyte Anhäufung von Eyweißstoff, nach Verletzung der *Linienkapsel*, nach der *Depression* und *Extraction*; die dritte einen *Prolapsus* der *Iris*, Zerreißung derselben und Zerreißung mit Absorbirung; die vierte, fünfte und sechste die verschiedenen Arten von *Linien* und *Kapselstaaren*, die siebente Verknöcherungen verschiedener Theile des *Augapfels*, die achte endlich eine Geschwulst am *Nervus opticus* und einen Fall von *Zusammenschrumpfung* der *Retina* durch *Wasseransammlung* zwischen ihr und der *Choroidea*.

Phil. Heineken.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 12. Februar 1824.

London.

Bey Longman, Hurst, Rees, Orme und Brown:
A Narrative of the Shipwreck of the *Oswego*,
on the coast of South Barbary and of the
sufferings of the master and the crew while
in bondage among the Arabs; interspersed
with numerous remarks upon the country
and its inhabitants and the peculiar perils of
that coast. By Judah Paddock, her late
master 1818. C. XVI. 372. In Quart.

In einer einfachen, kunstlosen Darstellung, die
aber in allen Stücken den Stempel der strengsten
Wahrheitsliebe trägt, erhalten wir hier die Erzäh-
lung von einem auf der Südküste der Barbarey, bey
den in jenen Gewässern häufigen und noch viel zu
wenig bekannten Meeresströmungen und den größtent-
heils aus steilen, unzugänglichen Felsen bestehenden
Ufern, die bey erfolgter Strandung Rettung beynahe
unmöglich machen, nicht seltenen Unfälle, dem Schiff-
bruche des Americanischen Schiffs *Oswego* von New-
york, von wo dasselbe am 11ten December 1800
nach England unter Segel gegangen war, und sich
eben damals auf einer Fahrt von Cork in Island
nach den Inseln des grünen Vorgebirges befand, um
daselbst eine Ladung Salz einzunehmen. Die Ge-
schichtserzählung selbst ward von dem Verfasser erst
im Jahre 1817 niedergeschrieben, und wenn er da-
her gleich sowohl deshalb, als weil ihm der größte

Theil seiner gesammelten Bemerkungen und der Briefschaften, die sich auf seine Befreyung aus der Gefangenschaft bezogen, verloren gegangen war, manche Zeit- und Ortbestimmungen nicht genauer anzugeben vermochte; so ist doch nicht sowohl dieß, als vielmehr der Umstand zu bewundern, daß wir hier nichts desto weniger so manche höchst genaue und ins Einzelne gehenden Nachrichten und Angaben vorfinden, welches der Verf. sich selbst nur dadurch zu erklären weiß, daß ihn das, was er erlitten, eine lange Zeit hindurch beynahe ausschließlich beschäftigt und vorzüglich während der Zeit seiner Gefangenschaft, alles was er sah und hörte, vorzüglich alles was auf seine und seiner Unglücksgefährten Lage Bezug hatte, sich seinem Gedächtniß ungleich tiefer einprägte, als dieß unter anderen Umständen wohl der Fall gewesen wäre. — Spät am Abend des 3ten April 1801 während sowohl er selbst als seine Officiere, nach ihrer Rechnung, noch weit von den Küsten der Barbarey sich entfernt glaubten, stranzete das Schiff, wie er später erfuhr, an einem felsigen Vorgebirge jenseits des Cap Nun, unfern von Sabee und da die Mannschaft gegen den Willen des Verf., der ihr rieth den Tag zu erwarten und mit Hülfe des noch in gutem Stande befindlichen Boots die Ueberfahrt nach den Canarischen Inseln zu versuchen, gelandet war, bey welcher Gelegenheit das Boot wegen der heftigen Brandung bedeutenden Schaden erlitt, der es ohne eine gänzliche Ausbesserung zum fernern Dienste unfähig machte, so wurden sie bald darauf von umherstreifenden Arabern entdeckt, bey einem Versuche zu Lande nach Santa Cruz, der äußersten Gränzfestung im Maroccanischen Gebiete zu entkommen, aufgefangen und zehn von ihnen, unter denen sich auch unser Verf. befand, von den Arabern mit sich fortgeführt, indeß vier andere mit einem andern Haufen Araber bey dem Brack zurückblieben. Was die Unglücklichen in der Sklaverey unter diesen wilden Barbaren ausstanden, wie sie beynahe nackend bey Tage der glühenden Sonne, bey Nacht dem kalten Thau ausgefetzt, durch Hun-

ger und Durst und durch die grausamste Behandlung gequält wurden, ohne daß jedoch einer von ihnen auch nur je krank wurde, würde kaum glaublich dünken, wenn es nicht hier auf eine Art erzählt wäre, die in die Gewissenhaftigkeit des Verf. keinen Zweifel zuläßt. Fünf Tage lang durchzogen sie mit den Arabischen Jägern, die sie gefangen genommen, eine unwirthbare Wüste, dann wurden sie an einen Stamm unter Zelten lebender Araber verkauft, und nachdem ihre Gefangenschaft noch durch einige Engländer von der Mannschaft eines ebenfalls an der Küste gestrandeten Schiffs vermehrt worden war, endlich nach fünf Wochen, während welcher sie nicht viel geringere Mühseligkeiten, als bey ihren ersten Herren erduldeten, von dem Oberhaupte des Stammes Namens Ahomed nach Santa Cruz und von dort nach Mogadore, oder wie es bey den Arabern heißt, nach Swearah geführt, wo sie am 17ten Mai anlangten, und durch die menschenfreundliche Bereitwilligkeit des dortigen Engl. Consuls Gwin und der Englischen Kaufleute Gebrüder Courth losgekauft wurden, worauf unser Verf. nebst den übrigen geretteten Americanern über Lissabon nach seinem Vaterlande zurückkehrte, und am 1. Dec. 1801 nach einjähriger Abwesenheit, nach seinem Wohnorte Hudson im Staate von Newyork zurückkam. Die Erzählung, die freylich keines weiteren Auszugs fähig ist, ist übrigens mit manchen interessanten, sowohl das Land, als die Bewohuer desselben betreffenden Anekdoten durchwebt. Von der Hinterlist, dem Geiße und der Grausamkeit der Araber werden manche abschreckende Beyspiele angeführt; vorzüglich empörend war für den Verf. die unmenschliche Behandlung der Weiber, (die es freilich an Verworfenheit noch beynähe den Männern zuvorthaten), die aber auch alles übertraf, was er selbst wohl früher bey den Nordamericanischen Wilden gesehen hatte. Sogar ermordet wurden sie nicht selten von den Männern wegen der geringfügigsten Ursachen; so hatte kurz vor seiner Ankunft unter Ahomed's Stamm, ein gewisser Abdallah seine Frau mit einer Keule

todtgeschlagen, weil sie ein Messer ohne seine Erlaubniß verliehen, und wenn der Thäter um fünf Schafe gestraft wurde, so geschah dieß allein deshalb, weil er von seinem Vorhaben dem Oberhaupte nicht vorher Anzeige gethan hatte. Der Verf. selbst war Augenzeuge wie Ahomed's Bruder eine seiner Frauen erschlug, weil diese den übrigens den Hunden gleich geachteten Christensclaven seines Bruders, nicht wie er befohlen, zwey Löpfe, sondern nur einen Lopf mit Speise bereitet hatte. Nicht viel besser ist die Behandlung der Christen, die diesen Unmenschen in die Hände fallen und dieß geschieht nicht selten, da aus den oben angegebenen Ursachen Schiffbrüche an jenen Küsten sehr häufig sind. Freilich werden die Gefangenen gewöhnlich am Ende nach Mogadore geführt, um dort losgekauft zu werden, allein oft erst nach langer Zeit, während welcher ein großer Theil jener Unglücklichen der grausamen Behandlung und den Beschwerden aller Art erliegt. Auch schadet zuweilen selbst der Eifer und die Bereitwilligkeit, mit der wohl beträchtliche Lösegelder bezahlt worden sind, indem dann die Gefangenen durch Speculanten aufgekauft und desto länger zurückbehalten wurden, um nur endlich eine recht große Summe für sie zu erpressen. Zu gering freilich darf nach der Meinung unsers Verf. die Summe auch nicht seyn, damit die Araber nicht die Lust verlieren, die weite Reise nach Mogadore zu unternehmen; weshalb er den gewiß sehr guten Rath gibt, ein für allemahl ein bestimmtes Lösegeld für jeden Gefangenen ohne Unterschied festzusetzen, wobey, zumahl wenn dieser sich hütet, irgend eine Geschicklichkeit zu verrathen, wodurch er seinem Herrn nützlich werden könnte, man in der Regel würde gewiß seyn können, daß binnen nicht gar langer Zeit alle verunglückten Christen zur Auslösung nach Mogadore gebracht werden würden. F. C.

Essen und Duisburg.

Von G. D. Vadecker 1820: Militärische Blätter, Herausg. von F. W. v. Mauvillon. Ersten Jahrg. Zweyter Bd. Siebentes bis zwölftes Heft. Jul. bis Dec. 8., 500 S. u. 1 Kupf. Wir haben den Inhalt des ers-

Bandes in d. Anz. im Jahrg. v. 1819 Nr. 205 und weiter im Jahrg. 1820 unter Nr. 100 angezeigt; und wollen hier nun auch den des zweyten Bandes nachholen. Zuerst also im 7ten Heft eine Antwort des Maj. v. Decker auf die im Aprilheft dieser Blätter geäußerte Bitte eines Layen, um Aufklärungen über einige in dessen Waffenlehre widersprechend scheinende Aeußerungen über die Kollschüsse. Dann Versuche über die Minen, angezekt von dem Franz. General Marecot, die früher in den Memoiren des Nationalinstituts von Frankreich und später in dem Memorial de l'Officier du Génie aufgenommen worden, hier frey übersetzt, und mit Noten versehen sind; um zum weitem Nachdenken und Gebrauch bey den Uebungen der Deutschen Mineurcorps zu dienen. Dieser Aufsatz ist im 8ten Heft fortgesetzt, und wird im 9ten mit allgemeinen Betrachtungen über die verschiedenen Minen-Systeme beendigt. Weiter eine Abhandlung über die Colletonschen Pontons, aus einer Denkschrift des Erfinders unter dem Titel: *Extract from a Memoir upon the passage of rapid rivers etc. with a description of the construction and method of application of a new Kind of boats proposed for that service, and an account of the experiments made with them by Major Sir James R. Colleton, Captain in the royal staff Corps*; mit einem zur Erläuterung dienenden Kupfer. Endlich eine biographische Sk. ze über den, am 10. Oct. 1806 bey Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Der Verf., welcher mehrere Jahre in der Nähe des Prinzen gelebt hat, gibt hier, ohne in ein überflüssiges Detail zu gehen, einen Umriss von dem Bilde dieses mit großen — durch den frühen unzeitigen Heldentod nicht vollendeten und gereiften Anlagen ausgestatteten Fürsten, welchen der Freyh. von Hornmayr an einem andern Orte so schön bezeichnet hat: "Ein Löwe an körperlicher und geistiger Kraft, voll Ehre, voll Vaterlandsinn, des Tyrannen Todfeind, Vordermann der Kriegspartey (durch unaufhörliche kleine Hindernisse erbittert, durch Reaction verwildert)" und so hat der Verf. doppelt Recht, die kleinen menschlichen Schwachheiten des lebenswürdigen und edeln Menschen und Fürsten nur leise zu berühren. Sit ei terra levis! Zuletzt noch eine Re-

cension über eine zu Leipzig 1819 herausgekommene Broschüre: Materialien zur Tactik, Strategie, und strategischer Fortification, nebst Nachrichten und Glossen über diese Künste. Jünglingen gewidmet, die Kriegswissenschaft und Kriegskünste üben. kl. 8. 93 S. Auch finden wir hier, und hernach im 11. Heft noch eine fortgesetzte Mittheilung der in mehreren critischen Journalen enthaltenen freundlichen oder unfreundlichen Beurtheilungen der militärischen Blätter, unter andern, aus der Revue encyclopédique, und die in unsern Anzeigen von 1820 Nr. 100. Der Herausg. hat sich S. 391 u. 395 über die Bewegungsgründe, die Beurtheilungen seiner Zeitschrift, in derselben selbst abdrucken zu lassen, sehr freymüthig erklärt; wobey wir selbst zwar weiter nichts zu erinnern finden, jedoch um des lieben Friedens willen, rathen und wünschen, künftig diese Critiken an ihren Ort gestellt seyn, und es jedem, der Lust dazu hat, oder dem es Noth thut, zu überlassen, die verschiedenen Ansichten und Beurtheilungen selbst aufzusuchen und zu würdigen; so wird er sich manchen Verdruß ersparen, bezweckt wird dadurch jedoch nichts, und die Herren werden sich untereinander glimpflicher und freundlicher behandeln, je genauer sie mit einander bekannt werden. Im 8ten Heft: Freye Ansichten über die bey dem groben Geschuß vorkommenden Schußarten, Beleuchtung der herrschenden Irrthümer dabey, und Vorschlag zu einer schicklichen und allgemein verständlichen Benennung: durch C. von Decker. Weiter noch ein Wort über die strategische Bedeutung von Mannheim und Ulm. Auch von einem Süddeutschen Officier, geschrieben im J. 1819. Ist eine Beleuchtung einer zu Stuttgart in demselben Jahre herausgekommnen Flugschrift: Ueber die Bedeutung von Mannheim und Ulm in dem Vertheidigungssystem von Deutschland. Im 9ten Heft, außer den Fortsetzungen, Fernere Gedanken über die leichten Truppen, welche im 10. Heft beendigt werden. Die Anekdote: Critische Lage eines Franz. Officers in Spanien; bestätigt die vielen bekannt gewordenen Beyspiele von dem brennenden, bitterm Hass eines tiefbeleidigten Volks, gegen seine Unterdrücker. Im 10. Heft: Abhandlung über den General-Staabs-Dienst, bey einer Armee in Kriegs- und Friedenszeiten. Aus einem ungedruckten Niederländischen Miscr. 1816. Fortgesetzt im

11. Heft und weiter versprochen im künftigen Jahrg. Es würde allgemein interessant seyn, über die Organisation der Generalstäbe der übrigen großen Armeen, nach ihren so verschiedenartigen Benennungen, Verhältnissen, und Einwirkungen auf die Armeen und die Kriegsführung überhaupt, zur vergleichenden Gegeneinanderstellung, detaillierte Nachrichten zu erhalten. Bericht über das Treffen bey Scheffedt am 10. Dec. 1813, zwischen den Dänischen und allirten Truppen; zur Berichtigung der Bemerkungen eines Ungenannten im polit. Journ. v. 1819, und der Antwort des Hrn. v. Jahn vom Dänischen Capitain von Hoegh. Die Fortsetzung folgt im 11. Heft, der Schluß aber, mit dem dazu gehörigen Plan, wird im folgenden Jahrgange versprochen. System eine Festung nach 5 bis 6tägiger Belagerung zu erobern, und in einer Entfernung von 500 bis 700 Yards (1500 bis 2100 Engl. Fuß) in höchstens 2 Tagen, Bresche in den Hauptwall zu legen; die Fortsetzung folgt im 11. Heft. Der Schluß mit dem dazu erforderlichen Kupfer hoffentlich im künftigen Jahrgange. Endlich noch die Recension einer im J. 1818 zu Namur herausgekommener kleinen Schrift: Relation d'un Voyage en Espagne dans les Années 1811, 1812, 1813 et 1814 par un Officier d'Artillerie. 8. (Angeblich vom Niederländischen Artillerie-General Homen.) Das Werkchen mag sich angenehm lesen lassen, aber die Kriegswissenschaften werden keinen Gewinn dadurch erhalten, und so ist die Recension denn wohl nur ein Avis au lecteur, und in militärischer Rücksicht nicht zu prüfen. Das 11. Heft enthält außer den Fortsetzungen mehrerer früher angefangenen Abhandlungen, einen Anfang eines Aufsatzes über das Hannövr. Militär, und dessen neueste Organisation im J. 1820, dessen ausführliche Vollendung wir im künftigen Jahrg. erwarten sollen. Bemerkungen über das Werk: Unterricht Friedrichs II. für die Generale seiner Armee. Wir wünschen dabei nur, daß die so oft wiederholten Anzeigen und Beurtheilungen, Bemerkungen zc. des in seinem Fach wirklich klassischen Buches, sein wirkliches ernstliches Lesen und Studieren befördern mögen. Auch diese Fortsetzung soll noch erfolgen. Johann Bernhard Virgins, Kön. Schwed. General-Majors, Directors der Befestigungen des Reichs und Stifter des Schwert-Ordens, Vertheidigung der Festungen im Gleichgewicht mit dem Angriff. Uebersetzt von J. N. Ritter von Kysander, Oberlieutenant im Kön. Baierschen Ingenieur-Corps, und Lehrer der Tactik im Kön. Cadettencorps zu München. Mit 14 Planen, 1820. Wovon die Fortsetzung noch folgen soll. Zuletzt eine Anzeige, der in

England im J. 1819 erschienenen militärischem Werke, zu dessen Vervollständigung und Fortsetzung der Herausg. alle seine Freunde und Leser auffordert. Hier sind deren nur 15 aufgeführt. 12. Heft enthält zuerst Ansichten über das Steigen und die Bahn der Raketen. 2. Ueber die Einrichtung der Kön. Divisionschulen im Preuss. Staat. 3. Die ausführliche mit Noten versehene Rec. einer zu Paris bey Brissot L'Hayars 1820 herausgekommenen Schrift: Observations sur la Cavallerie légère, et projet d'Organisation d'un nouveau Corps d'Eclaireurs. Diese drey Abhandlungen sind jedoch hier nur Anfänge, Ankündigungen — Vorläufer, deren Fortsetzungen und Ausführungen im künftigen Jahrg. zu erwarten sind. Endlich beschließt den Band und den Jahrgang, die Fortsetzung des im 6. Hefte befindlichen Aufsazes: Uebersicht der bestehenden Deutschen militärischen Zeitschriften vom Jan. bis Jun. 1820, mit Noten. Nämlich die Besterr. mil. Zeitschrift für 1820. Das Berliner mil. Wochenblatt; herausg. vom General-Major von Stühle von Lilienstern- und Major von Decker. Der 2te Jahrg. vom mil. Taschenbuch. 1820. Der Zeitschrift für Kriegswissenschaften 3. Heft von 1819 und 3 Hefte vom J. 1820. Directoren sind der Maj. v. Breithaupt und Hauptmann v. Käusler. Kriegsschriften, herausg. von Baierschen Officieren, München, 1820, herausg. vom O. Lieut. N. v. Eylender, O. Lieut. Freih. v. Aretin. 3 Hefte. Mil. Litt. Zeit. Berl. 1820. Wovon bisher erst 4 Hefte herausgekommen sind. Herausg. vom Verleger, dem Buch. Mittler in Berl. — Diese kurze Uebersicht gibt eine hinreichende Ueberzeugung, daß der Herausgeber sich ernstlich bemüht, diese Zeitschrift durch Mannichfaltigkeit der Gegenstände für seine Leser immer interessanter und nützlicher zu machen, und daß er dabey ohne Vorliebe und ohne Rücksicht auf die verschiedenen Heere, Systeme, u. andere Verhältnisse, mit großer Unparteylichkeit verfähret. Gern bemerken wir auch, wie er mehrere Winke beachtet, die früher zu steife systematische Abtheilung und Bezeichnung der Materien vermieden, und der Zeitschrift dadurch ein freieres Ansehen gegeben hat. Da er gegenwärtig immer 2 Hefte, in einem farbigen Umschlage vereinigt, ausgeben läßt, so wird er auch ohne Zweifel künftig die Aufsätze mehr zusammenhalten, und im Ganzen liefern wollen. Dieses Auseinanderreißen der Aufsätze in mehreren Heften, Bänden, ja sogar bey einigen, das Hinüberweisen in verschiedene Jahrgänge, muß nothwendig sowohl für die Verf. selbst, als auch für die Leser unangenehm seyn; und dann möchten wir auch die Klage, daß die Pläne und Kupfer zu Aufzügen, welche ohne sie unverständlich sind, fehlen — sehr natürlich und gerecht finden, und durch die Versicherung des Hrn. Herausgebers, daß solche mit dem Schluß derselben — erst im folgenden Jahrgange folgen würden — nicht genugthuend beseitigt zu seyn a'uben,

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.

Den 15. Februar 1821.

B e r l i n.

Das dritte Heft des vierten Bandes der Zeitschrift ist doppelt so stark, wie ein gewöhnliches, und enthält ein ganzes, 225 S. und sechs große Blätter Tabellen starkes, Buch, welches der Verf. dieser Anzeige für eine der merkwürdigsten Entdeckungen im Römischen Rechte, an Werthe gleich auf die neu aufgefundenen Quellen folgend, halten muß und welches recht bald und recht zur Benutzung und Nachahmung anpreisend bekannt zu machen, er sich schon lange gefreut hat, so lange nämlich als ihm der Hauptgedanke mündlich und manches Einzelne schriftlich mitgetheilt worden ist. Es heißt: die Ordnung der Fragmente in den Pandecten-Titeln, Ein Beytrag zur Entstehungsgeschichte der Pandecten. Von Hrn. D. Fr. Bluhme aus Hamburg. Kurz läßt sich die Sache so angeben: hier sind die vollständigen Ueberschriften der Stellen, die aus der ältesten Handschrift seit bald dreyhundert Jahren so allgemein bekannt sind, zum ersten Mahle recht benutzt, oder mit andern Worten für die Leser des civilistischen Cursus und des Magazins: Wasna Magazin V. S. 270 bis 276 nach Augustinus und Jac. Gothofredus nur von den zwey letzten Titeln der Pandecten gesagt ist, trifft bey allen, und der Schluß

des S. 150 noch in der neuesten Ausgabe des Lehrbuchs der Encyclopädie ist ganz falsch. In allen Titeln der Pandecten sind, wie hier gezeigt wird, die excerpirten Stellen hauptsächlich nach den Büchern, aus welchen sie herühren, nicht bloß nach den Verfassern, und deren Namen wußte man ehemals allein, auch nicht immer nach den Werken, sondern, wo dieß nicht ist, nach den Büchern derselben Werke, geordnet, und zwar so, daß entweder Stellen aus Büchern über Sabinus, und aus denjenigen Büchern über das Edict, welche zu Sabinus gehören, d. h. aus denen, die in der Mitte stehen, bey der pars de rebus von den Contracten, und als libri singulares von der Ehe, der Tutel, der Erbes-Einfetzung und den Legaten handelten, — oder die Stellen aus den andern Büchern ad edictum, dem ersten und dem letzten Drittheil — oder endlich die Stellen aus Papinian's quaestiones, responsa und definitiones an der Spitze stehen. Jede dieser Art von Stellen hat dann etwa Stellen der beiden andern Arten oder einer davon, hinter sich. Zu den Büchern ad Sabinum gehören aber auch alle institutiones und alle regulae. Das läßt sich begreifen, denn Beydes, sowohl die libri juris civilis von Sabinus, als die Institutionen und regulae, waren streng geordnete Uebersichten des jus civile, nur Erstere in dem frühern, unvollkommeneren Versuche; wie aber eine Menge Bücher bald desselben Rechtsgelehrten, bald über denselben besondern Gegenstand z. B. de adulteriis, de publicis judiciis, ad legem Juliam et P. P. durchaus ganz bestimmt an eine von diesen drey Reihen sich anschließen, dafür läßt sich bis jetzt gar kein Grund errathen, aber es ist nun einmahl so, und Hr. D. B. gibt von jeder Stelle in den Pandecten, die nicht da steht, wo sie nach dieser Ordnung stehen sollte, Rede und Antwort. Entweder ist eine solche eine Anfangsstelle, wie ihrer in etwa vierzig Titeln eine oder mehrere, in 21, 1. von 58 Stellen

gar 45 vorkommen, bey welchen bloß auf den Inhalt gesehen ist, was denn am meisten die irrige Meinung veranlaßt hat, wenigstens in der ersten Hälfte jedes Titels, außer den zwey allerletzten, sey bloß der Inhalt und nie die Quelle jedes Excerpt berücksichtigt worden. Oder es sind Zusammenstellungen z. B. der angeführten Stelle bey der anführenden, oder Zusammenschmelzungen, wo aus einer ganz ähnlichen Stelle nur eine einzelne nähere Bestimmung hinzugekommen ist, beides weit häufiger in den Titeln des ersten Buchs, als in den letzten Büchern, weil dort der Eifer noch nicht erkaltet war und man nicht so auf die Beendigung trieb. Oder es sind Nachträge am Ende des Titels, welche Nachträge dann auch wieder zu der Bemerkung verleitete haben, am Ende setzen die Stellen ohne Rücksicht auf den Inhalt abgeschrieben, wie man sie etwa noch der Mühe werth fand aufzunehmen, und doch keine passende Verbindung dafür gefunden hatte. Oder endlich es sind Stellen aus einigen Werken, die zur dritten Reihe der Papinianischen gehören, die aber, nach der im §. 42 und 43 sehr schön ausgeführten Vermuthung, scheinen später herbeigeschafft worden zu seyn, als die andern. Nur von gar wenigen Stellen bleibt nun weiter keine Erklärung übrig, als die, daß sie durch irgend einen Zufall sich aus Reihe und Glied verirrt haben, und man könnte dieses bey einem so schlechten Zeitalter noch viel öfter erwarten, zumahl da Justinian auf die Anordnung der einzeln Fragmente eines Titels so gar keinen Werth setzt, daß er nicht davon spricht.

Gerade so, wie diese drey Reihen, folgen auch die einzelnen in einer Reihe ausgezogenen Bücher auf einander z. B. die quaestiones von Papinian sind immer vor den responsa ausgezogen, wenn nicht etwa auch da wieder eine der vorhin erwähnten Veranlassungen zu einer Abweichung von der Regel eintritt. Doch ist die Ordnung in jeder einzelnen Reihe bey Weitem so wichtig nicht, wie die der drey

Reihen im Ganzen gegen einander, und Hr. D. B. hat sich mit Recht begnügt, an einigen Beyspielen zu zeigen, wie auch dort *exceptio firmat regulam*. Nun aber diese drey Reihen selbst, wie sind sie in ihren Grundzügen entstanden? Wem man sagt, Institutionen und der Theil des Edicts, der sich an diese anschließt (*libri singulares*), sey N. 1., das übrige Edict N. 2., und Papinian N. 3., dem wird gewiß bald (die Erfahrung hat es seit dieser Entdeckung schon oft gelehrt) die bey der Abfassung der Pandecten noch übliche Vertheilung der Vorlesungen auf drey Jahre einfallen, wo ja im ersten Jahre Institutionen und was sich daran anschloß, im zweyten die *Prota*, im dritten Papinian vorkamen, und wo sogar die Zuhörer im zweyten Jahre *Edictales* hießen, ob sie gleich schon vorher über die *libri singulares*, die auch aus dem Edicte waren, gehört hatten, die im dritten Jahre *Papinianisten*, und wo sich aus dem Namen *Dupondii* für die im ersten Jahre allenfalls noch der vernünftige Sinn rathen läßt, es waren die jungen Herren, welche über die Lehre *ex asse fit dupondius* sich wunderten, und diese kam gewiß im ersten Jahre, sowohl in den Institutionen, als in einem *liber singularis*, dem dritten nämlich, vor. Nach dem Muster von diesen drey Theilen wurden dann auch die sämtlichen, wie hier sehr schön gezeigt ist, von *Tribonian* herbeygeschafften, meist sehr seltenen, noch mehr aber einander oft gar ähnlichen, Bücher an drey verschiedene Deputationen, Commissionen, oder wie man sie nennen will, der siebzehn Arbeiter vertheilt; jede machte ihre Auszüge für sich und dieß, so viele Auszüge von Stellen, war die Hauptsache, wie es wenigstens *Justinian* vorstellt; das Zusammenfügen aller Auszüge zu einem Ganzen hielt er für leichter, das Einzige, was dabey zum Voraus entschieden war, bestand darin, es müßten gerade funfzig Bücher werden, nicht eines mehr und nicht eines weniger. Daß ge-

rade drey Jahre an den Pandecten gearbeitet wurde, scheint auch mit diesen drey Reihen und mit dem dreyjährigen Cursus zusammen zu hängen, vollends wenn man annimmt, jeder Lehrer, wenigstens mancher, habe den ganzen Unterricht, aber in drey verschiedenen Jahren, gegeben, ungefähr wie einmahl in Bourges eine solche Vertheilung der Pandecten unter vier Lehrer versucht ward. Während nun, z. B. Theophilus die Institutionen und die libri singulares, deren Verbindung mit den Institutionen auf dasselbe erste Jahr in der constitutio ad antecessores so sehr getadelt und so gar nicht erklärt wird, las, zeichnete er sich die ihm dabey vorkommenden Stellen aus; eben so machte er es im folgenden Jahre bey den Prota und der pars de judiciis, und endlich im dritten Jahre mit Papi- nian. Der Professor selbst, oder andere Mitglieder der Commission, zogen nun auch noch Bücher aus, die bey den Vorlesungen nicht erklärt wurden. Fragt man nun, wenn Theophilus drey Jahre brauchte, Stellen auszuzeichnen, welche Zeit blieb ihm, die ausgezeichneten Stellen zu verarbeiten oder verarbeiten zu helfen, so fallen dem, der auf einer hohen Schule lebt, gewiß leicht die Ferien ein. Daß es solche zwischen zwey Jahren gegeben habe, sagt uns zwar Niemand; es ist aber doch wohl ziemlich eben so sicher anzunehmen, als daß auf den Rechtsschulen die Lehrer und die Lernenden auch gegessen und geschlafen haben, ja sogar man kann vermuthen, die Ferien waren eher lang als kurz, theils weil es jährlich nur einen und nicht zwey Zwischenräume von einem "Schuljahre" zum andern gab, theils weil die Leute nicht Viel lernten und lange Ferien ein sehr bewährtes Mittel dazu sind. Die Ferien mögen auch die Bedenklichkeit heben, die sonst so natürlich aufstößt, wie zwey Professoren aus Beryt, die doch wohl auch ihre Vorlesungen halten und schwerlich ihr Hest nur durch einen Samuel dictiren lassen sollten, in Constantinopel

im Palaste gegenwärtig seyn konnten; da Justinian ausdrücklich zweymahl sagt, daß er seine Arbeiten zusammen berufen habe. Daß die drey Massen von Schriften völlig zu gleicher Zeit neben einander ausgezogen worden seyen, wird auch dadurch unwahrscheinlich, die Bearbeiter der Edicts-Masse, und vollends die der Papinianischen, hätten ja erstaunend Vieles ganz vergebens abschreiben oder wenigstens anzeichnen müssen, was man nachher doch nicht aufnahm, weil es schon mit Stellen aus der Sabinus-Masse belegt war. Nur das ist auffallend, die 26 Bücher von Ulpian ad edictum, die zur Sabinus-Masse gehören (B. 26 : . 51), sind fast gar nicht stärker benutzt, als die 25 ersten Bücher die in einer Reihe und die 30 letzten, die in drey verkehrten Absätzen, vom sechs und funfzigsten an bis zum edictum aedilium einschließlic, dann, wie hier wahrscheinlich gemacht wird, als zwey von der Sabinus-Commission herübergegebene Anhänge, vom vier und funfzigsten an und endlich die Masse vorkommen. Jenes mittlere Drittheil begreift bey Hommel 124, und jedes der beiden andern 110, oder das letztere mit dem Werke ad ed. aed. 120 S. Die einundfunzig Bücher von Ulpian ad Sabinum, das, nächst Ulpian ad ed., bey weitem am stärksten benutzte Werk, begreifen nur 130 S. und sie stehen doch in der Sabinus-Masse neben demselben Werke von Pomponius und von Paulus ganz vorn.

In den zwey ersten partes der Pandecten hat die Edicts-Masse das Uebergewicht; viele dieser elf Bücher enthalten keinen einzigen Sabinus-Titel d. h. keinen, wo die Sabinus-Stellen, die Zugaben mitgerechnet, vorn stehen, was fast immer beweiset, daß ihrer die meisten sind. Nur bey ganzen Büchern, bey dem ersten, das so viele allgemeine und so viele kleine Titel enthält, und, was man gewiß nicht errathen würde, bey dem siebenten, also bey der Lehre vom usus fructus, der also ganz anders behandelt ward, als die Lehre von den servitutes praediorum

ist dieß der Fall. In den drey folgenden partes ändert sich das Verhältniß gewaltig; da sind der Edicts-Titel d. h. der Titel, wo Stellen aus der zweyten Masse die ersten und meisten sind, nur in einem einzigen Buche einer mehr, als der *Sabinus*-Titel, und meistens sind ihrer viel weniger oder es ist gar keiner. Bey den drey Büchern, die die Stelle von *Papinian* vertreten sollen, bey welchen es *Justinian* so sehr rühmt, wie viel von *Papinian* darin sey, wo denn fast jeder Titel mit einer Stelle aus *Papinian* anfängt, sind doch der eigentlichen *Papinianus*-Titel (dieser Ausdruck bedarf nun wohl keiner Erklärung mehr) nur wenige, und nur in dem zweyundzwanzigsten Buche, das ja ohnehin so gar nicht dahin gehört, daß *Justinian* sich nicht einmahl getraut, einen Grund anzugeben, warum es da stehe. Dieses so sehr gemischte Buch macht wohl gerade um deswillen mit zwey Büchern, jedes über eine andere Lehre, ein Ganzes aus, weil da *Papinian* so stark benutzt wurde, wie es bey diesen geschehen sollte. In der zwey letzten partes, die ja so viele Titel enthalten (fast die Hälfte von allen) und deren Bücher so groß sind (im Durchschnitte doppelt so groß, wie die der zweyten pars), sind der *Sabinus*-Titel zwar mehr, als der Edicts-Titel; der Unterschied ist aber so sehr groß nicht, wie denn noch die zwey letzten Titel, deren Inhalt so gar nicht entscheiden konnte, der eine (*de verborum significatione*) nach der Ordnung der Edicts-Titel, der andere (*de diversis regulis juris antiqui*) nach der der *Sabinus*-Titel gestellt ist, um dadurch beyden Anordnungen gleiches Recht wiederfahren zu lassen. Im Ganzen verhalten sich die drey Massen so, aus der *Sabinus*-Masse sind fünf, aus der Edicts-Masse vier, und aus der *Papinianus*-Masse drey Theile. Letztere steht also weit nicht so im Schatten, als man nach der geringen Zahl von Titeln, die mit ihr anfangen (es sind ihrer nur sechszehn), erwarten sollte, denn die meisten Titel enthalten Stellen aus allen drey Massen. Ob aber ein Titel mit der *Sabinus*-Masse oder mit der Edicts-Masse anfängt, scheint bey Weitem nicht immer aus dem Inhalte zu erathen, je nachdem es eine alte oder neue Lehre war. — Unter den vielen vorröflichen Bemerk-

fungen, die unmöglich alle auch nur angedeutet werden können, siehe hier nur noch folgende aus S. 11. Es gibt mehrere Titel, deren jeder zu zweyen angelegt gewesen ist, wie sie es in der Constitutionen-Sammlung auch meist noch sind, namentlich 1, 3. ist 3a de legibus sonatusque consultis und 3b et longa consuetudine, jene Hälfte die ein und dreyßig ersten Stellen aus der *Sabinus*-der *Edicts*- und der *Papinianus*-Masse, diese von fr. 32 bis ans Ende, wo die Stellen aus der *Sabinus*-M. und dann die aus der *Edicts* M. wieder von vorn anfangen. Bey drey Titeln fängt dieselbe Masse wieder von Neuem an.

In dem sechsten Kapitel deutet Hr. D. B. einige Folgerungen an, die sich aus seiner Entdeckung für das Ganze und für einzelne Stellen ziehen lassen. So widerlegt die Regelmäßigkeit der Stellung dessen, was von *Mucius Scaevola* herrührt, den schon von *Gibbon* (Anm. 85) geäußerten, an sich so wahrscheinlichen, Verdacht, daß die Stellen aus einem so alten Rechtsgelehrten bloß bey einem spätern gelegenheitlich vorkamen. Die Entdeckung der Reihenfolge aller Stellen ist aber so wichtig, daß man dabey auch wieder sagen kann, alles, was man bisher über die Schriften, die in den Pandecten benutzt sind, zu wissen glaubte, muß nun noch von Neuem mit Rücksicht auf dieselbe geprüft werden. Daß der Verf. von seiner Seite schon recht viel an Vorarbeiten gethan hat, beweiset unter andern auch die lateinische Abhandlung, die er bey Gelegenheit seines Doctorwerdens in Jena hat drucken lassen:

De geminatis et similibus, quae in Digestis inveniuntur capitibus 1820. 62 S. 8.

Doch auch davon darf hier nichts weiter gesagt werden, höchstens ist es erlaubt, noch die drey kleinen Aufsätze des neuen Hefts der Zeitschrift zu erwähnen von Verfassern, deren Namen schon längst dafür bekannt sind, daß man etwas meisterhaftes von ihnen zu erwarten habe: von Hrn. G. R. Kopp über das Alter der *Veronesischen* Handschrift des *Gajus* (sie sey wenigstens so alt, wie die Handschrift der Pandecten zu Florenz), von *Savigny* eine Anzeige von der *Thémis*, und von Hrn. H. G. R. Haubold Nachträge zu seiner Litterärgeschichte von *Julian's* Auszug aus den *Novellen*. (S. 267 Z. 11 v. u. ist das Wort: "immer" auszustreichen, *Papinianus responsa* sind das zweyte Werk der *Papinianus*-Masse, und so sagt der W. mit Recht, sie stehen beynabe am Eingange).

Hugo.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. Stück.

Den 17. Februar 1821.

H a m b u r g.

Bey Hofmann und Campe; Paris bey Treuttel und Würz; London bey Bohte; *Monographia generis Potentillarum*. Scripsit J. G. C. Lehmann, Prof. Hamburg. etc. Cum tab. aen. XX 1820. 201 S. in 4.

Monographien einer Gattung geben entweder von sämtlichen bekannten Arten die Abbildung und vollständige Geschichte, oder sie beschränken sich darauf, die Arten mit ihren Diagnosen anzugeben, auf gute Beschreibungen und Abbildungen zu verweisen, Dunkelheiten aufzuhellen, Bemerkungen hinzuzufügen und nur etwanige neue oder wenig bekannte Arten vollständiger zu erläutern. Nach dem letzten Plane ist Nestlers bekannte Monographie der Potentillengattung entworfen und man darf diese Arbeit im Ganzen wohlgerathen nennen, wenn auch der Verf. in einigen Stücken geirrt haben sollte. Etwas weiter erstreckte sich der Plan des vorliegenden Wertes, nemlich alle aufgeführten Arten auch die bekanntesten, mit neuen, alle Theile umfassenden, Beschreibungen und mit einer vollständigeren Synonymie.

D (2)

als Nestler hat, zu versehen; dabey Arten, die jenem unbekannt geblieben waren, bekannt zu machen und abzubilden. Der Fleiß, mit welchem dieses nun geschehen, verdient rühmliche Erwähnung; die schöne, aber schwierige Gattung hat dadurch einige wahre Bereicherungen erhalten und die Abbildungen sind denen in den früheren Schriften des Verfassers gleich, d. h. in Treue und Ausführung vorzüglich. Aber wozu möchten wir fragen, ganz bekannte Pflanzen und solche, von denen sehr gute Beschreibungen existiren, von neuem beschreiben? Bey zweifelhaften wird man sich doch immer nur an die erste Beschreibung des Entdeckers halten; auch läßt sich nicht läugnen, man siehet es diesen Beschreibungen öfters zu sehr an, daß sie nach der trockenen Pflanze entworfen sind, ja selbst, daß zuweilen andere Beschreibungen oder Abbildungen zum Grunde gelegen haben. Gesah dieses um der Vollständigkeit willen: so vermisset man diese auf der andern Seite in der Synonymie und in Angabe der Standörter. Es ist wahr, der Verf. führt eine weit größere Menge von Schriftstellern auf, als Nestler: allein es sind sehr oft nur solche, die die Pflanze genannt, oft ohne sie vielleicht gesehen zu haben, wie Persoon, Suter, und in einigen Fällen Nestler; oder die sie in Gartenverzeichnissen nennen, ohne neue Thatfachen über sie anzuführen; wie Willdenow, Mönch, Aiton; oder die unzuverlässig sind, wie Kroker und andere. Anderntheils aber sind diese Synonyme nur aus der letzten mit Linné anhebenden Periode der Botanik genommen; die Schriften des Clusius, der Bauhine, des Ray, Baillant, Dillenius sind daher nicht berücksichtigt, nur ihre Abbildungen werden citirt. Ja selbst die Hinweisung auf die neuern Scribenten ist unvollständig, und es fehlt z. B. bey *Potentilla Anserina*, *reptans* und *Tormentilla* die Anführung der in Treue und Vollständigkeit gleich vorzüglichen Beschreibungen und

Abbildungen von Hayne, dessen schätzbares Werk überhaupt von den Neuern auf eine tadelnswürdige Art vernachlässiget wird. Wie die Angabe der Standörter zu behandeln, hat Haller in seiner Phyto-graphie der Lauchgattung gezeigt: hier hingegen heißt es z. B. von der *Pot. verticillaris* "habitat in Sibiria": wiewohl Smelin (bey Ammann) und Pallas die Geburtsörter genau angegeben haben. Eben so verhält es sich mit andern Arten.

Die *diagnoses specierum* erscheinen durchgängig verändert, was wegen hinzugekommener Arten allerdings notwendig war: allein es fehlt ihnen die concentrirte Gestalt, wodurch sich die von Linné, Haller u. s. w. so sehr auszeichnen, auch kommen Merkmale vor, wie *caule rubente, petalis parvis, petalis calyce paulo longioribus*, was keinesweges Nachahmung verdient. Lange mit Einschleifeln versehenen *characteres specifici* zeigen gemeinlich, daß man vom Charakteristischen der Art eine verworrene Idee habe und machen die Bestimmung schwierig, ja unmöglich.

Die wohlgeschriebene Einleitung zählt das Allgemeine der Gattung auf: ungern vermissen wir darin die Angabe des Unterscheidenden der Gattung, wodurch sich Nestlers Monographie auszeichnet. Der aufgeführten Arten sind 88, wovon 24 nicht oder nur als Abarten bey Nestler anzutreffen: von diesen hat Willdenows Herbarium fast die Hälfte geliefert. 1. *Potent. Salesorii* W. En. ist aus der genannten Sammlung auf Taf. 1. gut abgebildet. 2. *P. bifurca* wird auf Krokens Angabe als in Schlesien wildwachsend angegeben, was ein Irthum ist. Statt der Nennung dieser Pflanze bey Niton, Hornemann, Persoon u. s. w. hätte Hallers Beschreibung im H. Goetting. erwähnt zu werden verdient. 4. *P. geoides* Taf. 2. Es hätte erwähnt werden sollen, daß *calycis foliola* nicht *patentia*, wie bey den nur

sten übrigen Arten, sondern erecta sind. "Foliola plerumque septem, interdum plures" ist wohl Schreibfehler. Bey 8. *P. ruthenica* keine Anführung wegen großer Verwandtschaft und vielleicht spezifischer Identität dieser Willdenowschen Art mit *P. norvegica* L., wovon sie fast nur *foliis radicalibus pinnatis* unterschieden ist. Nestler findet noch einen Unterschied in der verschiedenen Dauer, da *P. norvegica* jährlich seyn soll, allein beide Arten sind gewiß zweyjährig, selten bis ins dritte Jahr dauernd, wie wir durch öftere Cultur erfahren haben. 11. *P. Sprengeliana* aus dem Willdenowschen Herbarium auf Taf. 3 abgebildet, ist der *P. rupestris* gar sehr verwandt, hat aber gelbe Blumenblätter. 12. *P. fragarioides* W. eben daher, hat eine vortreffliche Abbildung auf T. 4. erhalten. 13. *P. palustris* heißt Linné's *Comarum* mit *Mench* und *Scopoli*. 14. *P. pensylvanica*. Die Diagnose ist nicht wohl gerathen, diese Art hat weder *folia interrupte-pinnata*, noch *foliola truncata*; auch möchte es schwer seyn, die *P. viscosa* Nr. 15. von ihr scharf zu trennen. — 16. 17. 18. *P. Filipendula*, *tanacetifolia*, *Sanguisorba*, sämmtlich aus der Willdenowschen Sammlung werden als neue Arten angegeben und die letzte auf T. 5. abgebildet: in der Diagnose von 17 heißt es zu zweyen mahlen: "*foliolis lanceolatis, terminale petiolatum*". 22. *P. sericea* erhält hier die erste gute Abbildung auf Taf. 6—27. *P. virgata*, eine neue Art, die der *Bf.* getrocknet, er sagt nicht wo? sah, scheint der *P. argentea* sehr verwandt. 29. *P. astrachanica* Jacq. ist und bleibt der *P. recta* L. höchst verwandt, denn *folia floralia tripartita* finden sich auch an dieser: es hätte deßhalb Jacquins Beschreibung beybehalten werden mögen, der die Art abgesondert zu haben scheint, weil seine *P. recta*, wie bekannt,

nicht die Linnéische war. Unter 30. *P. recta* L. setzt Verf. nach Ansicht von Willdenow's Herbarium, die *P. pilosa* W. (*hirta* All.), die bey Nestler zu *P. hirta* gezogen worden: allein Willdenow's Beschreibung, so wie die Abbildung von Allioni meinen doch unstreitig die *P. obscura*, an der auch wir nur *folia radicalia quinata. nec unquam septenata*, bemerkten. 32. *P. pedata* W. hat keinesweges aufrechte Stengel, wie es in der Diagnose, nach Nestler's Vorgange heißt, sondern niederliegende, wie sie Schrank in den *Pl. rarior. h. Monac.* mit Recht nennt. 33. *P. laciniosa* W. K. Mit Abbildung der cultivirten Pflanze auf Taf. 7. 35. *P. hirta* nach wilden Exemplaren beschrieben und auf T. 8. abgebildet, scheint die nehmliche, welche in den Gärten (sfr. Willd. Enum.) unter diesem Namen gebauet wird und wovon *P. laciniosa* ohne Zweifel eine bloße Abart ist. Ob aber auch Linné's Pflanze die nehmliche sey, scheint noch eben so wenig ausgemacht, als die Synonyme noch einer Revision bedürfen. Einige derselben gehören ohne Zweifel zu *P. obscura* oder *pedata*; unter den Standortern aber ist Schlesien auszustreichen, indem Kroker und Mattuschka eine ganz andere Pflanze gemeint haben. 36. *P. taurica* Taf. 9. ist *P. hirta* Flor. Taur. Caucas. Mit 37. *P. canescens* Dess. verbindet Verf. nach Nestler's Vorgange mit Recht *P. hungarica* W. *adscendens* W. *inclinata* Vill. *viminea* Schrad. und *intermedia* Wahlenb., unterscheidet aber mit demselben die *P. intermedia* Vill. Dec eine uns unbekannte Pflanze, wozu *P. opaca* E. Bot. 39. *P. Guentheri* Sp. mit einer Abbildung auf Taf. 10. mußte den früheren Namen *P. Wimanniana* behalten. Diese Art blühet nicht "media aestate" sondern früher als *P. argentea* im May und Anfange des Junius. 40. *P. collina* Wil. ist bloß durch

stumpfere Blattzähne von 39 verschieden und ohne Zweifel Abart davon. 44. *P. opaca* L. Unter den Synonymen ist *Smith. Prodr.* und *Hall. Helv. 1120* auszustreichen. Eine gute Abbildung der Pflanze, wie sie nach dem Verblühen aussiehet, gibt *Hermann Parad. Bat. † 77*) unter dem Namen *Pentaphyllum Cassubicum minus*. Die Bracteen der Wurzelblätter sind bey dieser Art lancettförmig, bey *P. verna* linienförmig; *P. verna* bestimmt mit der Zeit einen *caudex adscendens subfruticosus*, *P. opaca* nicht. Der Name dieser ist keinesweges von der dunkeln Farbe der Stengel sondern vom Standorte abzuleiten: denn meistens findet sich die Pflanze an behaarten Hügelabhängen unter Gesträuchen. 45. *P. verna* L. Auch hier möchte unter den Synonymen manches zu tilgen seyn, weil die meisten Schriftsteller, so von ihr reden, sie mit der *P. cinerea* verwechseln. 46. *P. croce* a Schl. (*salisburgensis* Jacq.), die *Nestler* mit *P. verna* verband, ist hier davon getrennt und mit Recht. Dieses soll die *P. aurea* *Smith. et fl. Dan.* seyn, ist aber gewiß nicht *Linne's P. aurea*, wie aus Beschreibung und Synonymen in der *Sp. pl.* erhellet. Durch einen Gedächtnißfehler wird daher *P. aurea* *Smith.* zur gleichnamigen *Linne'schen* Art noch einmahl citirt. 50. *P. petraea* aus der *Willdenowschen* Sammlung mit Abbildung auf *T. 11.* 51. *P. subcaulis* ist *P. cinerea* *Nestl.*, eine Pflanze, die im N. Westen von Deutschland, in Scandinavien und England nicht vorzukommen scheint. 54. *P. Clusiana*. Es fehlt *Clusii* gute Abbildung (*Hist. rar. II. 105*) so wie die vortreffliche Beschreibung *Hallers* (*Fl. Helv. §. 47. 50.*). 55. *P. caulescens*. Hieher *Hall. Fl. Helv. §. 48. 51. Stirp. Helv. 1123.* Die letztgenannte will unser *Wf.* von *P. caulescens*, wohin sie bey *Willdenow* gezogen, zu *P. alba* versetzt wissen, mit Unrecht, wie die eigene Ansicht der Beschreibung sogleich lehren wird. 59. *P. stipularis*. Auch hier hätte *Hallers* Beschreibung (*H. Goetting. Ed. 2. 106*) eine Erwähnung verdient. 60. *P.*

flagellaris aus Willdenows Nachlasse mit einer Abbildung auf Taf. 12 hat große Verwandtschaft mit *P. reptans*. 61. *P. simplex* Mich. Hiemit wird *P. sarmentosa* W. En. verbunden. Beide aber sind in der That allzunah mit *P. reptans* verwandt und bey Vergleichung Americanischer Exemplare vermögen wir keinen guten Character aufzufinden. 63. *P. nemoralis* ist dem Verf. mit *Nestler* die Linnéische *Tormentilla reptans*; für die erste gute Abbildung davon müssen wir dem Vf. sehr danken. Die Art stehet hier mit Recht unter denen *foliis quinatis*, wiewohl nicht zu läugnen, daß *fol. ternata* häufiger vorkommen. 64. *P. Tormentilla* ist *Tormentilla erecta* L. Statt der vielen Citate neuerer Autoren, die einander zum Theile abgeschrieben, hätten wir eine Nachricht über das *Pentaphyllum Cassub. majus* Herm. Par. Bat. 211. t. 76. gewünscht, welches, obschon der *P. Tormentilla* verwandt, doch Hermann sorgfältig davon unterscheidet. 65. *P. norvegica* wächst auch in Böhmen. 67. *P. elatior* aus Willdenows Herbarium mit einer Abbildung Taf. 14. kömmt der *P. norvegica* sehr nahe. Auf eine geringe Verschiedenheit der Größe der Blumenblätter scheint der Vf. zu viel Werth zu legen. 70. *P. fragiformis* aus Willdenows Sammlung Taf. 15. abgebildet, können wir nicht von *P. grandiflora* unterscheiden, welche keinesweges immer *pilos patentes*, *petala calyce duplo longiora* hat. Auch der Name ist übel gewählt. 72. *P. villosa* Pursh. eine schöne Art von der Insel Unalaska ist auf Taf. 16 vorgestellt. 74. *P. velutina* ist *Decandolle's*, nicht *Linné's* und *Anderer's*, *P. subacaulis*. 75. *P. Vahliana* ist *P. hirsuta* Fl. Dan. *Calycis foliola irregularia* soll heißen *inaequalia*. 77. *P. splendens* Dc. *Vaillant's* schöne Beschreibung (*Bot. Par. 55*) hätte doch eine Anführung verdient. 78. *P. frigida*. Hier fehlt unter den Schriftstellern *Willars*, der erste Benenner. Dagegen ist zu bezweifeln, daß *Haller's* Pflanze die nehmliche sey. 79. *P. Brauniana* Hopp. Es

fragt sich nach allem vom Vf. angeführten doch noch sehr, ob sie nicht Alpenabart von *P. verna* sey. 80. *P. nana* aus Willdenows Herbarium mit Abbildung Taf. 17 ist der *P. grandiflora* verwandt. 82. *P. uniflora* Ledeb. abgebildet auf Taf. 18. hat Ähnlichkeit mit *P. nivea*; so wie 84. *P. angustifolia* aus der Willdenowschen Sammlung mit Abbildung auf Taf. 19 zu bemerken ist, daß Decandolle im Suppl. Fl. Gall. bereits eine andre *P. angustifolia* hat. 85. *P. nitida* wird unter den Arten *fol. ternatis* aufgeführt, indem der Vf. niemals *fol. quinata* wie Linné daran beobachtete. Aber auch Willars sah dergleichen und zuweilen durchgängig (Delph. III. 575). 86. *P. Bocconi* soll "in monte Norica" wachsen: hier hat der Verf. aus Nestler abgeschrieben, denn Boccone sagt: sie wachse nelle montagne di Norcia (in montibus Nursinis). Von einem Monographen darf man allerdings verlangen, daß er alles selber untersuche und vergleiche. 88. *P. biflora* aus Willdenows Nachlasse auf Taf. 20 vorgestellt, ist mit *P. multifida* zu vergleichen. — Ein Verzeichniß von "Species in quas inquirendum" so wie ein vollständiges Register machen den Beschluß.

Dürfen wir nun noch über das Ganze ein Urtheil hinzufügen, so glauben wir, der Vf. habe die Geschichte der Gattung um ein Bedeutendes bereichert, eine und die andere verworrene Art auseinandergesetzt und in den Abbildungen große Sorgfalt bewiesen; indessen glauben wir seinem Verdienste keinesweges zu nahe zu treten, wenn wir dafür halten, seine Gabe würde in Form von Beyträgen zum Nestlerschen Werke reiner und vollkommener gewesen seyn. Der Druckfehler sind viele, von denen nur ein Theil als "Vicia graviora" angezeigt worden. Druck und Papier sind gut, jedoch mit denen des genannten Werkes nicht zu vergleichen. L. C. T.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 17. Februar 1821.

L o n d o n.

Journal of a route across India through Egypt to England, in the latter end of the year 1817, and the beginning of 1818, by Lieutenant Colonel Fitzclarence. 1819. 4. 501 S. mit 19 Kupfern.

Der Verfasser dieser Reise ist derselbe tapfere Officier, der sich bey der Gefangennehmung von Chistlewood und seinen Verschwornen so muthvoll auszeichnete. Er diente in Indien; ward aber in der auf dem Titel bemerkten Zeit mit Depeschen nach England geschickt. Aus der neuesten Geschichte Indiens ist bekannt, wie wichtig die Jahre 1817 und 1818 für die Britten dort geworden sind; indem die Bekriegung der Pindaris zu der Bekriegung und Demüthigung der mächtigsten Marattensfürsten, die mit ihnen Verbindungen angeknüpft hatten, führten; woraus die jetzige Lage und entschiedene Uebermacht der Engländer in dem ganzen diesseitigen Indien sich entwickelt hat. Dieß sind daher auch die Gegenstände, über welche das Werk des Verf. sich verbreitet; und worüber er die ausführlichsten Aufklä-

rungen gibt. Sie reichen aber nur, was wir bedauern, bis zu dem Zeitpunkt, wo der Verf. sich zu Bombay einschiffte; es fehlt daher der letzte Ausgang. Ein großer Theil des Werks ist also der genauen Erzählung der militärischen Vorfälle gewidmet; wovon das Detail für unsre Leser schwerlich ein Interesse haben kann. Der Verf. beschränkt sich aber nicht bloß darauf; sondern gibt über alle die Merkwürdigkeiten Auskunft, welche sich ihm auf seiner Reise darboten. Diese ging aber von der Grenze Bengalens am Jumna quere durch die diesseitige Halbinsel über Nagpur, Aurungabad, Punah nach Bombay; größtentheils durch Gegenden, die noch wenig besucht sind; die damahls mehr oder weniger der Kriegsschauplatz waren; so daß die Reise bald nur im Gefolge von Armeecorps, fast nie aber ohne militärische Bedeckung gemacht werden konnte. Der Verf. hat seine persönlichen Begebenheiten von denen des Kriegs zu trennen gesucht; und die einen und die andern in abgesonderten Kapiteln erzählt. Man lernt in ihm einen unermüdet thätigen Reisenden kennen, der mit vielen Vorkenntnissen ausgerüstet ist; und dessen Erzählungen bey allem, was er selber sah, der Stempel der Wahrheit aufgedrückt ist. Daß er übrigens als Britte spricht, daß er die Herrschaft seines Vaterlandes über Indien als die größte Wohlthat für dieß Land betrachtet, wird man ihm um so eher verzeihen, da allerdings der jetzige Zustand der unter Brittischer Herrschaft stehenden Theile Indiens im Vergleiche mit den Ländern der einheimischen Fürsten nicht nur nach seinen, sondern auch nach andern Nachrichten, diese Ansicht vollkommen bestätigt. — Die Pindaris fangen unter diesem Namen, der Frenbeuter bedeuten soll, seit 1761 an zu erscheinen. Mächtig werden sie jedoch erst seit dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts. Erst 1812 wagten sie indeß die Angriffe auch auf das Britische Gebiet. Ihre Wohnsitze waren hauptsächlich

an dem Nordufer der Verbudda. Von hier aus überfielen sie nahe und entfernte Ortschaften, plünderten sie aus, marterten die Einwohner, und erprekten von ihnen die Geständnisse ihres verborgenen Eigenthums, mit ganzlichem Verleugren alles menschlichen Gefühls. Sie machen ihre Streifzüge nur zu Pferde; und wegen ihrer keißenden Schnelligkeit — 80 E. Meilen Einen Tag, 300 in Einer Woche nach einem sehr mäßigen Anschlag, — ist es fast unmöglich, sie einzuholten. Um die Zeit, als der Krieg gegen sie begann, überschätzte man ihre Macht auf 40,000 Reuter. Man beschloß sie auszurotten; im Jul. 1817 verließ der G. Gouverneur, zugleich Obergeneral, Marquis Hastings (L. Moira) Calcutta, und stellte sich selber an die Spitze. Der Zustand von Indien, und die Verhältnisse der einzelnen Maratten-Staaten, der größern wie der kleinern, wird hier zunächst von dem Verf. in einer deutlichen Uebersicht vorgelegt. Mit dem Scindia, dem mächtigsten und unabhängigsten von ihnen, (nur ein Brittischer Resident war an seinem Hofe oder in seinem Lager) war man in Freundschaft: der Rajah von Nagpur (der Dumsla) war 1816 gestorben; sein Nachfolger hatte ein Brittisches Truppen-corps. in Sold nehmen müssen. Den ersten Verdacht erregte der Peischwa; der einen von den Engländern einst wegen eines Mordes bestrafte Minister wieder sein Vertrauen schenkte. Bereits im Junius 1817 mußte er einen Vertrag unterzeichnen, durch den er allen Verhältnissen mit den übrigen Marattenfürsten entsagte. Zu diesen gehören noch der Holcar in Malba, und der Guikwar, der den größten Theil von Guzerat beherrscht, und den Engländern besondre Verbindlichkeiten hatte. Andre kleine Rajahs brauchen nicht erwähnt zu werden. Der Nizam (oder König von Decan) als Mahomedanischer Fürst, gehört nicht zu den Maratten; stand aber so wie der Rajah von Mysore, der Ra-

E (2)

bob von Dube, und der König von Tanjore in völliger Abhängigkeit von den Engländern. In Delhi ist ein Englischer Resident, der die Aufsicht für den G. Gouverneur über das ganze N. Westliche Indien führt. — Aus diesem Aulen geht hervor, wie fest gegründet schon bey dem Anfang des Kriegs die Macht der Britten in Indien war. Der Krieg hat sie wahrscheinlich auf lange Zeit unerschütterlich befestigt. Der Peshwa und der Bunsia sind abgesetzt; der Scindia und Holcar wehrlos gemacht. — Statt jener Kriegsbegebenheiten heben wir einige einzelne Merkwürdigkeiten aus dieser Reise heraus. Da der Weg über Aurungabad ging, so beschloß der Verf. die benachbarten Tempelgrotten von Ellore zu besuchen; welches jedoch nur unter einer starken Escorte möglich war. Die Stadt Aurungabad, vorwärts die Residenz des Nizam, liegt halb in Trümmern, seitdem sie aufgehört hat dieß zu seyn; ein Loos, das sie mit mehreren andern Indischen Städten theilt, die ein gleiches Schicksal hatten. In der Nähe von Ellore ist Deogur, welches der Verf. mit Recht für das alte Sagara hält, der Mittelpunkt des Handels in dem Innern des alten Indiens. Der Keilas, oder große Felsentempel zu Ellore erregt nicht so sehr das Erstaunen durch den ersten Eintritt, als bis man auf die große Area gelangt, 247 Fuß lang, 150 breit und 100 Fuß hoch; und die aus den Felsen gehauenen Elephantencolosse erblickt, welche die Decke stützen. In der Mitte der Grotte steht der Haupttempel in Pyramidenform, 91 Fuß hoch; neben ihm zwey Obelissen. Die Sculpturen an den Wänden stellen zum Theil Gefechte zwischen Menschen und Affen vor; ohne Zweifel die Eroberung von Ceylon durch Rama; nach den Kamajari. Der Verf. hat einen Grundriß der großen Tempelgrotte beygefügt; nach einem größern Maßstab als der in den Asiatic Researches befindlichen. Man weiß nicht, sagt der Verf., ob man den mehr bewundern

soll, der den Plan zu diesen Wunderwerken faßte, oder den, der ihn ausführte. Die Ausführung verräth auch im Einzelnen die höchste Sorgfalt; und manche der kleinen Ornamente kann man als classisch betrachten. Ellore enthält bekanntlich eine ganze Reihe solcher Tempelgrotten; der Verf. fand Eine unter diesen, offenbar in einem ganz andern Styl als die übrigen, und aus einem andern Zeitalter; mochte es früher oder später seyn; und einem andern Cultus angehörend; dem des Budda, während die andern sich auf die Braminenreligion beziehen. Alle Nachrichten der Hindus sprechen von einer großen Verfolgung der Buddhisten durch die Braminen, und ihrer Vertreibung aus Indien; wovon ihre Verbreitung über Ceylon, Tibet, Cochinchina bis China und Japan die Folge war. Der Verf., ohne jedoch zu entscheiden, hält die Secte der Buddhisten für die ältere. Die Nachbarschaft der Tempelgrotten neben einander macht es wahrscheinlich, daß beyde Secten lange friedlich neben einander bestanden haben; (wie noch jetzt, setzen wir hinzu, die des Krishna und des Schiva.) — Ein Fest bey dem benachbarten Rajah Govind gibt dem Verf. Gelegenheit zu interessanten Bemerkungen über die Verschiedenheit der Sitten des Orients und Occidents. Ein Mahomedanischer Aufwärter kommt nicht ins Zimmer ohne den Turban auf dem Kopf, und ohne die Schuhe vor der Thür zu lassen. Welche Umwälzung müßte in England nicht vorgehen, sollte der Bediente mit dem Hut auf dem Kopf und ohne Schuhe hereintreten! Der Verf. hörte in Hyderabad von einer Sängerin, die keinen Abend unter 500 Rupien (Gulden) singt. Er nennt sie die Catalani des Orients. Ob ihre Colleginn im Occident sich wohl mit so wenigem beanügte? Die Kunst eines andern Sängers, den er hörte, beschränkte sich auf den oft variirten, Refrein: "Ich kümmere mich um Niemand; Niemand kümmert sich um mich!" In der

Nähe sah der Verf. eine große Papierfabrik; denn man macht jetzt Papier in Indien; ungeachtet man auch noch auf Blättern schreibt. — In dem Innern der Halbinsel zwischen dem Nerbudda und Godavery leben noch wilde Stämme, unter den Namen der Kuhlis, die man für die Ureinwohner des Landes hält, und die noch die Braminenreligion nicht angenommen haben. Daß diese einst im hohen Alterthum von Norden her, auch mit den Waffen sey eingeführt worden, findet der Verf. bey der hohen Achtung der Braminen für den Kriegsstand wahrscheinlich. — Ueber die Sepoys und ihre Angewöhnung an Europäische Disciplin und Sitten viel Interessantes. Die Bengal-Sepoys fügen sich weit eher als die von Madras. Keiner von diesen trüge lederne Weinkleider, welche bey der Bengal-Regierung allgemein sind. Auch manche Braminen dienen als Sepoys, sowohl als Officiere als Gemeine. Alle tragen rothe Uniformen und blaue Hüthe. Die Stadt Puna, die Residenz des Peshwa war jetzt sehr öde, da er selber daraus geflüchtet war; in seinem Palast wohnte jetzt der Britische Resident. Auf dem Wege von Puna nach Bombay die gewölbte Grotte von Carli; schon aus Valencia bekannt. Auch jetzt lebt dort noch eine kleine Braminen-Colonie. Von Bombay aus besuchte der Vf. auch die Grotte von Elephanten; sie steht aber schon weit hinter denen von Ellore zurück; und selbst hinter der von Carli. — Auf den Wersten von Bombay, die in Granit gehauen sind, werden jetzt 74 Canonenschiffe aus Eichenholz gebaut, das viel dauerhafter ist, als das Europäische. Zu Bombay schiffte sich der Vf. ein, um nach dem rothen Meer und Aegypten zu gehen, am 9. Febr. und schon am 16ten war man bey der Insel Socotora; reich an Aloe; aber schwach bewohnt. Am 26. passirte der Verf. die Straße Babelmandeb, und landete noch denselben Abend in Moccha. Nur 17 Tage hatte also die Ueber-

fahrt gedauert. Schon am folgenden Tage ging es von da nach Cossair; wo die Fahrt von der Witterung weniger begünstigt war; erst am 26. März kam der Verf. zu Cossair an; bekanntlich einem elenden Ort. Von Cossair ging nun der Weg durch die Wüste nach den Nil. Die Beschreibung dieser Route ist sehr interessant. Der Verf. machte diese Reise auf einem Dromedar. Das Reiten war sehr beschwerlich, so daß der Verf. zuweilen absteigen, und gehen mußte. Die kleine Gesellschaft bestand aus Menschen fast von allen Farben. Zu beiden Seiten des Weges sah man hohe und nackte Felsen; die Hitze war sehr groß; auch Räuber machten den Weg unsicher. Am westlichen Fuß der Bergkette geht ein breiter Sandstrich her, in dem man Gazellen und Antelopen sah. Der Anblick des fruchtbaren Nilthals und der Cultur machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Den Weg von Cossair nach Kenne (120 Engl. Meilen) hatte der Verf. in 45 Stunden auf demselben Dromedar gemacht. Er war aber auch so erschöpft und zusammengestoßen, daß er zuerst nach dem Absteigen von dem Thier nicht auf den Füßen stehen konnte. Um keine Zeit zu verlieren, verzichtete der Verf. auf das Vergnügen das nahe Theben zu sehen. Dafür aber sah er den Tempel von Denderah. Bey dem Anblick dieser Denkmähler und ihrer Sculpturen drängte sich auch ihm die Aehnlichkeit mit den Indischen auf; die durch die jetzt entdeckte Tempelgrotten in Nubien noch so sehr vermehrt wird. In Aegypten traf der Verf. Hrn. Sieber; und erhielt die Nachricht von dem Tode des unvergeßlichen Burckhardt; dem ersten neuern Reisenden, dem es gelang, bis zu Chandi, dem alten Meroë, noch jetzt wie vor drey Jahrtausenden der Mittelpunkt des Handelsverkehrs des östlichen Africas, vorzudringen. In Cairo ward der Verf. dem Pascha vorgestellt; der sich sehr nach Indien erkundigte; aber keine genaue Kenntniß davon

zeigte. Der Pascha behält den Schein der Abhängigkeit von der Pforte bey; man glaubt nur weil es ihm an einer Seemacht fehlt. Der Verf. besuchte auch die Pyramiden, und sah auch das Innere der nun geöffneten zweyten von Belzoni. Ohne den Grundriß und die Abbildung die der Verf. beygefügt hat, ist es nicht wohl möglich, eine Ansicht davon zu geben. Die große Kammer enthält auch einen Sarcophag 8 Fuß lang; in dem die Knochen eines Menschengeriße gefunden wurden. Proben davon sind in das Britische Museum gekommen. Der Verf. erstieg auch, wiewohl nicht ohne harte Anstrengung die große Pyramide. Ihre anscheinende Spitze ist wenigstens ein Raum von 20 Q. Fuß. Die Grenzlinie des fruchtbaren Landes und der Wüste fällt bestimmt von oben herab in die Augen; im Westen die Wüste, die sich endlich im Horizont verliert. Das Heruntersteigen ward dem Verf. leichter wie er gedacht hatte, ungeachtet seiner Neigung zum Schwindel; weil der Gedanke ihn trieb, daß er sonst nur die Wahl habe, sein Leben oben zu endigen. Neu so viel wir wissen, sind hier die zuerst gegebenen Nachrichten über die Entdeckungen des Captains Caviglia, der den Brunnen in der großen Pyramide austräumen ließ, und zu dem großen Souterrain im Fuß der Pyramide gelangte, (einen Saal 60 Fuß lang und 20 breit;) wovon Herodot spricht. Der Verf. gelangte nur mit der größten Mühe dahin, oft auf Händen und Füßen kriechend; und fast erstickt von Staub und der unglaublichen Hitze im Innern der Pyramide. Ein großes Werk mit allen Rißen und Dimensionen des Innern der Pyramiden haben wir von Hrn. Salt zu erwarten, der nebst Belzoni den Verf. bey diesen Abenteuern begleitete. Ueber Cairo, Alexandrien und Malta ging der Verf. nach England zurück; auf welcher Reise er auch Gelegenheit fand einige Nachrichten über das innere Africa und Tombuctu einzu-

ziehen; da er zwey junge Prinzen aus Marocco und ihre Begleiter, die nach Mecca wallfahrteten, zu Reisegefährten erhielt. — Außer den Kupfern, die Gegenden, Volkstrachten u. s. w. darstellen, ist eine sehr detaillirte *Charte* des Theils von Indien, der der Kriegsschauplatz 1817 war, zwischen 16 bis 31° N. B. beygefügt. Hn.

Paris.

Bey Willaud und Fantin; Amsterdam bey Dela-
chaur: *Documens historiques et réflexions sur
le gouvernement de la Hollande.* Par Louis
Buonaparte. ex roi de Hollande. 1820. T. I,
S. 333. T. II. S. 432. T. III. S. 388. in 8.

Je seltener es in unsern Tagen die Verhältnisse gestatten, daß Personen, die in einem hohen politischen Wirkungskreise gestanden, bereits bey ihrem Leben über ihr Thun und Treiben der Mit- und Nachwelt Rechenschaft ablegen, um so erfreulicher ist die Erscheinung des vorliegenden Werkes, indem nicht nur die Authentie desselben keinem Zweifel unterliegt, da sich ja noch vor kurzem Ludwig selbst in öffentlichen Blättern zwar über den der zu London erschienenen Ausgabe dieses Werks hinzugefügten Vorbericht, als nicht von ihm herkommend, so wie auch über die Art und Weise beklagt hat, wie man ihn auf dem Titel als Verfasser angegeben, da er sich seit seiner Entfernung aus Holland nur Louis de St. Leu nenne, eben dadurch aber auch das Werk selbst auf das unzweideutigste als das seinige anerkannt hat, sondern auch der Verfasser, der eine Zeit lang selbst König eines Landes war, das in mehr als einer Rücksicht zu den interessantesten von Europa gehört, dessen Verhältnisse jedoch während der Buonapartistischen Herrschaft nur mangelhaft bekannt waren, nicht allein am besten die Wahrheit sagen konnte, sondern auch dieselbe, wie sich vom Anfange bis zu Ende auf

das unwidersprechlichste ergibt, mit feltener Offenherzigkeit und Selbstverleugnung gesagt hat. Denselben Character, den Ludwig während seiner Regierung behauptete, bewälet er auch hier aufs neue; durchgehends zeigt er sich als rechtlicher Mann, der zu jeder Zeit das Gute wollte, wenn er sich auch gleich, wie er selbst eingestehet, mit unter in den dazu gewählten Mitteln vergriff, was jedoch schon allein durch die beispiellos schwierigen Umstände entschuldigt wird, mit denen er unausgesetzt zu kämpfen hatte und die auch wohl eine kräftigere Natur (worauf er selbst keinen Anspruch macht), zu besiegen außer Stande gewesen wäre. Mäßigung ohne Ehrgeiz, Selbstverleugnung, so bald es das Allgemeine galt und vornehmlich das Bestreben, seine Pflichten streng zu erfüllen, und niemand wissentlich zu beleidigen und zu kränken, gibt er selbst als vorherrschende Züge seines Characters an, und freilich mochte er damit nicht ausreichen, zu einer Zeit, wo sein in allen Stücken ihm entgegengesetzter Bruder mit willführlicher Allgewalt herrschte, einer Zeit, wie er sich selbst sehr richtig ausdrückt: *ou la patrie n'étoit qu'un mot, les liens du sang des préjugés et le devoir l'apanage des dupes.* — Nachdem er im Allgemeinen über Holland und die Holländer gesprochen, welchen letzteren er die größten Lobsprüche beylegt, und überhaupt die trefflichen Eigenschaften dieses so oft verkannten Volkes bey jeder Gelegenheit hervorhebt, gibt er einige sehr interessante und auch zum Theil die bisher schon bekannten Angaben berichtigende Notizen über seine Familie und deren frühern Schicksale vor der Erhebung seines Bruders, vorzüglich aber auch über seine eigene Erziehung und Bildung, wobey zugleich die Geschichte Napoleon Buonapartes, den er eine lange Zeit hindurch beynah ohne Unterbrechung begleitete, manche neue Aufklärung erhält. Wenn er jedoch den Verlust der Schlacht von Abukir allein dem Eigensinne

des Admirals Brueys, der nicht zeitig genug nach Corfu zurückgekehrt sey, zuzuschreiben scheint, so verdient dieß eine Berichtigung, indem theils Brueys unter den Befehlen Napoleons stand, der nicht gewohnt war, den Ungehorsam seiner Untergebenen zu dulden, theils auch aus den in der neulich erschienenen *Correspondance inedite et officielle de Napoleon Bonaparte* enthaltenen Briefen sowohl Buonaparte's selbst, als auch des Admirals Brueys und des Contreadmirals Duchayla klar hervorgeht, daß ersterer vielmehr ausdrücklich der Flotte zu bleiben befohlen hatte, wiewohl er nachmahls als das Unglück erfolgt war, nach seiner Art die Schuld davon auf den unglücklichen Brueys allein zu wälzen bemüht war. Daß die Rückkehr seines Bruders aus Aegypten durchaus ordnungswidrig gewesen, gesteht unser Verf. ein; allein, fügt er hinzu, dans les républiques l'opinion publique est la véritable souveraine, celui qu'elle protège peut tout braver. — Ludwig's Gesundheit hatte früh gelitten; seine Heirath mit Hortense Beauharnois, zu der er sich nach langem Widerstreben auf einem Balte für Malmaison durch Napoleon und Josephine hatte überreden lassen, ward für ihn die unverstiegbare Quelle des bittersten häuslichen Kammers, der dieselbe noch mehr untergrub. Vom Anfange an war die Ehe höchst unglücklich und nur das Nachtgebot Napoleons hinderte deren gänzliche Trennung, so lange derselbe noch im Besitze der Herrschaft blieb. Kaum vier Monathe lang lebten jedoch beide Gatten während der ganzen Zeit ihrer Verheirathung zusammen. Die Erhebung Ludwigs zum Könige von Holland erfolgte durchaus ohne sein Zuthun, ja vielmehr ganz und gar gegen seinen Willen; selbst die Unterhandlungen darüber mit den Holländern, waren ihm bis zu dem entscheidenden Augenblicke gänzlich verborgen geblieben. Gezwungen nahm er an, was die Holländer, um wenigstens einen Schein von Unabhängig-

keit zu retten, gezwungen ihm anboten. Schon damals war die Lage von Holland hoffnungslos; und die Finanznoth auf das höchste gestiegen. Umsonst erwartete Ludwig von seinem Bruder unterstützt zu werden; selbst nicht einmahl die Wiedererstattung einiger Millionen, welche Holland an Frankreich zu fordern hatte, konnte er erlangen. Die Nation, die er beherrschen sollte, und die natürlich alle seine Schritte anfangs mit argwöhnischen Blicken verfolgte, war ihm durchaus fremd und unbekannt und die wenigen Franzosen, die ihn nach Holland begleiteten, ließen sich bald von Napoleon zu Späheren und Aufspäherern misbrauchen; wahrlich eine schwierige Lage! Die Verfassung des neuen Königreichs, die ebenfalls ohne seine Mitwirkung entworfen worden, misfiel ihm gleich anfangs; eine neue Redaction derselben nach seiner Ankunft in Holland half jedoch einigen der sichtbarsten Mängel ab und außerdem hatte er schon damals den Entschluß gefaßt, bey dem allgemeinen Frieden, mit Zuziehung und nach dem Willen der Nation, eine neue auf liberale Grundsätze gebaute und der besondern Lage des Landes und des Volkes in allen Stücken angepasste Verfassung zu Stande zu bringen; selbst einen andern König statt seiner zu wählen, gedachte er alsdann der Nation vollkommen freyzustellen. Bald gelang es ihm, sich das Vertrauen seiner neuen Unterthanen zu erwerben; ihre Freymüthigkeit nahm er nicht übel auf und begründeten Widerspruch hörte er gern; dagegen ließ aber auch der grade Sinn der Nation bald seinen Absichten volle Gerechtigkeit widerfahren. Alle Zweige der Verwaltung fand er in großer Zerrüttung, vorzüglich die Finanzen, indem der Zustand der Deiche die schleunigste Herbeyschaffung bedeutender Geldhülfen nothwendig machte, während auf der andern Seite die bisherige Hauptquelle des Wohlstandes, der Handel, schon beynahе gänzlich verfiert war. Nicht muthlos gemacht durch diese trostlose Aussicht, suchte

Ludwig nach Möglichkeit zugleich allen Zweigen der Verwaltung aufzuhelfen, eine Armee zu schaffen, die Marine zu heben, Künste und Wissenschaften zu unterstützen, den Zustand der Catholiken und der anderen nicht reformirten Religionsparteyen zu verbessern, die Justiz zu vereinfachen, und weniger kostbar zu machen, vor allem aber den Waaterstaat neu zu organisiren und seine Arbeiten nach einem allgemeinen Plane zu leiten, statt daß sie bisher nur durch das Bedürfniß der Einzelnen und des Augenblicks bestimmt worden waren. Daß sowohl ein Bankrot als die Einführung der Conscription, welche beide Napoleon ihm frühzeitig dringend anempfohlen, das unvermeidliche Verderben des Landes herbeiführen würden, davon überzeugte er sich bald, und suchte daher die Conscription durch die Einführung einer bewaffneten Bürgerschaft zu ersetzen; aus Freiwilligen, Nationalgarde und Hinterbann (Linienarmee, Landwehr und Landsturm) sollte nach seinem Plane die gesammte bewaffnete Macht bestehen. Allein bald wurden alle seine Entwürfe von Frankreich, auf dessen Unterstützung er bey Ausführung derselben vorzüglich gerechnet hatte, gestört; schon jetzt zeigte sich bey manchen Gelegenheiten unverkennbar böser Wille, ja selbst daß man ihn einzig und allein als ein Werkzeug zu brauchen gedanke, um die Holländer an die monarchische Regierungsform zu gewöhnen und durch Beschränkungen aller Art sie zu vermögen, selbst um ihre Vereinigung mit Frankreich nachzusuchen; sogar einige Holländer aus der nächsten Umgebung des Königs, vorzüglich der damaligen Sceminister Verhuël, durch Privatrückichten geleitet, begünstigten und beförderten diesen Plan. Nur Ludwig selbst konnte lange Zeit an eine solche Hinterlist nicht glauben und machte wiederholt vergebliche Versuche, durch Bitten und Vorstellungen seinen herrschsüchtigen Bruder zur Aenderung seiner Maßregeln zu bewegen. Daß er aber den-

noch unter solchen verzweifeltin Umständen vier volle Jahre lang, wenigstens einen Schatten von Selbstständigkeit für Holland rettete, daß wiewohl unter immer steigendem Drucke, dennoch ein Bankrot vermieden ward, das gereicht ihm um so mehr zur Ehre, als er dieß alles nur dadurch möglich machen konnte, daß er das Vertrauen der Nation zu gewinnen und sie von der Reinheit seiner Absichten zu überzeugen vermochte. Seit dem Preussischen Kriege überzeugte er sich jedoch selbst immer deutlicher, daß er von seinem Bruder hintergangen worden und beschloß um so mehr, sich in keinem Falle von dem Interesse seines Landes zu trennen, so weit dieß ohne einen offenbaren Bruch mit Frankreich möglich sey, um so wenigstens vor der Welt seinen Character zu retten, und es deutlich und offen darzulegen, daß er an den geheimen Planen des Hofes der Tuilerien durchaus keinen Antheil habe. Das Continentsystem erhöhte bald noch das schwierige seiner Lage; seine öffentlichen sowohl als seine häuslichen Verhältnisse wurden durch sein zunehmendes körperliches Uebelbefinden nur noch drückender; dennoch ward manche projectirte Verbesserung, wenn auch nur zum Theil und nach und nach ausgeführt; manche Unfälle, die in kurzen Zwischenräumen das Land betrafen, das Unglück von Leyden, Feuersbrünste und Deichbrüche, wurden nach Möglichkeit verbessert; Institute für Wissenschaften und Künste gegründet, die Residenz vom Haag nach Utrecht, dann nach Amsterdam verlegt, um mehr im Mittelpuncte der Nation zu seyn, zugleich ward alles gethan, um möglicher Weise den Unwillen Napoleon's zu besänftigen und ihn mit Holland auszuföhnen. Letzteres gelang jedoch nicht, vielmehr stiegen Mißtrauen und Mißhandlungen in gleichem Maße, als die Maßregeln zur Aufrechthaltung des Continentsystems in Holland selbst geschärft wurden. Auch die anscheinend gleichgültigsten Vorfälle mußten Napoleon zum

Vorwände zu Beschwerden dienen, wie z. B. die Stiftung des Unionsordens und bald darauf die neue Adelsordnung, die, obwohl bereits von dem gesetzgebenden Corps bestätigt, selbst gänzlich zurückgenommen werden mußte; auch die von Ludwig ernannten Marschälle mußten auf Napoleon's Verlangen diesen Titel wieder ablegen. Je weniger aber Ludwig in seinen öffentlichen Aeußerungen an die Nation den Zwang verhehlte, der ihm von seinem Bruder auferlegt werde, um so höher stieg die Erbitterung des letzteren. Den Vorschlag desselben, den Thron von Holland mit dem von Spanien zu vertauschen, verwarf Ludwig unbedingt, und suchte sich von jetzt an um so fester mit der Holländischen Nation zu vereinnigen. Als er sich aber, trotz seines Entschlusses, das Königreich nie wieder zu verlassen, dennoch im Jahre 1810 durch Drohungen und Ueberredungen zu einer Reise nach Paris verleiten ließ, ward er hier selbst durch persönliche Haft zum Abschluß eines Vertrages gezwungen, durch welchen Seeland und Holländisch Brabant an Frankreich abgetreten wurden. *Il m'est indifferent que l'on me taxe d'injustice ou de cruauté pourvu que mon système avance; vous êtes dans mes mains* hatte bey dieser Gelegenheit Napoleon unverhohlen gegen ihn geäußert. Allein auch durch das dargebrachte schwere Opfer vermochte er nicht Holland zu retten. Bald ward der geschlossene Vertrag französischer Seits offenbar verletzt und als endlich von Paris der Entschluß geäußert ward, selbst Amsterdam besetzen zu wollen, ergriff Ludwig, der nur durch die vereinten Vorstellungen seiner Minister abgehalten ward, sich mit offener Gewalt zu widersetzen, das einzige was ihm übrig blieb, er legte die Krone nieder, und rettete sich in die Oesterreichischen Staaten. Vergebens hatte er jedoch gehofft, wenigstens seinem Sohne den Thron zu erhalten, als auch diese Hoffnung ihn täuschte, wei-

gerte er sich standhaft nach Frankreich zurückzuziehen, oder irgend eine Apanage anzunehmen und protestirte feyerlich gegen die desfallsigen Beschlüsse des Senats. Nach dem Russischen Feldzuge machte er wiederholt vergebliche Versuche, seinen herrschsüchtigen Bruder zu friedlicher Mäßigung zu stimmen; als aber Oesterreich an dem Kriege gegen Frankreich Antheil nahm, begab er sich nach der Schweiz, und erst dann, als auch hier die Verbündeten einrückten, kehrte er nach Frankreich zurück, und begab sich, nachdem er nochmahls vergeblich versucht, ob vielleicht Napoleon ihm Holland wiederzugeben oder die Holländische Nation selbst ihn zurückzurufen geneigt sey, nach Paris, worüber jedoch ersterer auch jetzt noch ihm in harten Ausdrücken sein Misfallen bezeugte. Nach dem Sturze seines Bruders ging er aufs neue nach der Schweiz, und von dort nach Rom, wo der Pabst ihn wohlwollend aufnahm, und er seitdem seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Erst nach der zweyten Catastrophe seines Bruders gelang es ihm endlich, die Trennung seiner Ehe mit Hortense Beauharnois zu erhalten. — Diese kurze Anzeige mag hinreichen, auf ein Werk aufmerksam zu machen, das nicht nur dem Forscher zur Kenntniß eines wüchtigen Abschnitts der Zeitgeschichte unentbehrlich ist, sondern auch überhaupt jedem Gebildeten, den die großen Ereignisse unserer Tage nicht gleichgültig sind, eine anziehende Unterhaltung gewähren wird. Daß zum Theil schon bekannte Actenstücke hier noch einmahl erscheinen, machte der Plan des Buchs unvermeidlich; sie sind theils in die Erzählung eingeschaltet, theils am Schlusse eines jeden Bandes als Anhang hinzugefügt.

F. C.

B e y l a g e.

zum 28. Stück der Göttingischen gel. Anz.

A n k ü n d i g u n g

eines ganz neuen Werkes des bekannten und berühmten Herrn Ritters von Wiebeking unter dem Titel:

Theoretische praktische bürgerliche Baukunde.

Da der Verfasser diese Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange darstellen will, so hat er die allerschönsten, seltensten und kostbarsten Prachtwerke benuzet, das Wichtigste zu seinem Endzweck daraus gezogen und vieles in einem größeren und genaueren Maßstab dargestellt. Es finden sich indische, ägyptische, griechische, römische, neu-griechische, gothische, arabische und deutsche Gebäude, und Details, auch sehr viele Gebäude von eigener Erfindung des Verfassers. Kurz alles, was Baukundige, Philologen, Geschichtsforscher u. benuzen und brauchen können, findet sich hier vereiniget, so daß man durch dieses Werk eine große kostbare architectonische Bibliothek ersetzen kann. Die Kupferstiche, 46 Tafeln an der Zahl, zum ersten Theile sind schon vollendet, und Professor Fiorillo, der sie vor Augen hat, empfiehlt sie auf das beste, und erbietet sich Subscription anzunehmen. Der Text wird nächstens erscheinen. Der Preis dieses ersten Bandes, wovon der Text in Quart, die Kupfer aber auf groß Real Belin Papier

gedruckt sind, ist 30 Ducaten oder 165 Gulden, vom zweiten Bande 13 Ducaten oder 71 Gulden 70 Kreuzer. Auf etwas kleinerem Belin Papier kostet der erste Band 24 Ducaten oder 132 Gulden und der zweite Band 10 Ducaten oder 55 Gulden im 24 Gulden Fuß.

Die zweyte Classe des Instituts der Wissenschaften, der Litteratur und der schönen Künste des Königreichs der Niederlande hat folgende beyde Fragen zur Beantwortung, jede mit einem Preis von 300 Franken, für das Jahr 1822 aufgestellt:

Aus der Geschichte: Un mémoire sur la confédération des Provinces des Pais-Bas dans l'année 1576, connue sous le nom de Pacification de Gand, dans le quel on développe historiquement et sous un point de vue philosophique les causes qui ont amené ce traité, et qui l'ont dissout en si peu de tems, ainsi que ses conséquences favorables ou nuisibles.

Aus der Litteratur: Quelle est l'influence, que la littérature étrangère et notamment celle de l'Italie, de l'Espagne, de la France et de l'Allemagne a exercée sur celle des Pais-Bas, depuis le commencement du quinzième siècle jusqu'à nos jours? — Die Beantwortungen können in holländischer, lateinischer, französischer, englischer und deutscher Sprache, (in letzter mit lateinischen Buchstaben geschrieben) abgefaßt seyn, und werden auf die bey Preischriften gewöhnliche Weise an den perpetuirlichen Sekretär der Classe, Herrn S. J. Wiselius, vor dem 31. Decemb. 1821 Porto frey eingeschickt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.
Den 19. Februar 1821.

G ö t t i n g e n.

Der R. Societät sind von ihrem Correspondenten, Hrn. Dr. Noehden in London, durch den Hrn. Hofrath Heeren Nachrichten über die letzte nördliche Entdeckungsreise der Engländer unter dem Capitain Parry in den Jahren 1819 und 1820 mitgetheilt worden, größtentheils aus den Mittheilungen des Capitains Sabine geschöpft, der für die mathematischen Beobachtungen die Reise mitmachte. Wir heben daraus dasjenige aus, was unsers Wissens noch nicht bekannt gemacht, und für die Wissenschaft erheblich ist. Beygelegt ist zugleich eine lithographische Karte aus dem Navy office, die auch noch nicht ins Publicum gekommen ist. Der Zweck dieser Entdeckungsreise war die Erforschung des Lancaster-Sunds in der Baffins-Bay, bis zu dessen Eingang, 80 Grad N. von Greenwich, Capitain Ross auf der vorigen Reise nur vorgedrungen war; und wo man eine Durchfahrt nach der Beringstraße zu finden hoffte. Es hat sich nun gezeigt, daß dieser sogenannte Sund vielmehr eine Straße oder Meerenge sey, (jetzt Barrows-Strasse genannt) die zwischen 74 und 75 Gr. N. B. fast in gerader westlicher Richtung fortgeht, deren Ausgang oder westliches Ende man jedoch noch nicht hat erreichen können. Die Straße enthält in ihrem Innern meh-

F (2).

ete kleine Inseln, und eine größere, Lord Melvilles Insel genannt, auf der in einem Hafen (Winterharbour) unter 74 Grad 45 Minuten N. B. überwintert ward. Der westlichste Punct, bis zu welchem bey wiederholten Versuchen man vordringen konnte, war unter 114 Grad 45 Minuten W. L. In dem eben erwähnten Hafen lagen die Schiffe 310 Tage eingeschlossen; erst am 31sten Julius war das Meer frey von Eis und sie konnten ihre Winterquartiere verlassen. Bereits im Junius, wie es anfang zu thauen, machte Capitain Parry mit 12 Begleitern eine Landreise nach der Nordküste der Insel, die er in 16 Tagen unter 76 N. B. am 16ten Julius erreichte. Die Natur fing an sich zu beleben und Pflanzen zeigten sich. Man fand unter andern vielen Säuertampfer, der gegen den Scharbock benugt

zu den sehr merkwürdigen Beobachtungen gehören insbesondere die über die Neigung oder Senkung (dip) der Magnetnadel. Unter etwa 100 Grad W. L. und 71 Grad N. B. in einer nach Süden gehenden Straße, Prince Regents Inlet genannt, war diese Neigung höchst auffallend; und man schloß, daß sich in dieser Gegend der magnetische Pol befinden müsse. Man machte bey andern Gelegenheiten in Beziehung auf die Abweichung des Compasses (declination) nicht weniger merkwürdige Beobachtungen. An einer Stelle z. B. in der Barrow-Straße, deutete die Nadel auf eine Abweichung von 126 Grad westlich, und nur etwa 150 Engl. Meilen weiter auf 128 Grad östliche Abweichung; woraus man folgerte, daß man dem magnetischen Pol vorbeigefahren wäre, oder daß man ihn umfahren hätte. Der tieffste Stand des Thermometers auf Melville Insel war im November 50 Grad, und im Februar, dem kältesten Monat, bis auf 54 und 55 Ehrenheit unter Null. Das Quecksilber war gefroren, und man bediente sich der Weingeist Thermometer. Auf eben dieser Insel machte der Capitain Sabine Versuche mit dem Pen-

del, welche die Theorie von der, an den Polen eingedrückten Gestalt der Erde, bestätigten. Man fand keine Menschen, aber doch an einer Stelle eine verlassene Hütte. Von viersüßigen Thieren fand man auf der Melville Insel den Bisamochsen (the musk ox), glaubte jedoch, daß er von dem festen Lande herüber gekommen sey. Auch Kennthiere, Hasen und Mäuse. Von Seethieren tamen ihnen das Narwal, oder See-Einhorn, das Wallroß und der Seehund vor. Von Pflanzen fand sich eine ziemliche Verschiedenheit, wovon mehrere Personen Sammlungen gemacht haben. Ihr Wuchs war, wie sich erwarten ließ, klein und verkümmert. Eine andere für die Schiffahrt merkwürdige Beobachtung ist folgende: Man hat bisher angenommen, daß in jenen Meeren das Eis sich zuerst am Lande bilde, und daß es da am stärksten sey; woraus man denn folgerte, daß, je weiter man sich vom Lande entfernen könne, man desto weniger mit jenem furchtbaren! Gegner zu kämpfen haben würde. Um den Pol, wo kein Land anzunehmen wäre, bildete man sich ein, würde man ein offenes Meer finden. Dieß war die Lehre des Herrn Barrow; allein die Erfahrungen von Cap. Parry haben zu ganz andern Schlüssen geleitet. Er fand nehmlich, daß das Eis sich bloß in der Nähe des Landes im sogenannten Sommer auflöse, und Schiffen eine Fahrt gewähre. Er war daher der Meinung, daß wenn er sich der Nordküste von America hätte nähern können, es ihm gelungen seyn würde, zur rechten Jahreszeit an dem Lande hinzusegeln, und nach der Berings-Strasse zu gelangen. Der Werth dieser Muthmaßung muß durch einen künftigen Versuch entschieden werden; und man ist Willens, den Cap. Parry zu diesem Zweck wieder auszusenden. Man ist nun gewiß, daß in der Breite von Lancaster-Sund nichts zu erreichen ist. Man muß südlicher gehen, und sich der Küste von America unmittelbar zu nähern suchen. Dazu, glaubt man, könne vielleicht eine Einfahrt an der westlichen Seite der Hudsonsbay,

die Repulse-Bay gehäunt, unter 68 Grad N. B. führen; wo im Jahre 1742 Capitan Middleton umkehrte.

Fast zugleich mit Cap. Parry wurde im Jahre 1819 der Lieutenant Franklin ausgesandt, um das Innere des nordwestlichen America's von der Hudsonsbay aus in der Richtung von Hearne's River zu erforschen, und wo möglich bis nach der Nordküste vorzudringen. Man hat noch keine Nachricht von dem Ausgange des Unternehmens. Seine letzten Briefe vom 1sten Junius 1820 waren vom Claven-See. Er hatte beschlossen den Winter am Bären-See zuzubringen, in der Absicht von da aus nächsten Sommer seinen Weg nach der See küste fortzusetzen.

Leipzig.

Amalthea oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde. Im Verein mit mehreren Freunden des Alterthums herausgegeben von C. A. Böttiger. Erster Band mit 6 Kupfertafeln. Bey Göschen. 1820. XLIV und 366 in 8.

Vor vielen Wissenschaften bedarf die Archäologie der Zeitschriften. Denn wenn manche Wissenschaften mehr einsam, andere mehr gemeinsam betrieben werden müssen: so ist besonders jede archäologische Thätigkeit auf freundliches Zusammenwirken Vieler gegründet, da die Wissenschaft eben so zusammengesetzt, wie die Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigt, zerstreut sind. Vereinigung verschiedener Kräfte, wie sie eine Zeitschrift anregt, ist also hier besonders wünschenswerth, wenn die aufgebotenen Mittel irgend bedeutend, und der Zweck streng wissenschaftlich ist. Beides danken wir mit Freuden Hrn. Hofrath Böttiger, dessen eigne Gelehrsamkeitsfülle, und inländische wie auswärtige Verbindungen die schönsten Hoffnungen für den Fortbestand des unter glücklichen Zeichen unternommenen Journals erwecken. — Nach einem Vorbericht, der zuletzt gelesen werden muß, weil er Nachbemerkungen des Herausgebers über die einzelnen

Abhandlungen enthält, eröffnet ein Aufsatz desselben die Reihe: "Amalthea oder der Cretensische Zeus als Säugling", worin ein schönes Basrelief der Galleria Giustiniana geistreich erläutert, und der Hauptgedanke, wie mit der Geburt des Zeus goldnes Zeitalter in ehernes, und ungestörte Naturruhe in den Kampf bewegter Kräfte übergeht, hervorgehoben wird. Dabey die gelehrtesten Erläuterungen über den Cretensischen Zeusdienst nebst allem Zubehör, Kuretentanz, säugender Ziege, bliztragendem Adler ic. Nur möchte die phrygische Grundlage, die dieser Dienst nach sehr alten Zeugnissen hat, und die auf ursprüngliche Identität der Kureten und Korybanten führt, S. 59 zu schnell verworfen seyn. Aber indem auf diese Grundlage echt hellenische Stämme ihren mehr heroischen Zeus setzten: wurden freylich die orakelischen Korybantentänze zu kriegerisch einübenden Waffenreigen. — Dieser Aufsatz macht zugleich die Einleitung der Zeitschrift überhaupt, deren sinnvoller Name erst dadurch volle Erläuterung erhält. — In dem ersten Abschnitt, welcher einzelne Kunstdenkmähler erläutert, sind zuerst zwey Aufsätze über Aegyptische und Persische Monumente gegeben. S. 77. "F. A. W. Spohn über Hieroglyphen". Hier werden indessen zuvörderst frühere Versuche, welche über blindem Hin- und herrathen eine sichere und zuverlässige Methode zu suchen versäumten, critisirt, besonders Sicklers Unternehmen, die Hieroglyphen aus dem Hebräischen auf dem alleinigen Wege der Paronomasie zu deuten, vornweg als unausführbar und auf falschen Voraussetzungen beruhend dargestellt: alles komme jetzt auf die durchgeführte Entzifferung des Steins von Rosette an, die dem Verf. — nachdem er unsäglichen Fleiß darauf verwendet — nach seiner Versicherung schon größtentheils gelungen ist*. Möch-

*) Hat es mit der Nachricht, die dem Hrn. Verf. und seinem Rec. unbekannt zu seyn scheint, seine Richtigkeit, daß Cailliaud eine Griechische Münze mit besetzten Rollen von Papyrus, beschrieben mit Hieroglyphen und einer Griechischen Inschrift, zu Tneben gefunden hat, mer möchte nach solchen Fortschritten nicht hoffen, daß unserm Zeitalter die Entzifferung der Hieroglyphen, noch ganz gelingen werde?

te der geistreiche und keine Arbeit scheuende Gelehrte bald von der Krankheit, die ihn jetzt daniederhält, genesen, um die Ergebnisse seiner ernstest Forschungen darlegen zu können. "Persische Ikonographie von Grotefend S. 93." Der hier erläuterte Cylinder ist besonders deswegen so interessant, weil er deutlich eine Vereinigung Persischer und Aegyptischer Symbole gibt; die Vorstellung scheint sich auf Persische Gerechtigkeitspflege in Aegypten zu beziehen. Indessen möchte die Abbildung bey Caylus, die hier wiederholt wird, doch nicht genau genug seyn, um z. B. das Schreyen des Ibis (S. 99) darin zu erkennen. Einige Bemerkungen über die symbolische Bedeutung verschlungener Fäden auf Aegyptischen Gemmen veranlaßten den Herausg., einen Anhang über die sog. "Schlangenwindungen am Hermesstabe" beyzufügen (S. 104.) Daß die Schlangen in dieser Verbindung jung sind, daß Homer den Stab des Arkadischen Gottes mit Kleeblättern schmückt, wird sehr schön bemerkt, auch wird man wohl allgemein zugestehen, daß Wollenbinden der älteste Schmuck des Heroldstabs waren: nur daß die Verschlingung der Schleife den Knoten bedeute, mit dem die Phönicier ihre Waaren verwarren, möchte eine sinnreiche Vermuthung bleiben.

"Bemerkungen zu Griechischen Denkmählern. S. 119. K. Dtfr. Müller über die Tripoden". Erste Abtheilung. Eine Fortsetzung der Lateinischen Abhandlung, mit einer Kupfertafel. S. 137. "Ueber die mythologische Bedeutung der auf Aegina gefundenen Bildsäulen von Fr. Zhierich". Nur im Allgemeinen, daß Kämpfe der Aeakiden der Gegenstand sind, der Nationalhelden von Aegina: dazu sehr reichliche Beweisstellen aus der indeß erschienenen Uebersetzung Pindars vom Vf. S. 161. "Medea und die Peliasiden, von A. Hirt". Das schöne Basrelief, welches diesen Gegenstand darstellt, vorher nur wenig und unvollkommen durch eine Zeichnung bey Spon bekannt (indeß ist es darnach schon ziemlich richtig gedeutet in der Dissert. de tripode p. 7.) erscheint nun in trefflicher Abbildung mit befriedigender Erklärung. Dazu gibt der Herausgeber einen Nachtrag über die eigenthümliche Tracht der Colchischen Prinzessin mit den leeren zur Seite herabhängenden

Nermeln. Mit vollem Recht wird dabey an die Medische Kandy's gedacht, und es konnte vielleicht noch bemerkt werden, daß man gerade mit solchen Nermeln die Persischen Hofleute auf den Reliefs von Schilminar sieht bey Niebuhr, Reisen Th. 2. Taf. 21. Darauf theilt Hr. Prof. Levezov S. 173 auf Kupfert. V ein kleines Marmorbild aus Charlottenburg bey Berlin mit, welches in einer Stelle des Apollonios so treffend und genau beschrieben wird, daß man deutlich sieht, der Dichter hatte das Original dieses Kunstwerks vor Augen oder in Gedanken. Es ist Eros, der im Vorsaal des Olymp mit Ganymed Würfelspiel spielt, und nun die gewonnenen mit kindischer Schalkheit an die Brust drückt. Dabey wird auch das würfelspielende Mädchen in mehreren alten Kunstwerken erwähnt (S. 194). Ref. fügt hinzu, daß der kleine Bogey auf der Planthe desjenigen, welches im Britischen Museum steht, sich gerade eben so bey dem in der Wallmodenschen Sammlung zu Hannover findet: auf jeden Fall ist er bedeutungsam, obgleich Combe's Anwendung und Erklärung noch nicht einleuchten will. Eine vortreffliche Abhandlung "von Fr. Jacobs über eine alte Münze von Zankle S. 198" schließt diesen Abschnitt. — Der zweyte Abschnitt enthält Abhandlungen über Kunstgeschichte und Critik S. 207. Hr. Hofr. Hirt gibt in Abhandlungen, die schon 1805 in der Berliner Academie vorgelesen wurden, "eine Uebersicht über das Material, die Technik und den Ursprung der verschiedenen Zweige der Bildkunst bey den Griechischen und den damit verwandten Italischen Völkern", — die in großer Kürze viel umfaßt, und sich über Manches verbreitet, was seitdem Quatremere-de-Quincy u. A. zum Gegenstand besonderer Untersuchungen gemacht haben. Dahin gehört auch die Anmerkung S. 266 ff. über die Samischen Künstler Rhökos und Theodoros, der Ref. im Wesentlichen beizustimmen kaum Bedenken trägt. Sehr schätzbar sind die "Bemerkungen über antike Denkmahle von Marmor und Erz in der Florentinischen Gallerie von Hrn. Hofrath Meyer S. 271". aus frühern bey langfortgesetzter Ansicht der Kunstwerke niedergeschriebenen Erinnerungsblätter entnommen, und als Ergänzung der bloß antiquarischen Erläuterungen in der Galleria imperiale di Pi-

renze - illustrata dai Sigg. Zannoni, Montalvi e Bargigli zu betrachten. Die Bemerkungen über die Draperie der Niobe halten sich strenger an die Winkelmannsche Theorie der Kunstentwicklung, als man jetzt zu thun gewohnt ist: besonders auszuzeichnen ist die Beschreibung des sog. Schleifers. — Köhler über die neue Ausgabe der Werke und Schriften des Visconti, S. 292" spricht Wünsche über die Einrichtung derselben und zugleich ernste Worte über Viscontis mit seinem Ruhme zunehmende Glückseligkeit und Unbedachtsamkeit aus, zu der ihn Selbstvertrauen und die Schmeicheley der Welt verführte. Der mitgetheilte Brief Visconti's, worin ein nicht bloß ungleichsonern überaus schlechter Duxraneo hochgepriesen und mit so einhabarer Leichtigkeit eklart wird, ist ein warnen. es Bopyiel, wie sehr man sich in diesem Fach vor dem blendenden Klang höhler Worte zu hüten habe, die Alles erklären, weil sie Alles übersehn. — Die dritte Abtheilung ist der Museo-graphie gewidmet. Durch Hrn. Hofr. Heeren erhalten wir hier aus vertrauter Bekanntschaft geschöpfte Nachrichten über das "vormahlige Museum Borgia", welches, wenn es auch dem Geldwerthe nach nicht unter die ersten gehörte; doch schon dadurch vor vielen ausgezeichnet ist, daß es die Studien Zoega's und Fra Paolino's unterstützte und leitete; durch Hrn. Director von Schlichtegrol aber eine "vorläufige Beschreibung der Glyptothek des Kronprinzen von Baiern" S. 321. — Vierte Abtheilung. "Neue Ausgrabungen und neu aufgefundenene Kunstwerke". S. 331. "Ueber die Alterthümer von Belleja", einer durch einen Erdfall verschütteten alten Stadt im Herzogthum Piacenza, vom Herausg.; ein Aufsatz, der eben so gründlich als anziehend belehrt. S. 342. "Ueber eine vor Kurzem in Pompeji ausgegrabene Hermaphroditenstatue vom Prof. Osam". Nach der gegebenen Beschreibung, die indeß mehr Schilderung ist, scheint sie mit der kleinen Bronze in den Specimens of ancient sculpture n. 43 am meisten übereinzustimmen. Eine Zugabe des Herausg. fügt noch Einiges über Hermaphroditenbildung hinzu, als Ergänzung der bekannten Abhandlung von Heinrich u. A. — So dürfen wir denn einem mit solcher Fülle vielseitiger Gelehrsamkeit beginnenden Journal einen glücklichen Fortgang nicht bloß wünschen, sondern auch wohl ohne Furcht, Lügenprophet zu werden, prophezeien; es müßte denn die leidige Tagblatteserey den Einen eine solche Hinneigung zum Trivolen, den Andern eine so ungerechte Aversion vor aulem Journalistischen eingeßößt haben, daß jene über übermäßigen Ernst klauten, wo diesen auch der Ernst noch nicht ernsthaft genug ware.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. Stück.

Den 22. Februar 1821.

A m s t e r d a m .

Bey Doorman und Comp. ist erschienen: Verzameling van hydrographische en topographische Waarnemingen in Holland. Door den Oud-Minister van Oorlog C. R. T. Krayenhoff. Mehrerer hohen Orden Ritter ic. und vieler gel. Gesellsch. Mitglied. XX und 216. S., nebst $8\frac{1}{2}$ Bogen Tafeln, und $2\frac{1}{2}$ Bogen Anmerk., auch 4 Bogen trigonometr. Vermessungs-Tafeln von Holland; gr. 8. Nebst 3 gr. Fol. Charten. Alles auf fein groß Median Schreibpapier.

Zufällige Ursachen haben die Anzeige dieses wichtigen, unstreitig zu den besten und vorzüglichsten wissenschaftlichen Schriften der neuesten Holländischen Litteratur gehörigen Werks, bisher verspätet; wir säumen daher nicht, solche jetzt nachzuholen, und den Inhalt desselben, wie dessen meisterhafte Ausführung, unsern Lesern mitzutheilen.

Das Ganze ist in zwey Abtheilungen vertheilt, und der ersten Classe des National-Instituts der Wissenschaften ic. in Amsterdam gewidmet, wovon die Dedication am 1. Julius 1813 vom Hrn. Verf. unterzeichnet ist. Die Erscheinung dieses, mit so vieler Sorgfalt bearbeiteten Werks, fällt also in die letzte Zeit der Fremdherrschaft; daher auf dem Titel des Buchs mehrere Chargen und Würden, die der Hr. Verf. damahls bekleidete, daran erinnern. Welche hohe Staatsämter, nach der im Novemb. 1813

erfolgten Restauration des Staats, dem Hrn. General Kr. zu Theil geworden, und wie der jetzige König der Niederlande seine vorzüglichen Dienste anerkannt hat, das ist bekannt und gehört nicht hierher.

Dies Buch zerfällt, wie wir so eben erwähnten, in zwey Abtheilungen. Die erste enthält die hydrographischen Beobachtungen aller Hauptströme, welche die nördlichen Provinzen des Königreichs der Niederlande durchfließen, und sich theils der Nordsee, theils der Südersee in verschiedenen Mündungen mittheilen. In XV. Abschnitten wird daher der Stand dieser Ströme (Rivieren), vorzüglich des Rheins, der Lek, der Maas, der Merwede, der Waal, der Yffel u. vom Mulpuncte des Pegels zu Emmerich, wo die Vertheilung der Pegel (Peilschalen) an den Holländisch-Niederländischen Flüssen anfängt, bis zu deren Mündung in die See u., von Station zu Station in den dazu besonders geordneten tabularischen Darstellungen als Resultate der zahllosen Beobachtungen, anschaulich gemacht, wobey aber der Amsterdamer Pegel, als das Normal-Zero, überall zum Grunde liegt. Um unsern Lesern, besonders den Freunden der Hydrotechnik von der Einrichtung dieser Tafeln, und deren zweckmäßigen Gebrauch, eine genauere Ansicht zu verschaffen, wollen wir den I. Abschn. S. 1—25 wählen, und dessen Beschaffenheit, in Betreff der darin angeführten Resultate, in ein genaueres Licht stellen. Diese Tafel enthält den Stand der Mulpuncte des Rheins, des Lekflusses und der Nieder-Maas vom Anfange der Strohmpiegel zu (und in dem Eingange des Hafens der Stadt) Emmerich, bis zur Stadt Brielle (oder der Mündung der Unter-Maas in die Nord-See), mit Bezug zu dem Mulpuncte des Amsterdamer Pegels. In der Hinsicht werden, um alle Verhältnisse und Resultate, die aus den vielseitig angestellten Beobachtungen entsprungen sind, übersichtlich darzustellen, auf zwey gegeneinander überstehenden Großoctav-Seiten, die, auf jeder Pegelstation an benannten Flüssen beobachteten und gefundenen Data, in der Art anschaulich gemacht: 1 Col. Fortschreitende Nr. der Pegel. 2 Col. Namen der Orte, und wo daselbst der Pegel angebracht worden. 3 Col. (Die

in 2 Theile zerfällt.) Des Orts Pegelhöhe mit Bezug zu dem Amsterdamer Pegel: a) nach Rheinfl. Fuß, Zoll, und Lin. b) nach dem Franz. bestimmten Meter (Mètre définitif). 4 Col. Abstände zwischen zwey nacheinander folgenden Pegelstationen, a) nach Rheinfl. Ruthen, b) nach Fr. Met. 5. Rechtes oder linkes Strohmufer, durch R. u. L. ausgedrückt: 6 Col. Höhe der Deiche oder Dämme, und Wasserwerke, welche zum Schutze gegen Ueberströmung an beiden Strohmufern hydrotechnisch gebaut worden, deren Höhe oberhalb dem Amsterdamer Pegel, a) nach Rhnl. Fuß und Zollen, b) nach dem Franz. Met. angegeben wird. 7 Col. Anmerkungen. In diesen wird alles vermerkt, was zur Erklärung des Wasserpiegels, und der übrigen Ortspegel gehört. So findet man z. B. zu Emmerich, außer dem bereits erwähnten, unterhalb der aufziehenden Hafensbrücke in der Grundmauer befestigten, mit schwarzem Firnis gefärbten und mit weißen Linien und Ziffern auf Holz angebrachten Pegel, in der Außenfronte des Wasserthors daselbst, ungefähr 4 Fuß oberhalb der Erde, an der Westseite, ein eisernes Kennzeichen in der Mauer angebracht, dessen äußere Seite einen Rheinfl. 2 Zoll groß und mit der Jahreszahl 1808 bezeichnet ist. Dieses Wasserstandszeichen (Hakkelbout) ist höher als der Nulpunct am Hafenpegel = 24'. 4". 7''' oder 7,655 Met. Noch ein anderer derartiger Pegel, gleich dem am Wasserthore, findet sich an dem (westl.) auspringenden Winkel der (catholischen, dem vormahligen Collegiatstifte gehörenden) Münsterkirche, die hart am Ufer des Rheins liegt. Dieses Kennzeichen (S. 28 fg.) wird daselbe Hakkelbout genannt, ein Wort, daraus zwey zusammengefesten Holl. Hauptwörtern besteht, deren Erklärung unsern Raum zu sehr beschränken würde) ist nur 17'. 3". 1''' 5n Rhnl. oder 5,419 Fr. Met. über 0 am Hafenpegel. In Dammerden sind am Rheine sogar 4 Pegel, jeder nach Rhnl. Maße eingetheilt. Der Hauptpegel steht nahe bey dem Hause am Roswardischen Damm, 63 $\frac{1}{2}$ Ruthen unterhalb dem Scheidepuncte, wo der Hauptstrom bey der St. Nicolaswand, oberhalb der Kreuzschanze sich in Rhein und Waal theilt. Die übrigen 3 sind in dem abhängigen Ufer des Stroms angebracht, messen 11, 16 u. 25 Fuß Höhe und dienen dazu, nach Messgabe des Wasserstandes, untereinander sich zu

vertreten. Der in diesem Abschn. vorkommenden Pegelstationen sind 34; ihre Namen und Totalentfernung wollen wir ausheben: Emmerich, Epyfsche = Fahr, Pannerden, Geldernsort, Arnheim, Driel, Leetsche = Fahr, Grebbe, Lienden, Ek und Wiehl, Amerongen, Wyt bey Dühnseden, Dornbaum, Schalkwyk, Culemburg, Hondswyk, Waal, Breeswyk, Bienen, Klaphock, Jahrsfeld, Achthoven, Willige, Langerak, Schoonhofen, Ammerstal, Bergambagt, Leterkerk, Crimpen, Rotterdam, Delfshafen, Schiedam, Fünf-Schluisen, Blaardingen und Driel. Diec. hat sich die Mühe gegeben, alle diese Pegeldistanzen zu summiren, und findet Emmerich von der Stadt Brielle bis zur Schleuse unter der Brücke vor dem Wasserthore daselbst, auf 45547 Rheinl. R., oder beynabe 13 geogr. M. entfernt. Dagegen beträgt diese Entfernung, nach dem dritten Abschn. S. 44—57, über Nymegen, Dortrecht, Rotterdam nach dem Brielle, für 21 Pegel-Distanzen, nur 43,605 Rheinl. Rut., mithin bringen die beiden, ganz verschiedenen Flußbette für beide Grenzpunkte, nur 1942 R. Territorial-Entfernungs-Unterschied. Dieser erklärt sich durch die fast beständig parallellaufende Lage der Flüsse, woben die nördliche Neigung des Rheins von Pannerden bis Arnheim, in der Entfernung ungleich größer ist, als der steigende Winkel der Nieder-Merwede von Dordrecht nach Crimpen. — Den lehrreichen viel umfassenden Inhalt der übrigen Abschnitte, dürfen wir, unsers eingeschränkten Raumes wegen, nicht berühren, doch darf nicht übersehen werden zu bemerken, daß alle hierin aufgezeichneten Resultate, die der Hr. Vf. in dem Zeitraume voller 29 Jahre (v. 1. Jan. 1782.—31. Dec. 1810) zu finden Gelegenheit hatte, theils auf eigenen Beobachtungen, theils auf denen der Landes-Ingenieur-Geographen u. beruhen, wovon ihm die, letztern, auf Verordnung des Ministers der Holl. Wasserbauwerke (Waterstaat), mitgetheilt wurden. In dem das. Ganze dieser Tabellen auf officiellen Angaben beruhet, so kann man daselbe als reine Quelle des Wasserstandes der Holl. Ströme ansehen, der am 26. Aug. 1812 seinen Mittelstand, während jener 29jährigen Periode erreichte, und daher S. Xu. 181 fg. für den natürlichsten Wasserstand in der Provinz Holland erklärt wird. Außer einer großen Anzahl gelehrter und zweckdienlicher Noten und

Bemerkungen, die sich sowohl unter den Tabellen, als anderwärts unter dem Terte angebracht finden, hat der Hr. Vf. auch S. 193—216 eine eigene Abhandlung: "Ueber das Vermögen der Ströme in Holland" eingeschaltet; die ganz im Geiste der neuern Hydraulik und Hydrotechnik abgefaßt und mit eigenen Theorien und Erfahrungen durchwebt ist. Besonders wird darin durch mehrere Versuche gezeigt und durch höhere Rechenkunst erwiesen: ob und in wie weit man von Prany's bekannten Formeln Gebrauch machen könne: Aus der beobachteten Schnelligkeit der Holl. Ströme auf ihrem Wasserspiegel, den Durchschnitt ihres ganzen Vermögens zu finden; oder: aus der gegebenen Abnahme der Schnelligkeit des Stroms, dessen Vermögen zu bestimmen, ohne daß es ausführlicherer Versuche deshalb bedürfe. Die darauf folgende Tabelle des höchsten, niedrigsten und mittlern Standes der Oberfläche des Wassers in den Hauptströmen von Holland, welche vom 1. Jan. 1782 bis zum 31. Dec. 1810 täglich des Morgens um 8 Uhr von Staatswegen an den Wasser-Pegeln zu Cölln, Emmerich, Pannerden, Nymegen, Arnheim, Gorinchem, Bienen, Doesburg, Zutphen und Grave beobachtet werden, begreift $1\frac{7}{8}$ Bogen, ist für den Hydrographen und Hydrotekten äußerst merkwürdig und sehr instructiv. Diese Tabelle ist aus den Tafeln genommen, welche früherhin und während jener Periode, auf Kosten des Holl. Gouvernements in groß Royal-Folio abgedruckt wurden, und nach der Versicherung des Hrn. Gen. R. S. XI selbst in Holland selten (in Deutschland fast gar nicht bekannt) geworden sind. Rec. besitzt inzwischen die frühere Sammlung dieser Tafeln vom 1. Jan. 1770 bis 31. Dec. 1781 unter dem Titel: Dagelyksche Aantekeningen gehouden te Nymegen van de Peilhoogten en merkwaardige gebeurtenissen op de Rivieren de Maas, Rhyn, Waal, Neder-Rhyn en Yssel enz. Ontworpen en in Orde gebracht door Hendrik Lotsy, Lieut. Colon. v. het Regim. Mineurs, enz. Nymeg. by Is. v. Campen, 1772-1783. gr. Roy. Fol. (Kein Zeichnungspap. Preis 12 Ducaten), welches Werk sich an die obige Tabelle anschließt, so daß derselbe nunmehr im Besitze des 40jährigen täglichen Wasserstandes aller Holl. Hauptströme ist, dessen sich wenige Freunde der Hydrotechnik in Deutschland zu erfreuen haben. — Zur Erläuterung dieser hydrographischen Beobachtungen hat Hr. R. eine schon gezeichnete, und sehr sauber gestochene Fol. Chartre angehangt, auf der der Lauf aller

niederländischen Ströme, der Rhein, die Waal und Maas, der Lek, die Merwede und der Yffel, welche die Provinzen Gelderland und Oberyssel, Utrecht und Holland durchfließen, nebst einem Theile der Nord- und Südersee, nämlich von Swarteluis in Nordosten bis nach Zieritsee in Südwesten vorgestellt werden. Der Hr. Vf. versichert S. X daß allen, auf derselben verzeichneten Städte und Dörter längst den Strömen, ihre wahre geographische Länge und Breite gegeben sey. Die 2te Kupf. Taf. enthält mehrere Figuren und Gegenstände, die zur Erklärung des Textes bestimmt sind. — Besonders ist Fig. A auf derselben dazu geeignet, die Erscheinungen der Ebbe und Fluth vorzustellen, welche am 11. Dec. 1812 auf dem Lekflusse und der Nieder-Maas statt gefunden hat. Daß überhaupt genommen dem vorliegenden Werke in hydrographischer Hinsicht sowohl im In- als Auslande classischer Werth beygelegt wird, kann man aus den öftern Beziehungen abnehmen, die als vollgültige Auctorität, selbst die größten und berühmtesten Hydrographen der neuesten Zeiten in Holland anerkennen, deren gelehrte Schriften in unsern Blättern (s. G. g. A. 1819, Nr. 160 u. 178) angezeigt worden sind. — Die zweyte Abtheilung des vorliegenden Werks enthält die geodätischen Resultate der vieljährigen trigonometrischen Vermessungen, deren sich der Hr. Gen. Kr., im Auftrage des oft in Holland gewesenen Gallo-Batavischen Gouvernements seit den Jahren 1802 bis 1811 mit vieler Mühe und Anstrengung unterzogen hat. Auch dieser Theil seiner topographischen Beobachtungen ist in der neuern Geschichte der Grodänie gemissermaßen und für das Vaterland des ruhmvollen Unternehmers eben so wichtig geworden, als die Lecocschen Bemühungen für Westphalen. Jene sind daher unter dem Namen der Krayenhoffischen bekannt, die sich, in Verbindung mit den Französischen den Oltmannschen und den neuesten Ländervermessungen, die in der Preuß. Monarchie veranstaltet werden, dereinstens zu einem topographischen Ganzen bilden, dessen Nutzen nicht nur den Wissenschaften, sondern auch der Staatswirthschaft zu gute kömmt.

Bei der trigonometrischen Vermessung von Holland war, wie der Vf. richtig bemerkt, die Messung einer neuen Grundlinie, ganz unnütz. Indem diese Vermessung sich an die von Frankreich anschließen, und jene mit dieser in Verbindung gesetzt werden sollte, so wurde der Abstand zwischen dem Mittelpuncte der Marine-Signalstange auf dem großen Thurme zu Dünkirchen, und dem Mittelpuncte des Liebefrauen Kirchturms zu Montcassel, als Grundlage zu dem Holl. Dreysch. Netz angenommen, indem dieser Abstand so oft und mit der größten Sorgfalt von den berühmtesten und zuverlässigsten Mathematikern aus mehreren Grundlinien bestimmt, auch selbst von de L a m b r e aenau

angegeben werden (s. Base du Système metrique, Tom. II. p. 801). In eben der Hinsicht hat der Hr. Wf. die Breite und das Azimuth von Dünkirchen, welche de L a m b r e aus einer Reihe astronomischer Beobachtungen sorgfältig bestimmt hat, zur ursprünglichen, oder primitiven Breite und des Azimuths angenommen, und daraus nicht nur alle übrigen Standpuncte und Derter aller Hauptdreyecke des Holl. Triangel-Netztes berechnet, sondern dieselben durch eigene, vielfache astronomische Beobachtungen geprüft und rectificirt. Mit welcher Sorgfalt dieses geschehen, kann man daraus abnehmen, daß Hr. Kr. z. B. zur Bestimmung der Breite des hohen Thurms der Wester-Kirche in Amsterdam, mit einem Wiederholungskreis, bloß dem obern Durchgange des Polarsterns, 324 Beobachtungen und dem untern Durchgange dieses Sterns durch den Meridian, 428 Beobachtungen gewidmet hat, wovon der Durchschnitt der erstern für die Breite von Amsterdam (Westerkirche) liefert

$$52^{\circ}.22'.30'',0646.$$

und der Durchschnitt der letztern

$$52^{\circ}.22'.30'',1927.$$

Oder im Mittel von beiden

$$52^{\circ}.22'.30'',1286.$$

welches bloß $0'',059$ mit derjenigen Breite differirt, welche der Hr. Wf. durch die Triangular-Berechnung, aus der de Lamberschen Breite von Dünkirchen abgeleitet hat, in dem diese für die Breite des primitiven Standpuncts in Amsterdam liefert $= 52^{\circ}.22'.30'',1876$. (Die meisten Angaben der Breiten von Amsterdam, welche in neuern Zeiten häufig astronomisch bestimmt worden, und die so wohl im Nautical Almanac, als in der Connoiss. d. t., dem Berl. astr. Jahrb., den allg. geogr. Ephem., der Monatl. Corr. u. a. vorkommen, weichen alle minder oder mehr von jener Bestimmung des Hrn. Gen. Kr. ab; man kann also jene, auf den Grund der vielfachen Beobachtungen, nunmehr für die wahre und richtige Breite von Amsterdam annehmen.) Im Betreff des Azimuths und dessen Hauptpuncte für den Horizont von Amsterdam (Westerkirchthurm), hat der Hr. Wf. durch 48mahlige Beobachtungen mit einem sehr guten Meridian-Fernrohr, nur den geringen Unterschied von $0'',3965$ zwischen jenen und der Berechnung gefunden, die das Resultat aus dem primitiven Azimuth zu Dünkirchen lieferte. Noch genauer stimmen die Beobachtungen mit der Rechnung überein, welche die Breite von Jeder in Ostfriesland zum Zweck hatte. Indem auf dem Thurme des Kastells daselbst, 210 Beobachtungen des untern Durchgangs der Sterne α , γ u. δ im großen Bären durch den Meridian, eine Breite von

$$35^{\circ}.34'.23'',4611.$$

und 244 Beobachtungen des untern Durchgangs des Polarsterns durch den Mittagskreis dafür lieferten

$$35^{\circ}.54'.25'',4297.$$

oder im Mittel von beiden für die Breite von Jever $53^{\circ} 34' 25'' 4154$, so fand sich dieselbe durch geodätische Berechnung nur um $0'' 0126$ verschieden, welches kaum der Erwähnung werth ist. Die folgenden Tabellen enthalten sämmtliche, aus dieser trigonometrisch-astronomischen Vermessung von Holland entspringenen Resultate, wovon die erste S. 3-33 die Hauptdreyecke enthält, welche vom H. Vf. während den Jahren 1802-1811 gemessen worden. S. 34-36 sind erklärende Anmerkungen hinzugefügt. Die zweyte Tab. S. 37-16 ist alphabetisch eingerichtet, und geben die Latente und Länge (Paris im Zero) aller Städte, Dörfer, Orte und sonstige Gegenstände, welche bey Vermessung der Hauptdreyecke in Holland als Standpunkte gedient haben, genau an. Die dritte Tab. S. 47-55 zeigt ebenfalls in alphabetischer Ordnung die geogr. Lage (in Länge und Breite wie vorhin) der vornehmsten Städte und Dörfer, die an den Hauptströmen in Holland liegen, und von Emmerich bis zum Nord- und Sueder-See gehen. Viele und fast die meisten dieser Orte sind nach der Ordnung der Dreyecke vom zweyten Range, geogr. bestimmt worden. Des H. Vf. Absicht ist S. XIV dabey die: dem Gesichtsforcher künftiger Jahrhunderte einen Leitfaden an die Hand zu geben, welchen Lauf und welche Richtung jene Ströme in unserm jetzigen Zeitalter haben, um darnach in Zukunft Vergleichen anstellen zu können. (W'e verdienstlich ist dieser Zweck! Hätten doch die Alten, bey ihren geringen astr. - geogr. Kenntnissen und Hilfsmitteln, eben denselben Voratz im Auge gehabt und befolgt! Alsdann würden uns ein großer Theil ihrer Schriften verständlich seyn, worüber, in Ansehung der Hydrographie und Lage der Städte des Alterthums, die bisher noch herrschende Dunkelheit, aus Mangel jener Anhalte, nie zur evidenten Gewißheit gelangen wird. Die beiden Tabellen S. 62-64 enthalten die Verwandlung der Rheinl. Längenmaßen, in metrische und umgekehrt. Angehängt ist auf einer groß Fol. Charte das Triang.-Netz dieser berühmten und trefflich ausgeführten geodätischen Vermessung, welche aus 163 Haupt Dreyecken und einigen correspondirenden Seiten-Triangeln besteht. Der nördl. Punct von jenem ist der, auf der Insel Wangerooq an der Ostküste der N. See; der östl. von diesen, ist der Signalpunct auf dem Kühlenberge im Dinabrückchen; der südl. von jenen liegt in Tongerm, und der westl. von jenen zu Watten, welches den Scheitelpunct bildet, der der Grundlinie von Mont-Cassel und Dünkirchen gegenüber steht. Das schöne und gefällige Aeußere, steht mit dem nützlichsten innern Werthe dieses Werks im genauesten Einklange, welches man an derartigen wissenschaftl. Schriften der Holländer neuerer Zeit gewohnt ist.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

31. Stück.

Den 24. Februar 1821.

B a m b e r g u n d W ü r z b u r g.

In den Obbhardtischen Buchhandlungen: Der Scharlach, sein Wesen und seine Behandlung, mit besonderer Berücksichtigung des 1818 zu Bamberg herrschenden Scharlachs, von Christian Pfeufer, der Philosophie und Medicin Doctor, dirigirendem Arzte des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg, Prof. der speciellen Therapie und Clinic, Assessor der Medicinal-Comitee und einiger gelehrten Gesellschaften correspondirendem Mitgliede. Mit einem Titelfupfer. 1819. S. VI und 280 in 8.

Diese Schrift, die sich durch manches Neue und durch Klarheit der Darstellung vortheilhaft auszeichnet, beginnt mit einer "geschichtlichen Bedeutung des Scharlachs". Das Alter gehört zu den Problemen der Geschichte der Medicin: in jeder Krankheitsgattung liegt die Möglichkeit zum Aufsteigen einer neuen, und durch unzählige Mittelglieder und Metamorphosen erst gedeiht der Same zur vollen Reife: Thucydides pestartige Epidemie, und Aetius und Aretäus pestartige Bräunen mögen demnach hierher gehören; doch scheint die Rossaria der Italiäner und die gutta rosea des Mittelalters die ersten Andeutungen des Scharlachs zu enthalten, wovon wir indeß die ersten treuesten Schilderungen im 15ten und 16ten Jahrhundert durch Morton, Sydenham und Etorch erhalten haben. Nach dem Verf. existirte die Krank-

heit wahrscheinlich in der ersten Bildungsgeschichte des Menschengeschlechts seltener, und unter ganz anderer Gestalt, wie mit epidemischen Krankheiten der Fall sey (Kieser), und so wie eine ununterbrochene Metamorphose der Erde selbst angenommen werden müsse, so auch in den Erscheinungen des lebenden Organismus und dessen Krankheiten. Unwahrscheinlich sey es daher nicht, daß die Pest Mutter anderer Krankheiten wurde, und zumahl die Exantheme als individualisirtere Formen aus ihr sich entwickelten, weil mit höherer Reife des Menschengeschlechts auch ein individuelleres Leben der Krankheit beginne. Hierin liegen nach dem Verf. der Manzel an Spuren exanthematischer Krankheiten im Alterthum, das Aufblühen neuer Theorien und Systeme, die gefährlichere Ausbildung des Scharlachs in jüngerer Zeit, und dessen Tendenz nach edlern Gebilden, und die Hoffnung, daß er von diesem erlangten Culminationspunct nach einer geringen Reihe von Jahren in dem aufkeimenden Leben einer andern Krankheitsform untergehen werde. — "Bild und Verlauf des Scharlachs". Der Verf. nimmt drey Perioden, bey günstigem Verlauf von 8 bis 10 Tagen, bey ungünstigem von einigen Wochen, bey gefährlichen von kaum 5 bis 6 Tagen an. Die erste Periode gibt das Bild des vorherrschenden Gastricismus, mit allen täuschenden Nüancen eines bald mehr einem Synochus bald mehr einer biliosa gleichenden Fiebers (Periode der Reizung Hufelands) das vegetative Stadium, wo der vegetative Leib des Exanthems ausgebildet wird; von eines Tages Dauer: das 2te Stadium das des ersten Ausbruchs des Exanthems, oder das entzündliche, animalische Stadium, wo der animale Leib der Krankheit ausgebildet wird, bis zum dritten oder vierten Tage, wo Scharlach über den ganzen Körper ausgebreitet erscheint: und endlich das dritte Stadium der Efflorescenz, wo sich vermöge der individuellen Bildung des leidenden Organs der sensitive Leib ausbildet, und dem Exanthem den eigenthümlichen Character der Affection des Nervensystems aufprägt. In

diesem Stadium wird erst die specifische Atmosphär merkbar. Gegen den 9. oder 10. Tag tritt denn die Abschuppung ein, und nach 21 Tagen die Reconvalescenz, aus der gegen die 5te oder 6te Woche die vollkommene Genesung hervorgeht. Reizbarkeit und Weinerlichkeit des Kranken bleiben oft noch lange zurück. Lebensart, Alter, Geschlecht, herrschender Krankheitsgenius, Character der Epidemie bilden die Schätzungen des Scharlacherantheims. — "Diagnostische Merkmale des Scharlachs im regelmäßigen Verlauf und Unterschied von den mit ihm verwandten Hautaus schlägen". Erstere bilden 1. die eigenthümliche Scharlachröthe: diese verschwindet auf Druck, und schiebt vom Umfang nach dem Centrum wieder zurück. Mit der Abschuppung sey weder Ausfallen der Haare (?) noch Nägel verknüpft, und Röthe erstreckt sich auf die behaarten Theile des Kopfes und der Schaamgegend, selten aber auf die der Achselgrube: oft verschwindet sie im 2. oder 3ten Stadium, kehrt dann aber am 8. oder 9ten Tage wieder, ohne gefährliche Erscheinungen; nur erfolgt dann erst nach 14 Tagen die Abschuppung. 2. Halsentzündung: diese geht vom Rachen aus, mit Brennen und Steifheit der Nackenmuskeln, und Nasensprache verbunden. In der beschriebenen Epidemie wurde Halschmerz mit Eintritt des zweyten Stadiums etwas vermindert. 3. Hautwärme; die Haut ist trocken, pergamentartig und heiß, bey Abschuppung erst weichend, und partieller Schweiß. Der Scharlach hat darnach folgende pathognomonische Merkmale, 1. Störung der Function der Haut durch Veränderung der Farbe und des Gemeingefühls. Die Röthe ist wesentlich, wenn auch nicht immer im grellsten Lichte erscheinend: ist sie auch nicht bemerkbar, so sey dieß kein Beweis, daß sie nicht wirklich statt finde, da sie unsere Sinne nicht immer entdecken können: immer findet man unverkennbare Störung des Gemeingefühls, weil Scharlach von der Partie des Hautsystems ausgeht, welche in ihr das Cerebralsystem repräsentirt, dem Papillarkörper, daher das stechende prickelnde Gefühl, die Gänsehaut, Empfindlichkeit und Weinerlichkeit des Kranken,

der paralytische Zustand in den bösern Formen; 2. Entzündung der sensitiven Partie des Rachens und consensuelles Leiden des Hirns und seiner Häute. Erstere nahm man, ohne Scharlachböthe schon als Vierkmahl der Ansteckung an, und da Scharlach vom Papillarkörper der Haut ausgeht, so hält sie gleichen Schritt mit der Heftigkeit des Exanthems: aus dem consensuellen Leiden des Cerebralsystems erklärt sich das leichte Zurücktreten aufs Hirn, und Fortpflanzung der Entzündung auf Sclerotica und Ciliar Körper des Auges. 3. ein eigener durch gastrische Erscheinungen sich auszeichnender Fieberzustand. In dem ersten Stadium ist Fieber noch unentschieden, meist der Natur eines schleimichten gastrischen oder Wechselfiebers, im zweiten, wo Entzündung völlig ausgebildet, eine continua remittens, Synocha, und im dritten, wo der Papillarkörper der Entzündung den specifischen Character aufdrückt, continua continens, was in der höchsten Form unter Lähmung oder tonischen oder klonischen Krämpfen die Scene in kurzer Zeit beendet: daher die veränderliche Form. Der Verf. stimmt mit *Stieglitz* nicht überein, daß das Fieberhafte den wesentlichen Bestandtheil der exanthematischen Krankheit constituire, und wovon die reichlichere Erzeugung des Ansteckungsstoffs abhängt, sondern seine Bösartigkeit hängt von dem Papillarkörper der Haut ab, wovon der Scharlach ausgehe und sich über andere Organe verbreite. 4. allgemeine oder partielle Abschuppung. Der Verf. hält selbe für wesentlich, wie sich aus den lästigen Zufällen bey unregelmäßiger Abschuppung, und dabei statt findendem neuem Auftreten des Fiebers ergebe.

Mit dem Scharlach können fünf Krankheitsformen verwechselt werden: a) Masern. Unterscheidendes derselben sey: Sitz derselben in dem irritablen Gebilde der Haut, d. h. dem, welcher der Bildung der eigenen Temperatur und des jedem Organismus eigenen Dunstkreises vorstehe, daher Brustleiden, Leiden der *membrana Schneideriana*, Thränendrüsen: Rücktreten des Exanthems auf diese Theile, seltener Uebergang in Wassersucht: Form des Ausschlages: Mangel der squamösen Abschuppung, des Halschmerzes und Nackensteifigkeit. b) Röteln. Diagnose sey weit schwerer: doch unterscheide selbe Halschmerz ohne

Nasenstimme, ohne Eingenommenheit des Kopfes und Ohrenstechen: Eruption gleichzeitig, ohne Ordnung; mehr diffuse, nicht scharfbegrenzte hirsengroße Fiecken, ähnlich einem Flohstich: eigne Rôthepuncte, die beim Zusammenfließen selbst noch sichtbar und fühlbar bleiben; Druck mache die Stelle weiß, aber augenblicklich erscheinen diese Puncte wieder, und dann erst verbreitet sich die Rôthe überall von da schnell weiter: die Rôthe ist dunkler, glänzender: die Abschuppung zirkelförmig, in größern oder kleinern Hautstücken: auch im heftigsten Grade weder Delirien, noch Schlassucht, doch bey Verkühlung Anlaufen des Gesichts, der Hände und Füße, das jedoch schnell wieder verschwindet: meist schon mit dem 6ten Tage Mangel allen Fiebers.

c) Rothlauf. Sey Neugeborenen und ältern Personen vorzüglich eigen, wogegen obige drey Krankheiten nur an das kindliche und jugendliche Alter geknüpft seyn: begrenzte Hautentzündung, die 10 bis 12 Tage unverändert bleibt, vorzüglich am Gesicht und den Extremitäten: Endigung in Zertheilung oder kleienartige Abschuppung, oder Eiterung, Verhärtung, Brand: Mangel an ansteckender Kraft, und herrsche nie epidemisch. d) Friesel: sey nur secundäres Product einer fieberhaften Krankheit, eigenthümlicher, erhabener eine milchartige oder helle, oder trübe Feuchtigkeit enthaltender bläschenförmiger Ausschlag; erscheine nie im Gesicht, und immer mit einer ausgezeichneten Neigung zu profusen klebrigen sauern Schweissen verbunden: kann auch mehrmahls befallen. e) bössartige brandige Bräune: diese unterscheidet sich durch ihren individuellen Gang und den Ort, von wo sie ausgeht: eine rothlaufartige Geschwulst der Mundhöhle, auf der sich aschgraue, roth umkreiste Flecken zeigen, die bald sich in dichte Brandborsten verwandeln; heisere Stimme, erschwerter Athem, größte Angst, Irrededen, Zittern und heftiges Fieber. Wegen den dritten oder vierten Tag erfolge am Halse, Brusi, Armen und Händen Aufschwellen, Rothwerden, und ein Ausschlag, der bald dem Friesel, bald den Nasern gleicht, und mit Abschuppung endige; auch erfolge letztere oft ohne sichtbar vorhergegangenen Ausschlag. Sie verschont kein Alter, und ist Weibern besonders gefährlich: vom Scharlach will der Vf. das Gegentheil erfahren haben. Bräune

ist nach ihm hier Hauptsache, und der später sich zeigende Ausschlag steht in keinem andern Verhältniß zu ihr, als die Petechien zum Faulfieber, die Pestbeule zur Pest oder der Friesel zum Puerpuralfieber, weshalb er jede Verwandtschaft derselben mit dem Scharlach bezweifelt. **Eiß und Wesen des Scharlachs.** Nach Beurtheilung der Ansichten der Aerzte vor Brown, Kreyßig's, Köschlaub's, Stieglitz's, Reich's, Marcus, Neuf's, Richter's und Kieser's, stellt der Vf. den Grundsatz fest: "der Eiß des Scharlachs ist der Papillarkörper der Haut als derjenigen Partie, die dem sensitiven System entspricht, sein Wesen ist Entzündung, die als nothwendige Form der Krankheiten des animalen Systems vom Capillargesäßsystem des Papillarkörpers ausgeht und durch den individuellen Character dieser Hautpartie einen sensitiven Character bekömmt". Scharlach, Masern und Blattern bilden Mutterexantheme, so wie aber der Scharlach mehr sich in der sensitiven Partie des Hautgebildes entwickle, so die Blattern in der lymphatisch vordösen, und die Masern in dem irritabeln Nuthelle, so daß die Blattern das gastrisch reproductive, die Masern das arterielle, das Scharlach aber das sensitive Exanthem genannt werden könnten, und alle sich auch durch auffallende Störungen der Assimilation, der Respiration und der Sensation ankündigen. Der Verf. entwickelt dieß weiter in den bößern Formen dieser Krankheiten, sucht Verweise in Sectionen, und dem vorzüglichen und geringern oder bestizern Befallen der verschiedenen Individuen von minderer oder höherer Geistesbildung, was viel Lehrreiches und Aniebendes enthält. Fortsetzung der Erscheinungen, die einen günstigen oder ungünstigen Ausgang andeuten, und der dadurch bearündeten Prognose. Der Vf. entwickelt die Zeichen der Fortpflanzung des Exanthems auf Gehirn, mit Rücksicht auf die zu Bamberg herrschende Epidemie, welche in einigen Stunden Tod durch Convulsionen, Trismus oder Lähmung herbeyführte. Für böße Zeichen gibt der Vf. an große Beschwerde im Schlingen, dunkelrothes oder bläuliches Aussehen des Ausschlags, Beklommenheit, Magenömer: Speichelfluß, Durchfälle und ein schnell sich einstellendes ältliches Aussehen des Kranken. Ausgange in Wasserücht ist zu fürchten, wenn nach Abschuppung und scheinbarer Convalescenz auf einmahl Appetit schwindet, Blässe des Gesichts, Abgeschlagenheit der Glieder, ungewöhnliche Ermattung und sparsamer Urin eintritt: Ein-

tritt der Brustwassersucht characterisirt sich außer der besengten Respiration, Unruhe, Herzklopfen, Schweißausfälle, durch ein oft wiederkehrendes Gefühl von Kälte in der Brust. Sie ist selten und fast nie heilbar, die Bauchwassersucht durer. Selten ist Ausgang in Hirnwassersucht, weil der Tod früher eintritt. Endlich ertelgen oft Drüsenanschwellung und Vereiterungen in verschiedenen Theilen, cariose Zerstörungen der Nasen- und Ohrknorpel, des Schläfen- und Hinterhauptbeins. Alle diese Ausgänge darf man erwarten, wenn nach unregelmäßiger Abkühlung, Niedergelegtheit, Gleichgültigkeit gegen Alles, Wessenen des Kranken ohne Ursache und in langen Zügen, stetes Verlangen, im Bett zu bleiben, Empfindlichkeit beym Anfassn, schleichendes Fieber, geringer Appetit, Störungen der Sec- und Excretionen, unruhige Nächte, rheumatische Beschwerden und kolikartige Schmerzen sich äußern. Die verschiedene Richtung und Verlauf des Scharlachs hängt nach dem Verf. mit tellurischen und cosmischen Verhältnissen zusammen: so nimmt er eine bössartige Wendung zur Zeit der Aequinoctien und Hundstagen; in der Epidemie zu Bamberg waren der Nov. u. Dec. die verderblichsten Monate. Als nicht dem Scharlach eigenthümlich, sondern Producte epidemischer Constitution, sieht der Verf. fortwauernde Heiserkeit, Halsentzündung, Verstopfung der Nase, Ausfluß eines scharfen Schleims aus ihr; Friesel und Pectechien u. einen auffallend weißen Ring um die Nase herum an. Körperconstitution, Anlage zu Krankheiten, Alter, Geschlecht, geistige und physische Ausbildung geben Prognose ab: jeder epidemische Scharlach ist ferner gefährlich. Heilart des Scharlachs. Der Vf. warnt, sich durch ansehnende Einfachheit einschläfern zu lassen. Als vorzügliches Mittel, dem Scharlach eine gute Wendung zu ertheilen und Nachkrankheiten vorzubeugen, und welches sich besonders in der Bamberger Epidemie trefflich bewies, empfiehlt er die oxygenirte Salzlauge bey Kindern zu einer halben bis ganzen Unze, bey Erwachsenen bis zu drey auf vierundzwanzig Stunden, nur muß sie echt und nicht vom Lichte zerseht seyn, wo sie Uebelkeit, Magen- und Darm Schmerzen erregt. Der Vf. gibt sie 7 bis 8 Tage vom Ausbruch bis zur Abnahme. In der Periode des Ausbruchs that ihm die mixtura Riverii die besten Dienste. Zunächst an selbe reiht er das Waschen mit einer Mischung von Essig und Wasser, nach dem Grade der Hitze 10 bis 12 mahl im Tage wiederholt, und eifert mit Recht gegen das zu warme Verhalten und Zudecken mit Betten. Das Nöthige wird zunächst erinnert über Anwendung der Aderlässe, die er oft sehr hoch getrieben, Brechmittel und Abführungsmittel, wovon er erstern den Vorzug wegen wohlthätiger Erschütterung zur Aufhe-

lung der Krämpfe und Beförderung der Hautausdünstung ertheilt, doch auch bey Congestionen nach dem Kopf die größte Vorsicht empfiehlt; um der Wirkung gewiß zu seyn, müssen im Scharlach etwas größere Dosen, als sonst gegeben werden. Quecksilber scheint ihm nicht gegen den Scharlach als Exanthem, sondern gegen dessen eigenthümliche Formen und Complicationen und einige Nachkrankheiten Nutzen zu schaffen, und ziehtes als purgans allen übrigen vor: doch sah er eine ungewöhnliche Trägheit, Schwäche des Verstandes monathlang zurückbleiben, die sich jedoch nachgehends völlig hob. Blasenpflastern, Gurgelwassern und Einspritzungen gegen Entzündung des Halses ist der Vf. nicht sehr hold. Bey gefährlicheru Formen empfiehlt er auch Sturzäder, doch gibt er den sauern Waschungen hauptsächlich den Vorzug: bey Erscheinen der Hirnentzündung profuse Aderlässe, bey wirklicher Schwäche und nervösen Zustand, Campher, Arnica, China und warme Bäder. Der Verf. läugnet zwar nicht Epidemien mit typhösem Character, glaubt aber, daß dann der Scharlach Product des Nerven- und Faulfiebers sey. Heilart der Nachkrankheiten, Wassersucht und Drüsenkrankheiten. Im ersten leisteten ihm Calomel und der Syrupus-domesticus mit Tartarus depuratus, Squilla in der Bauch und digitalis in der Brustwasser sucht viel. — Entwicklung und Verlauf der Scharlachepidemie zu Bamberg in den letzten Monathen des Jahrs 1818. Keines Auszugs fähig Ursachliche Momente dieser Epidemie. Der Vf. ist überzeugt, daß die Vaccine nicht ganz schuldlos an dem frühern Erscheinen des Scharlachs sey, indem der Lebenscyclus der Exantheme gekürzt werde, und sie selbe früher und drohender hervortreffe, da Blattern, Masern, Scharlach eine regelmässige Stufenleiter bilden. Jetzt sey die Periode von 6 bis 15 Jahren die des Scharlachs, statt sonst von 15 bis zu 25 Jahren, geworden. Mangel an Hautcultur, Körperausbildung, frühere Geistescultur, tellurische und cosmische Verhältnisse haben seine häufige Verbreitung und höhere gefährlichere Ausbildung ohne Zweifel mehr begründet. Der Vf. beobachtet^o zur 3^{ten} It der Epidemie eigne durch den herrschenden Krankheitscharacter erzeugte Hautflechten; cubik- artiger unförmlicher höckeriger Gestalt und kalkartiger Beschaffenheit, wovon die Abbildung eine Ansicht liefert, und bey Erwachsenen Rosen des Gesichts und der untern Extremitäten mit Kopfaffectioren, Lungenentzündungen, die bestimmt für den Scharlach vicariirten. Als Präservativ half Bella donna (nach Hahnemann) nicht; doch leisteten ihm die Essigwaschungen viel. Das Werk beschließen mehrere Krankengeschichten, Arzneyformeln und ein Verzeichniß der zu Bamberg vom ersten Jul. 1818 bis letzten März 1819 am Scharlach Verstorbenen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 24. Februar 1821.

L o n d o n.

Bey Longman, Hurst, Rees und Orme: Notes on the West Indies, written during the expedition under the command of the late General Sir Ralph Abercromby; including observations on the island of Barbadoes and the settlements captured by the british troops, upon the coast of Guiana; likewise remarks relating to the Creoles and slaves of the western colonies and the Indians of South America: with occasional hints, regarding the seasoning or yellow fever of hot climates. By George Pinckard, M. D. of the royal college of physicians, Deputy Inspector general of hospitals to his Majesty's forces and physician to the Bloomsbury Dispensary. 1806. 3 Bände. Vol. I. S. XXIV 448. Vol. II. S. XX 472. Vol. III. S. XIX 456.

Jedem, der eine unterhaltende und belehrende Lectüre sucht, wird dieses Werk einen angenehmen Genuß gewähren; daher wir es aus den Zeiten der Continentialsperre noch nachholen. Es enthält das-

3 (2)

selbe einen Reichthum von Bemerkungen aller Art, nicht nur über die Länder, welche der Verf. besuchte, sondern auch über andere Gegenstände, wie er durch den Gang seiner Ideen darauf geführt wird, und bey jeder Gelegenheit erkennt man mit Vergnügen den rechtlichen zartdenkenden Mann, voll warmen Gefühls für das Leiden seiner Mitmenschen, das er unter so mancherley Gestalt kennen zu lernen Gelegenheit hatte. — Der Verf. hatte einem Freunde versprochen, ihm über alles, was er auf seiner Reise bemerkenswerthes finden würde, seine Ansichten mitzutheilen; so entstand dieses Werk. Die Correspondenz beginnt mit dem 5ten October 1795. Die Art der Entstehung dieses Werks macht aber auch zugleich begreiflich, wie in demselben keine systematische Ordnung der Materien zu erwarten ist; es ist ein Tagebuch, dessen Inhalt abwechselt, je nachdem dem Verf. mehr oder weniger interessante Bemerkungen aufstießen; daß es zunächst nur für seine Freunde bestimmt war, mag zur Entschuldigung dienen, wenn er sehr viel über sich selbst spricht und sich nicht selten wiederholt. Ein großer Theil des ersten Bandes beschäftigt sich mit den Anstalten zur Reise. Die Expedition, mit der der Verf. absegeln sollte, ward mehrmahls durch Stürme zur Rückkehr nach Portsmouth gezwungen. Er selbst, der anfangs der nach den Leeward = Inseln, dann zu der nach St. Domingo bestimmten Expedition zugetheilt ward, sah sich endlich dennoch gezwungen, mit den zu der ersteren gehörenden Schiffen abzusegeln, und war einer von denen, die zuerst den Sammelplatz der gesammten Expedition, Barbadoes, erreichten. Von dort aus, ward er der zur Eroberung von Berbice, Demerary und Essequibo bestimmten Expedition beygegeben, und blieb über ein Jahr lang in diesen Colonien, bis er endlich nach Domingo beordert ward; bis zur Abreise zu dieser neuen Bestimmung geht das vorliegende Werk. — Nur einzelne

Bemerkungen mögen wir ausheben. — Portsmouth machte auf den Verfasser einen sehr unangenehmen Eindruck; die Stadt ist wenig belebt in Friedenszeiten, dagegen aber erstaunlich lebendig in Kriegszeiten, und es herrscht dort dann eine Schaam- und Sittenlosigkeit, wie man sie selbst in größeren Städten vergeblich sucht. Auf der Reise nach Westindien erlebte der Verf. mancherley Ungemach, und erst nach einer neunwöchentlichen Fahrt kam er zu Barbadoes an. Auf einigen Sclavenschiffen, die er dort besuchte, fand er wider seine Erwartung die Neger froh und vergnügt, und für ihre Gesundheit schien auf jede Weise gesorgt zu seyn, jedoch bemerkt er selbst, daß dergleichen einzelne Beyspiele nicht als Regel angeführt werden dürfen. Die Wirthshäuser zu Bridge Town, dem Hauptorte von Barbadoes werden größtentheils von freygelassenen Neger- oder Mulatten-Weibern gehalten, und übertreffen die Erwartung. Gegen die Sitte der Pflanzer, die jede starke Bewegung sorgfältig vermeiden, und dieselbe für höchst gefährlich halten, unternahm der Verf. mit einigen andern neuen Ankömmlingen häufige Excursionen in das Innere der Insel ohne dadurch im mindesten beschwert zu werden; selbst die Hitze, die durch die häufigen Land- und Seewinde gemildert wird, schien ihm nicht so unerträglich, als in den schwülen Tagen in England. Die Arbeit der Sclaven beobachtete er sorgfältig und auch er versichert, daß ein freyer Arbeiter in England mit der größten Bequemlichkeit so viel beschiede, als ein Duzend Sclaven auf Barbadoes, trotz des Treibers, der sie nie verläßt. Auf manchen Pflanzungen der Insel fand er den Zustand der Sclaven im Allgemeinen, dem der Armen in Europa vorzuziehen, leider aber hängt das Loos der Sclaven allein von der Gesinnung ihres jedesmahligen Besitzers ab, und schon dadurch wird der Vorzug mehr als aufgewogen, den man dem Sclavenstande vor dem der freyen Armen in an-

bern Ländern geben möchte. — Merkwürdig ist es, daß trotz des hochgestiegenen Luxus, dennoch auf der ganzen Insel sich kein einziger — Buchbinder fand. Auf einer seiner Excursionen untersuchte der Verf. sorgfältig eine weite natürliche Höhle voller Stalactiden, *Harvifon's Cove* genannt, ward aller Orten von den Pflanzern mit der ihnen eigenen Gastfreundschaft aufgenommen, und mit einem Ueberflusse bewirthet, wie es nur in Westindien Sitte ist. Die Eßlust der Eingebornen und ihre häufige Corpulenz setzten unsern Verf. nicht wenig in Erstaunen. Auch das von seinem Gründer benannte *Codrington College*, welches zum Erziehungsinstitute für die Jugend der Insel dienen sollte, damit diese nicht in Europa erzogen zu werden brauche, ward von ihm auf einer seiner Reisen besucht. Allein durch die schlechte Verwaltung der Fonds war das Institut, noch ehe es vollendet worden, in Verfall gerathen und erst damahls, als der Verf. dasselbe besuchte, hatte man Anstalt getroffen, es dem Willen des Stifters gemäß, auszuführen; nur zwölf Zöglinge konnten damahls in dasselbe aufgenommen werden. Die gerühmte Westindische Gastfreundschaft fand selbst in den Sitzungen der Colonialversammlung statt, und auch hier ging der Punschnapf fleißig um. — Endlich nach langem Harren, am 17ten März, kam der Oberbefehlshaber der Landmacht *Sir Ralph Abercromby* zu Barbadoes an, jedoch war der größte Theil der Expedition, durch die wiederholten Stürme geschwächt in England zurückgeblieben; erst am 1sten April kam die nach *St. Domingo* bestimmte Division derselben, zu der auch der Verf. gehörte, zu Barbadoes an. Die Beschreibung dieser Insel, die in dem 6ten Briefe des 2ten Bandes gegeben wird, haben wir mit vielem Interesse gelesen. Auch hier wird bemerkt, daß die Fruchtbarkeit von Barbadoes, welches schon so lange cultivirt gewesen, abnehme. Das hohe Alter der Co-

Tonie gibt zugleich aber auch den Creolen einen besondern Stolz und die Idee, welche sie von der Wichtigkeit ihrer Insel haben, ist so groß, daß es beinahe unter ihnen zum Sprichwort geworden: was wollte das arme England anfangen, würde Barbadoes es verlassen! Allein obgleich die Colonie nicht mehr das ist, was sie sonst gewesen, so ist sie dennoch immer eine der wichtigsten Englisch-Weindischen Besitzungen. Die weiße Bevölkerung derselben ist stärker, als auf irgend einer andern Englischen Insel. Mehrere Englische Familien, gewöhnlich die Nachkommen verarmter Pflanze, leben seit mehreren Generationen auf dieser Insel, die sie in dieser ganzen Zeit nie verlassen haben, von dem Ertrage eines kleinen Stückchens, oder als Handwerker. Barbadoes ist zugleich die gesündeste aller Weindischen Inseln, das Montpellier von Westindien, wie der Verf. es nennt, wohin die Kranken von den übrigen Inseln sich häufig begeben, um dort ihre Genesung zu befördern. Die allgemeine Cultivirung der Insel, und die Ausrottung der Wälder auf derselben sind die Hauptursachen des gesünderen Clima's derselben; dagegen aber leiden die Einwohner an einer eigenthümlichen Krankheit, dem sogenannten Barbadoeschen Uebel, welches in einem ungeheuern Anschwellen einzelner Gliedmaßen, vorzüglich der Beine und des Hodensacks besteht, und gewöhnlich unheilbar ist. — Nachdem der Verf. lange über seine Bestimmung ungewiß gewesen, ward er endlich einer geheimen Expedition gegen Essequebo, Demerary und Berbice beygegeben; diese Colonien wurden ohne Widerstand genommen, und Herr Pinckard blieb über ein Jahr lang in denselben; der größte Theil des zweiten und der gesammte 3te Band theilt uns seine Bemerkungen über dieselben mit. Bemerkenswerth ist es, daß während der Ueberfahrt die Zahl der Kranken unter den Soldaten täglich stieg, dagegen aber an dem Tage, an welchem der Angriff gegen

Demerary vorgenommen werden sollte, nicht nur keine neue Kranke angegeben wurden, sondern die Krankenliste selbst noch schwächer ward, so stark und wohlthätig wirkte die Kampflust auf die Soldaten zurück. Der Anblick des Landes erinnerte lebhaft an Holland; gleich ihm flach und mit Canälen und Gräben durchschnitten; der Hauptort Stabroek hatte ganz und gar das Ansehen einer Hollandischen Stadt. Bald darauf ward auch Berbice durch Capitulation eingenommen, und die Hollandischen Truppen traten größtentheils in die Dienste der Engländer über. — Der Verf., den alles, was die Lage und die Verhältnisse der unglücklichen Neger betraf, ganz vorzüglich interessirte, wohnte selbst verschiedenen Auctionen von neu angekommenen Sclaven bey, und die Beschreibung, die er von diesem herzerreißenden Schauspiel macht, verdient bey ihm selbst nachgelesen zu werden. Mit der Regenzeit stellten sich auch bald die Vermüstungen des gelben Fiebers unter den neu angekommenen Truppen ein, um desto verderblicher, je heftiger es gerade die stärksten und gesündesten Personen ergriff, die längere Zeit im Lande gewesenen Pflanzer und die Neger hatten weniger von ihm zu befürchten. Daher sah sich auch bald der Verf. in der Hoffnung getäuscht, von der Erfahrung der einheimischen Aerzte der Colonie bey der Behandlung des gelben Fiebers großen Nutzen zu ziehen; die meisten gestanden, daß sie dasselbe in der Heftigkeit, wie es unter den Truppen wüthete, noch nie gesehen. Die zunehmende Kränklichkeit der Truppen zu Berbice zwang den Verfasser eine Reise dorthin zu machen, und so wie es überhaupt sein Schicksal zu seyn schien, auf Seereisen alles mögliche Ungemach zu ertragen, so auch dieses mahl. Statt 24 Stunden wie er gefollt hätte, war er vier Tage und drey Nächte unterwegs, und die Beschreibung, die er von dieser Fahrt gibt, ist wahrlich nicht dazu geeignet, große Lust zu Seereisen zu machen. Der

Anblick von Berbice ist derselbe wie von Demerary, — eine schmale Ebene längst der Küste mit Gräben und Canälen durchschnitten, im Rücken von undurchdringlichen Wäldern eingefast. Während seines dortigen Aufenthalts, hatte der Verf. zugleich Gelegenheit die Indianer genauer zu beobachten, und vor allem fiel ihn auf, mit welchem unzerstörbaren Gleichmuth dieselben durch nichts aus ihrer Ruhe und ihrer Apathie zu bringen waren. Auf dem Flusse Berbice drang Hr. Pinckard in Begleitung einiger Officiere bis an die äußersten Grenzen der Colonie und allenthalben fand er eine Gastfreundschaft, wie man sie in unsern cultivirten Ländern vergeblich suchen würde. So kam er bis zu den Wohnungen der Indier und dem letzten Holländischen Anbauer, dem sogenannten Post-holder, denn die Holländer hatten wirklich an der äußersten Grenze der Colonie einen Beamten angeordnet, der durch Geschenke und freundschaftliche Dienstleistungen die Verbindung mit den Indianern unterhalten und dadurch die Colonie gegen jede mögliche Gefahr und Beunruhigung von ihrer Seite sichern sollte; zugleich ward er alsdann gewöhnlich von den benachbarten Indianern zum Oberhaupte gewählt. 3ter Band. Nicht lange blieb jedoch der Verf. in Berbice, die zunehmenden Verwüstungen des gelben Fiebers in Demerary, riefen ihn bald nach dieser Colonie zurück. Immer mehr nahm die Heftigkeit der Krankheit zu, nur wenn gleich anfangs kräftige Gegenmittel angewandt wurden, gelang es zuweilen, das Uebel zu hüten; hatten sich aber einmahl die gefährlichen Symptome gezeigt, so war gewöhnlich alle Hülfe vergeblich. Nicht viel weniger verderblich wurden den neu Angekommenen Geschwüre, die jede auch noch so geringfügige Verwundung begleiteten, und nicht selten unheilbar und tödlich wurden. Endlich ward der Verf. selbst von dem gelben Fieber befallen; frühes Aderlassen, sogleich bey den ersten An-

fällen der Krankheit ward von ihm als höchst wohlthätig erprobt. Die Rückkehr der trocknen Jahreszeit verringerte endlich die Heftigkeit des Uebels. Zu Demerary fand der Verf. in der gesammten Colonie auch nicht eine Kirche oder Bethaus, nur durch Müßiggang und Lustbarkeiten zeichnet sich der Sonntag vor den übrigen Tagen aus. Vergeblich versuchten die Engländer einen Gottesdienst für die Einwohner einzurichten; der Caplan der Besatzung erschien an dem dazu bestimmten Orte, allein außer dem Holländischen Gouverneur fand sich auch nicht ein einziger Colonist zu der Feyerlichkeit ein. Dagegen aber setzte die ungeheure Ess- und Trinklust der Holländer unsern Verf. in Erstaunen; bey einem Feste, welches die Englischen Officiere den vornehmsten Einwohnern gaben, trank eine stattliche wohlbeleibte Holländische Dame, welche ihren Platz zu seiner Seite hatte, mehr als eine Flasche alten Weins, verzehrte beynah einen halben Schinken und tüchtige Portionen von vierzehn andern Gerichten — eine Mahlzeit, wie Hr. Vinckard sie nie von einem Wesen in menschlicher Gestalt hatte halten sehen, und trotz dem tanzte diese Dame nach aufgehobener Tafel, in einem Zimmer, wo die Hitze über 90° gestiegen war, die ganze Nacht ohne die mindeste Unterbrechung bis an den hellen Morgen! — Eine Excursion auf dem Flusse Demerary, die der Verf. in Gesellschaft einiger Colonisten vornahm, wird weitläufiger beschrieben. Bis zu dem Postholder und dem sogenannten Wasserfalle drang die Gesellschaft vor, allein letzterer befriedigte keineswegs ihre Erwartung, denn der Sturz des Flusses betrug an keinem Punkte über zwey Fuß Höhe. Am Schlusse seines Werks gibt der Verf. noch einen kurzen statistischen Abriß der Colonien Demerary, Essequebo und Berbice. Die Regierungsform war auch hier dieselbe, wie in den meisten Holländischen Colonien. Die gesetzgebende Gewalt befand sich in den

Händen eines politischen Raths unter dem Vorfise des Gouverneurs; die Mitglieder des Raths wurden von den, durch die angesehenern Gutsbesitzer ernannten Wählern, gewählt. Um Mitglied des Raths zu werden, war Besiz eines freyen Grundstücks, protestantische Religion, dreijähriger Aufenthalt in der Colonie und Kenntniß der Holländischen Sprache erforderlich. Eben so bestand auch der höchste Justizhof aus dem Gouverneur und erwählten Mitgliedern; zwey der letzteren bildeten den Rath der kleinen Sachen, der über alle Fälle, die unter 600 Fl. betreffen, entschied; der Fiscal machte den Beamten der Regierung bey allen Gerichtshöfen; einer der einflußreichsten Posten. Jede Colonie zerfällt in mehrere Districte; an der Spitze eines jeden derselben steht ein Bürgercapitän als Policybeamter. Der Besiz des Grundeigenthums ward von den Generalstaaten verliehen, in Portionen von 250 bis 500 Aekern (acres), die binnen eines bestimmten Zeitraums angebaut werden mußten. In Verbice sowohl als Demerary wurden zuerst nur an dem Ufer der beiden gleichnamigen Flüsse Pflanzungen angelegt, erst späterhin auch längst dem Gestade des Meers. Anfangs ward größtentheils nur Baumwolle und Kaffee gebaut; in den letzteren Zeiten ward jedoch auch der Bau des Zuckerrohrs eingeführt. Die Zahl der Eclaven in Demerary und Essequebo, die in dem Jahre 1796 auf 55,000 berechnet ward, war nach wenigen Jahren schon auf 80,000 angewachsen. — Eine Untersuchung über das gelbe Fieber macht den Beschluß des ganzen Werks.

F. C.

M ü n c h e n .

Ueber Behandlung, Futter und Mastung des Viehes der Landwirthschaft. Vom Staatsrath von Hazzi. Vorgetragen in der öffentlichen Versammlung des landwirthschaftlichen Vereins in München. 1820. Bey E. A. Fleischmann. Auf 62 S. in kl. 8.

Ein Vortrag — nicht im Lehrstyle, sondern eine schöne Rede voll Geist und Wig und Kraft und selbst Pathos, wovon auch Ref. beym ersten Lesen so ergriffen und zu des Redners Lehren hingerissen gewesen ist, daß er nur erst nach einem zweyten Lesen sich kalt genug gefühlt hat, gegenwärtigen Bericht davon zu erstatten. Das Thema ist in zwey Theilen ausgeführt. Der erste umfaßt die Behandlung und Fütterung; der zweyte die Mästung der Hausthiere. I. Der Verf. geht von der Idee aus, daß der Mensch, so wie er selbst aus dem Stande der Wildheit in den des Nomaden = Lebens, und aus diesem in den der Cultur fortgeschritten sey; auch seine Hausthiere aus dem einen in den andern mit sich hätte fortführen sollen; daß er sie aber in dem des Nomaden = Lebens, nämlich auf der Weide gelassen; und noch viel weniger die aus dem Stande der Cultur ihm selbst zu gute gekommene Vortheile der bessern Wohnung, Nahrung und Pflege auch ihnen habe angeheißen lassen. Ref. kann diese Idee durchaus nicht für ein bloßes Spiel des Wiges ansehen, sondern er findet sie — gehörig verstanden und angewandt allerdings an nützlichen Resultaten sehr reich und der weitem Erwägung würdig; aber wenn der Verf. damit nun mit einem Mahle und ohne Einschränkung die Stallfütterung an die Stelle der Weide setzt, und den Thieren, so wie den Menschen statt des rohen Futters auch nur durch das Feuer veredeltes gegeben wissen will; so dünkt es Ref. doch, daß er damit weiter gehe, als er durch die Wissenschaft bis jetzt noch berechtigt sey. Die Vorzüglichkeit der Stallfütterung vor der Weide im Allgemeinen ohne Rücksicht auf die Umstände hat noch kein sachkundiger anerkennen können; und die Nützlichkeit des gekochten Futters ist gegenwärtig noch völlig problematisch. Den Vorwurf der Vernachlässigung der Pflege und Stallung der Hausthiere verdient der Mensch aber wohl am wenigsten

mit Recht; nur darf von ihm nicht verlangt werden, daß er daran mehr habe thun sollen, als er nach dem jedesmahligen Maasse seines Verstandes und seines Vermögens habe thun können. II. Die Lehre von der Mästung der Hausthiere stellt der H. v. H. hier nur im Grundrisse und ganz kurz auf; aber er gibt doch eine richtige, klare und vollständige Uebersicht der neuesten Erfahrung und Grundsätze; und hat damit auf seine Zuhörer gewiß einen um so lebhaftern und bleibendern Eindruck gemacht, je mehr die Macht seiner Rede dabey mit gewirkt haben muß. Auch Ref. stimmt ihm völlig bey; und kann nur, wenn die Beurtheilung der Fertigkeit durch den Griff verwerfen und die Waage vorgezogen wird, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Waage nichts als das Gewicht, der Griff aber die Güte eraubt. Unerwähnt mag endlich auch Ref. bey dem, sonst so gefälligen Vortrage nicht lassen, daß ihm die oft wiederkehrenden ungrammatischen Zusammensetzungen als "selbst der Och, hart im heißen Tage den Pflug gezogen, hatte kein anderes Loos ic." und der hier und da angedeutete Nachdruck, wo doch kein Nachdruck zu geben war, als "schnell fiel da die Binde von den Augen mir" als Schatten aufgestoßen sind, die er lieber verwischt gesehen hätte.

W e i m a r.

Versuch einer Monographie der Kartoffeln, oder ausführliche Beschreibung der Kartoffeln, nach ihrer Geschichte, Charakteristik, Cultur und Anwendung in Teutschland. Bearbeitet von Dr. Carl Wilhelm Ernst Putzsch, Prediger zu Wenigenjena ic. Mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. Im Verlage des Landes = Industrie = Comtoirs. 1819. Auf X und 158 S. in 4.

Wenn gleich diese Menographie auch nur eine Compilation ist; so ist sie doch gewiß eine, die ihrem

Verfasser viel Ehre macht, und die Verbreitung einer gründlichen, vollständigen Kenntniß des Gegenstandes, dem sie gewidmet ist, sehr befördern wird. Mit so viel Wissenschafts- und so viel Erfahrungs-Kunde in einem solchen Umfange ist die Lehre von den Kartoffeln noch nie behandelt worden, als es hier geschehen ist. Wenn Forscher auf dem Wege, den Hr. P. gebahnt hat, fortgehen wollen; so wird die Kartoffel, so wie sie das nützlichste Gewächs ist, auch bald das feiner Natur und allen seinen Verhältnissen nach am besten gekannte seyn. Durch die schönen Kupfer ist der Werth des Werks allerdings ungemein erhöht. Wir wünschen nur, daß uns von den Arten oder Spiel- Arten, deren drey und dreyßig dargestellt werden, nicht die Knollen allein, sondern die ganzen Pflanzen gegeben seyn möchten, oder daß es noch geschehen möge. Denn wenn von der Kenntniß der Knollen besonders für die Cultur des Gewächses ein nützlicher Gebrauch soll gemacht werden können, so muß man durchaus auch die Pflanze ganz kennen. Eine anatomisch physiologische Beschreibung der Pflanze nach allen ihren Theilen würde daher ein sehr angenehmes Geschenk seyn, das uns Hr. P. noch machen könnte. Sollte er sich dazu entschließen, so empfehlen wir ihm, dabey auf die Meinung Rücksicht zu nehmen, die sich uns bey der Beobachtung der Natur dieser Pflanze immer aufgedrängt hat, daß nämlich die Knollen nichts weniger seyen, als Wurzeln, sondern vielmehr aus den Augen in der Erde gebildete Stengel — eine Meinung, der der Durchschnitt der Knolle nach der Länge und die Ähnlichkeit des Auges mit dem Auge des Fruchtbaums in allen Verhältnissen einen so großen Anschein giebt. Um mit den Spielarten der Kartoffel bekannter zu werden, als wir es bis jetzt noch sind, möchte es von Nutzen seyn, versuchsweise jede besonders zu erziehen, und von der Pflanzung an bis zur Ausgrabung genau zu beobachten. Auch die Knollen der verschiedenen Spiel-

arten sind bey weitem noch nicht belehrend genug mit einander verglichen, sondern es sind dazu noch eine Menge gründlicher Analysen — wo möglich nicht zu kleiner Quantitäten erforderlich. Doch es ist hier der Ort nicht, auseinander zu setzen, was alles noch gefehlet konnte; wir haben unsern Lesern nur zu sagen, was Hr. P. gethan hat; und dieses ist folgendes: In der Einleitung hat er die Geschichte der Kartoffeln und die Litteratur vorgetragen. Wenn die Geschichte nicht ganz befriedigt, so ist gewiß nicht seiner Seite Mangel an Fleiße in Auffuchung von Nachrichten, sondern der Mangel an Nachrichten selbst ist daran schuld; dieser ist so groß, daß uns aus der Entdeckungszeit von Süd-Amerika von der bey den Eingebornen statt gehakten Cultur und Benützung des Gewächses fast nichts aufbehalten ist. In der Litteratur schränkt sich Hr. P. nur auf die deutschen Schriften ein. Manche auswärtige, besonders Youngs Annalen der Landwirthschaft hätten nicht übergangen werden sollen. Das Werk selbst zerfällt übrigens in 3 Theile — den physicalischen, ökonomischen und technischen. In jedem hat Hr. P. alles nur irgend wichtige Betannte als Kenner mit zweckmäßiger Auswahl zusammen getragen; die Lücken von dem Gemüthen ausgefüllt, das Dunkle erklärt, das Streitige beurtheilt oder wo er sich das Urtheil nicht zugetrauet, nur die einander widersprechenden Meinungen angeführt, und die Sache unentschieden gelassen. Wenn man einen Theil gelesen hat, wird man immer von der Wahrnehmung, wie vollständig und wie mit Gründen man das Ganze daraus übersehen gelernt hat, gleichsam überrascht. Daß indessen auch in diesem Werke manches vorkommen muß, womit nicht jeder Sachkundige übereinstimmt; versteht sich wohl von selbst. Auch hätten wir bey einer sonst so großen Vollständigkeit gern die von dem verstorbenen Grafen von Podewills zur Sprache gebrachte Frage wegen des wahren Nutzens der Kartoffeln für große Haus-

haltungen noch erörtert, und Betrachtungen über den Einfluß des Kartoffelbaues auf unser Wirthschaftswesen überhaupt nach der gegenwärtigen Laac der Umstände, unter denen die Kartoffeln wahrscheinlich bald das Getraide aus den Brandtweinbrennereyen ganz verdrängen werden, ange stellt gesehen. Uebrigens befremdet es uns, daß der Verf. des Bestrebens der Landwirthschafts-Gesellschaft des Seine-Departements, die Lehre von den Kartoffeln zu dem höchstmöglichen Grade von Vollendung aufzuklären, gar nicht erwähnt. Wenn man bedenkt, was für Männer sich damit beschäftigen, und mit was für Vorkenntnissen, mit was für Mitteln und mit was für Energie sie ihre Untersuchungen verfolgen; so kann man nicht anders, als sehr hohe Erwartungen davon haben.

P o n d o n.

Memoirs of her late royal highness Charlotte Augusta princess of Wales etc. from infancy to the period of her much lamented death, funeral rites etc. etc. and of her illustrious consort, Prince Leopold of Saxe-Coburg-Saalfeld, including a variety of anecdotes hitherto unpublished, with Specimens of her royal highness compositions in prose, poetry and music and facsimiles of her hand-writing, comprising also a historical memoir of the house of Saxe-Coburg-Saalfeld. By Robert Huish, esq. author of the Peruvians etc. etc. 1818. 696 S. 92. 8. Zugleich als ein zweyter Theil oder Anhang, Auszüge aus 120 Predigten, die am Begräbnistage in England gehalten wurden. Es war leicht vorauszusehen, daß über die nicht nur in England und dem befreundeten Deutschlande, sondern gewiß noch allgemeiner mit Recht hochverehrte Prinzessin, nach ihrem Tode Vieles erscheinen würde. Eine Lebensgeschichte der-

selben ist bereits in einem Deutschen Auszuge vorhanden. Dem Verf. der gegenwärtigen Memoirs schienen seine Vorgänger weder unterrichtet noch unparteyisch genug, um sein Unternehmen für überflüssig zu halten. Wie er auf dem Titelblatte schon zu erkennen gibt, und in dem Buche mehreremahle bestimmter versichert, hat er sich alle Mühe gegeben, und das Glück gehabt, von dazu geeigneten, theils hohen Personen Nachrichten einzuziehen; um so viele unverdächtige Beweise der vortrefflichen Eigenschaften des Verstandes und Herzens der Prinzessin vorlegen zu können. Seine Unparteylichkeit zeigt sich schon dadurch, daß bey den vielfältig unvermeidlich gewesenenen Rücksichten auf die mit der Prinzessin in der nächsten Verbindung stehenden allerhöchsten Personen, er nicht nur so berichtet, sondern auch urtheilt, daß, wenn man nur einzelne Stellen aus dem Buche vor sich hätte, man ihn eben so leicht für Anhänger der einen, als der andern Partey halten könnte; auf der Seite der Königin z. B. S. 52, 141 ff. 302 ff. Aber Zusätze oder andere Stellen, lassen dieß nicht annehmen. Wenn es S. 46 heißt: Fully exonerated — from the foul and infamous charge of having an illegitimate childe, so folgt doch gleich: but still attached great levity and indecorum to her conduct. Und wenn er es S. 52 hart findet, daß sie was debarred from the society of the only being who could have solaced her under her afflictions; so heißt es dagegen S. 38 fg. Under circumstances of the most excentric and extraordinary kind adopted a child of very obscure parents — She appeared to lavish on it the kindness and caresses of a mother u. s. w. Die Liebe der Prinzessin zu ihrer Mutter wurde dadurch nicht geschwächt. Diese war auch die Hauptursache ihrer Abneigung gegen den zuerst ihr bestimmt ge-

wesenen Gemahl S. 125 — 128. Unter dem vortrefflichen Eigenschaften der Prinzessin zeigten sich besonders echte Frömmigkeit und unablässige Wohlthätigkeit im lieblichsten Glanze. Schmeicheleyen waren ihr so verhaßt, daß sie deswegen einen Musiklehrer abschaffte, und mehreremahl sagte, man zeige mir lieber meine Fehler. Wenn man deren einen von ihr angeben will; so war es eine Temperamentsneigung, bisweilen zu schnell und zu lebhaft sich auszusprechen. Die Königin Elisabeth scheint ihr besonders als Muster der Nachahmung vorgeschwebt zu haben. — Manches im Buche möchte wohl auch für Engländer zu umständlich angezeigt seyn; z. B. die Kleidung der Prinzessin und anderer hohen Personen bey nur einigermaßen feyerlichen Erscheinungen. Noch müssen wir eines höchst sonderbaren Misverständnisses, *qui pro quo*, oder wie man es nennen mag, gedenken, welches S. 253 f. vorkommt. Da wird, als ein Beweis der litterarischen Kenntnisse des Herzogs Leopold, angeführt, daß als Schlegels Uebersetzung des *Shakespeare* gelobt, für ein Meisterstück erklärt wurde, der H. dieß zwar im Ganzen eingeräumt habe; aber hinzugefügt, daß doch einige grobe unverzeihliche Verstöße (*some gross and impardonable errors*) darin vorkämen: z. B. daß im *Macbeth* die Ausrufung der Heren: “*All hail*” (Alles Heil dem Könige) übersezt sey “*Alle Hagel*”, welches auch der Gegner des Prinzen, dem die Uebersetzung sofort in die Hand gegeben wurde, so gefunden habe!! Nun hat nicht nur, so viel Rec. weiß, Schlegel den *Macbeth* gar nicht übersezt; und wenn er auch, wer kann Schlegeln eines solchen Verstosses fähig halten? Also? — Mögen doch nur die Tugenden der so frühe dieser Unterwelt genommenen Prinzessin im lebhaften, zur Nachahmung reizenden Andenken bleiben; so ist sie uns nicht ganz genommen. Leben ist ja, im edlern Sinne, nicht sinnlich genießen, sondern sittlich gutes bewirken. — *Dum virtus superest, animi pars optima nostri, Dumque aliis recti stimulans vestigia monstrat, Non morimur, potiorque erepta est victima leto.* —

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 26. Februar 1821.

G ö t t i n g e n.

Am 15. Februar wurde der Königl. Societät vom^r Hrn. Hofr. Gauß eine Vorlesung übergeben, überschrieben *Theoria Combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae, pars prior*, die eine der wichtigsten Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung zum Gegenstande hat. Alle Beobachtungen, die sich auf Größenbestimmungen aus der Sinnenwelt beziehen, können, mit welcher Genauigkeit und mit wie vortrefflichen Werkzeugen sie auch angestellt werden, nie absolute Genauigkeit haben; sie bleiben immer nur Näherungen, größern oder kleinern Fehlern ausgesetzt. Nicht von solchen Fehlern ist hier die Rede, deren Quellen genau bekannt sind, und deren Größe bey bestimmten Beobachtungen jedesmahl berechnet werden kann; denn da dergleichen Fehler bey den beobachteten Größen in Abzug gebracht werden können und sollen, so ist es dasselbe, als ob sie gar nicht da wären. Ganz anders verhält es sich dagegen mit den als zufällig zu betrachtenden Fehlern, die aus der beschränkten Schärfe der Sinne, aus mancherley unvermeidlichen und keiner Regel folgender Unvollkommenheiten der Instrumente, und aus mancherley regellos (wenigstens

für uns) wirkenden Störungen durch äußere Umstände (z. B. das Wanken der Atmosphäre beim Sehen, Mangel absoluter Festigkeit beim Aufstellen der Instrumente) herrühren. Diese zufälligen Fehler, die dem Calcul nicht unterworfen werden können, lassen sich nicht wegschaffen, und der Beobachter kann sie durch sorgfältige Aufmerksamkeit und durch Vielfältigung der Beobachtungen nur vermindern: allein nachdem der Beobachter das seinige gethan hat, ist es an dem Geometer, die Unsicherheit der Beobachtungen und der durch Rechnung daraus abaeleiteten Größen nach streng mathematischen Principien zu würdigen, und was das wichtigste ist, da, wo die mit den Beobachtungen zusammenhängenden Größen aus denselben durch verschiedenen Combinationen abgeleitet werden können, diejenige Art vorzuschreiben, wobey so wenige Unsicherheit als möglich zu befürchten bleibt.

Obgleich die zufälligen Fehler als solche, keinem Gesetze folgen, sondern ohne Ordnung in einer Beobachtung größer, in einer andern kleiner ausfallen, so ist doch gewiß, daß bey einer bestimmten Beobachtungsart, auch die Individualität des Beobachters und seiner Werkzeuge als bestimmt betrachtet, die aus jeder einfachen Fehlerquelle fließenden Fehler nicht bloß in gewissen Grenzen eingeschlossen sind, sondern daß auch alle möglichen Fehler zwischen diesen Grenzen ihre bestimmte relative Wahrscheinlichkeit haben, der zu Folge sie nach Maßgabe ihrer Größe häufiger oder seltener zu erwarten sind, und derjenige, der eine genaue und vollständige Einsicht in die Beschaffenheit einer solchen Fehlerquelle hätte, würde diese Grenzen und den Zusammenhang zwischen der Wahrscheinlichkeit der einzelnen Fehler und ihrer Größe zu bestimmen im Stande seyn, auf eine ähnliche Weise, wie sich bey Glücksspielen, so bald man ihre Regeln kennt, die Grenzen der möglichen Gewinne und Verluste, und deren relative Wahrscheinlichkeiten berechnen lassen. Dasselbe gilt auch von

dem, aus dem Zusammenwirken der einfachen Fehlerquellen entspringenden Totalfehler. Auch sind diese Begriffe nicht auf unmittelbare Beobachtungen beschränkt, sondern auch auf mittelbare aus Beobachtungen abgeleitete Größenbestimmungen anwendbar. In der Wirklichkeit werden uns freylich fast allemahl die Mittel fehlen, das Gesetz der Wahrscheinlichkeiten der Fehler a priori anzugeben.

Wie wir die Unzuverlässigkeit einer bestimmten Art von Beobachtungen im Allgemeinen abschätzen wollen, hängt zum Theil von unserer Willkühr ab. Man kann dabey entweder bloß die Größe der äußersten möglichen Fehler zum Maßstabe wählen, oder zugleich auf die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit der einzelnen möglichen Fehler mit Rücksicht nehmen. Das letztere scheint angemessener zu seyn. Allein diese Berücksichtigung kann auf vielfache Weise geschehen. Man kann, wie es die Berechner bisher gemacht haben, den sogenannten wahrscheinlichen (nicht wahrscheinlichsten) Fehler zum Maßstabe wählen, welches derjenige ist, über welchen hinaus alle möglichen Fehler zusammen noch eben so viele Wahrscheinlichkeit haben; wie alle diesseits liegenden zusammen; allein es wird weit vortheilhafter seyn, zu diesem Zweck statt des wahrscheinlichen Fehlers den mittlern zu gebrauchen, vorausgesetzt, daß man diesen an sich noch schwankenden Begriff auf die rechte Art bestimmt. Man lege jedem Fehler ein von seiner Größe abhängendes Moment bey, multiplicire das Moment jedes möglichen Fehlers in dessen Wahrscheinlichkeit und addire die Producte: der Fehler, dessen Moment diesem Aggregat gleich ist, wird als mittlerer betrachtet werden müssen. Allein welche Function der Größe des Fehlers wir für dessen Moment wählen wollen, bleibt wieder unsrer Willkühr überlassen, wenn nur der Werth derselben immer positiv ist, und für größere Fehler größer als für kleinere. Der Verf. hat die einfachste Function dieser Art gewählt, nemlich das Quadrat; diese

Wahl ist aber noch mit manchen andern höchst wesentlichen Vortheilen verknüpft, die bey keiner andern statt finden. Denn sonst könnte auch jede andere Potenz mit geraden Exponenten gebraucht werden, und je größer dieser Exponent gewählt würde, desto näher würde man dem Princip kommen, wo bloß die äußersten Fehler zum Maßstabe der Genauigkeit dienen. Gegen die Art, wie ein großer Geometer den Begriff des mittlern Fehlers genommen hat, indem er die Momente der Fehler diesen gleich setzt, wenn sie positiv sind, und die ihnen entgegengesetzten Größen dafür gebraucht, wenn sie negativ sind, läßt sich bemerken, daß dabey gegen die mathematische Continuität angestoßen wird, daß sie so gut wie jede andere auch willkürlich gewählt ist, daß die Resultate viel weniger einfach und genugthuend ausfallen, und daß es auch an sich schon natürlicher scheint, das Moment der Fehler in einem stärkern Verhältniß, wie diese selbst, wachsen zu lassen, indem man sich gewiß lieber den einfachen Fehler zweymahl, als den doppelten einmahl gefallen läßt.

Diese Erläuterungen mußten vorangeschickt werden, wenn auch nur etwas von dem Inhalt der Untersuchung hier angeführt werden sollte, wovon die gegenwärtige Abhandlung die erste Abtheilung ausmacht.

Wenn die Größen, deren Werthe durch Beobachtungen gefunden sind, mit einer gleichen Anzahl unbekannter Größen auf eine bekannte Art zusammenhangen, so lassen sich, allgemein zu reden, die Werthe der unbekanntten Größen aus den Beobachtungen durch Rechnung ableiten. Freylich werden jene Werthe auch nur näherungsweise richtig fern, in so fern die Beobachtungen es waren: allem die Wahrscheinlichkeitsrechnung hat nichts dabey zu thun, als die Unsicherheit jener Bestimmungen zu würdigen, indem sie die der Beobachtungen voraussetzt. Ist die Anzahl der unbekanntten Größen größer als die der Beobachtungen, so lassen sich jene aus diesen noch gar nicht be-

stimmen. Allein wenn die Anzahl der unbekanntten Größen kleiner ist, als die der Beobachtungen, so ist die Aufgabe mehr als bestimmt: es sind dann unendlich viele Combinationen möglich, um aus den Beobachtungen die unbekanntten Größen abzuleiten, die freylich alle zu einerley Resultaten führen müßten, wenn die Beobachtungen absolute Genauigkeit hätten, aber unter den obwaltenden Umständen mehr oder weniger von einander abweichende Resultate hervorbringen. Aus dieser ins Unendliche gehenden Mannichfaltigkeit von Combinationen die zweckmäßigste auszuwählen, d. i. diejenige, wobey die Unsicherheit der Resultate die möglich kleinste wird, ist unstreitig eine der wichtigsten Aufgaben bey der Anwendung der Mathematik auf die Naturwissenschaften.

Der Verf. gegenwärtiger Abhandlung, welcher im Jahr 1797 diese Aufgabe nach den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung zuerst untersuchte, fand bald, daß die Ausmittelung der wahrscheinlichsten Werthe der unbekanntten Größe unmöglich sey, wenn nicht die Function, die die Wahrscheinlichkeit der Fehler darstellt, bekannt ist. In so fern sie dieß aber nicht ist, bleibt nichts übrig, als hypothetisch eine solche Function anzunehmen. Es schien ihm das natürlichste, zuerst den umgekehrten Weg einzuschlagen und die Function zu suchen, die zum Grunde gelegt werden muß, wenn eine allgemein als gut anerkannte Regel für den einfachsten aller Fälle daraus hervorgehen soll, die nemlich, daß das arithmetische Mittel aus mehreren für eine und dieselbe unbekanntte Größe durch Beobachtungen von gleicher Zuverlässigkeit gefundenen Werthen als der wahrscheinlichste betrachtet werden müsse. Es ergab sich daraus, daß die Wahrscheinlichkeit eines Fehlers x , einer Exponentialgröße von der Form e^{-hx} proportional angenommen werden müsse, und daß dann gerade diejenige Methode, auf die er schon einige Jahre zuvor durch andere Betrachtungen gekommen war, allgemein nothwendig werde. Diese Methode,

welche er nachher besonders seit 1801 bey allerley astronomischen Rechnungen fast täglich anzuwenden Gelegenheit hatte, und auf welche auch Legendre inzwischen gekommen war, ist jetzt unter dem Namen Methode der kleinsten Quadrate im allgemeinen Gebrauch, und ihre Begründung durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung, so wie die Bestimmung der Genauigkeit der Resultate selbst, nebst andern damit zusammenhängenden Untersuchungen sind in der *Theoria Motus Corporum Coelestium* ausführlich entwickelt.

Der Marquis Delaplace, welcher nachher diesen Gegenstand aus einem neuen Gesichtspuncte betrachtete, indem er nicht die wahrscheinlichsten Werthe der unbekanntenen Größen suchte, sondern die zweckmäßigste Combination der Beobachtungen, fand das merkwürdige Resultat, daß, wenn die Anzahl der Beobachtungen als unendlich groß betrachtet wird, die Methode der kleinsten Quadrate allemahl und unabhängig von der Function, die die Wahrscheinlichkeit der Fehler ausdrückt, die zweckmäßigste Combination sey.

Man sieht hieraus, daß beide Begründungsarten noch etwas zu wünschen übrig lassen. Die erstere ist ganz von der hypothetischen Form für die Wahrscheinlichkeit der Fehler abhängig, und sobald man diese verwirft, sind wirklich die durch die Methode der kleinsten Quadrate gefundenen Werthe der unbekanntenen Größen nicht mehr die wahrscheinlichsten, eben so wenig wie die arithmetischen Mittel in dem vorhin angeführten einfachsten aller Fälle. Die zweyte Begründungsart läßt uns ganz im Dunkeln, was bey einer mäßigen Anzahl von Beobachtungen zu thun sey. Die Methode der kleinsten Quadrate hat dann nicht mehr den Rang eines von der Wahrscheinlichkeitsrechnung gebotenen Gesetzes, sondern empfiehlt sich nur durch die Einfachheit, der damit verknüpften Operationen.

Der Verf., welcher in gegenwärtiger Abhandlung

diese Untersuchung aufs neue vorgenommen hat, indem er von einem ähnlichen Gesichtspunct ausging, wie Delaplace, aber den Begriff des mittlern zu befürchtenden Fehlers auf eine andere, und wie ihm scheint, schon an und für sich natürlichere Art, feststellt, hofft, daß die Freunde der Mathematik mit Vergnügen sehen werden, wie die Methode der kleinsten Quadrate in ihrer neuen hier gegebenen Begründung allgemein als die zweckmäßigste Combination der Beobachtungen erscheint, nicht näherungsweise, sondern nach mathematischer Schärfe, die Function für die Wahrscheinlichkeit der Fehler sey, welche sie wolle, und die Anzahl der Beobachtungen möge groß oder klein seyn.

Mit dem Hauptgegenstande ist eine Menge anderer merkwürdiger Untersuchungen enge verbunden, deren Umfang aber den Verf. nöthigte, die Entwicklung des größten Theils derselben einer künftigen zweyten Vorlesung vorzubehalten. Von denjenigen, die schon in der gegenwärtigen ersten Abtheilung vorkommen, sey es uns erlaubt, hier nur ein Resultat anzuführen. Wenn die Function, welche die relative Wahrscheinlichkeit jedes einzelnen Fehlers ausdrückt, unbekannt ist, so bleibt natürlich auch die Bestimmung der Wahrscheinlichkeit, daß der Fehler zwischen gegebene Grenzen falle, unmöglich: dessenungeachtet muß, wenn nur allemahl größere Fehler geringere (wenigstens nicht größere) Wahrscheinlichkeit haben als kleinere, die Wahrscheinlichkeit, daß der Fehler zwischen die Grenzen $-x$ und $+x$ falle, nothwendig größer (wenigstens nicht kleiner) seyn,

als $\frac{x}{m} \sqrt{\frac{1}{3}}$, wenn x kleiner ist als $m \sqrt{\frac{3}{4}}$,

und nicht kleiner als $1 - \frac{4mm}{9xx}$, wenn x größer

ist als $m \sqrt{\frac{3}{4}}$, wobey m den bey den Beobachtungen zu befürchtenden mittlern Fehler bedeutet. Für $x = m \sqrt{\frac{3}{4}}$ fallen wie man sieht beide Ausdrücke zusammen.

M ü n c h e n.

Gedruckt bey F. S. Storno: Tugend die höchste Kunst. Eine Erörterung aus den Gebieten der Moralphilosophie und der höhern Psychologie. Am Namensfeste Sr. Maj. des Königs den 12. Oct. 1816 in der Königl. Academie der Wissenschaften zu München vorgelesen von Cajetan von Weiler, Ritter des Civil-Verdienst-Ordens der Baier. Krone, ordentl. Mitgliede der Academie und Director der Studien-Anstalt. S. 82 in 4.

Die Absicht dieser über die Tugend gehaltenen Rede ist, das Wesen dessen zu enthüllen, was Tugend genannt zu werden verdient, und zu zeigen, daß und wie sie eigentlich sich aller den Menschen über das Thier erhebenden Kräfte bemächtigt, im ganzen lebendigen Menschengenosse, im Willen, in der Vernunft, im Gefühle, im Verstande und in der Phantasie waldet, oder den Thätigkeiten dieser Kräfte eine ganz besondere Richtung ertheilt, die, wo sie fehlt, nicht vorkommen kann. Die Gelegenheit, bey welcher die Rede gehalten wurde, mußte wohl den Vf. bestimmen, nicht sowohl auf eine streng wissenschaftliche Begründung dessen, was er von der Tugend sagt, sondern vorzüglich darauf bedacht zu seyn, sie in einer ihrer Würde angemessenen Art, die bloß aus Begeisterung für dieselbe entstehen kann, darzustellen, um durch die Darstellung den Zuhörer für die Sache zu gewinnen. Und in dieser Rücksicht zeichnet sich die Rede in allen ihren Theilen aus. Sehr zweckmäßig war es aber auch, daß der Verf. die Aeußerungen der Tugend im Leben durch Hinweisung auf die Thaten edler Menschen in älterer Zeit zu erläutern und dadurch dem Unglauben an die Tugend, der sie für ein Ideal ausgibt, das keinem seiner Bestandtheile nach in der wirklichen Welt vorkomme, zu begegnen gesucht hat. Zu den guten Ausstattungen des Ganzen gehört übrigens noch, daß in den Anmerkungen mancher Beweis dafür beygebracht worden ist, daß in Ansehung der Erfordernisse zur Tugend die Weisen aller Völker und Zeiten sehr übereinstimmend dachten. Möge das Werk recht viele Leser finden und dadurch die Ueberzeugung, daß die Tugend kein leerer Name sey, befestigt und ausgebreitet werden!

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. Stück.
Den 1. März 1821.

B r e s l a u.

Bei Joseph May: Briefe in die Heimat aus Deutschland, der Schweiz u. ad Italien von Dr. Fr. H. von der Hagen. In vier Bänden. 1818.

Die Reise nach Italien, welche die Herren Fr. von Raumer, Carl von Lattdorf, Fr. H. von der Hagen in den Jahren 1816 u. 1817 unternahmen, ist in mehr als einer Rücksicht merkwürdig. Auf die höchstwichtigen Ergebnisse, die Hr. von Raumer für die Geschichte der Hohenstaufen und der Lombardischen Städte gefunden, ist die allgemeine Erwartung gespannt. Was Hr. v. d. Hagen für alte und neue Kunst, Deutsche und einheimische Sage und die Kenntniß des Mittelalters überhaupt bemerkt und erforscht hat, legt das vorliegende Werk in dem ansprechenden Gewande von Familienbriefen dar. Die beständige Aufmerksamkeit auf das Nationale, aus alter Zeit Herkömmliche, und mit treuer Anhänglichkeit Bewahrte, auf das Alterthümliche in Tracht, Sitten und Gebräuchen, und der sich hindurchziehende Faden des Deutschen Heldenliedes geben dieser Reise eine eigenthümliche Physionomie, durch welche sie sich gänzlich von allen frühern unterscheidet. Es ist nichts Zusammengeschriebenes an ihr; sondern es ist Alles, wie es ist, aus den Studien, der Denkart, der originalen Auffassungsweise des Vf. hervorgewachsen. — Da das Werk noch nicht vollendet ist — noch fehlt der vierte Theil —; so begnügen wir uns indessen mit einer kurzen Anzeige des sehr reichhaltigen Inhalts. Wobey

L (2)

Ref. indeß seinem speciellern Interesse gemäß einiges für alte Kunst Wichtige hervorzuheben nicht vergessen wird.

Die Reise führt über das herrliche Prag, das an Alterthümern so reich, unter denen der Dem zu Et. Wit, ein Werk Peter Arlers aus Böhm, besonders hervorgehoben wird — über Eger, wo besonders auf die Denkmahle der vorgothischen Baukunst mit Rundbogen, und dicken, oft gewundnen, Säulen aufmerksam gemacht wird — über Nürnberg, Regensburg, Landshut, Freisingen, Hauptstätten altdeutscher Kunst und Gelehrsamkeit. In München tritt den Reisenden zuerst antike Kunst in Marmor und Gypsabgüssen entgegen; und wird es durch den großartigen Sinn eines wahrhaft liberalen Prinzen in Zukunft immer mehr. Mehr wünschten wir S. 92 von dem edler und reiner gehaltenen Kopfe des Laocoon zu vernehmen. Die übermäßige Schätzung dieser hochgepriesenen Antike scheint überhaupt jetzt ermäßigt zu werden, je mehr man von den Werken der wahrhaft großen Kunst kennen lernt.

Die Reise wendet sich nun über Augsburg, Ulm, auf Constanz und St. Gallen, durch die für Deutsche Baukunst und Dichtung classischen Gegenden, die auch noch an Denkmahlen beider vor allen reich sind. St. Gallen's Bibliothek ist nicht allein an Heldengedichten aus der Hohenstaufenzeit, sondern auch an ältern Sprachdenkmahlen von der Karolinger, ja von einer frühern Zeit unerschöpflich. Hierüber werden uns ohne Zweifel des Vf. versprochene "Denkmahle des Mittelalters" reiche Auskunft geben. Ref. hebt eine besonders verheißungsvolle Stelle aus: "Das wichtigste sind die großen und vielen Deutschen Werke Notkers, benannt Labeo. Er galt für den Gelehrtesten seiner Zeit, war lange Professor der Schule, und ein milder frommer Mann, der im 70sten Jahre 1022 starb. Von ihm sind hier in gleichzeitigen trefflichen Handschriften die Uebersetzung und umschreibende Auslegung 1. der Psalmen, 2. des Aristoteles Organon, 3. des Boethius philosophisches Trostbuch, 4. des Marcellianus Capella Vermählung Mercuri mit der Philologie, und 5. eine Abhandlung von der Tonleiter, dem Tetrachord, den acht

Tonarten und der Mensur der Orgel. — Die Abhandlung von der Musik habe ich ganz abgeschrieben und von den übrigen Auszüge gemacht, unter denen nur die Psalmen von Schiller herausgegeben sind, und lasse sie auch ganz abschreiben. Es sind die wichtigsten Urkunden unsrer alten Sprache und zeugen, mehr als Otfrid, in Rechtschreibung, Tonzeichen und Sprachlehre von einer so festen und reichen Bildung derselben, gegen welche selbst die Sprache der Minnesinger-Zeit schon wieder verwildert erscheint, wie die vor Otfrid. Sogar die Kunstausdrücke für die Sprachlehre hat Ruodpert hier schon im 10ten Jahrhundert verdeutschet, und die Ausbildung der Sprache für die damals schon so weit gediehene wissenschaftliche Prosa ist erst nach Jahrhunderten wieder aufzueintreten worden."

Ref. wendet nach dieser Probe nur im all gemeinen darauf hin, was in Gallen, Zürich, Bern für altdeutsche Literatur und Kunst bemerkt wird. Da die übrige Schweizreise dem Vf. zum Theil durch Regenwetter verkümmert wurde, so ist die Beschreibung des Montblanc und seiner Umgebungen desto anmuthiger und reizender.

Bald bey dem Eintritt nach Italien kommen uns interessante Beobachtungen und Betrachtungen entgegen, z. B. von der Gegend von Romo als einer Wiege der Baukunst von alt-Lombardischer Zeit bis zum 16ten Jahrhundert; von der Bauart der Dörfer am Nieder-Po, die von der Italiänischen ganz abweichend vielmehr der Deutschen gleicht u. a. m. Ueberhaupt ist in Italien der Vf. dem Deutschen auf der Spur, in Sage, Fittre und Kunst: für das eigenthümliche Treiben und Leben des Italiänischen Volks zeigt er dagegen nichts weniger als die nachsichtige und parteyliche Liebe, mit der es gutmüthige Reisende in der Erinnerung schönerer Zeiten oft geschildert haben. — Ausführlich spricht der Vf. von dem Mailänder Dom, und der Geschichte seines Baus, in der Deutsche Baumeister, wie Heinrich von Gemünden (der Vater Arlers) und Ulrich von Fisingen so bedeutend und entschieden hervortreten: aber noch interessanter sind die Bemerkungen über ältere vorgotthische Kirchen in Mailand,

insonderheit die des Ambrosius. Wenn diese Gebäude auch vom antiken Standpunct nur als die ausgestorbnen Schiaken alter Architectur erscheinen und in ihnen auch die Ausartung und Vermischung mit Fremdartigen so hoch gestiegen ist, daß sie ein gänztliches Verkennen aller Grundformen herbeygeführt hat: so sind doch eben diese Bauwerke als Keim einer neuen sich aus ihnen folgerecht entwickelnden Kunst von der allergrößten Wichtigkeit.

II. Theil. P a v i a mit mannichfachen Erinnerungen an die Herrschaft der Longobarden = Könige. Beyläufig wird der Inhalt des Italiänischen Weltbuchs, li Reali di Francia, im Auszuge mitgetheilt, welches die Sagen Carls des Großen mit Constantiu beginnt. P a r m a. Gemähldegallerie durch Correggios Werke ausgezeichnet, über welchen ein hartes, ja ungerechtes Urtheil gefällt wird, indem der Verf. stets religiöse Bedeutsamkeit, schlechte Innigkeit, einfältige Würde fordernd jene Fröhlichkeit, Lust und fast trunke n e S i n n l i c h k e i t der Corregioschen Bilder zu tief herabsetzt: auch wohl zu sehr in Pausch und Bogen die verschiedenen Perioden und Kunstweisen dieses sich einsam entwickelnden Genies behandelt. V e r o n a, besonders von der Burg des Theoderich, Dietrich von Bern; Vergleichung der dort einheimischen Sagen, die ihn zum wilden, übermüthigen Genossen böser Geister machen, mit unsern. V i c e n z a. Von Palladio's Gebäuden. P a d u a. V e n e d i g. Bauwerke, besonders die Marcuskirche, welche auf den Verf. den Eindruck einer mit Steinen und Schnitzwerk geschmückten großen Bronzearbeit gemacht; auch von volksthümlichen Sagengedichten. Anziehend sind die weltgeschichtlichen Ideen, welche Venedigs Bauwerke erregen, besonders wenn die Marcuskirche wirklich, wie der Verf. behauptet, eine Nachbildung der Sophienkirche in Byzanz ist, welche bey der Eroberung durch die Franken zu ihrer Verschönerung beitragen mußte. Kein Zweifel, daß fast alle alten Musivgemälde in Italien, und so auch die bey der Marcuskirche Byzantinische Werke sind: überhaupt kann man bey keinem Kunstzweige die Fortdauer durch das frühere

Mittelalter so vollständig nachweisen, als bey der *Mosaik*. — Unter manchem Einzelnen macht Ref. auf die Nachrichten von den beiden Riesenlöwen, aus dem *Piræus* Athens 1687 nach Venedig versezt, aufmerksam, Werke schöner Griechischer Kunst. Der eine hat an jeder Seite eine Inschrift, die der Vf. für Runen erklärt und den Normannischen Wäringern beschreibt. — Bey der Kunstsammlung, die in Venedig aus Kirchen angelegt wird, erwähnt der Vf. die Annahmung der Italiäner, die sich nun auch die Erfindung der Oelmahlerey (durch Theophilus Rugerus) beymessen wollen, und erwiedert manches Triffige. — Ferrara. Von dem reich und abenteuerlich von außen verzierten Dom daselbst. Bologna. Von der Hauptkirche des *S. Petronius* u. a. Gemähldegallerien. Florenz: Geschichte und Beschreibung des Doms: vorzüglich von den ehernen Flügelthüren, unter ihnen der von Lorenzo Ghiberti. Von Dante und als heiterm Gegensatz den Schwänken des Piovani Arlotto. Von allen geschichtlich wichtigen Kirchen und Bildwerken wird kurze Nachricht gegeben, obgleich die Reise sichtlich mit Ungeduld nach Rom strebt.

Den Wunderwerken der Weltstadt Rom sind die letzten Briefe des 1. Bandes, und die ersten des 2. gewidmet. Der Vf. leitet imposant zu dieser Betrachtung ein, indem er den Eindruck schildert, den eine Wanderung bey Mondschein durch die Gebäude und Trümmer dieser zweymahl untergegangenen Stadt macht. So mannichfaltig nun aber die Bemerkungen, Ansichten, Nachrichten über die Gebäude des Alterthums und Mittelalters, Statuen und Gemähle, neuere meist Deutsche Künstler, Deutsche Handschriften und Volksdichtung, Sitten und Gebräuche sind, so wenig wollen wir versuchen, auch nur das Bedeutendste davon anzudeuten: nur versichern, daß die heitre, tüchtige und eigenthümliche Auffassungs- und Darstellungsweise das Auseinanderliegende stets zu einem Ganzen verknüpft und abrundet. Alle Ansichten liegen offen, klar und unverhohlen da, tiefe Achtung und Ehrfurcht vor der antiken Kunst, ein archaisches Wohlgefallen und partyliche Liebe

für die vorgotthische, hohe Begeisterung für die ausgebildete gothische Kunst, Widerwillen gegen die Vermischung gothischer und antiker Weisen, wie sie in den meisten Römischen Gebäuden herrscht, überhaupt Haß gegen alles weichliche und gemachte Pathos, welches sich der ruhigen und stillen Würde der Kunst entgegenzustellen wagt. Darum wird Canova so weit hinter Thorwaldson zurückgestellt. Ein Brief ist der Vergleichung Raphael's und Michael Angelos gewidmet, der achtzehnte; deren entschiedner Gegensatz sehr lebhaft, obwohl etwas spitzfindig und spielend, dargestellt ist, wie wenn von Angelo's jüngstem Gericht S. 47 gesagt wird: Es ist zugleich der jüngste Tag für den Künstler selber, wo gleichsam alle seine Gebilde wie Larven gegen ihn auferstehn und von ihm ihre Seelen und Seligkeit, so wie seine vielen unfertigen Bild der ihre Vollendung fordern. — Vom neunzehnten Briefe an wendet sich die Reise nach Neapel. Zuerst beschäftigt das Gedränge der Volksmenge, der Glanz und die Pracht der Paläste, mitten unter einer wundervollen Natur voll vulkanischer Zerstörung den Besenden ganz; bald aber wird man vom Besue durch Herculanium und Pompeji auf das Alterthum zurückgeführt. Auch die Beschreibung dieser aufgegrabenen Städte wird der Anschauung durch treffende Vergleiche recht nahe geführt, und es gefällt, wenn der Vf. solche Vergleiche aus seiner Heimathzuziehet, der Mark, herzunehmen nicht ansteht: dabey ist vom Museum von Portici die Rede. Bey der Ermangelung Deutscher Sprachdenkmale, welche die Schwäbische Herrschaft hier wenigstens nicht für spätere Zeiten hinterlassen hat, beschäftigten den Vf. die Spuren von Einwirkungen der Normannen und Hohenstaufen auf Lebensverhältnisse und Kunstthätigkeit, außerdem die Volks-Sagen und Lieder, die er eifrig gesammelt. Dergleichen Betrachtungen werden wieder durch eine sehr anmuthig beschriebene Reise nach Ischia, Puzzuoli unterbrochen: und so reichen sich Alterthum und neues Leben, Kunst und Naturschönheit die Hand, um das Bild dieser Stadt zu vollenden, welche der Vf. wohl mit Recht eine lockende Sirene nennt. Die Mu-

sterung merkwürdiger Kirchen und die Nachrichten von Bibliotheksarbeiten fehlen auch hier nicht. Neapel bewahrt durch einen eignen Zufall das urtundlich älteste Denkmal der Deutschen Sprache und Schrift, nämlich einen Lat. inischen Verkaufsbrief einer Kirche zu Ravenna, um 500, welcher von 20 Versuchen meist mit Gothischen Namen, und zwar von viereu nicht Lateinisch, sondern in Gothischer Sprache und Schrift unterschrieben ist. Es ist diese Urkunde jetzt in der Königl. Bibliothek, der Vf. hat durch Freundschaft der Brüder Kiepenhausen eine treffliche Abbildung der Gothischen Unterschriften erhalten, die er wohl in den "Denkmahlen" mittheilen wird. Unter den einheimischen Sagen zeichnen sich die vom Zauberer Virgil aus, welche bey dem angeblichen Grabe des Dichters erwähnt und nach Volksbüchern erzählt werden. Sie beruhen großentheils auf einem Namensspiel mit virga und virgo: doch ist unter ihnen manche schöne und charakteristische. — Von Neapel unternahmen die Reisenden größtentheils zur See Sorrente, Capua, Amalfi, Salerno, endlich P à s i u m zu besuchen. Dieß war der südlichste und äußerste Punct, welchen die Reise erreichte: aber desto länger weilt der Vf. dabey, und desto schwerer scheint es ihm geworden, sich davon loszureißen. Der Eindruck der dortigen Tempel, der erhabensten Werke altdorischer Baukunst, wird nicht nur im Allgemeinen geschildert, sondern auch die Art der Construction im Einzelnen erörtert. In der That verdienen diese Tempel auch nach den neuesten Beschreibungen von Wilkins noch eindringendere Aufmerksamkeit, und über Manches für die Geschichte der Baukunst nicht Unwichtige bleiben noch immer Zweifel, die nur die Autopsie lösen kann: diese Aufgaben konnte und wollte nun freylich der Vf. nach seinem Zwecke nicht lösen, indessen wird der Leser doch manche anziehende Bemerkung und Vergleichung finden. Doch können wir darin unsre Meinung nicht bergen, daß die oft angedeutete Zusammenstellung der Aegyptischen und Altdorischen Säule und Bauart durchaus unpaßlich scheint, nicht sowohl, weil die einzelnen Theile verschieden, als vielmehr weil das Grundprincip ein ganz an-

dres ist. Denn die Aegyptische Kunst sucht keine höhere Regelmäßigkeit, als die die Natur gewährt, indem sie dieselben Hauptformen mit unendlicher Abwechslung wiederholt: die Griechische aber ging aus der harmonischen Zusammenstellung höchst einfacher Theile und Glieder hervor, die nicht die Landesnatur dargereicht, sondern die Bauart aus sich selbst mit Nothwendigkeit geschöpft hatte.

Nun kehren die Reisenden über Pompeji, Neapel, von wo eine Spazierfahrt nach Bajä unternommen wird, nach Rom zurück, dessen ländliche Stille dem vordem rauschenden Treiben Neapels Ermüdeten recht angenehm und erquickend wird. Die Forschungen über die Geschichte der Hohenstaufen zogen die Reisenden nach *L a a l i a c o 130*, wo jener Nacht den letzten Stoß erbielt. Diese Reise führt bey dem Berg und der Stadt *Al b a F u c e n t i s* vorbei; wo der Vf. mit Staunen die kyklopischen Mauerbauwerke sah, die hier eine weitläufige mythologische Abschweifung veranlassen. Ref. ist weit entfernt, dem Vf. die kühnen Hauptstücke durch Clauseln verkümmern zu wollen: Die kyklopischen Götter eines Kultus; priesterliche Könige waren Baumeister; die Burgen nichts als colossale Umzäunungen eines Haupttempels; im Gegentheil erfreute es ihn sehr, diese Sätze so vollständig und geradezu ausgesprochen zu lesen, auch hält er mit dem Verf. für entschieden, daß dieses Volk die Pelasger gemessen: was aber von deren Kultus aus einer Zusammenstellung der altgriechischen mit nordischen Genealogieen mehr in die Luft gebaut als nach unten begründet wird, dem kann wohl schwerlich beweisen die Kraft bemessen werden. Der Vf. folgt in dergleichen mythologischen Combinationen "dem tiefsten Deuter der ersten Urkunden der Geschichte, Kanne": er würde es schwerlich, wenn ihm der methodische Fortschritt und die endliche Durchdringung der Griechischen Mythologie so am Herzen läge und so sehr das Ziel seines wissenschaftlichen Strebens wäre, als das Deutsche Mittelalter. Ref. kann nicht anders, als gegen Streifzüge in dies Gebiet auch von geistreichen Männern wie *pro aris et focis* ankämpfen. — Darauf folgen beschreibende Nachrichten von dem Emissar des Rucinischen Sees, den Kaiser Claudius vollführte. — Von da kehrten die Reisenden nach Rom zurück: der Band schließt mit einer Beschreibung der Peterskirche, von deren oberstem Knopf das heidnische und christliche Rom mit einem Blick überschaut wird. — Der vierte und letzte Band wird die Rückreise von Rom durch Italien und Deutschland enthalten: Ref. bittet den Verf., mit der Vollendung des Werks nicht lange zu säumen.

H. D. M.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

35. Stück.

Den 3. März 1821.

P a r i s.

Bey Madame Herissant u. s. w.: Nouveau supplément au cours de littérature par Mr. de la Harpe, contenant l'éloge de Voltaire etc. 1818. 386 S. in Octav.

Wenn ein Buch ein so großes Glück gemacht hat, wie in Frankreich der bekannte Cours de littérature von La Harpe, ist es keine üble Buchhändlerspeculation, Nachträge, so viel sich nur aufstreiben lassen wollen, zu einem solchen Werke zu liefern. Ob der Verfasser selbst seine Zustimmung zu diesen Nachträgen gegeben haben würde; ob er nicht absichtlich weggelassen hat, was man nachträgt; kommt dann wenig in Frage. Im J. 1810 kam schon ein Supplément dieser Art zu La Harpe's Cours, besorgt von Hrn. Salgues, heraus, das auch in diesen Blättern angezeigt ist. Der ungenannte Herausgeber des vor uns liegenden zweyten Nachtrags hat aus derselben Quelle geschöpft, nämlich aus dem Mercure de France, zu welchem La Harpe Rezensionen unter dem Titel Auszüge lieferte. Dazu hat er noch einiges Andre, das schon gedruckt war,

M (2)

angehängt. Der vollständige Titel, den wir nicht ganz haben abschreiben wollen, weil wir ihn sonst bey der Anzeige des Inhalts zum zweyten Male abschreiben müßten, sagt dem neugierigen Käufer voraus, was er zu erwarten hat. Interessant ist die Vorrede. La Harpe's Cours de littérature sey sans contredit (man merke es sich!) das wichtigste Buch, das seit dem Anfange unsers Jahrhunderts erschienen. Was sollen nun die Andern sagen, die dieses Sans contredit ein wenig lächerlich finden? La Harpe's Buch ist ein geistvolles und sehr elegant geschriebenes Werk, voll der feinsten Bemerkungen über das Eigenthümliche der schönen Litteratur der Franzosen, und eine recht glänzende Verherrlichung dieser Eigenthümlichkeit auf Kosten des Geschmacks anderer Nationen. Was aber in diesem Buche über die alte Griechische und Römische Litteratur vorgebracht ist, kann nicht wohl oberflächlicher seyn; und was es über die Litteratur einiger andern neueren Nationen enthält, die natürlicherweise neben den Franzosen im Schatten erscheinen, ist größtentheils ebenso unrichtig, als unbedeutend. Aber wir erhalten in den neuen Nachträgen auch nichts, was eigentlich zu jenem Cours gehörte, das ein abgeschlossenes Ganzes, wenn auch nicht wirklich ist, doch seiner Bestimmung nach seyn sollte. Indessen ist der Herausgeber von dieser Seite entschuldigt. Denn La Harpe selbst hatte seinem Werke einen Anhang gegeben, durch den er nach seiner Rückkehr zum christlichen Glauben wieder gut machen wollte, was er als Voltairianer gesündigt zu haben glaubte. Dazu sollte seine Philosophie du XVIII^{me} Siècle dienen, die er zu dem Cours de littérature hinzufügte. Dadurch ist freilich sein Werk mit sich selbst in Widerspruch gerathen, was der Herausgeber des neuen Nachtrags richtig anmerkt. Um nun den gefeyerten Mann consequent zu machen, läßt der Herausgeber die Lobrede auf Voltaire, verfaßt von La

Harpe in den Tagen seines Unglaubens, und vermuthlich deswegen von ihm selbst nachher zur Seite geschoben, wieder abdrucken, und würde den guten Mann dadurch zum zweyten Male mit sich selbst in Widerspruch bringen, wenn diese Lobrede sich nicht fast ganz auf das poetische Verdienst Voltaire's beschränkte, das La Harpe zu bewundern nie aufgehört hat. Dieses Eloge sey un des plus beaux titres de Mr. de la Harpe. Und was ist es in der That? Ein prunkender Panegyricus voll ungeheurer Uebertreibungen, die zwar im Ganzen elegant ausgedrückt sind, aber schon durch den declamatorischen Ton sehr zu ihrem Nachtheile gegen andere Schriften La Harpe's abstechen, und auch bey weitem nicht so geistvoll, als diese, sind. Die ganze Arbeit konnte füglich in Vergessenheit gerathen. Dann folgt, aus dem Mercure de France von 1792, unter dem Titel Extraits u. s. w. die lange Recension, durch die La Harpe die günstigen Urtheile, die der nun auch verstorbene schätzbare Litterator Ginguené, damals voll jugendlichem Enthusiasmus, über die Confessionen von J. J. Rousseaus gefällt hat, zu berichtigen, und die Schriftsteller, die Ginguené als wirkliche Feinde des schwärmenden Genfers ernstlich nach dessen Meinung angegriffen hatte, gegen diese Angriffe zu vertheidigen. Die Vertheidigung war aber nicht schwer. Für uns diesseits des Rheins haben diese litterarischen Neckereyen wenig Interesse mehr. Der dritte Nachtrag versetzt uns in das Gebiet der Politik. La Harpe, vom Strome der Zeit fortgerissen, bekannte sich seit dem Ausbruche der Französischen Revolution zu denselben democratischen Grundsätzen, die damals an der Tagesordnung waren. Diese Grundsätze zu bestreiten, könnte ihm auch den Kopf gekostet haben. Aber es macht seinem gesunden Verstande Ehre, daß ihm die ungeheuern Widersprüche, in welche die revolutionirten Democra- ten mit sich selbst geriethen, nicht ganz verborgen

blieben. Wie er sich zu helfen suchte, um dessen ungeachtet mit den Revolutionsmännern über die Grundsätze einverstanden zu bleiben, sieht man aus der Abhandlung über die Nationalsoveränität, die er in eine Recension einer Schrift des vormahligen Staatsministers Calonne verwebte, und die nun hier besonders abgedruckt erscheint. Sie ist gegen J. J. Rousseau gerichtet, dessen Contrat social das Orakel der Demokraten war. Rousseau, consequenter als seine Ausleger, hatte unumwunden zugestanden, daß ein nach seinen Grundsätzen des Naturechts aufgebaueeter Staat ein bloßes Ideal sey, das sich höchstens in kleinen Republiken einigermaßen realisiren lasse; daß aber die wahre Demokratie, die er für die einzige vollkommen rechtmäßige Staatsverfassung gelten läßt, sich selbst aufhebe, wo an ihre Stelle eine repräsentative Verfassung tritt, durch welche die wahre Nationalsoveränität eben so gut, wie durch eine rein monarchische Verfassung, vernichtet werde. La Harpe, der gegen Rousseau's Consequenz nicht aufkommen kann, und doch den Rousseau'schen Begriff der Nationalsoveränität nicht fahren lassen will, sucht sich durch die Distinction zu helfen, daß die Souveränität zwar nicht als ein Recht aber doch als Ausübung dieses Rechts, repräsentirt werden könne. Die Widersprüche, in die er, wie Andre, durch diese Distinction sich verwickelt hat, mag, wer Lust hat, bey ihm selbst nachlesen. Aber was er bey dieser Gelegenheit seinen lieben Mitbürgern der weiland Französischen Republik zuruft: *Citoyens, admirez les écrivains éloquens, mais apprenez à vous en défier!* bleibt zu allen Zeiten eine nützliche Lehre. — Weiter folgt eine litterarische Streitigkeit zwischen La Harpe und dem Hrn. Selis, dem Nachfolger des eleganten Deslille in der Professur der Lateinischen Poesie und Beredsamkeit am College de France. La Harpe hatte einen neuen Plan zur Organisation der öf-

fentlichen Lehranstalten in Frankreich entworfen, und in diesem Plane die Professur der Lateinischen Poesie und Beredsamkeit cassirt. Hr. Selis vertheidigt seine Professur, und La Harpe sucht ihm in einem Antwortschreiben zu zeigen, daß er ihn mißverstanden habe. Die Sache läßt sich auch noch von andern Seiten ansehen. — Den Beschluß der Sammlung macht eine anonyme, gegen La Harpe gerichtete, aus dem Magazin encyclopédique von 1805 wieder abgedruckte Schrift unter dem Titel: *Examen de plusieurs assertions hasardées par M. de la Harpe dans sa philosophie des XVIII^{me} siècle.* Der Herausgeber hat also doch auch die schwache Seite seines Litteratur-Helden nicht verbergen wollen. Nach dem Gutachten des Anonymus, der keine Complimente macht, verstand La Harpe überhaupt nichts von Philosophie, aber er hatte die auch außerdem ziemlich weit verbreitete *fureur, de parler toujours de ce qu'il ne savait pas.* Auch vom Griechischen habe er nicht viel mehr, als nichts, verstanden, obgleich sein *cours de littérature* auch die alte classische Litteratur umfaßt. Selbst seine Kenntniß des Lateinischen sey so mangelhaft gewesen, daß man in seiner Uebersetzung des Sueton fast auf jeder Seite Stellen finde, in denen der Sinn des Originals auf eine Art verfehlt sey, wie man es keinem Tertianer verzeihen würde. So derbe, wenn auch nicht ungerechte Vorwürfe, hätten denn doch mit Beyspielen belegt werden müssen. Uebrigens beschränkt sich die Critik der hier gemusterten *assertions hazardées* auf einige Uebereilungen, deren La Harpe sich schuldig gemacht, indem er einige Bücher die zur Verbreitung des Materialismus beygetragen haben, Schriftstellern zuschreibt, die nach diesen Berichtigungen nicht die Verfasser seyn sollen. Besonders wird Diderot in Schuß genommen gegen die auch von La Harpe nachgesprochene Behauptung, daß er der Verfasser des berühmten *Système de*

la nature sey. Freilich, bey einem solchen Buche ist nicht gleichgültig, zu wissen, wer nicht der Verfasser ist, wenn auch wenig daran liegt, wem die Welt diesen trostlosen Codex des Materialismus, Atheismus und Fatalismus verdankt. Daß Diderot, den in Frankreich noch immer die meisten Stimmen den Verfasser nennen, den Grundsätzen nach dieses Buch gar wohl geschrieben haben könnte, leidet unsers Erachtens keinen Zweifel. Aber wie viele Andre, die es zuverlässig nicht geschrieben haben, bekannten sich zu denselben Grundsätzen! Der Styl, auf den hier nicht wenig ankommt, scheint Diderots nicht würdig. Doch, nicht zufrieden damit, dieses Argument geltend zu machen, will der Ungenannte, der den voreiligen La Harpe zurecht weist, unwidersprechlich darthun, wer denn wirklich der Verfasser des *Système de la nature* sey, nämlich ein gewisser *Morally*, "der auch die eben so berühmte, Diderot zugeschriebene *Basiljade* verfaßt habe, auf die sich das atheistische Natursystem ausdrücklich beziehe. Ob das nun nicht auch eine *Assertion hazardée* ist? Der Styl der *Basiljade* ist doch von dem Style des Natursystems merklich genug verschieden; und wer sich an die schäumlosen *Bijoux indiscrets* erinnert, die doch gewiß aus Diderots Feder geflossen sind, kann es wenigstens auf das Gewissen nehmen, ihm auch die *Basiljade* zuzutrauen. Also ließe sich die Argumentation, aus der erhellen soll, daß Diderot nicht der Verfasser des Natursystems sey, durch eine leichte Wendung benutzen, das Gegenteil glaublich zu machen. Aber wir überlassen gern Andern, von der Sache zu denken, was ihnen wahrscheinlich vorkommt.

Strasburg.

Leben Dr. Johann Lorenz Blessigs, des Ober-Consistoriums und Directoriums der Augsp. Confess. Mitglieds, Professors der Theol. an dem protestanz-

tischen Seminar, kirchlichen Inspectors, Predigers an der Neuen Kirche zu Strazburg, — beschriebener von Carl Maximilian Frig, Prediger der Theol. am protestantischen Seminar, kirchlichem Inspecter, Director des Gymnasiums und Prediger an der Neuen Kirche. Th. I. mit dem Porträt des Verstorbenen. 1818. S. 277. Th. II. 1818. S. 344. in 8. Ein würdiges Monument, das einem sehr würdigen Manne gesetzt ist! Der Name des sel. Blessing ist durch seine wissenschaftliche Wirksamkeit, durch seine Schriften und durch seine gelehrte Verbindungen in einem weiten Kreise bekannt genug geworden; aber durch dasjenige, was er in dem beschränkteren Kreise seiner amtlichen Thätigkeit für die protestantische Universität in Strazburg, für seine dortige Gemeinde, und für die ganze protestantische Kirche im Elsaß geworden, und nicht nur in dem Verhältniß des Lehrers, des Predigers und des Vorsiehers, sondern auch in den traurigen Zeiten der Revolutions-Stürme in dem Verhältniß des sich selbst zu ihrer Rettung und Erhaltung-aufopfernden Wohltäters geworden ist — dadurch hat er sich auch Ansprüche auf die dankbarste Verehrung der Nachkommenschaft und der Nachwelt erworben, die ihm gerade durch ein solches Monument am gewissenhaftesten gesichert werden kann. Es ist nehmlich trefflich dazu geeignet, den Verstorbenen vorzüglich aus demjenigen, was er that und was er wirkte, kennen zu lernen. Dieß ist wenigstens von seinem Biographen, der auch als mehrjähriger Freund, Colleague und zum Theil Nachfolger von Bless. am geschicktesten dazu war, vorzüglich herausgehoben worden, und dadurch hat er besonders erprobt, daß er auch nach andern Hinsichten dazu am geschicktesten war. Die Theilnahme, welche für Bless. schon durch die Schilderung desjenigen, was er that und was er wirkte, erregt wird, mag freylich manchen Leser begieriger machen, auch von seinem äußeren und inneren Leben

und von den Verwickelungen des einen und des andern, besonders unter den Stürmen der letzten Zeit etwas mehr zu erfahren, als man hier findet: der billige Leser wird sich jedoch gerne bescheiden, daß er kein Recht hatte, mehr zu fordern, und selbst die Rücksichten der Klugheit ehren, die den Biographen abhielten, mehr zu geben. Doch welche Ungenügsamkeit gehörte auch dazu, noch mehr zu verlangen, als man in dem zweyten Bande dieser Biographie als Zugabe erhalten hat. Der zweyte Band enthält nemlich bloß Belege und Erläuterungen zu den Angaben des ersten; aber er enthält unter andern Auszüge aus dem Tagebuch, und aus dem Briefwechsel, welche Bless. während seiner eilfmonathlichen Gefangenschaft im Seminar zu Strassburg mit seiner trefflichen Gattinn führte, und daraus lernt man zugleich den Mann und den Menschen nach seinem Geist und nach seinem Herzen, nach dem Maße seiner Kenntnisse, und nach dem Maße seiner Kraft so vollständig und so anschaulich kennen, daß man sich nun selbst sagen kann, wie er in jeder Lage des Lebens gehandelt haben möchte. Daraus lernt man aber auch den würdigen Mann, und den guten, durch die Religion so sichtbar veredelten Menschen am meisten lieben, und wenn es, wie man gewiß annehmen darf, seinem Biographen vorzüglich darum zu thun war, dieß zu erhalten, so hat er sicherlich seinen Zweck am vollständigsten dadurch erreicht.

D r f o r d.

Kalila and Dimna, or the fables of Bidpai. Translated from the Arabic. By the rev. W y n d h a m K n a t c h b u l l; A M., Fellow of all Souls College, Oxford, and Rector of Westbere in the County of Kent. 1819. XII und 366 S. in 8. Nichts als eine Englische Uebersetzung der bekannten Dichtung, ohne alle Anmerkungen und Erläuterungen. Wegen des Arabischen Werkes selbst, und seiner neuesten Bearbeitung verweisen wir auf diese Blätter Jahrg. 1817. S. 1033.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 3. März 1821.

C a l c u t t a.

A Dictionary, Sanscrit and English: translated, amended and enlarged from an original compilation prepared by learned natives for the College of Fort William. By Horace Hayman Wilson, assistant surgeon in the honourable East India Company's service, and secretary to the Asiatic Society. Printed by Philip Pereira, at the Hindostanee Press. 1819. gr. 4. S. XLVII. 1061. (6 Guin.).

Gleich nach Gründung des Collegiums zu Fort William erhielt eine Gesellschaft gelehrter Eingeborner von der Englischen Regierung den Auftrag, ein Sanscrit-Wörterbuch mit möglichster Vollständigkeit zu verfertigen. Weil aber eine so schwierige Aufgabe nothwendiger Weise einen großen Zeitaufwand erforderte, so hat unterdessen, im Jahre 1808, Hr. H. E. Colebrooke den Amara-Köscha, von den bestehenden Vocabularien das vorzüglichste und berühmteste und welches die Basis jenes vollständigen Wörterbuches ausmachen sollte, an das Licht gefördert. Es läßt sich nicht verkennen, daß neben

N (2)

Ch. Wilkins's trefflicher Sprachlehre dieses verdienstvolle Werk von Colebrooke das meiste dazu beygetragen hat, eine gründliche Erlernung der Sanscrit-Sprache möglich zu machen. Es ist wirklich zu bedauern, daß sich dasselbe so bald verzogen hat, denn selbst nach Erscheinung von Wilson's vollständigerem Wörterbuche bleibt es noch für den Sprachkenner von Werth, weil er in demselben Amara-Sinha's Erklärungen in der U. Sprache findet, und weil es ihm zuweilen für einen besondern Zweck nützlich, oder angenehm seyn mag, die verschiedenen Benennungen, womit das Sanscrit einen Naturgegenstand bezeichnet, neben einander zu finden, z. B. S. 14, 15 Namen für Wolke, welche aber deren noch mehrere hat, die in anderen Wörteransammlungen nachgetragen sind, S. 15, 20 Benennungen für den Mond, der unter andern mit den Namen *Nisapati*, Herr der Nacht, *Naxatrés'a*, Fürst der Sterne, *Abja*, der Wasser-erzeugte, *Himans'u*, der Kalt-strahlige, *Kumudabând'ava* der Lotus-befreundete, betitelt wird. Wenn irgend eine Sprache ein Wörterbuch aufzuweisen hat, welches nicht bloß zum Nachschlagen, sondern zum Durchlesen auffodert, so ist es die alte Sprache der Hindu's. Der Amara-Köschä kann gewissermaßen für ein Gedicht angesehen werden (auch ist er in Versen), worin in planmäßiger Ordnung Gegenstände belebter und unbelebter Natur mit vielfachen Namen begrüßt werden, welche deren einzelnen Kräfte und Eigenschaften bezeichnen und zusammengenommen uns ein mehr oder minder vollkommeneres Bild von dem Ganzen entwerfen. Für die Griechische und Lateinische Sprache wäre eine solche Wortansammlung abzufassen nicht möglich, weil es in denselben der Benennungen zu viele gibt, wovon es ungewiß ist, welche Eigenschaft der bezeichneten Sache sie eigentlich ausdrücken; diese Sprachen sind in mehr als einer Beziehung todte zu nennen, während die Sanscrit-Sprache, von der man nicht weiß,

wann sie aufhörte, gesprochen zu werden, aus obigem Grunde eine lebende genannt werden dürfte.

Zum gewöhnlichen Gebrauche hat Colebrooke den Amara Kōscha erst dadurch geeignet, daß er ihm einen alphabetischen Index befügte, der auf Seite und Sloca hinweist, wo jedes Wort vorkommt und erklärt wird. Nur die Herleitung der Wörter zu geben, unterließ der verdienstvolle Herausgeber, und zwar aus dem Grunde, weil sich das größere Werk, dessen Anzeige uns hier beschäftigt, damit befassen sollte.

Durch Befriedigung dieses Bedürfnisses wird nun allerdings mit der Erscheinung von Wilson's Dictionary dem Anfänger das Studium des Sanscrits um vieles erleichtert, denn aus nicht ganz zweytausend ansyblischen Stämmen läßt sich von dieser merkwürdigen Ursprache, welche Zusammensetzung als ihre vorherrschende Eigenschaft zeigt, eine unendliche Anzahl von Wörtern erklären. Es ist demnach wesentlich in einem Wörterbuche dieser Sprache, die Herleitungen, wo es sich thun läßt, zu geben; auch hat derjenige nur eine oberflächliche und todte Kenntniß eines Wortes, welcher von demselben bloß weiß, wie es übersezt werden könne, und nicht wie es mit der Grundelementen der Sprache zusammenhänge. Bey vielen Sprachen ist zwar eine solche Zurückführung der Wörter zu ihren Quellen gar oft unmöglich, aber bey der Alt-Indischen kann bey weitem dem größeren Theile der Ausdrücke die Abkunft nachgewiesen werden, und dieses ist ein Grund, welcher die Erlernung des Sanscrits so angenehm macht, weil nämlich hier mehr der Verstand als das Gedächtniß in Anspruch genommen wird. Es bleibt freylich noch ein bedeutender Theil von Wörtern übrig, deren Ursprung man keineswegs mit Gewißheit angeben kann, daß aber die Indischen Grammatiker, wie Wilson's Lexicon beurfundet, auch diese nicht erklären, wird denjenigen nicht wundern, welcher das

Verfahren der Arabischen Grammatiker kennt, die jedes Wort unter eine Wurzel reihen, so wenig sich auch oft eine Berührung der Bedeutungen wahrnehmen läßt.

Die Aufgabe der Verfasser vorliegenden Werkes bestand darin, die zahlreichen vorhandenen Sanscrit-Vocabularien, wovon der Amara-coscha das vorzüglichste ist, zu einem Ganzen zu gestalten, den Inhalt alphabetisch zu ordnen, die Autoritäten zu citiren, und eine etymologische Erklärung beizufügen. Diese Compilation ward im Jahre 1809 vollendet, unter der Leitung von Raghmani Bhattâ tschârja, und war dann, wie Wilson bemerkt, das einzige Werk, welches auf den Namen eines Sanscrit-Wörterbuches Anspruch machen konnte. Da es aber ganz in der Ursprache abgefaßt war, so bedurfte es eines derselben wohl kundigen Uebersetzers, dem noch die mühsamere Arbeit oblag, das in dem Originalwerke zusammengetragene mit den Quellen zu vergleichen und zu berichtigen. Das letztere fand Hr. Wilson, dessen Name bereits der gelehrten Welt durch eine Ausgabe und metrische Uebersetzung eines der schönsten Gedichte von Kâlidâsa rühmlich bekannt ist, äußerst beschwerlich, obwohl es ihm nicht an Beyhülfe sprachkundiger Eingebornen fehlte, deren Genauigkeit und Sorgfalt aber kein großes Vertrauen zu schenken war. Vermehrt hat Hr. W. sein Original hauptsächlich durch Beyfügung der Wurzeln oder Stammsylben, allerdings ein wichtiger und nothwendiger Zusatz, ohne welchen man eine besondere Wurzelsammlung, wie etwa die von Dr. Wilkins, oder diejenige, welche Carey in seine sehr ausgedehnte Grammatik aufgenommen hat, nicht hätte entbehren können.

Die nomina gibt Wilson's Wörterbuch stets in der absoluten Form (crude form), d. h. im ungebeugten Zustande, oder frey von allen casus-Endungen. Dieser Urform wird aber der nom. sing.

begegnet, und von Adjectiven der von den drey Geschlechtern. Obwohl sich der Nominativ aus der Urform durch Kenntniß der Grammatik leicht bestimmen läßt, und höchstens von Femininen auf *z* die Angabe desselben nothwendig wäre, so können wir dennoch das Verfahren des Verf. nicht misbilligen, weil es dem Anfänger zur Erleichterung dient. Wollte man die Methode der Indischen Grammatiker, in Bezug auf die Annahme einer Urform, auf das Griechische und Lateinische übertragen, so würde man z. B. sagen müssen, daß *λόγο*, *πόλι*, *ιχθύ*, *πόδ*, *ursu*, *fini*, *fructu*, *ped* etc. die Urform von Wörtern sey, welche im Nominativ, durch Beyfügung des Kennzeichens dieses casus, *λόγος*, *πόλις*, *ιχθύς*, *πόδι* etc. bilden. In der Wirklichkeit erscheint die Urform eigentlich nur in zusammengesetzten Wörtern, deren erstes Glied von allen casus-Endungen entbloßt ist, wie in dem Griechischen *λογο-μαχία*. Auch ist der Vocativ, im Sanscrit wie im Griechischen, bey vielen Wörtern identisch mit der Urform.

Aus der Art, wie das Original von Wilson's Wörterbuch entstanden, ergibt sich von selbst, welche Vorzüge und Gebrechen man in demselben zu erwarten habe. Es ist nicht, wie früher bemerkt worden, das Resultat einer ausgebreiteten Belesenheit in Alt-Indischen Schriften, sondern eine Vereinigung vieler Vocabularien, wovon einige, wie der Harâvali, insbesondere der Sammlung ungewöhnlicher Wörter gewidmet sind, andere haben von Wörtern, die schon im Amara-Kôscha vorkommen, die selteneren Bedeutungen nachgetragen. Dagegen gibt es Wörter, die einem beym Lesen Indischer Schriften gar häufig begegnen, die aber keines der vereinigten Vocabularien aufzeichnet, und welche man also vergeblich bey Wilson auffuchen wird. Auch tritt der Fall nicht selten ein, wo unter vielen Bedeutungen, die von

einem Worte angegeben sind, gerade die Grundbedeutung fehlt, die aber freylich durch die Etymologie am leichtesten erkannt werden kann. Alles fodert bey dem Lesen Indischer Schriftsteller zu einer gründlichen Kenntniß der Grammatik und insbesondere der Principien der Wortbildung auf, denn wo diese hinreichen, da findet man am seltensten in Wörterbüchern Aufschluß. — Auf der ersten Seite des *Nalus* befindet sich zweymahl das Wort *upapanna*, begabt, welches in *Wilson* nicht vorkömmt, aber der Gebrauch desselben ist so häufig, daß, wer seine Herleitung kennt, die Bedeutung desselben aus dem Zusammenhange leicht bestimmen kann. Dagegen wird *sampanna* von derselben Bedeutung und von derselben Wurzel *pad* abstammend, nur mit einer andern Präposition verbunden, in unserm Wörterbuche erklärt. Ebenfalls auf der ersten Seite des *Nalus*, im 4ten Verse, steht das Wort *upari*, über, es hängt mit *upa* zusammen, und erinnert an das Griechische *ὑπερ* und an das Lateinische *super*. *Wilson's* Wörterbuch thut aber davon keine Erwähnung, wohl aber von dem von *upari* abgeleiteten *uparis'tât*, welches nach *Hématschandra* durch *up, above*, erklärt wird. Indem *Hr. W.* die Herleitung nicht beyfügt, so müssen wir hier erklären, daß das Suffix, womit es gebildet, eigentlich *stât* heiße, da aber wegen des vorhergehenden *i s* in *s'* übergeht, so muß nach den Regeln des Wohllauts das dentale *t* in ein sogenanntes *cerebrales* verwandelt werden. Nach der Analogie von *uparis't'ât* werden aus *pâra*, *ad'a* und *ava* die Adverbien *pârastât*, *ad'a stât* und *avastât* gebildet (*Wilkins gramm. p. 542, rule 1048*).

An der Ordnung, worin *Hr. W.* in seinem Originale die Bedeutungen der Wörter aufeinanderfolgend gefunden, hat derselbe, wie es scheint, keine Veränderung vorgenommen, wenigstens hätte man

sonst von seiner Einsicht erwarten dürfen, daß er die primitive Bedeutung, wo sich dieselbe vorfand, an die Spitze gesetzt hätte. Allein sie befindet sich nicht selten in der Mitte oder ganz am Ende, überhaupt scheint Koghumani gar nicht den Zweck gehabt zu haben, die Bedeutungen nach ihrer näheren oder entfernteren Berührung mit der Urbedeutung zu ordnen. Von dem Worte *jivité s'a*, z. B. werden die Bedeutungen in folgender Ordnung angegeben: "1. a name of Yama, regent of death. Med. 2. The sun. 5. The moon. Sabd R. 4. A lover, a husband. 5. Lord or master of existence. (Dieses ist die primitive Bedeutung). 6. A drug to revive the dead. Hem. Na. mfn (s'a; — s'a — s'am) kuling life, master of being. Med. E. *jivana* life, and *is'a*, lord, ruler".

Man muß indessen einräumen, daß von einer beträchtlichen Anzahl von Wörtern, welche Wilson's Wörterbuch aufzeichnet, es sehr schwer, wo nicht unmöglich wäre, zu bestimmen, welches die primitive Bedeutung sey, oder welche damit in nächster Berührung stehe, denn wo die Abstammung eines Wortes unbekannt ist, da muß es auch die Urbedeutung seyn. Die Indischen Grammatiker geben freylich immer Herleitungen, welcher Sprachkenner möchte ihnen aber immer Glauben beymessen? Mancher wird vielleicht unsern Verf. darüber tadeln, daß er nicht eine Auswahl unter den Herleitungen seines Originals getroffen und die willkührlichen und grundlosen ausgelassen hat, wo er ihnen nicht bessere unterschieben konnte. Als Beyspiele falscher und sogar lächerlicher Ableitungen mdaen die pronomina *Kim*, *tad*, *étad* dienen, ersteres soll von der Wurzel *Kai* tönen, das zweyte von *tan* ausdehnen, das letzte von *i* gehen, abstammen. Das relativum *yad*, wird gar von *yaj* anbeten, abgeleitet, und *yat*, weil, welches auch *yad* geschrieben werden

kann (über *t* und *l* am Ende eines Wortes, entscheiden bloß die Regeln des Wohllauts) soll von *yam* hemmen, im Saume halten, herkommen, während es offenbar, wie das Lateinische *quod*, der adverbialisch gesetzte accusativ des Relativs ist. Es ist eine Inconsequenz der Indischen Grammatiken, daß sie, während sie von allen übrigen Wörtern als die Urform (*crude form*) sehr richtig dasjenige angeben, was von einem Worte übrig bleibt, wenn man das, was den Nominativ oder irgend einen andern casus characterisirt, ablöset, von den Fürwörtern das *d* oder *m*, welche doch bloß dem nomin. und accus. angehören, mit zu der Urform rechnen. Der Stamm oder die Urform von *Kim* ist *Ki*, wovon der nomin. masc. eigentlich *Kis*, oder mit *visarga*, *Ki:* seyn müßte, und wenn das pronomen interrogativum nach Analogie der übrigen Fürwörter sein neutrum im nomin. und accus. mit *d* bezeichnete, so würde dasselbe *Kid* heißen. Diese Formen, *Kis* und *Kid*, mögen ursprünglich in der Sanscritsprache bestanden haben, wenigstens scheint das Lateinische *quis* und *quid* darauf hinzuweisen. Das interrogativum hat im Sanscrit 3 verschiedene Stammvocale, wornach es in die Stämme *Ka*, *Ki* und *Ku* zerfällt. Ersterer ist der vorherrschende und bildet das masc. *Kas* oder *Ka:* und das fem. *Kâ*, das neutrum *Kad*, welches nach Bengalischer Aussprache *Kod* ausgesprochen würde, wird zwar von den Grammatikern nicht anerkannt, es hat sich jedoch in der Fragepartikel *Kazzid* erhalten, welches für *Kad-zit* steht, indem nach den Regeln des Wohllauts *d* vor *z* sich diesem assimilirt. Auch wird es als praefixum auf ähnliche Weise wie das gewöhnliche neutrum *Kim* in *Kinnara* gebraucht, z. B. *Kadadvan* eine schlechte Straße, ursprünglich den Ausruf der Verwunderung und der Verachtung ausdrückend, wozu man beim Anblicke einer schlechten Straße sich

geneigt fühlt: "Was! eine Strafe?" — Das Wort Kinnara wird in unserm Wörterbuche so erklärt: "A demigod attached to the service of Cuvêra, a celestiel quirister or musician. Amar. Co. E kim what, used contemptuously. (what kind of), nara a man: the Kinnara having with the human figure the head of a horse". Der Kinnara wird auch Kimpurus' a genannt, welches beweiset, daß die angeführte Ableitung richtig sey.

Von dem 2ten Stamme, Ki, stammt der nom. und accus. sing. des Neutrums (die übrigen casus werden von dem Stamme Ka abgeleitet), ferner Kidr's, qualis, ein corelativum zu tâdî's, talis; auch ließen sich noch andere Spuren dieses Stammes nachweisen. Von dem Stamme Ku, womit das Lateinische CU in CUi und CUjus identisch ist, kommen bloß die adverbia Ku-tas oder Ku-ta: woher, Kutra wo und einige andere. Auch steht Ku als praefixum in demselben Sinne wie Kim und Kad in den angeführten Kadad'van und Kinnara; als Beyspiel diene das Wort Kutanu, welches in unserm Wörterbuche so erklärt wird: "A name of Cuvêra. E ku bad, vile, and tanu, body, this deity being of a monstrous appearance, having 3 legs and but 8 teeth". Man sieht, daß hier unser Verf., seinem Originale folgend, des Verhältnisses nicht gedenkt, worin das Präfix Ku zu dem pronomen interrogativum steht, und daß es fälschlich für ein eignes Wort, welches schlecht bedeute, angesehen wird. Es ist offenbar, daß der Gott des Reichthums seine Benennung Kuvêra daher habe, daß man bey'm Anblicke seiner monströsen Gestalt ausrufen möchte: "Was für ein Körper!" während man bey'm Anblicke eines der ihm dienstbaren, nicht minder monströs gebildeten, Kinnara's ausruft: "Welch ein Mann!" wenigstens ist, wenn

die letztere von Hr. W. gegebene Ableitung gezeiget ist, auch die erstere wahr. Aber den Indischen Grammatikern sind solche Wörter von denen sich keine vollständige Declination erhalten hat, gar oft ein Stein des Anstosfes gewesen, so haben sie z. B. nicht erkannt, daß *i* mit seinem verwandten *é* der Stamm eines pronomens der 3ten Person ist. Wunderbar genug wird daher das adverbium *iti* (so), an das Lateinische *iti*-dem erinnernd, in unserm Wörterbuche von *i* gehen, abgeleitet. Es kommt aber von dem erwähnten pronomem und ist analog mit dem adverbium *ka-ti*, wie viel; vom Stamme *ka*, welches der Form nach mit dem Lateinischen *quo-ti*, oder *co-ti* in *quotide* oder *cotidie* zusammenhängt, in der Bedeutung aber mehr mit *quoties* übereinstimmt.

Dieses mag hinreichen, um zu zeigen, daß man nicht allen Wort-Ableitungen, welche H. W. seinem Originale nachgeschrieben hat, unbedingten Glauben beymessen darf. Auch in Beziehung auf die Suffixe, wodurch unmittelbar aus den Wurzeln *nomina primitiva*, oder von diesen *derivativa* abgeleitet werden, hätte vielleicht Hr. W. wohlgethan, wenn er sich eine kleine Abweichung von seinem Originale erlaubt hätte. Die Indischen Grammatiker fügen nämlich den Suffixen, wie bekannt, gewöhnlich noch einen oder mehrere, ursprünglich, nach Willkühr gewählte, Buchstaben *hey*, das Suffix *ti*, z. B. wodurch *abstracta* gebildet werden, schließen sie zwischen *k* und *n* ein, und nennen es also *ktin*. Wer sich hieran nicht erinnert, den muß es befremden, daß in unserem Wörterbuche die Substantive *Kānti*, *s'akti*, *s'mrti* etc. von den Wurzeln *kam*, *s'ak*, *s'mr* mittelst des Suffixes *kin* abgeleitet werden. Auch stimmen alle Grammatiker in der Beyfügung solcher serviler Buchstaben nicht ganz überein, und nach Wilkins's Sprachlehre heißt das

erwähnte Suffix nicht *kti* sondern *kti*. Wörtern, welche von einem andern durch bloße Modification der Vocale abstammen, wird von den Grammatikern mit großer Freygebigkeit ein imaginäres Suffix beygegeben, z. B. *kaumâra* Jugend (nom. *kaumâram*) kommt von *kumâra*, Knabe, durch die bloße Veränderung des Vocals *u* in den verwandten Diphthong *au*, außerdem daß das masc. in ein neutrum verwandelt wird, nach Wilson's Wörterbuch aber soll in *kaumâra* das Suffix *an* angehängt seyn. Ganz bedeutungslos sind freylich nicht alle den Suffixen von den Grammatikern beygefügte Buchstaben: wenn sie z. B. das Suffix *ya kyap* nennen, so wollen sie durch *k* angedeutet wissen, daß *an* der Stammsylbe keine Veränderung vorzueht, und *p* soll die Regel ausdrücken, daß denjenigen Wurzeln, welche mit einem kurzen Vocal endigen, ein *i* beygefügt werde, demnach sollen die Substantive *vidyâ* und *b'ryâ* mittelst des Suffixes *kyap* von den Wurzeln *VID* und *B'R* abstammen.

Wir müssen aber gestehn, daß wir diesen Kunstgriffen, mit einzelnen Buchstaben ganze Regeln auszudrücken, unsern Beyfall nicht schenken können, und daß wir es für weit zweckmäßiger halten, die Suffixe mit ihrem wahren Namen zu nennen, denn es ist demjenigen, der eine Grammatik oder ein Wörterbuch benützt, mehr darum zu thun, die Natur der Sprache als ein nach Willkühr erfundenes System der Grammatiker kennen zu lernen.

Ein anderer Gegenstand, wobey wir mit Wilson's Wörterbuche nicht einverstanden sind, ist die Erklärung der Vorsehungs-Partikeln, wie *pari*, *prati*, *upa* etc. Ersteres, welches, mit dem Griechischen $\pi\epsilon\rho\iota$ identisch ist, bedeutet *um*, und dieses wird von Dr. Wilkins mit Recht als die einzige Bedeutung dieser Partikel angegeben (*about*, *around*, *encircling* etc.). Unser Wörterbuch aber zählt deren nicht

weniger als 18 auf, wovon die meisten in gar keiner Berührung mit einander stehen. Indem die Indischen Grammatiker dieser und andern Partikeln so viele Bedeutungen zuschreiben, machen sie es sich leicht, die damit verbundenen Wörter zu erklären, ohne genöthigt zu seyn, sich an die wahre Bedeutung der Partikel zu halten. So soll pari unter andern auch Schmuck bedeuten und das Substantiv paris'-kâra wird in unserm Wörterbuche so erklärt: "decoration, embellishment Am. Cō. E pari implying ornament and kâra making, s inserted and changed to s." Es ist aber, unsers Erachtens, offenbar, daß pari hier gerade in seiner primitiven Bedeutung steht, und daß paris'kâra Schmuck bedeutet, als etwas, womit man sich umgibt, was man um thut, denn kâra heißt thun; auch wird parisyanda Haarschmuck von H. W. selbst erklärt aus "pari around and syanda to drop". Sehr natürlich ist es, daß pari oft zur Steigerung der Bedeutung den Wörtern vorgesetzt wird, wo es denn eigentlich andeutet, daß die ausgedrückte Eigenschaft das Subject durchdringt, oder gewissermaßen von allen Seiten umgibt; in diesem Falle möchten wir es aber doch nicht mit Hr. W. mit "exceeding" übersetzen, wie z. B. in dem Worte paritâpa; gleichsam was um und um brennt, und daher im figurlichen Sinne, Schmerz, Angst, Sorge, nach H. W. aus "pari exceeding and tâpa burning". Zuweilen veranlassen die Vorsezungspartikeln an dem folgenden Worte eine Modification der Bedeutung, die weniger als in den angeführten Beispielen mit dem eigentlichen Sinne der Partikel in Beziehung steht: so läßt sich kein bestimmter Grund angeben, warum parivâda Tadel heiße, der wörtliche Sinn ist Um:redde. Dieses Wort hat vielleicht die Indischen Grammatiker veranlaßt, der Partikel pari die Bedeutung Tadel zu geben,

denn *parivāda* wird in unserm Wörterbuche erklärt aus "*pari censure and vāda speech*". Es wird also hier der Partikel allein zugeschrieben, was beide Glieder der Zusammensetzung in Gemeinschaft ausdrücken. — Am besten würde wohl ein Lexicograph verfahren, wenn er in solchen Fällen bloß angäbe, was für eine Partikel einem Worte vorgesetzt ist, ohne jedesmahl die besondere Bedeutung derselben anzugeben; es ist hinreichend, wo von der Partikel im besondern gehandelt wird, anzugeben, was sie an und für sich bedeute und welche Wirkung sie in Zusammensetzungen haben könne.

Dasjenige, was Rec. an vorliegendem Werke misbilligen mußte, geht, wie sich von selbst versteht, hauptsächlich nur die Verfasser des Originals an, so wie überhaupt das in mancher Hinsicht nicht nachzuahmende System der eingebornen Grammatiker. Der gelehrte Uebersetzer hatte den Plan, sein Original im Wesentlichen unverändert wieder zu geben, jedoch nicht ohne Berichtigung zahlreicher Versehen und mit einigen nothwendigen Zusätzen. Durch den Fleiß und die Genauigkeit, womit er einem so schwierigen Unternehmen Genüge leistete, hat er sich um das Sanscrit-Studium ein ausgezeichnetes Verdienst erworben; auch hat er durch die in der Vorrede angestellten interessanten Untersuchungen über das Zeitalter, in welchem der berühmte Verfasser des *Amara-Kōscha* lebte, einen höchst schätzbaren Beytrag zur Geschichte der Indischen Litteratur geliefert.

F. B—p.

P a r i s.

Wer sich erinnert, wie die *bibliothèque choisie des livres de droit* von Camus, hinter den *lettres sur la profession d'avocat*, die sie lange Zeit für uns Deutsche versteckt hatten, uns durch einen Auszug von Hrn. Dupin, bekannter geworden sind, der wird es sehr billig fin-

den, daß eine von letzterm besorgte vierte Ausgabe hier noch nachgeholt werde, wenn sie gleich schon 1818 (vey War é e) erschienen ist. Sie besteht aus zwey Bänden in groß Octav, von denen der erste, die lettres und was dazu gekommen ist, XLVIII und 536, der zweyte aber, die bibliothèque, XII und 690 S. enthalt. Schon diese Trennung ist eine Bequemlichkeit, da in der dritten Ausgabe das Bücherverzeichnis noch in dem ersten Bande anfängt, dessen größere Hälfte auf die Briefe geht. Natürlich haben diese denn aber sehr vergrößert werden müssen, um einen so viel größern Band zu füllen. Die Vermehrungen sind 1. eine neue Vorrede, bey welcher man aber doch wünschen möchte, die Nachricht aus der vorigen, die erste Ausgabe sey von 1772, die zweyte von 1777, wäre geblieben. 2. ein éloge, welches Soulongeon dem verstorbenen Camus gehalten hat, wo denn aber die règles pour former un avocat ihm zugeschrieben werden, und moraus, warum? ist nicht gesagt, die Geschichte seiner Gefangenschaft, in welche ihn Dumouriez ausgeliefert hatte, weggelassen worden ist. Eine kürzere von dem damaligen Präfecten Frochot gesprochene Leichenrede, die sich auf Camus Verdienste um die Armenanstalten bezieht, ist behalten. Hinter den sieben Briefen des ersten Verfassers, die bis S. 134 gehen, folgt, als achter, eine Schrift von dem Herausgeber, de la libre défense des accusés, dann ein neunter von Hrn. Prof. Pardeffüs, über die Art, das Handelsrecht zu erlernen, ein zehnter einige Seiten von Hrn. Bonnet über den Nutzen der conférences, eine Sitte, die man in Deutschland nicht gekannt und nicht nachgeahmt hat, und bey Gelegenheit von welcher der Herausgeber den Cassations-Hof und den Staatsrath auffordert, den Advocaten die für diese gestiftete, in der Revolution ihnen entrissene, Bücherammlung herauszugeben. Endlich der elfte Brief ist aus einem Werkchen von 1761, worin den Advocaten eine größere Strenge in der Aufnahme ihrer Mitbrüder (der admission au tableau) empfohlen wird.

Nun kommt S. 183 ein in der gelehrten Geschichte des Rechts genanntes Werk aus dem sechszehnten Jahrhundert, Loise l's Gespräch über die Geschichte der Advocaten; darauf S. 337 die dem Titel nach ähnliche, dem Inhalte nach aber sehr davon verschiedene, eher mit Antiquitäten zu veraleichende *histoire abrégée de l'ordre des avocats* von Boucyer d'Argis († 1791), dann S. 467 zwey Reden von d'Aguesseau: *l'indépendance de l'avocat* und *l'amour de son état*, S. 494 ein Brief von 1733 über das Recht des Präsidenten, einen Advocaten zu unterbrechen, und endlich S. 409 eine Kaiserliche Verordnung von 1810 über den Advocatenstand, trotz welcher man die frühere Einrichtung vermisst.

Der zweite Band, welcher in Deutschland wohl wichtiger scheinen wird, die *Bibliothèque* ist nicht in dem Maße und auch nicht durch solche Zugaben gewachsen, wie der erste, aber der achte Titel *Nouveau droit françois* S. 331 . . . 421 ist ganz neu, wovon wieder Hr. Pardessus die Bücher über das Handels-Recht angegeben hat. Bey allem Uebrigen ist der Uebelstand, daß man ohne Vergleichung der dritten Ausgabe nie gewiß ist, ob man Camus oder Dupin hört, denn beide reden hier in der ersten Person, und ein Zeichen, wodurch die Zusätze von dem ursprünglichen Werke unterschieden wären, fehlt ganz.

Der Herausgeber versichert, die meisten alten Artikel seyen verbessert, und rühmt dabey die Hülfe seines Verlegers; der Verf. dieser Anzeige hat aber verglichen was er sich in der dritten Ausgabe als irrig angezeichnet hatte, und hat dieselben Fehler alle treulich wieder gefunden, bis auf wenige Ausnahmen, und Donellus ist auch hier nicht genannt. Das Register ist sehr viel bequemer. Die Verf. sind mit dem Titel des Buches eingetragen, für die Bücher ohne Namen der Verfasser ist hier denn doch auch einigermaßen gesorgt, und überdies ist noch ein nach den Gegenständen geordnetes Register der Bücher hinzugekom-

men. Eine eigene Nachlässigkeit findet sich S. 620., wo noch im Register der Herausgeber der dritten Ausgabe (vermuthlich *Boulaud*) einige harte Urtheile, die bey *Eamus* Lebzeiten über *Moreau*, den Geschichtschreiber, und den Criminalisten *Muyart de Vouglans* in dieser dritten Ausgabe wieder gedruckt waren, mildert, Hr. *Dupin* aber Beydes beibehält, das Berichtigte und die Berichtigung, ohne daß man irgend ahndet, von Wem letztere herrührt.

S. 190. verspricht der Herausgeber noch Nachrichten über einige der ältesten französischen Rechtsbücher entweder am Ende dieses Werks oder besonders drucken zu lassen, wenn es sonst zu stark würde. So sind denn nun in demselben Verlage auf IV und 88 S. 1820 erschienen: *Notices historiques critiques et bibliographiques sur plusieurs livres de jurisprudence Française remarquables par leur antiquité ou leur originalité, pour faire suite à la bibliothèque . . . par M. Dupin Docteur en droit et Avocat à la cour de Paris.* Die *assises de Jerusalem* (die er für Sitzungen hält, da es doch gewiß eher Satzungen sind) machen den Anfang von *Gesetzen*, *le conseil de Pierre des Fontaines* steht an der Spitze der Privatschriften und *Dicaearchiae . . . progymnasmata* von *Xud. Spifama* sind die erste von mehreren unflugen juristischen Schriften, worüber hier nicht gerade tiefe Untersuchungen vorgetragen werden. Selbst daß *Spifama* ein paar mahl in den im ersten Bande eingerückten Schriften erwähnt ist, sagt der Verf. nicht, indem er dessen zum Spas erdichtete *arrêts*, die man nachher wohl für echt gehalten hat, beschreibt. Hugo.

-
- S. 246 Z. 20 v. oben, lies doch st. jedoch.
 — 247 — 8 v. oben, I. Schestedt st. Schestedt.
 — 247 — 6 v. unten, I. Stitfer st. Slifter.
 — 248 — 19 v. oben, I. Mühle v. Lilienstern st. von Stühle
 v. Lilienstern.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 5. März 1821.

W i e n.

Bey Carl: Jahrbücher des K. K. polytechnischen Instituts in Wien, in Verbindung mit den Professoren dieses Instituts herausgegeben von dem Director J. Joseph Prechtl. Erster Band. 620 Octav. 4 Kupfertafeln. 1819.

Diese unter dem Namen eines polytechnischen Instituts errichtete Anstalt in Wien, soll als eine Centralbildungsanstalt für den Handel und die Gewerbe, durch Verbreitung eines zweckmäßigen ihre Vervollkommnung begründenden wissenschaftlichen Unterrichts betrachtet werden. Sie soll ein Sammelplatz für die von den Wissenschaften ausgehenden Beförderungsmittel der Nationalindustrie seyn, Belehrung und Rath für die Vervollkommnung der nützlichen Künste ertheilen, und als ein Verein nützlicher Kräfte zur Emporhebung des inländischen Gewerbefleißes durch jede Art des wissenschaftlichen Einflusses angesehen werden. Als Lehranstalt enthält sie zwey Abtheilungen in sich, die commercielle und technische, von denen die erstere die Lehrgegenstände zur gründlichen Ausbildung für die Geschäfte des Handels, die zweyte

die physisch-mathematischen Wissenschaften in ihren Anwendungen auf die technischen Ausübungen und Geschäftszweige umfaßt, worüber die Einleitung zu diesem Bande die weitere Nachricht erteilt. Die Sammlungen dieses Instituts machen eine eigene Seite desselben aus, in welcher es, von seiner Seite als Lehranstalt zum Theil unabhängig, die Stelle eines technischen Museums oder Conservatoriums für Künste und Gewerbe vertritt, welches durch die zweckmäßig und vollständig aufgestellten technischen Sammlungen, eine anschauliche Darstellung des Zustandes der Industrialcultur und der ihr zugehörigen Hülfsmittel enthält. Diese Sammlungen begreifen in sich 1. diejenigen der Realschule, oder der beiden Vorbereitungsclassen, hauptsächlich für Mineralogie, Zoologie. Dann Karten und sonstige Hülfsmittel für die Geographie, für die Calligraphie und das Zeichnen. 2. Sammlungen der commerciellen Abtheilung, von Gegenständen, welche als natürliche oder künstliche Erzeugnisse im Handel vorkommen. 3. Sammlungen der technischen Abtheilung, chemisches Laboratorium, chemische Präparate und Fabrikatensammlungen, mathematisches Cabinet, hauptsächlich Werkzeuge der practischen Geometrie, Maße, Gewichte, Wagen u. dgl. Physicalisches Cabinet, Modellsammlung, mathematische und mechanische Werkstätte, Fabriksproducten = Cabinet. Sodann wird dieses Institut durch Ernennung von Mitgliedern unter den Angesehenen und Honoratioren, dem Handelsstande, und der Zahl gebildeter Fabrikanten, gleichsam der Mittelpunkt eines Vereins zur Beförderung der Nationalindustrie, durch welchen, in Verbindung mit seinen eigenen Hülfsmitteln, seine practische Wirksamkeit, und die allgemeine Theilnahme an den wissenschaftlichen Bemühungen befördert und erweitert wird, zu welchen Zwecken denn auch eine jährliche Ausstellung bedeutender Preise über Erfindungen und Verbesserungen im Felde der technischen

Künste mitwirkt. Die Herausgabe dieser Jahrbücher wird eine fortlaufende Geschichte dieses Instituts mit zum Zwecke haben, und durch die Arbeiten der Mitglieder desselben Rechenschaft ablegen von ihrem Eifer, ihren Bemühungen und rühmlichen Zusammenwirken zum gemeinschaftlichen Zwecke, dann soll in diesen Jahrbüchern auch eine fortlaufende Darstellung der neuen Fortschritte in der gesammten Industrialcultur und der dahin gehörigen Erfindungen und Verbesserungen gegeben werden, so daß sie sich allmählich zu einem gehaltreichen technologischen Repertorium auszubilden hoffen dürfen. Der vor uns liegende erste Band enthält außer der Darstellung der Verfassung dieses Instituts, und der Geschichte seiner Entstehung, und Ausbildung im 1sten und 1ten Aufsatze, folgende Abhandlungen: III. Darstellung der Englischen Gesetzgebung über die Erfindungs-Privilegien (patents of invention) von dem Herausgeber. IV. Versuche und Bemerkungen über den moiré metallique von G. Altmütter, Prof. der Technologie an dem polytechn. Institute. Unter dieser Benennung wird seit einigen Jahren Waare von verzinnem Eisenblech mit sehr schönen schillernden, strahlen- und wolkenartigen Zeichnungen aus Frankreich verfahren, dergleichen auch hin und wieder schon in Deutschland verfertigt wird. Man erhält diese Zeichnungen durch die Einwirkung von Säuern, schnelle Erhizung und Wiederabkühlung der Bleche, so wie durch mehr andere Kunstgriffe, die der Verf. hier darstellt, und erläutert. Er glaubt, daß jene Zeichnungen von einer gewissen crystallinischen Fügung herrühren, welche die Theilchen des Zinns schon bey der Ueberzinnung der Bleche annähmen, und daß durch jene Säuren u. dgl. diese Zeichnungen nur deutlicher hervorgerufen würden. V. Practische Bemerkungen über die Dimensionen und Wirkungen der Watt'schen und Woolf'schen Dampfmaschinen, von dem Herausgeber. Bey der Einfäh-

rung dieser Maschinen habe man, um sich populär auszudrücken, den mechanischen Effect derselben immer durch Pferdekräfte gemessen, und die Kraft eines Pferdes auf 550 Pfund bey einer Geschwindigkeit von 1 Fuß in einer Secunde angefetzt, die Erfahrung lehre indessen, daß nur das stärkste Pferd auf kurze Zeit eine solche Anstrengung auszuhalten fähig sey, und man jene Kraft höchstens nur auf 366 Pfd. anschlagen dürfe. Eine beygefügte Tafel gibt die Größe des Drucks auf den Kolben, aus den Dimensionen seiner Oberfläche bey einer Elasticität des Dampfes gleich dem Drucke der Atmosphäre, an; sodann die Geschwindigkeit des Kolbens, die Größe des wirklichen Effects mit Rücksicht auf den Brennstoffaufwand; nach erfahrungsmäßigen Bestimmungen; die von einigen angeführten Dampfmaschinen hergenommen werden. VI. Ueber die Anwendung erhitzter Luft statt des Wasserdampfes, als bewegende Kraft, von dem Herausgeber. Es scheint nicht, daß auf diesem Wege von dem Princip der Ausdehnung erhitzter Luft ein Gebrauch gemacht werden könne, welcher in Rücksicht der Ersparung des Brennmaterials, der Anwendung der Dampfmaschinen vorzuziehen wäre. VII. Darstellung des Gesetzes der Elasticität der Wasserdämpfe, und Beschreibung der über diesen Gegenstand im polytechnischen Institute angestellten Versuche von Jos. Arzberger, Prof. der Maschinenlehre am Institute. Neue mit vieler Genauigkeit angestellte Versuche über die Elasticität der Dämpfe, insbesondre unter sehr hohen Temperaturen. Vergleicht man diese Versuche mit den Formeln, welche La-Place, Goldner, Schmidt u. a. zur Berechnung der Elasticität der Wasserdämpfe angegeben haben, so findet der Verf., daß diejenige, welche Hofr. Mayer in den Comment. Soc. R. Goetting. Vol. I. ad ann. 1808 — 1811 aus der physischen Natur der Dämpfe selbst abgeleitet hat, den Erfahrungen am besten ent-

spricht. Alle übrigen sind als Interpolationsformeln zu betrachten, die auf keinen physischen Principien beruhen. VIII. Ueber Papins Maschinerie um die Kraft eines Wasserrades auf eine große Entfernung fortzupflanzen, von dem Herausgeber. Es ist diese diejenige welche Papin in den *actis eruditorum* 1688 angegeben hat, und fast ganz in Vergessenheit gerathen ist, aber nach näherer Betrachtung allerdings manche Vortheile zu gewähren scheint. IX. Vorschlag über die Orientirung des Meßtisches und die Bestimmung des jedesmahligen Standpunctes aus bereits bestimmten Fixpuncten, und auch solcher, welche außer den Meßtisch fallen, von Aloys Berger. Ein nützlicher Beytrag zu ähnlichen Auflösungen dieser Aufgabe. X. Ueber die Verfertigung des Gußstahles von dem Herausgeber. XI. Einige Bemerkungen über das Härten des Stahles, nebst Tafeln für die Zusammensetzungen leichtflüssiger Metallgemische, von demselben. XII. Ueber Wärmemesser, besonders in Beziehung auf Brequets und Holzmanns Metallthermometer von J. Ph. Neumann, Prof. d. Phys. am Institute. Das von Holzmann angegebene und hier nach seiner Einrichtung näher beschriebene, hat der Verf. vorzüglich empfindlich gefunden. XIII. Ueber den verbesserten Blasebalg von de la Forge in Paris. XIV. Zur Geschichte der Dampfboote, von dem Herausgeber. XV. Ueber Porcellan und Porcellan-Erden, vorzüglich in den Oesterreichischen Staaten von Benj. Scholz, Prof. am J. XVI. Ueber das Vorkommen und die Verwendung des Erdbeerbaumes (*arbut. unedo* Linn.) von dem Herausgeber. Die Benutzung der zahlreichen Früchte dieses Baumes zu Branterwein, Syrup u. dgl. eröffneten den Dalmatischen Küstenbewohnern einen neuen Erwerbzweig, der um so wichtiger sey, als den vorhandenen Erfahrungen zufolge, diese Früchte gerade in den Jahren am reichlichsten zu gedeihen pflegen, in welchen Del und Wein, die Haupt-

erzeugnisse dieses Landes misrathen. XVIII. Ein vom Hrn. Ant. Grinelli, Prof. d. Phys. in Mailand erfundenes Sicherheitschloß, beschrieben von G. Altmütter. XVIII. Derselbe: Beschreibung des von Jos. Bramah in London erfundenen Sicherheitschlosses. Es sey bey weitem das vorzüglichste, indem es fast allen Forderungen entspreche, ja so gar gegen das Nachahmen des in fremde Hände gekommenen Schlüssels ziemlich gesichert sey, und dabey empfehle es sich durch eine große Festigkeit bey einem anscheinend sehr schwachen Baue. XIX. Derselb. Beschreibung eines wenig bekannten Uhrmacherzusammensetzers. XX. Ueber die Verwendung der Trapparten und vorzüglich des Basaltes zu wasserdichten Cementen von F. v. Kiepl, Prof. d. Mineralogie am J. Die hier beschriebenen Versuche verdienen alle Aufmerksamkeit, besonders in Rücksicht der Anwendung des Basaltes zu diesem Zwecke. XXI. Die Wurzel der *Nymphaea alba*, ein neues Färbematerial von Jos. Seiz. XXII. Beiträge zur Geschichte der Fortschritte der Gewerbsindustrie und des Handels in der Oesterreichischen Monarchie seit den letzten drey Jahren. XXIII. Verzeichniß der seit 1815 in Oesterreich ertheilten Erfindungsprivilegien. XXIV. Ueber eine neue von Hrn. Oberlieut. Hufsch erfundene Methode, den Salpeter auf seinen Gehalt an fremdartigen Salzen zu prüfen. Nun noch allerley kurze Aufsätze vermischten Inhalts, Verzeichnisse von Erfindungs- und Verbesserungs-Patenten, welche im J. 1817 und 1818 in Frankreich und England ertheilt worden sind.

Halberstadt.

Ueber die Urfassung der apostolischen Christengemeinden oder biblische Winse für die evangelischen Synoden von Johann Christoph Greiling, Superintendenten und Oberprediger zu Aschersleben. 1819. S. 135 in 8. Der Zusatz auf dem Titel läßt

schon die locale und temporäre Veranlassung dieser Schrift vermuthen. Sie verdankt ihre Entstehung dem Antheil, den der Verf. in seinen Verhältnissen und nach seinem Berufe an den Arbeiten nehmen mußte, durch welche die Preussische Kirche in eine neue Verfassung hineingezanzt werden sollte; nach seiner Absicht aber sollten dadurch zunächst die dabey einwirkenden geistlichen und weltlichen Behörden auf die leitenden Grundsätze aufmerksam gemacht werden, die zu der sichersten Richtschnur dabey dienen können. Nun möchte man wohl glauben, daß er diese zunächst von der Urverfassung der apostolischen Christen-Gemeinden abstrahiren wollte, da er selbst in der Vorrede S. VII sagt, "daß doch Christus und die Apostel in christlich-kirchlichen Angelegenheiten gewiß eine Autorität seyen, welcher jede andere nachsteht," doch wird es in der Schrift selbst sehr bemerklich, daß er zuweilen auch absichtlich darauf ausging, seinen Lesern die angenehme Entdeckung zu bereiten, daß — wie er sich eben daselbst ausdrückt — auch in dem Verfassungswesen der Kirche Philosophie und Bibel, Vernunft und Geschichte übereinstimmen. Gerade dadurch ist aber hin und wieder etwas schwankendes in dem Gang seiner Untersuchungen hineingekommen, und noch nachtheiliger ist es für diese geworden, daß der Verf., der schon in andern Schriften einen treffenden historischen Scharfblick erprobt hat, sich nicht vorher genguer mit demjenigen bekannt machen konnte, was von unsern Historikern und Canonisten in Beziehung auf die Urverfassung der Kirche zum Hauptgegenstand der Untersuchung von jeher gemacht worden und zum Theil bis jetzt noch Gegenstand des Streites zwischen ihnen geblieben ist. Dieß würde gewiß hier und da seinen Wahrnehmungen eine andere oder doch eine bestimmtere Richtung gegeben; doch schon bey dem eigenen Vorurtheilsfreien nur etwas tieferen historischen Forschen würde er wahrgenommen haben, daß sich die ersten christlichen Gemeinden wenigstens ihrer Verfassung nach "nicht in dem paradiesischen Stande der Unschuld befanden, nach welchem jetzt die Kirche in dem Zustande der Sünde mit Sehnsucht zurück zu blicken Ursache hätte".

B e r l i n.

Von Duncker und Humblot: Handbuch der Itälianischen Sprache und Litteratur, oder Auswahl gehaltvoller Stücke aus den classischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, von Ludwig Ideler. Prosaischer Theil. Zweyte umgearbeitete Auflage. 1820. XII und 666 S. in 8.

Habent sua fata libelli. So sehr es diese Chrestomathie schon in der ersten Auflage durch ihren Inhalt verdient hätte, alle ähnliche Sammlungen aus höhern Lehranstalten zu verdrängen, weil sie alle Eigenschaften hatte, den Eifer nach einer vertrauten Bekanntschaft mit der classischen Litteratur der Itäliäner zu erwecken, so haben ihr doch wahre catchpenny Bücher den Eingang in sie so erschwert, daß erst nach 20 Jahren eine neue Auflage nöthig wurde. Um so mehr hoffen wir, werde diese neue in wesentlichen Puncten noch vollkommener Ausgabe in ihre wohlverdienten Rechte eingesetzt werden. Merkwürdig bleibt auch noch die erste Ausgabe wegen des an ihr begangenen Plagiats. Ein wahrer Nachdruck ihres prosaischen Theils ist durch den ehemahligen Itäliäuischen Speechmeister zu Berlin, P. L. Costantini, unter dem Titel: Scelta di Prose italiane zu Paris 1809 in zwey Octavbänden erschienen und 1812 von neuem aufgelegt worden, ohne der Deutschen Arbeit mit einer Sylbe zu erwähnen, ob gleich der Herausgeber dieselben Schriftsteller, in derselben Ordnung und mit denselben Stücken aufführte, und die ihnen vorangestellte biographisch = litterarischen Artikel im Auszuge lieferte, ohne durch irgend eine Notiz oder irgend ein Urtheil seiner Arbeit uur einen Schatten von Eigenthümlichkeit zu geben. Während man den wahren Eigenthümer dieser Sammlung — sey es, nicht kannte oder nicht kennen wollte, pries man in Deutschland dieselbe unter dem Namen des Plagiarius. Sic vos non vobis —

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. Stück.

Den 8. März 1821.

G ö t t i n g e n.

Minervae Poliadis sacra et aedem in arce Athenarum illustravit Carolus Odo-fredus Müller, Prof. in univ. litt. Gotting. extr. Adjecta est interpretatio inscriptio-nis Atticae, quae ad architecturam aedis hujus pertinet, cum tribus tabulis aere incisis ab Ern. Riepenhausen. E libraria Frid. Röwer. 1820. S. 56 und drey Kupferplatten, gr. 4.

Der Verf. versucht in dieser Sr. Excellenz dem Hrn. Minister Freyherrn von Arnswaldt unterthänigst gewidmeten Abhandlung den Attischen Cultus und Tempel der Burgbesitzenden Athena von allen Seiten darzustellen, und verknüpft damit die beson-dre Absicht, diejenigen, welche an seinen Studien geneigten Antheil nehmen, wenn nicht von dem Er-folg, doch von dem Ernst seiner archäologischen Be-mühungen zu überzeugen. Zuerst ein mythologisches Kapitel über die Gottheit selbst, die in dem alten einfachen Glauben der Ureinwohner unstreitig Acker-göttinn war und die Wirkungen des Himmels und Mondes auf die Saaten leitete. Sodann wird

P (2)

das Priesterthum dieser Gottheit, die Steobutaden, sowohl im Allgemeinen als Einzelnen behandelt, und zugleich die Behauptung verfochten, daß es im alten Attica noch keine Sonderung von Priesterthum und von Geschäften des Ackerbaus, der Viehzucht, des Krieges und des Lebens überhaupt, kurz keine Spur einer getrennten Priesterkaste gab — im scharfen Gegensatz gegen diejenigen, welche überall in den Ursprüngen der Religions- und Staatsgeschichte Hierarchie zu erblicken glauben. Nun wendet sich die Untersuchung zum Tempel selbst, dessen äußere Geschichte kurz erzählt wird. Die Hauptschwierigkeit, in die man sich hier verwickelt sieht, scheint durch die Ausmittelung eines Glossens in Xenoph. Hell. I, 6, 1 gehoben. Die mannichfache Zusammensetzung des Tempels, nebst der Bestimmung der einzelnen Theile, ist der Gegenstand des vierten Kapitels. Diese mußte vorausgehen, ehe eine vollständige Beschreibung des Tempels unternommen werden konnte, in der Pausanias magre Andeutungen erweitert und vervollständigt, und nebenbey das Prachtkleid der Göttinn — der Panathenaische Peplos — die Heiligkeit des Delbaus in Athen u. dgl. mehr erläutert werden. Wenn hier die Merkwürdigkeiten des heiligen Hauses fast in der Weise und dem Tone eines Cicerone aufgezählt werden: so versucht das folgende Kapitel auch eine Vergleichung der besondern ionischen Architectur des Tempels mit ältern und jüngern Bauwerken derselben Gattung. Zuletzt eine Beschreibung der Caryatiden, welche den kleinen Portikus stützen, Attischer Jungfrauen im vollen Festputze.

Aber der mühevollere Theil der Arbeit war die Erklärung einer bedeutenden Inschrift, welche mit architectonischer Genauigkeit den Zustand angibt, in welchem der noch unvollendete Tempel im 3ten Jahre der 92 Olymp. sich befand, derselbe Tempel, der noch jetzt in Trümmern die größte Bewunderung erweckt. Damahls übergaben abtretende Unternehmer

des Baues ihren Nachfolgern denselben mit einem genauen Inventarium dessen, was sie daran gethan hatten. Von diesem Inventarium ist der größere Theil erhalten, und durch Vergleichung der jetzt noch stehenden Mauern bis zu dem Punct erklärlich, daß man oft mit Wahrscheinlichkeit, oft mit völliger Gewißheit die Stelle der erwähnten Mauersteine in dem alten Bau angeben kann. Die gegebenen Bestimmungen überall deutlich und den Zustand des Tempels in jenen Jahren überhaupt anschaulich zu machen, dienen die auf Tafel 2 und 3 mitgetheilten Aufrisse aller vier Seiten desselben. K. O. M.

Berlin.

Hey W. Reimer: Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie, als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physicalischen und historischen Wissenschaften von Carl Ritter. Mit dem Motto aus *Vaco de form. calid. Aph. X: Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione.* Zweyter Theil. S. XVIII und 939. In Octav. 1818.

Der erste Band dieses Werks, von einem andern Rec. in diesen Blättern (1818. 107 St.) angezeigt und unsern Lesern daher noch rühmlich im Andenken, hatte bald diesen zweyten Band zum Nachfolger, der das dritte Buch, Westasien umfassend, in fünf Abtheilungen begreift. Da unsre Leser mit dem Zwecke und Plane dieses Werks bereits bekannt sind, wohin auch schon der Titel führt, und bloß eine Anzeige in diesen Blättern hiervon zweckmäßig seyn kann, so können wir uns hier kürzer fassen. Mit Recht ist dieser zweyte Band vom Verf. seinen Lehrern und Freunden den Hrn. G. F. Blumenbach, S. Th. v. Sömmerring und J. G. Ebel gewidmet. Daß der Verf. auch hier geleistet, was er versprach, und daß dieser Band dem ersten gleich sey, leidet kei-

nen Zweifel: und doch war es eine äußerst schwierige Aufgabe, die sich der Vf. auflegte, bey der Kürzlichkeit der bisherigen Bearbeitung auf der einen Seite, und bey dem wirklich sich selbst überwuchernden Reichthum des Gegenstandes auf der andern, Bestästen so schildern zu wollen, wie es der Zweck und Plan des Werks mit sich brachten: Schwierigkeiten, die der Verf. nach seiner Umsicht wohl kannte, und nach seiner Bescheidenheit offen gestand, aber größtentheils rühmlich besiegte. Bey einigem Gebrauche des Werks und bey einiger Bekanntschaft mit dem Stoffe wird es zwar dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, daß bey aller Achtung für den Verf. und dieses sein Geschenk man sich gestehen müsse, es sey in der Darstellung der Materialien, die wo es möglich ist, in bewunderungswürdiger Fülle aufgesucht erscheinen, noch etwas mehr Licht zu wünschen übrig geblieben, aber es ist auch mit Sicherheit zu erwarten, daß der geistreiche Verf. nach und nach in der Kunst der Darstellung fortschreitend, bey den folgenden Bänden sowohl als bey den neuen Auflagen, welche dieß Werk, wenn irgend eines, vorzüglich verdient, auf diesen Wunsch seine Aufmerksamkeit richten werde. Wer, der mit der Geographie und Geschichte des Ganges der Civilisation des menschlichen Geschlechts befreundet ist, wollte nicht den Verf., dessen Hauptstreben eben darauf gerichtet ist, diesen Gang aufzuspüren, gern begleiten, und wer wünscht nicht mit uns, daß es ihm verstattet sey, noch lange auf dieser Bahn zu wirken! Er verspricht, die aus der Geographie hervorgehenden Verhältnisse des Orients zum Occidente mit den Beweisen, die hier, wegen der erforderlichen Ausführlichkeit, nicht gegeben werden konnten, in eignen Abhandlungen nachzuliefern: zu unsrer Freude hat er dazu mit einem Bande (Die Vorhalle Europäischer Völkergeschichten vor Herodotus um den Kaukasus und an dem Gestade des Pontus) vor einiger Zeit einen trefflichen Anfang der

Erläuterung gemacht. Wenn gleich einige ganz neue Quellen für den Verf. bey diesem zweyten Bande noch nicht fließen konnten, (der Vf. selbst nennt Kennels classisches Werk über Xenophons Rückzug, Corance über Syrien, Höck über Persische Monumente, von Hammer über Assasinen ic.) so ist doch der Reichtum, der von ihm hier benutzten, größer als vielleicht irgend ein Geograph vor sich hatte. Dankbar gedenkt er hierbey unsrer Königl. Universitäts-Bibliothek und der rühmlich bekannten Bereitwilligkeit ihrer Vorsteher. Die Berichtigung vieler Irrthümer, die Entfernung der Verwirrungen, die Mittheilung der neuern Ansichten ist so groß, daß wir nur darauf aufmerksam machen können. Jeder Leser, der irgend ein Handbuch, welches der Verf. bey dem Gebrauch voraussetzt, vergleichen wird, muß sich davon gleich überzeugen. Die erste Abtheilung stellt auf 118 Seiten das westliche Hochasien oder Iran dar, in vier Abschnitten, östlich, nördlich, südlich, und die Hochfläche von Iran. Also führt uns der Verf. erst zum Ostrand von Iran, wo das Plateau von Afghanistan, das Alpenland in Nordwesten, Kohestan, der Paropamisus, Kabul, Kandahar, Sejestan, beschrieben wird, und gibt zum Theil neue Ansichten von den Bergen, Ebenen, Gewässern, Bewohnern, unter denen die Tajiks die Urbewohner, die übrigen als die Afghanen das Herrschervolk sind. Dann kommt der Nordrand von Iran, Khorasan und die Gegend nach dem Caspischen Meere oder Elburs hin, mit Erläuterungen von Iran und Turan, dem Süden und Norden, von den Kaspischen Pforten und den ehernen Mauern gegen Turan: Drittens erscheint der Südrand von Iran, wo Belludschistan, erst vor kurzem bekannt geworden, am Persischen Meere Mesran, Kerman, Faristan mit den Bergen, Ruinen ic.: Hochfläche von Iran. In der zweyten Abtheilung S. 119 ff. kommen die Uebergangsformen des westlichen Hochasiens zum Tieflande, oder die Wasser Systeme und

Stufenländer gegen Süden, also Euphrat, Tigris, Schatal-Arab, Mesopotamien *ic.* Dritte Abtheilung Arabien, S. 171 — 299: das Plateau von Syristan, oder das Syrische Gebirgsland — 466. Palästina mit ausnehmend großer Sorgfalt gearbeitet. Hier ist gleichwohl, wie freylich auch im Vorigen, noch manche terra incognita. Der Seezen. Niebuhrs Pottinger gibts nicht viele oder nicht genug. Vierte Abtheilung. Die Uebergangsformen des westlichen Hochasiens zum Tieflande, oder die Wassersysteme und Stufenländer gegen Nordwest zum Kaspischen und schwarzen Meere — 704. Voran geht eine lehrreiche Uebersicht. Turkestan, mit einer chronologischen Aufzählung der im folgenden Abschnitte benutzten und verglichenen Quellen. Das Wassersystem des Gihon, Usbeken *ic.* Armenien, der Kaukasus. Ins Einzelte können wir uns nicht einlassen, nur kurze Wegweiser durch unendlich reiche Fluren dürfen wir dem Zwecke unserer Anzeigen gemäß geben.

L e i p z i g.

Von Heinrichs: *Platonis Philebus. Recensuit Prolegomenis et commentariis illustravit Godofredus Stallbaum Phil. D. et AA. LL. Mag. Schol. Thom. Lips. coll. IV. Accesserunt Olympiodori Scholia in Philebum nunc primum edita, 1820. S. CVIII und 298. In Octav.*

Der Verf. weihet dieß Werk seinen würdigen Lehrern den Hrn. Beck, Hermann und Kost, als ein Denkmahl seines Danks, und zeigt damit sehr rühmlich, wie gut er ihren Unterricht benutzt habe. Er hat sich an einen Dialog gewagt, der den schwerern und zugleich vielleicht eben deshalb durch die Abschreiber verderbtern beygeleßt zu werden pflegt. Der Gegenstand ist das höchste Gut. Der Verf. hatte keine Manuscripte, sondern nur den Gebrauch der Ausgaben, die ihm nicht sonderlichen Nutzen gewährten; folglich ge-

hört die Ausgabe zu den Recognitionen, die, wie dieß Werk zeigt, ihren Werth haben. Aus der Vergleichung der spätern Schriftsteller hat er manchen Nutzen gezogen, so wie aus den Arbeiten der neuern Philologen, eines Schüz, Heindorfs 2c. Auch die eigne Critik des Verf. ist dem Werke nützlich geworden. Als Ereget zeigt er in dem Commentare und in den Prolegomenen sich als einen der Sprache und Sachen nicht unfundigen Interpreten. Die hauptsächlich den Inhalt erläuternden Scholien des Olympiodors theilte ihm der neulich verstorbene sehr würdige Rector Müller zu Zeitz aus der dortigen Bibliothek mit, S. 235 — 288, worauf der index rerum et verborum, worin hier und da Erläuterungen nachgeholt werden, folgt. Den Beschluß macht die Anzeige der Errata. Die Prolegomena S. XV — CVIII zeugen von vielem Fleiße, Nachdenken und Belesenheit. Zuerst wird darin de doctrinae moralis Platonicae principiis gehandelt, und der Zusammenhang der Lehre von den Ideen mit der Platonischen Moral gezeigt, welchen, nach dem Verf., weder Morgenstern noch Tennemann nachgewiesen hätten. Der Mensch soll der Gottheit, nach Plato, dem vollkommensten Wesen, der ewigen Quelle alles Wahren, Schönen und Guten, ähnlich werden, oder, was einerley ist, der Vernunft gehorchen, oder allein nach der ewigen Wahrheit streben. Nach ihr und nach der Tugend kann er aber nur dann streben, wenn er bey den durch den traurigen Fall seines Geistes aus dem himmlischen Leben verdunkelten Ideen, dem höchsten Muster alles Guten, deren Gott als ihr Schöpfer, allein fähig ist, nachjagt: ganz verschieden von der christlichen Vorstellung, daß Gottes Wille das Gesetz der Moral sey, und von Kants Ansicht, da Plato behauptete, daß die Götter das Gute nur wegen seiner Natur und weil es an sich gut sey, liebten, und daß mit der Tugend nicht nur hier, sondern auch nach dem Tode

die höchste Glückseligkeit verbunden gedacht werden müsse. Durch die Herrschaft der Vernunft müsse, sagte Plato, die Mittelstraße zwischen Aristipp und Antisthenes vorziehend, die Beremigung des Körpers und des Geistes hervorgebracht werden: die sinnlichen Genüsse seyen also nicht zu verdammen, wenn sie unter des Geistes Leitung und Regierung ständen: dieß mache das Höchste des menschlichen Gutes aus, *in Sapientia non in voluptate summum bonum inesse*. Dieß ist der Inhalt des Philebus, denn der wunderliche Einfall, daß der Zweck des Dialogs die Erklärung der Wollust sey, hat gar keinen Grund, (S. XXXII ff., wo von der Tendenz dieses Dialogs gehandelt wird), so wenig als daß die Idee des Guten erforscht werde. Die Darstellungsweise, Schwierigkeiten des Buches, Bestimmung der Zeit, in welcher das Werk geschrieben. XLVI. Die Socratic zeigt sich in diesem Dialoge weniger, da Socrates fast in einer fortlaufenden Rede spricht: doch ist der Vortrag anziehend, dem Inhalte selbst höchst anpassend. Die Schwierigkeiten kommen von der Tiefe der künstlich verwebten Forschung über so wichtige Gegenstände als die allgemeinen Begriffe, Urstoffe der Dinge, sowohl als von der Voraussetzung, daß die Principien schon bekannt seyen. Der Dialog gehöre zu den später geschriebenen, und zwar nach der Politia und Timäus. Wer Philebus sey, ist nicht bekannt. Den Beschluß der Prolegomenen macht die Darstellung des Inhalts, worin manche Ansichten vorkommen, die dem Verf. eigen sind, als daß Plato, nach der Widerlegung der Hedoniker, auch behauptet, daß die Kenntnisse (*αι επισημοι*) das höchste Gut nicht ausmachen, wo der Verf. eine Lücke im Texte annimmt. Gewiß hat der Leser, der mit dem Philebus vertraut werden will, sich aus dieser Inhaltsangabe sowohl als aus der ganzen Bearbeitung sehr viele Erläuterung und keinen geringen Genuß zu versprechen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

39. Stück.

Den 10. März 1821.

Paris.

Traité de Thérapeutique générale, ou des Règles à suivre dans le Traitement des Maladies; par Charles Giraudy, D. M. Secrétaire perpétuel de la Soc. Med. de Paris. 1816. 471 S. in Octav. Als der Verf. sich aus den Schulen von Montpellier und Paris kommend an die Ausübung der Heilkunst begab, hätten die wenig generalisirten. Vorschriften aus nichts als aus einem confus amas de règles trop souvent incertaines sur la conduite que le praticien doit tenir au lit du malade bestanden. Diesem Mangel hätte er deshalb anfänglich bloß für sich durch Anwendung der Theorie auf die Praxis möglichst abzuhefen gesucht, und da er bald davon den großen Nutzen wahrnahm, sich entschlossen, so nach durch seine Arbeit auch andern behülflich zu werden. Prolegomènes. Enthalten eine umständliche Schilderung des Nutzen einer Therapia generalis und überdas notions préliminaires. Unter dieser Rubrik wird gehandelt vom Appareil de la Sanguification, A. digestif, A. lymphatique, A. nerveux, von den

Q (2)

Propriétés vitales, De l'Habitude, Des Sympathies, De la Caloricité, von der Gesundheit, von den Temperamenten de la Maladie, des Affections morbides, welche der Verf. nach den vier Temperamenten, nämlich als Affections sanguines, A. bilieuses, A. lymphatiques und A. nerveuses ou Névroses durchgeht. Affections spécifiques, nämlich Goutte Exanthèmes, Rougeole, Cancer, Scrophules, Carreau, Phthisie pulmonaire scrophuleuse, syphilis. Herpes, Scorbut, Gifte, und Maladies laiteuses. Affections organiques, nämlich Wunden, Geschwüre, Knochenbrüche, Verrenkungen, Missbildungen, fremde Körper, complicirte Krankheiten; auch die Ursachen der Krankheiten werden nach obigen vier Temperamenten classificirt. Von den Zeichen und der Classification der Krankheiten. Auch das Tableau des Maladies wird nach den vier Temperamenten eingerichtet, als Classe 1. Maladies de l'Appareil sanguin, Cl. 2. Mal. de l'A. bilieux. Cl. 3. M. de l'A. lymphatique Cl. 4. M. de l'A. nerveux, worauf noch folgen Cl. 5, Maladies par vice spécifique, Cl. 6. Mal. par lésion organique, und Cl. 7. Maladies compliquées. — Nun folgt die Thérapeutique générale. Première Partie. Des Indications curatives. Erklärung der Terminologie: Indiquant, Indiqué, Indication, die Basis der Indicationen sind die Constitution des Kranken, die Natur seiner Krankheit und seiner Relationen zu den ihm umgebenden Gegenständen. Abtheilung der Indicationen nach Galenus in speciales, simples, composées, analogues, opposées, communes, und compliquées. Contreindications. Indications rationnelles, empiriques, empirico-rationnelles, curatives palliatives und préservatives. Sect. 1. Des Indications tirées de la maladie, nämlich 1. a locis affectis, 2. a vitiis humorum, 3. a

morbi stadio, 4. a causa, 5. a symptomati-
 bus urgentibus, 6. Indications communes, und
 7. a juvantibus et nocentibus. Sect. II. In-
 dications deduites de la constitution du su-
 jet, nämlich 1. a temperamento, 2. ab aetate
 et sexu, 3. de l'état-habituel des fonctions,
 4. de l'état des forces en général. Sect. III.
 Indications tirées des relations habituels du
 malade avec les objets qui l'environnent von
 der Diät, betreffend 1. circumfusa, 2. applicata,
 3. ingesta, 4. excreta, 5. gesta und 6. per-
 cepta. Seconde Partie. Des Méthodes de
 traitement. Sect. 1. Méthode expectante.
 Im Grunde sey diese Methode die diätetische, in
 welcher der auf alles aufmerksame Arzt deswegen
 nicht passiv sich zu verhalten habe: die Umstände, unter
 welchen die allgemeinen Indicationen dazu eintreten,
 werden bestimmt. Sect. 2. Méthode agissante,
 besonders wird hier Barthez Ansichten gefolgt. Art. 1.
 Méthode curative des Maladies inflammatoi-
 res; nämlich Fièvre inflammatoire. Ein specieller
 Fall wird hier wie in der Folge jedesmahl zum
 Muster erzählt. Péripleurésie. Es wird gezeigt,
 wie sehr verschieden sie nach den Umständen und ih-
 ren drey Perioden behandelt werden müsse. Pleurésie.
 Der inflammatorische Zustand der serösen Mem-
 branen schiene noch nicht hinlänglich bekannt. Pleu-
 résie lente. Erfordere vorzüglich eine methodische
 Behandlung, denn es sey ein gefährlicher Irrthum
 zu behaupten, daß chronische Krankheiten die medi-
 cine agissante erforderten. Pulmonie. Zum Be-
 weise, daß Lungenschwindsucht nicht unheilbar sey,
 erzählt er die Krankengeschichte eines von ihm durch
 Kressensaft Geheilten. Hémorrhagie par exhalation.
 Müste wie Entzündung behandelt werden. Etat
 putride febrile. Art. 2. Méthode curative
 des Affections bilieuses. Hier müsse wirksame
 Behandlung eintreten. Etat gastrique morbide

insbesondere Fièvre gastrique bilieuse. F. ardente. Etat gastrique morbide intermittent. Fièvre bilieuse rémittente. F. intermittente tierce. Jedes regelmäßige Wechselfieber sey nothwendig gastrisch. Der Typus des Alltäglichen habe mit dem lymphatischen Zustande Verwandtschaft; der Typus des drey- und viertägigen dagegen mit dem gallichten Zustande., Vomissimens bilieux. Devoisement bilieux, Colique bilieuse. Ictère.

Art. 3. Méthode curative des affections lymphatiques, Affections catarrhales. Hieher wird auch die Ruhr und Rheumatismus gerechnet. Fièvres lymphatiques ou muqueuses. Phlegmorrhagies. Wasserfuchten. Coryza. Leucorrhœe; Diabètes ward durch Perussche Rinde, Phosphorsäure, Opium und Fleischdiät glücklich geheilt. Devoisement séreux. Hydropisies. Art. 4. Méthode curative des Névroses. Unter diesen Krankheiten gäbe es aber sowohl hitzige als chronische. Etat nerveux morbide simple. Sey nach den Umständen auf ganz entgegengesetzte Art zu behandeln. Hystérie. Die Fehler der Augen und der übrigen Sinnorgane, so wie die des Gehirns, und der Geschlechtstheile, in so fern sie nämlich von Nerven abhängen, werden hier kurz zusammengestellt. Névroses périodiques, nämlich Fièvres intermittentes, F. ataxiques. In diesen Krankheiten hätten die Verfechter der Excitabilität den meisten Mißbrauch von ihrer Hypothese gemacht. Fièvre hectique. Tétanos. Apoplexie. Paralytie. Syncope et Asphyxie. Art. 5. Meth. cur. des maladies par vice spécifique, nämlich goutte. Werthof's und Barthz Ansichten theilt der Verf. Exanthèmes. Pocken, Scharlach, Pest, pustule maligne. Der Verf. warnt nachdrücklichst gegen den Mißbrauch der Abführungen in diesen Krankheiten. Krebs, Scropheln. Mehrere glückliche Curen werden zum nachmahligem Beweise, daß die Lungenschwindsucht nicht

unheilbar, erzählt. Syphilis, Herpes, zeigen sich oft unheilbar. Scorbut. Poison. Maladies laiteuses. Art. 6. Méth. cur. des Affections organiques. Wunden, Knochenbrüche, Verrentungen, Geschwülste der Arterien und Venen, Wassergeschwülste. Herries. Verunstaltungen. Fremde Körper. Art. 7. Méth. cur. des Maladies compliquées. Gute allgemeine Bemerkungen werden durch einzelne Krankengeschichten erläutert, z. B. Catarrh mit Hautentzündung, Blutspucken mit Hysterie, Kinderrebeber mit heftiger Darmentzündung, bösarziges Wechselfieber. Gallichte Lungenentzündung. Pleurésie bilieuse et putride, hier mußte einer vierfachen Complication, auch vierfach begegnet werden, nämlich durch Aderlassen, Abführen, Blasenpflaster, und Stärken. Péripneumonie lymphatique avec gastricité, ataxie etc. Inflammation du foie, compliquée d'un vice strumeuse, nach Portal's musterhafter Behandlung commentirt. Tumeur enkystée lymphatique, compliquée d'anasarque Der einzige von der in diesem Werke erzählten Fällen, welcher tödlich ablief. Des Moyens que la Thérapeutique générale met en usage pour remplir les indications curatives. Sect. 1. De la Diététique. 1. Circumfusa die Atmosphäre. Applicata, Kleider, Schlafstätte, Bäder. Ingesta. Excreta, Gesta, Percepta. Sect. 2. De la Médication. Art. 1. Matière médicale. Der Verf. classificirt die Arzeneien, je nachdem sie auf die propriétés vitales im Allgemeinen, und auf jedes Organ insbesondere wirken, nämlich Excitants, Sédatifs, Relâchans, Adstringens. Vomitifs, Purgatifs, Diurétiques, Antidotes. Art. 2. De la Chirurgie, macht den Beschluß.

S a d a m a r.

Quoden und seine Heilquellen; nebst einem Anhänge über die Heilquellen von Kronberg; von

F. Küster, Nassauischen Medicinalrathes; im Verlage der neuen Gelehrten Buchhandlung, 1820. VIII und 96 S. in 8. — Unser ehemahliger gelehrter Mitbürger gibt hier eine sinnige und geschmackvolle, und dazu gewiß sehr nützliche Zusammenstellung des die genannten Heilquellen Betreffenden. Er handelt im 1. Abschnitt von der Lage und den Umgebungen Sodens; von den vorzüglichsten Momenten aus der politischen Geschichte, (bey den jeder Vaterlandsfreund gern verweilen wird;) von der Geschichte der Heilquellen. — Abschn. 2. Deconomie Sodens; Beschreibung der Quellen. — Abschn. 3. Wirkung des Sodener Wassers. Sehr zu loben ist, daß der Verf. nicht nach gewöhnlicher Unart der Brunnenärzte von seinem Gegenstande alles ersinnliche Aufheben macht, sondern nur die Fälle anführt, wo das Wasser sich durch genaue und wiederholte Beobachtungen bewährte. Wie sich schon aus den unten angeführten Hauptbestandtheilen beider Heilquellen erwarten läßt, sind es besonders chronische Uebel reproductiver Theile; Hautkrankheiten, Scrofulen, Schleimflüsse, chronische Rheumatismen u. ähnl., gegen welche der Verf. diese Wasser mit Vortheil anwenden ließ. — Abschn. 4. Ueber die Nahrung, den Schlaf, die Kleidung, die Bewegung der Trink- und Badegäste; Bemerkungen, aus denen auch andere Brunnenärzte noch manches werden schöpfen und ihren Verhältnissen anpassen können. — Abschn. 5. Ueber (ländliche) Lustpartien um Soden u. s. w. — Die von dem geschickten chemischen Analytiker, Apotheker **P. Meyer** zu Frankfurt, angestellte Untersuchung ergab an salzigen Bestandtheilen in 1 Pfunde Wasser:

zu Soden:		zu Kronberg:
schwefel. Natron	0,0937 Gr.	0,6000 Gr.
salzf. Natron	17,7187 —	27,7125 —
kohlens. Natron	0,0937 —	
kohlens. Kalk	5,5731 —	6,6750 —

kohlens. Magnesia	0,0937 Gr.	0,125 Gr.
— Eisen	0,0957 —	0,2500 —
Kieselerde	0,0463 —	0,4500 —

Daneben enthielten: das Sodener Wasser in 100 Cubitzollen 88 Cubitzoll kohlens. Gas, das Kronberger aber gab mittelst des pneumatischen mit Quecksilber gespeerten Apparates $106\frac{1}{2}$ Cubitzoll kohlens. Gas auf 100 Cubitzoll Wasser. Kr.

L o n d o n.

A Chronological History of the Voyages and Discoveries in the South Sea or Pacific Ocean, Vol. V. to the year 1764. By James Burney F. R. S. Captain in the Royal Navy. 337 Seiten in 4. im J. 1817.

In neun Kapiteln beendigt in diesem letzten Theile, eines für die Englische Marine und die Geschichte der Entdeckungen verdienstvollen Werkes, dessen frühere Anzeige vom J. 1817 in Nr. 196 S. 1957 nachzusehen, der Verfasser sein mühsames Unternehmen, dem es als Seeofficier, als Zeitgenosse und Begleiter von J. Cook, so wie als einsichtsvoller gelehrter Forscher völlig gewachsen war. Hier wird die Geschichte der Carolinen oder Neuen Philippinen Inseln zuerst vorgetragen; darauf folgt Lozier Bouvets Entdeckungsreise vom Jahr 1738 bis 1739 im Süd-Ocean. Die Reise um die Welt des Commodore Georg Anson ist mit besondrer Sorgfalt und Ausführlichkeit im dritten Kapitel bearbeitet. Dann folgen einzelne Untersuchungen und Berichte bis zur umständlichern Darstellung von De Bougainvilles Verdiensten auf seiner Fahrt nach den Maluinen- oder Falkland-Inseln, und von dem Project eine Colonie auf denselben anzulegen. Im letzten Kapitel werden supplementarische Beiträge zu den frühern Theilen beygefügt, und das Ganze mit einer Betrachtung über die Fahrt um Cap Horn in

die Südsee beschloffen. Dann von dem zuletzt bezeichneten Jahre, 1764 beginnt, nach dem Verf., seit der Thronbesteigung König Georg III., die neue Geschichte der Entdeckungen durch seine Landsleute im Südocean. Das eigenthümliche und unterscheidende derselben von den frühern liegt nach ihm erstlich darin, daß sie unternommen wurden zur Förderung der Erkenntnisse und nicht aus Gewinn, zweitens aber in der wissenschaftlichen Bestimmung des Entdeckten: so daß der Gewinn der Entdeckungen für alle Zukunft gesichert ist. Die großen, weltumsegelnden Reisen wurden nun allgemeiner und von vielen erhielt man keine Kunde mehr, da die wenigsten noch neue Entdeckungen zu machen im Stande waren. Es beginnt hiemit also eine andre Zeit für die Kenntniß des Süd-Oceans, für welche der Verfasser ein neues zusammenhängendes Werk vorbereitet, das mit Hawkesworth und Bougainville den Anfang machen wird. Diesem fünften Theile ist ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis und Register von 158 Seiten über das ganze Werk beigegeben, welches die Brauchbarkeit um vieles erhöht; vier Karten und Kupfer erläutern den Text.

G m ü n d.

Wir können nicht umhin, der wohlgerathenen Uebersetzung eines in diesen Blättern (1818. S. 377. 1820. S. 1133) wegen seines merkwürdigen Inhalts einst angerühmten Werkes hier eine Stelle einzuräumen: D. Johann Anton Lorente's critische Geschichte der Spanischen Inquisition von ihrer Einführung durch Ferdinand V. an bis zur Regierung Ferdinand's VII. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Johann Carl Höck, Hof- und Regierungs-Rath zu Gaidorf. In der Ritterschen Buchhandlung 1819. B. I. 590. B. II. 670 S. in 8. Jedem mit Spanien nicht ganz vertrauten Leser werden die Anmerkungen des Uebersetzers angenehm seyn.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 10. März 1821.

P a r i s .

Hey Pillet dem älteren: Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution de St. Domingue. Par le Lieutenant-Général Baron Pamphile de Lacroix avec une carte nouvelle de l'île et un plan topographique de la Crête à-Pierrot. Seconde édition. 1820. T. I. S. XV 416. T. II S. 350. In Octav.

Trotz der vielen Werke, die wir bereits über die Geschichte der Revolution von St. Domingo besitzen, ist dieselbe dennoch nichts weniger als in allen Puncten aufgeklärt, denn theils sind es Parteyschriften, und zwar höchst leidenschaftliche Parteyschriften, die nicht viel mehr als eine historische Wahrscheinlichkeit geben können, theils behandeln sie nur einzelne Zeiträume, namentlich aber ist, was seit Toussaint Louverture's Gelangung zum Oberbefehle auf der Insel geschehen, nur unvollkommen bekannt. So muß uns daher jeder Beitrag zu der Geschichte derselben willkommen seyn, und um so mehr der Beitrag eines Mannes wie des Verfassers des vorliegenden Werks, der selbst längere Zeit an

R (2)

Ort und Stelle war und als Chef des Generalstaabs bey einer der Divisionen der Expeditionsarmee unter Peclerc, Gelegenheit hatte, sich eine genaue Kenntniß aller Verhältnisse zu verschaffen, dabey aber keinesweges von einem gleichen Parteygeiste beseelt ist, als sowohl die vormahligen Pflanzer auf der einen und die neu hantischen Schriftsteller auf der andern Seite. Scheint er gleich für das Mutterland, zumahl im Anfange, nicht immer ganz ohne Parteylichkeit zu seyn, so ist dieß doch verhältnismäßig nur selten der Fall, vielmehr werden die von beiden Theilen begangenen Misgriffe und die falschen Maßregeln in der Regel keinesweges verhehlt. Nur gegen die Engländer, deren Ränken er die Revolution von St. Domingo und die Richtung, welche dieselbe genommen, hauptsächlich beymisst; ohne dieß jedoch anders als nur sehr mangelhaft zu erweisen, wird er oft ungerrecht und beleidigend. Er beginnt mit einer allgemeinen Darstellung der Verhältnisse auf der Insel bey dem Ausbruche der Französischen Revolution, vorzüglich unter den verschiedenen Classen von Einwohnern, namentlich den weißen und den farbigen Menschen, deren Zwistigkeiten die nächste Veranlassung zum Ausbruche wurden. Sehr treffend bemerkt er, daß unter dem glühenden Himmel von St. Domingo leicht alles einen Übertriebenen Character annehme; so sey es auch mit der Nachahmung der Revolution des Mutterlandes der Fall gewesen; ein leidenschaftlicher Militärg Geist habe plöglich die Colonisten ergriffen, nicht nur seyen aller Orten Nationalgarden geschaffen, sondern auch Expeditionen habe man unternommen gegen angebliche Empörungen der Neger, nur allein um Beschäftigung zu haben, dadurch aber seyen zuerst die Sklaven auf Gedanken gebracht, die ihnen bis dahin vollkommen fremd gewesen. Die Geschichtserzählung des Verfassers bis zum Ausbruche der Empörung der Neger (22. Aug. 1791), stimmt größtentheils mit der bekannten Hi-

stoire des desastres de St. Domingue überein. Die Greuel des Krieges zwischen den Weißen und den Negern sind bekannt; ein weißes Kind auf einer Pike diente den letztern anfangs statt der Fahnen. So groß aber war zugleich die Verblendung der Weißen, daß selbst nach dem Ausbruche der Empörung, die Streitigkeiten sowohl unter ihnen selbst, als mit den farbigen Menschen, nicht aufhörten, noch weniger die Hülfe des Mutterlandes so lange es noch Zeit war, verlangt ward; von Jamaica aber, wohin man sich gleich anfangs gewandt, erhielt man nur eine unbedeutende Unterstützung an Waffen und Lebensmitteln. Dagegen wurden die Neger, wie der Verf. allerdings mehr als wahrscheinlich macht, gleich anfangs von den Spaniern unterstützt und kündigten sich selbst als treue Unterthanen Ludwigs XVI. an, den die Weißen, weil er den Schwarzen die Freyheit habe geben wollen, zu Paris gefangen hielten; ihre Hauptanführer Jean Francois und Biasson nannten sich jener Großadmiral von Frankreich, dieser Generalcapitain der eroberten Länder. Alle Weiße, welche den Negern in die Hände fielen, wurden von diesen ihrer Rache geopfert, mit einziger Ausnahme der Priester, die ihnen dagegen auf jede Weise zu Willen waren, zugleich aber auch den Aberglauben der rohen Menge vortrefflich zu ihrem eigenen Vortheile zu benutzen wußten. Die Streitkräfte der Weißen wurden durch die Strapazen und das Klima immer mehr geschwächt; im gleichem Maße aber, als man die wenigen noch übrigen Truppen nöthiger hatte, überhäufte man sie immer mehr mit den kränklichsten Vorwürfen, weil sie das Unmögliche nicht möglich machen konnten. Anfangs hatte der Aufruhr nur in der nördlichen Provinz gewüthet; bald griffen auch in den westlichen und südlichen Provinzen vorzüglich die farbigen Menschen, wegen der immer unerträglicher werdenden Bedrückungen der Weißen zu den Waffen; vergeblich sandte Port au Prince

nach Jamaica und Havannah um Hülfe. Ein mit den Mulatten geschlossenes Concordat machte für den Augenblick hier dem Kriege ein Ende, selbst die Besatzung von Port au Prince sollte zum Theil aus Mulatten bestehen; die Colonialversammlung zu Cap Francois dagegen erbot sich schon jetzt, wiewohl vergeblich, gegen die Engländer, ihnen die Colonie zu überliefern, und erst dann wandte sie sich nach Martinique um Hülfe, von wo sie aber nur einige Schiffe erhielt. Die widersprechenden übereilten Maßregeln und Beschlüsse der Französischen Nationalversammlung vermehrten die Verwirrung. Ein zufällig zu Port au Prince zwischen den Weißen und Mulatten entstandener Streit, bey welcher Gelegenheit, wie der Verf. meint, wahrscheinlich ebenfalls durch Zufall, der größte Theil dieser Stadt mit einem Werthe von 50 Millionen Frants in Feuer aufging, hatte die Erneuerung der Feindseligkeiten in der westlichen Provinz zur Folge. Die Sendung von Mirbet, Roume de St. Laurent und St. Leger als Bevollmächtigten des Königs und der Nationalversammlung, die hier übrigens in einem vortheilhafteren Lichte, als von den übrigen Geschichtschreibern von St. Domingo dargestellt sind, scheiterte an der Unzulänglichkeit ihrer Instructionen und an dem Uebermuth und der Halsstarrigkeit der Colonisten, die sich noch immer nicht zu Aufopferungen verstehen wollten. Schon jetzt (1792) machten sich unter den Anführern der Neger Toussaint Breda (den Beinamen Breda hatte er von der Pflanzung erhalten, auf der er bisher als Sclave gearbeitet) nachmahls Toussaint Louverture genannt, so wie unter denen der Mulatten Andreas Rigaud vornehmlich bemerklich; zugleich gefellten sich die farbigen Menschen auch in der nördlichen Provinz, wo sie bisher noch größtentheils treu geblieben waren, durch die steigenden Annahmungen der Weißen erbittert, immer häufiger zu den Empörern. Vergebens wurden, größtentheils unter Ver-

mittlung der Commissäre, einzelne Verträge und Uebereinkünfte getroffen, sie wurden gewöhnlich eben so schnell wieder gebrochen als geschlossen. Auch die Hülfe, die endlich aus Frankreich eintraf, kam theils zu spät, theils ward sie schlecht benutzt, und die wenigen Truppen erlagen bald dem mörderischen Klima. Endlich trennten sich selbst die Commissäre, und kehrten, müde der Känke und der Hindernisse, die ihnen die Colonialversammlung sowohl, als die Mehrheit der Weißen überhaupt in den Weg legten, einzeln nach Europa zurück. Das Decret der Nationalversammlung vom 4ten April 1792, welches den Mulatten und Freynegern gleiche Rechte mit den Weißen einräumte, vermehrte noch die Widerseßlichkeit der Colonisten. Dagegen ergriffen die neuen Commissäre Santhonax, Polverel und Alhaud ganz im Geiste der Jacobiner, terroristische Maßregeln, riefen zur Unterstützung ihrer Autorität nicht nur die Mulatten, sondern selbst die empörten Neger zu Hülfe, und indem zuerst Santhonax am 29. Aug. 1793, dann auch die beiden anderen die vollkommene Freyheit aller bisherigen Sclaven erklärten, vollendeten sie die gänzliche Umwälzung. Unmittelbar darauf (3. Sept. 1793) unterwarf sich zuerst der Bezirk von Grande Anse den Engländern und verschiedene andere Bezirke folgten dem Beyspiele. Neger und Mulatten fochten jetzt anfangs noch unter Autorität der Commissäre gegen die Engländer und die mit ihnen verbündeten Colonisten; fortwährend sang der Einfluß von Toussaint, der sich jetzt Lousertre zu nennen anfing, um zu erkennen zu geben, daß er die Einführung einer vollkommen neuen Ordnung der Dinge bezwecke. Eine Zeitlang im Interesse der Spanier, von denen er den Titel eines Obristen erhalten, schlug er sich im Jahre 1794 zu der Partey der Commissäre. Das Bild, welches unsre Taf. von ihm entwirft, weicht gar sehr von den meisten bisherigen Berichten ab, in denen er bald als ein

blutgieriger Tyrann, bald als ein vollkommenes Tugendbild abge schildert worden. Toussaint war keins von beiden. Verstellung und Verschleissenheit und unerfättlicher Ehrgeiz bildeten die Hauptzüge seines Characters. Funfzig Jahre lang war er Slav gewesen, allein sein natürlich durchdringender Verstand und seine unermüdliche Thätigkeit arsteten seinen gänzlichen Mangel an Bildung. Durch die Strenge seiner Sitten, vorzüglich durch seine äußere Religiosität, dabey aber auch, wenn er es für nöthig hielt, durch Hinterlist und Grausamkeit, hatte er sich trotz seines Alters, seiner wenig vortheilhaften körperlichen Bildung und seines keinesweges hervorstechenden persönlichen Muths, einen Einfluß über seine Caste erworben, der ihn lange Zeit zu ihrem unumschränkten Herrn machte, und ihn des unbedingtesten Gehorsams versicherte. Toussaint und Rigaud, und, unter den Unterfeldherren des ersteren Heinrich Christoph, der vor kurzem ermordete König Heinrich, trugen vornehmlich zur endlichen Vertreibung der Engländer von der Insel (1798) bey. Bereits am 20. März 1796 ernannte der Französische General De Lavaux, der noch den Namen eines Generalgouverneurs führte, Toussaint zu seinem Lieutenant, und wenn gleich dadurch die Ordnung einigermaßen hergestellt ward, so verloren dagegen jetzt die Weißen und das Mutterland auch den Rest von Ansehen, den sie bisher noch behauptet. Anscheinend war Toussaint Frankreich getreu; sein Einfluß vermochte die Neger zu ihren Arbeiten auf den Pflanzungen zurückzuführen; die Disciplin, unter der er sie hielt, war nicht viel gelinder, als früher die Slavery gewesen; die noch übrigen Weißen, die er bey jeder Gelegenheit auszeichnete, betrachteten ihn als ihren Erretter. Gleich unumschränkt wie Toussaint im Norden, befehligte Rigaud in der westlichen und südlichen Provinz. Bald ernannten die Commissäre, die noch auf der Insel zurückgeblieben waren, unter die-

sen auch Canthonay, der jetzt zum zweytenmale diesen Posten bekleidete, da Labaur auf Toussaint's Betrieb zum Mitgliede des Französischen gesetzgebenden Corps erwählt worden war, ihn selbst zum Generalcommandanten der Colonie, wonach sein Ehrgeiz schon lange gestrebt. Die Cultur machte indessen reizend schnelle Fortschritte; wie durch einen Zauber Schlag erhoben sich die Pflanzungen aufs neue. Allein bereits im Aug. 1797 sah sich Canthonay, dessen Collegen Raimond Toussaint gewonnen und jenen durch seine Verbindungen in Frankreich ebenfalls zum Mitgliede des gesetzgebenden Corps hatte ernennen lassen, genöthigt die Insel zu verlassen. Nicht glücklicher war der General Hedouville, den das Directorium im nächsten Jahre (1798) als seinen Bevollmächtigten nach St. Domingo sandte. Toussaint, eifersüchtig auf seine Autorität, gerieth bald mit ihm in Streit, und eine absichtlich von ihm erregte Insurrection der Neger, zwang Hedouville schon nach wenigen Monaten nach Frankreich zurückzukehren. Nur Rigaud machte jetzt noch Toussaint die Oberherrspast streitig. Bereits im nächsten Jahre (1799) kam es zwischen beiden zum offenen Kampfe, wobey sich zuerst Petion als Brigadechef unter Rigaud bekannt machte. Um so leichter blieb jedoch Toussaint Sieger, als er sich zum Beschützer der Weissen aufwarf, gegen welche die Mulatten ebenfalls Feindseligkeiten begangen hatten. Im folgenden Jahre (1800) kamen neue Bevollmächtigte der indessen in Frankreich gebildeten Consularregierung auf der Insel an, Toussaint ward als Generalcommandant bestätigt, Rigaud aber nebst Petion und einigen andern, in einem Anfälle von Muthlosigkeit und Verzweiflung, schifften sich nach Frankreich ein. Dagegen erschien in der südlichen Provinz, die bisher Rigaud beherrscht, der grausame Dessalines als Vollstrecker der Rache von Toussaint, und ein furchtbares Loos traf die Mulatten, die sich nicht vorher

durch die Flucht gerettet; auf 10,000 wurden die Schlachtopfer berechnet, die ersäuft, erschossen oder auf sonstige Weise hingerichtet wurden. Louffaint selbst, der es sorgfältig vermied, an diesen Grausamkeiten irgend unmittelbaren Antheil zu nehmen, bemühte sich, sobald er sich in dem unbestrittenen Besitz der Herrschaft sah, alle Parteyen um sich zu vereinigen; die alten Colonisten, die Emigrirten, vorzüglich die Priester wurden von ihm, so wie überhaupt die Weißen, auffallend begünstigt; zugleich umgab er sich, wiewohl fortwährend persönlich einfach, mit dem ganzen Gepränge der höchsten Gewalt. Dann suchte er die Verwaltung, zunächst die Cultur, aufs neue zu ordnen. Die Masse hetrenlos gewordener Güter verpachtete er seinen Befehlshagern, wodurch er sowohl selbst große Schätze sammelte, als auch seine Anhänger noch mehr an sich fesselte; der große Haufen der Neger mußte wie zuvor zur Arbeit zurückkehren. Sie alle, selbst der wilde Dessalines, waren ihm mit knechtischer Furcht unterthänig. Nicht zufrieden mit der Herrschaft des Französischen Antheils von St. Domingo, nahm Louffaint noch in demselben Jahre auch den Spanischen Antheil, gestützt auf die Bestimmungen des Friedens von Basel, halb mit Güte und halb mit Gewalt in Besitz, wußte aber auch hier, vorzüglich durch die Aufmerksamkeit, die er bey jeder Gelegenheit der Geistlichkeit bezeigte, bald allgemein die Gemüther zu gewinnen, während der vermehrte Verkehr mit dem Französischen Antheile, neue Erwerbsquellen für die Bewohner eröffnete. So einziger Herrscher der Insel, dachte er darauf, die höchste Gewalt, so lange er lebe, zu behaupten; schon jetzt erklärte er sich selbst wiederholt und laut für den Buonaparte von St. Domingo. Eine von ihm zusammenberufene Centralversammlung proclamirte im J. 1801 eine neue Verfassung der Insel, wodurch er selbst zum lebenslänglichen Generalgouverneur, mit

dem Rechte seinen Nachfolger zu bestimmen, ernannt ward. Allein während er sich so am Ziel seiner Wünsche glaubte, zog sich bereits ein neues Ungewitter gegen ihn zusammen. Buonaparte, erbittert daß durch diese neue Verfassung St. Domingo nur dem Namen nach in der Abhängigkeit von Frankreich blieb und noch mehr gereizt durch die Beschwerden der in Frankreich lebenden vormahligen Pflanzger, benutzte den Frieden mit England, um eine Armee nach St. Domingo zu senden. Der Erfolg des Unternehmens ist bekannt. Toussaint, gezwungen durch den Abfall mehrerer seiner Generale, — Dessalines und Christoph, der sich von Anfang an durch seine Energie und eine gewisse Art von Barbaren-Rechtlichkeit vortheilhaft vor den übrigen auszeichnete, blieben ihm am längsten getreu — unterwarf sich (1802), obwohl wie unser Verf. behauptet nur zum Schein, indem er den Plan genährt, das unter den Französischen Truppen ausgebrochene gelbe Fieber, das bald unter ihnen schreckliche Verheerungen anrichtete, zu einer neuen Insurrection zu benutzen. Einzelne Aeußerungen, die er habe ent schlüpfen lassen, so wie seine aufgefangene geheime Correspondenz hätten darüber keinen Zweifel übrig gelassen; allein aus dem, was hier zum Beweise der aufgestellten Behauptung angeführt wird, scheint dieser Plan noch keinesweges unwiderleglich hervorzugehen. Die Verhaftung Toussaints, der nach Frankreich gesandt ward, wo er im Kerker des Forts Jour sein Leben endigte, so wie die von Leclerc versuchte Entwaffnung der Neger gab das Signal zu einem neuen allgemeinen Ausbruche der Empörung. Einer der ersten, der die Fahne des Aufruhrs erhob, war der Mulatten-General Clervaux, hauptsächlich auf Betrieb seines Unterfeldherrn Pétion, den der Verf., unter dessen Befehlen er längere Zeit gestanden, für einen der einsichtsvollsten und tapfersten unter den Anführern der Neger erklärt. Dessalines und Chri-

stoph folgten, während die Seuche immer schrecklichere Verheerungen unter den Französischen Truppen anrichteten, und selbst Leclerc ihr erlag. Die Grausamkeiten, welche die Franzosen begingen, so wie das Decret Buonaparte's, durch welches der Sklavenhandel und die Claverey in den von den Engländern nach dem Frieden von Amiens zurückgegebenen Französischen Colonien aufrecht erhalten ward, machten bald den Abfall allgemein. Als Leclerc starb (2. Nov. 1802), waren von 34,000 Franzosen kaum noch 2500 unter den Waffen, der Rest war todt oder in den Hospitälern. — Mit dem Tode Leclerc's endigt zugleich unser Verf. seine genauere Geschichtserzählung, und gibt von da an nur höchst interessante Bruchstücke und Uebersichten; — 20,000 Mann Verstärkung erhielt Rochambeau, der Nachfolger Leclerc's — sie gingen so, wie sie ankamen, bald durch das Schwert der Schwarzen und durch das verheerende Klima beynahe sämmtlich zu Grunde; nur allein in dem vormahligen Spanischen Antheile der Insel behaupteten sich die Franzosen mit Hülfe der Einwohner bis in den Julius 1809. Am 28sten November 1800 räumten sie durch Uebereinkunft die Capstadt, den letzten Posten, den sie bis dahin in der Französischen Colonie behauptet und bereits am 1. Jan. 1804 ward Dessalines, nachdem die Unabhängigkeit von Hayti, — so ward von jetzt an St. Domingo genannt — erklärt worden war, von den zu Gonaives versammelten Anführern die höchste Gewalt unter dem Titel eines Generalgouverneurs und mit der Befugniß seinen Nachfolger zu ernennen, übertragen; noch in demselben Jahre (8ten October) ließ sich derselbe zum Kaiser krönen. Im nächsten Jahre wurden auf seinen Befehl (25sten Febr. 28sten April) die noch vorhandenen Weißen, mit einziger Ausnahme der Geistlichen, der Aerzte und einiger Künstler und Hnndwerker ermordet. Ein ähnlicher Mordplan gegen die Mulatten beschleu-

nigte seinen Tod; am 17. Oct. 1806 ward er in der Nähe von Port au Prince ermordet. Das zwischen den beiden Casten der Schwarzen und der farbigen Menschen herrschende Mißtrauen führte jetzt die Trennung der vormahls Französischen Colonie in zwey Staaten herbey. Am 27. December 1806 ward Petion von der constituirenden Versammlung von Port au Prince zum Präsidenten der Republik Hayti erklärt, Christoph behielt den gleich nach Dessaline's Ermordung angenommenen Titel eines Präsidenten des Staats von Hayti und herrschte in der nördlichen, Petion in der westlichen Provinz, die südliche war zwischen beiden getheilt; in den Gebirgen von la Hotte machte sich Goman, einer der Anführer, gänzlich unabhängig. Bald erschien auch Rigaud wieder und beherrschte die südliche Provinz bis an seinen Tod; Christoph aber ließ sich am 2. Jun. 1811 unter dem Namen Heinrich zum Könige von Hayti krönen. Nach Rigaud's Tode kehrte die südliche Provinz größtentheils unter Petion's Herrschaft zurück, dagegen herrschte zwischen diesem und Christoph Jahre lang fortwährende Fehde, bis endlich ohne förmlichen Frieden, durch eine stillschweigende Uebereinkunft der Kampf aufhörte; ein zehn Lieues breiter, unbebaut gelassener Landstrich, namentlich die Ebene von Boucassin, der bald mit einem beynah undurchdringlichen Walde bedeckt war, bildete die Gränze, bis nach Petions Tode und Christophs Ermordung, am Ende des verflossenen Jahres, beide Staaten durch den Präsidenten Boyer, Petion's Nachfolger, zu einer Republik vereinigt worden sind. Petion war ungleich gebildeter als Christoph, letzterer zeigte größere Energie und war von strengen Sitten; Boyer erklärt der Wf. für eine ame de la plus forte tempe, natürlich sanft, nichts desto weniger aber mit vielen kriegerischen Talenten und in Frankreich gebildet. Beide Parteyen hätten sich wechselseitig verläumdnet, il m'en couste de croire Christophe un Dessalines fügt der Wf.

hinzu. Christoph führte in seinem Gebiete ein Monopolien und Lehnsystem ein, unter Petion war von Anfang an der Grundbesitz durch eine Art von agrarischem Gesetze nach den verschiedenen Aemtern vertheilt. Christoph herrschte mit größerer Strenge, unter ihm waren nur Reiche und Arme. Unter Petion, der mit 10,000 Mulatten über 200,000 Schwarze herrschte, war gleichmäßigere Vertheilung und mehr Abstufung in dem Vermögen. Auf häusliche Sitten hielt Christoph streng; ungleich mehr Unregelmäßigkeit herrschte unter Petion. Letzterer behielt die französische republikanischen Verwaltungsformen bey, Christoph suchte die der vormahligen königlichen Regierung hervor. Die gesammte Bevölkerung der ehemaligen französischen Colonie zerfällt gegenwärtig in drey Hauptclassen: 1. die vormahls Freyen und die bürgerlichen und militärischen Beamten — sämmtlich Grundeigenthümer; 2. die Land- und Seemacht, Künstler Handwerker und Hausgesinde; 3. die Landbauer, die nach wie vor in strenger Zucht gehalten werden. Die Zahl der Weißen beträgt etwa 1000, die der farbigen Leute, vor der Revolution nach dem Verf. etwa 40,000, jetzt noch 20,000; die Gesammtzahl der Schwarzen ist zumahl seit Einführung der Schutzblättern wieder auf 480,000 gestiegen. Von dieser ganzen Bevölkerung von 501,000 Seelen, lebten etwa 261,000 in der Republik, und 240,000 im Königreiche Hayti. Sehr richtig bemerkt der Vf., daß trotz dieser anscheinend schwachen Volksmenge, dennoch beide Staaten manchen Staat des dritten und selbst wohl des zweyten Ranges in Europa an Hülfquellen übertreffen. Die öffentlichen Einkünfte beider Staaten zusammen, betragen bis jetzt etwa 100, der reine Ueberschuß etwa 30 Millionen Franks. Da die mehrsten Beamten durch Grundbesitz besoldet werden, so beschränken sich die baaren Ausgaben auf den Unterhalt der öffentlichen Gebäude und den Sold der untersten Subalterne. Von der etwa 24,000 Mann starken Armee jedes Staats,

sind außer den Garden nur etwa 5 = 6000 Mann zur Zeit in Dienstthätigkeit und nur diese allein werden spärlich besoldet, die übrigen werden auf den einzelnen Pflanzungen unterhalten. Außer der Armee sind auch ein Theil der Feldarbeiter, alle Hausbediente und Handwerker in den Waffen geübt und dienen im Nothfalle die Armee zu verdoppeln. Bey einem fremden Angriffe, wo die ganze Bevölkerung zu den Waffen greift, können die Streitkräfte eines jeden Staats beynah auf 100,000 Mann berechnet werden. In beiden Staaten ist für den öffentlichen Unterricht gesorgt, unter Christoph durch Engländer, unter Petion durch Franzosen. Die Polizer und die Sicherheit im Innern selbst für Weisse, ist musterhaft. Nur in das Innere werden keine Europäer, zugelassen. Neusseren Schmuck liebt die Eitelkeit der Schwarzen; durch einen sonderbaren Zufall sind die Staatskleider der Buonapartischen Senatoren zum Theil nach Port au Prince gerathen und schmücken dort den Haytischen Senat. In Beziehung auf Frankreich, rath endlich noch der Verf., indem er die Unthunlichkeit eingesteht, mit Gewalt der Waffen die Colonie wiederzuerobern, durch gütliche Uebereinkunft sich Entschädigung für die Verluste auszubedingen, welche die vormahligen Pflanzer erlitten. Würde man gezwungen seyn, Krieg zu führen, so müsse sich derselbe nur auf einzelne Angriffe, auf Raub- und Verheerungszüge und auf die Blockade der Küsten beschränken. F. C.

L e i p z i g.

Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft gesammelt von Friedrich Schmalz. Viertes Band. 1820. Bey Joh. Friedrich Gleditsch. Auf XVIII u. 285 S. in 8. Wird auch unter dem Titel "die Altenburgische Landwirthschaft, beschrieben von Friedrich Schmalz, Guthsbefitzer und practischem Landwirth, vieler öcon. Gesellschaften = Mitglieder" u. ausgegeben.

Die Landwirthschaft der Altenburger hat schon längst einer großen Celebrität genossen; noch mehr muß man aber jetzt davon erwarten, da sich so viel Ausbildung in diesem kleinen Winkel der Erde verbreitet hat, daß Hr. Schmalz davon sagen kann: "die meisten Bauern und Handwerker auf dem Lande schreiben eine gute Hand, in der Regel orthographisch, und viele darunter in einem recht leidlichen Stile. Viele sind in der Naturgeschichte, Naturlehre, Vaterlandsgeschichte und Gesundheitslehre unterrichtet, und haben hübsche geographische Kenntnisse. Schon sind ganze Gesellschaften von ihnen zusammengetreten, um Unterricht in der landwirthschaftlichen Scheidekunst zu nehmen". Und man kann sich diese, für den Menschenfreund so erfreuliche Erscheinung auch wohl erklären, wenn man hier liest, daß die Landschullehrerstellen bis an 400 Thlr., wenige unter 300 Thlr., keine unter 200 Thlr. eintragen; daß sich diesem Stande also auch vorzügliche Leute widmen, und daß sie in dem trefflich eingerichteten Schulmeister-Seminario zu Altenburg auf das Zweckmäßigste dazu gebildet werden. Die Beschreibung der Landwirthschaft dieses Ländchens erscheint daher vielen unserer Leser gewiß recht gewünscht; und wird sie, da sie so gut ausgeführt ist, auch wohl sehr befriedigen. Der B. Hr. Schm. hat unmittelbar an der Grenze des Altenburgischen mehrere Jahre selbst Wirthschaft getrieben; er hat in dem Lande viele Bekannte; er hat es mehrmahls nach allen Richtungen durchreiset. Er ist völlig Sachkundiger; und schon aus seinen frühern Schriften ist er als guter Beobachter, als gebildeter Schriftsteller, und als rechtlicher, gerader und offener Mann bekannt. Das Buch ist nicht topographisch, sondern wie die general Views of the Board of Agric. nach den Materien geordnet; und unter jeder Rubrik dann eine allgemeine Uebersicht gegeben, was geschieht, und warum es so und nicht anders geschieht;

und dabey äußert der Vf. auch wohl, was nach seiner Meinung doch noch besser anders geschehen könnte. Der Wirthschafts-Eigenthümlichkeiten, wodurch sich die Altenburger auszeichnen, haben wir in dem Buche viele gefunden; es ist aber hier kein Raum, welche davon anzuführen. Nur können wir nicht unbemerkt lassen, daß uns die große Bevölkerung von mehr als 5000 Menschen auf der Quadratmeile für ein Land, das keine einzige große Stadt hat, nur daraus erklärbar scheint, daß so wenig Waldboden und keine der Cultur nicht fähige Plätze vorhanden sind.

F r e y b e r g.

Practische Anweisung zum Gebrauche der Isländischen Flechten oder des sogenannten Isländischen Moo-
ses, als Ergänzungsmittels des Brotes und zur Vermehrung nährenden Speisen und Getränke; nebst einem Anhanze über die Erhebung der Kartoffel zum Werthe des Brotes durch diese nämliche Flechten, und einer Abhandlung über die Vortheile dieser Nahrungsmittel für Hochländer, und über die Mittel, diese Vortheile zu erreichen und zu erweitern. Nach seinen bisherigen Erfahrungen verfaßt und den Hochländern zum zweytenmahl bekannt gemacht im May 1818. Von Joh. L. Bayrhammer, und mit einer Vorrede gewürdiget von Wilhelm August Lampadius, K. S. Berg-Commissions-Rathe, Professor der Chemie u. 1818. Bey Cray und Verlach. Auf XXXII und 94 S. in 8.

Nachdem die Untersuchungen der Scheidekünstler einmahl ergeben hatten, daß das Isländische Moos (Lichen isl.) 44 Stärkemehl und über 36 Stärkemehlartigen Stoff in 100 enthält; und da die Art und Weise, wie diesem Gewächse seine Bitterkeit entzogen werden kann, kein Geheimniß mehr war; mußte man freylich auch wohl einsehen, daß dieses Gewächs zum Nahrungsmittel für Menschen dienen könne; und daß dasselbe und ähn-

liche Gewächse, die die Natur ohne alles unser Zuthun in allen nordischen Ländern in so überschwinglicher Menge hervorbringt, dazu ins Grobe und ins gemeine Leben einzuführen seyen. Der Vf. ist indessen einer der ersten, die sich dieser Sache mit einem so schönen Eifer und mit einer solchen Uneigennützigkeit angenommen haben, daß man den menschenfreundlichen Gesinnungen, die er dadurch bewiesen hat, die vollkommenste Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß. Insbesondere hat er sich bemühet, die beste Bereitungsart der Flechte zu Brote auszufinden. Nach dem Resultate seiner Versuche ist es die folgende: Man macht einen Sauerteig aus 7½ Pfd. Roggenmehl und $\frac{1}{2}$ Pfd. lauwarmen Wasser. Sobald als derselbe reif ist; werden ihm 3 Pfd. Flechtenmehl, 28 Loth Weizenmehl, und 3 Pfd. feingeriebene, ausgedrückte rohe Kartoffeln zugesetzt. Dieser Teig wird dann mit etwa 5 Pfd. gallertartiger Auflösung des J. Moses eingeknetet; und dabey werden noch etwa 20 Loth Weizenmehl hinzugethan. Hieraus sind denn kleine Laibe gemacht worden, die im Teige 18 Pfd., ausgebacken aber 14 Pfd. gewogen, und ein ungemein schmackhaftes, gesundes und angenehmes Brot gegeben haben.

Der Verf. hat seine Gedanken und Erfahrungen vielen deutschen Regierungen vorgelegt; aber nur eine hat sie mit der Wärme aufgenommen, die ihm die Wichtigkeit des Gegenstandes zu verdienen geschienen hat. Wenn er sich darüber mit einiger Empfindlichkeit äußert; so dünkt uns aber doch, daß er seine Erwartungen mit Unrecht zu hoch gespannt hat. Wie manche seltsame Maßregel würde eine Regierung nehmen, die auf jede Idee eines einzelnen Schriftstellers gleich eingehen wollte!

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 12. März 1821.

Venedig.

Bey Glykys: Στοιχεῖα τῆς Φιλοσοφικῆς ἡθικῆς, ὑπὸ Νσοφύτου Βάμβρα συνταχθέντα διὰ τὴν Φιλομαθὴ νεότητα τῶν Γραικῶν. 1818. LX und 350 Seiten in Octav.

Ein Lehrbuch der philosophischen Moral in neugriechischer Sprache würde als litterarische Merkwürdigkeit unsre Aufmerksamkeit verdienen, wenn es auch den Forderungen nicht entspräche, die man an ein Buch dieser Art machen darf. Die Richtung, welche das neuerwachte Streben nach liberaler Geistesbildung bey der Griechischen Nation nehmen wird, hängt nicht wenig von der Art von moralischen Begriffen und Grundsätzen ab, die bey der wißbegierigen Jugend in Umlauf kommen werden. Um so mehr muß uns freuen, daß dieses Lehrbuch von Hrn. Neophytos Bambas, wenn gleich mit den Grundsätzen des Recensenten nicht ganz übereinstimmend, zu den schätzbarsten Werken gehört, die bis jetzt noch in neugriechischer Sprache geschrieben sind. Der Verfasser ist öffentlicher Lehrer der Physik und Mathematik und zugleich

S (2)

Oberlehrer (ἀρχιδιδάσκαλος) an der so schön aufblühenden Schule auf Chios. Auch durch eine gemeinnützige Anleitung zur Rhetorik hat er sich um seine Nation verdient gemacht. Da er, wie wir hören, in Frankreich sich gebildet hat, ist es als ein besonderes Glück anzusehen, daß die in diesem Lande beliebt gewordene egoistische Moral aus der Schule des Helvetius durch ihre glänzenden Sophismen ihn nicht hat verblenden können. Weit entfernt davon, verführerische Grundsätze aufzustellen, die mit der Religion überhaupt und besonders mit der christlichen nicht zusammen bestehen können, sucht er vielmehr den Zusammenhang zwischen der moralischen Ueberzeugung und der religiösen überall nachzuweisen. Es ist bekannt, welchen Widerstand die Philosophie in ihrem alten Vaterlande jetzt bey einem großen Theile der Griechischen Geistlichen findet, die den Unglauben in demselben Verhältnisse sich verbreiten zu sehen befürchten, wie philosophische Begriffe in den Verstand der Wißbegierigen eindringen. Auch von dieser Seite allen Mißverständnissen zu begegnen, hat Hr. Bambas sein Buch dem Patriarchen seiner Kirche zugeeignet, und von demselben ein schmeichelhaftes Antwortschreiben erhalten, das hinter der Zueignung abgedruckt ist. Gegen das System des Verfassers, als System betrachtet, läßt sich vieles einwenden. Auf die neuesten, in Deutschland durch die Kantische Philosophie veranlaßten Bearbeitungen der philosophischen Moral ist keine Rücksicht genommen. Ueberhaupt sind alle diejenigen Untersuchungen umgangen, die eine subtilere, durch die Fortschritte der philosophischen Forschung bey uns unentbehrlich gewordene Abstraction verlangen. Aber wir tadeln dieß gar nicht an einem Buche, das für die Griechische Jugend auf dem gegenwärtigen Standpunct ihrer Cultur geschrieben ist. Die Zeit, wo man sich nach einer Moral umsieht, die tiefer in die Elemente des menschlichen Willens und Erkennens eindringt, wird für die Neugriechen auch schon kommen, wenn

sie fortfahren zu streben, ihren Vorältern ähnlich zu werden. Auf die Ethik des Aristoteles verweist der Verf. oft; seltner, was wir bedauern, auf Plato. Die vorangeschickten Notizen zur Geschichte der philosophischen Moral sind der schwächste Theil des Werks. Eine Unterscheidung zwischen Moral und Naturrecht ist dem Verf. fremd. Doch ob sein System dabey verloren hat, ist noch die Frage. Naturrecht (*Φυσικὸν δίκαιωμα*) bedeutet ihm einerley mit Moral insofern, als das Rechtmäßige einerley mit dem Gesezmäßigen, das von Natur Gesezmäßige aber dasjenige ist, was wir als solches durch den bloßen Gebrauch unster Vernunft erkennen. Daher nennt er das Naturrecht auch Völkerrecht (*δικαίωμα τῶν ἔθνων*) in so fern, als es gültig für alle Völker, und die Grundlage jeder vernünftigen Gesetzgebung im Staate ist. Aus diesen Gründen hat er auch in dem speciellen Theile des Systems besond. dre Rücksicht auf das bürgerliche Leben und die bürgerliche Gesetzgebung genommen. Der allgemeine Theil, der dasjenige enthält, was bey uns jetzt gewöhnlich allgemeine practische Philosophie heißt, läßt vieles zu wünschen übrig. Indessen entwickelt er die moralischen Elementarbegriffe von Vernunft, Tugend, Gesez und Pflicht wenigstens so weit, als nöthig ist, ein System, das auf festeren Gründen ruhet, vorzubereiten. Auf das Princip der Glückseligkeit, einer vernünftigen Selbstliebe gemäß, führt der Verf., wie die meisten Moralisten, sein System zurück; aber er entgeht den egoistischen Auslegungen dieses Principis dadurch, daß er die höchsten moralischen Geseze als Axiome erklärt, deren Wahrheit das natürliche Bewußtseyn unmittelbar anerkenne, und die er deswegen mit Einem Worte das natürliche Gesez (*Φυσικὸν νόμον*) nennt. Bekanntlich haben Französische Moralisten das Wort *Loi naturelle* in einem ähnlichen Sinne gebraucht. Der wahre

Begriff von der Würde der menschlichen Natur herrscht in der ganzen Lehre, wenn gleich unter andern Namen. Der vorzüglichste Theil des Werkes aber ist der zweyte oder die specielle Moral. Wir wünschen den Jünglingen Glück, die diese treffliche Darlegung der einzelnen Tugenden und Pflichten ihrem Gemüthe einprägen werden. An einen andern Ort gehörten nur die Lehrsätze, die der Verf. als Beweise des Daseyns Gottes und der Unsterblichkeit der Seele in seine Betrachtungen über die Pflichten des Menschen gegen Gott und gegen sich selbst eingeschaltet hat. Ueberall wird man angezogen von der Klarheit und Wärme der Exposition der moralischen Wahrheiten, und von der prunklosen und doch sehr gebildeten Sprache, in der man einen Schüler des würdigen Koraes (Coray) erkennt. Wenn die Neugriechen fortfahren, in diesem Geist und Style ihre Sprache für das Bedürfniß der Wissenschaften zu vervollkommen, so werden sie in dieser Hinsicht den für die Poesie unerseßlichen Verlust der feineren und mannichfaltigeren Formen der altgriechischen Sprache weniger zu beklagen haben.

W i e n.

Bey Schalbacher: Ideen über unsre Erasmische Aussprache des Altgriechischen. 1818. 78 Seiten in Octav.

Wer den seit einiger Zeit erneuerten alten Streit über die echte Aussprache des Griechischen nicht so ganz unbedeutend findet, wie er beym ersten Anblicke erscheint, wird diese kleine Schrift nicht ohne Interesse lesen. Der Verfasser, der sich unter der Vorrede Dr. Meidlinger unterzeichnet, gehört nicht zu der leicht zu widerlegenden Partey, die behauptet, daß die Griechen ihre Sprache von jeher nach der neugriechischen Art, die bey uns die Neuchlinische heißt, ausgesprochen haben. Er behauptet nur, daß

die alten Griechen ihre Diphthongen schwerlich jemahls so bis zum Widerlichen in die Breite gezogen haben, wie es bey uns nach der Erasmischen Aussprache in mehreren Schulen üblich ist, und dab der Uebergang von der alten Aussprache zu der neueren, der doch nur nach und nach erfolgen konnte; weit früher angefangen habe, als man gewöhnlich glaubt. Aus einer bekannten Stelle des Sertus Empiricus (adversus Grammaticos, I. 5.) sucht er zu beweisen, daß schon damahls, also im zweyten Jahrhundert nach Chr. V. das *oi* und *ei* nicht mehr als Diphthongen ausgesprochen wurden, weil Sertus ausdrücklich sagt, daß diese Töne, wie auch das *ou*, Elemente der Sprache seyen. Dagegen lassen sich nun freylich Einwendungen machen, weil die Frage ist, ob unter einem Elemente hier ein einfacher Ton verstanden werden soll. Auf ein anderes, aus dem Plutarch angeführtes die Aussprache des *au* und *ai* betreffendes Zeugniß, bauet der Verf. selbst nicht viel. Uns dünkt, der Uebergang von den Diphthongen, die nach neugriechischer Art als reine Vocale gelesen werden, zu diesen Vocalen, und auch von dem *h*, das wohl nie ein breites *h* gewesen ist, in das *h*, läßt sich sehr leicht aus der Verfeinerung der Aussprache begreiflich machen. Consequent ist übrigens auch die Erasmische Aussprache nicht, da *oi* und *ei*, die nach Erasmischer Art als gleichlautend ausgesprochen werden, aus ganz verschiedenen Vocalen zusammengesetzt sind, und auch aus dem *h* und *h* wohl *h* u, aber nicht *h* u, wird, wenn die Vocale zusammenfließen. Sollte nicht die Zeit, da Constantin seine kaiserliche Residenz nach Byzanz verlegte, als die Periode angenommen werden dürfen, da die neuere Aussprache schon die herrschende zu werden anfangt? — Was der Verfasser über die Ac-

cente hinzufügt, müssen wir hier übergehen, da sich ohne umständliche Discussionen kein gründliches Urtheil darüber fällen läßt.

D a s e l b s t .

Bey Beck: *Tunefias*, ein Heldengedicht in zwölf Gefängen, von Johann Ladislav Pyrker. 1820. 342 Seiten in groß Octav.

Diesem neuen Versuche in der epischen Kunst gebührt in unsern Anzeigen, wo zu kritischen Musterrungen poetischer Werke wenig Raum ist, wenigstens eine ehrenvolle Erwähnung. Bemerkenswerth wird es schon dadurch, daß der Dichter ein angesehener catholischer Prälat, Bischof zu Zips in Ungarn ist, das Werk also auch in einiger Entfernung von dem eigentlichen Sitze der Deutschen Litteratur sich so entwickeln konnte. Aber auch die Erfindung hat epische Würde; und wenn die Ausführung von einigen Seiten nicht gelungen ist, so hat sie doch durchgängig das Verdienst eines reinen und sehr edeln poetischen Styls in Hexametern. Der historische Stoff der Dichtung ist die Expedition Carls V. gegen den tunesischen Corsaren, der unter dem Namen Barbarossa der Schrecken des mittelländischen Meeres war. Von der historischen Wahrheit muß man ein wenig wegsehen, wenn man in die Begeisterung des Dichters eingehen will, denn so glänzend Carl's Unternehmung auch endigte, hatte sie doch bekanntlich gar keinen bleibenden Erfolg. Aber der Verfasser hat auch durch die epische Magie, gewöhnlich *Maschinerie* genannt, dem Stoffe glücklich nachgeholfen. Daß Klopstock sein Muster war, erkennt man in der Art, wie er die überirdischen und unterirdischen Mächte nach christlichen Begriffen aufführt, eben sowohl, als in der ganzen Form und dem Tone des Gedichts. Seinen Patriotismus für das Oesterreichische Kaiserhaus auszusprechen, hat er mehrere Gelegenheiten benützt.

P r a g.

Bey F. Tempsky, Firma: J. G. Calve ist eine "statistische Uebersicht und Merkwürdigkeiten der Europäischen und außereuropäischen Staaten nach ihrem neuesten Zustande" (auf 428 S. in 4.) erschienen, die jedem denkenden Zeitungsleser ein sehr willkommenes Geschenk seyn muß. Wer kann, wenn er auch die Zeit dazu hätte, alles was den gegenwärtigen Zustand der 70—80 Staaten; die sich jetzt in den Besitz der Erde theilen, genau und vollständig aus den unzähligen Quellen, die befragt werden müßten, sich bekannt machen, oder gar die unzähligen Zahlen und Größenverhältnisse, auf welche doch so viel bey richtiger Schätzung der Staatskräfte und Maßregeln ankommt, nur von einem einzigen größern Staate, geschweige von so vielen, mit ihren stets wechselnden Abänderungen, an sich und ohne Verwirrung und Verwechslung unter einander behalten? Hier ist aus den besten Quellen ein unermesslicher Stoff zum Nachschlagen, Vergleichen und Nachdenken über die neuesten Zeitereignisse zusammengestellt. Mögen die Verächter der Zahlenberechnungen in der Statistik über einen solchen wahrhaft Deutschen Fleiß vornehmlich lächeln: wie sollte ohne die Zahlenverhältnisse (so wenig sie auch jemand für absolut richtig ausgebeutet wird) ein gründliches politisches Urtheil fällen, oder eine mehr als aus der Luft gegriffene Vergleichung der Staatenverhältnisse unter einander anstellen können? Wir sehen daher jene Uebersicht für ein wahres Volksbuch an; und als solches ist sie auch seit drey Jahren, nach immer neuen Uebearbeitungen, dem neuen Oesterreichischen Nationalcalender beygegeben worden und führt auch auf dem Titel den Namen einer zweiten Zugabe zu Christ. Carl Andre's Neuem National-Calender für den Jahrgang 1821, von dessen nützlicher Einrichtung diese Blätter schon zur andern Zeit Nachricht gegeben haben. Von die-

sem National-Calender sind uns zufällig zwey Exemplare zu Gesicht gekommen, die von einander in mancherley verschieden sind. In dem einen sind bey jedem Monate merkwürdige Begebenheiten der Oesterreichischen Monarchie beschrieben; in dem andern sind sie weggelassen. Es müssen daher zweyerley Ausgaben von dem Calender selbst vorhanden seyn, von denen wir doch keinen Grund absehen können. Geschichte des Vaterlandes ist das schicklichste Vehikel auf das Volk vielseitig zu wirken: warum sollte sie nicht jedem gegönnt werden, der einen Calender kauft? Warum sollte nicht der schöne Artikel von der Maria Theresia bey dem November jeden Calenderleser in Oesterreich zum dankbaren Andenken an die große Frau ermuntern dürfen?

D a s e l b e.

Bey J. G. Calve: *Asclepiadeae recensitae a Roberto Brown. Ex idiomate anglico translulit D. Carolus Boriwogus Presl. Edidit Casparus comes Sternberg. 1819. 68 S. in 8.*

Die im Originale in Englischer Sprache abgefaßten Anmerkungen, die von Hrn. Presl ins Lateinische übersezt sind, ausgenommen, ein genauer Abdruck der berühmten Brownschen Abhandlung über die Asclepiadeen und einen Theil der Apocynen im ersten Bande der *Transactions of the Wernerian Society*. Da dieses letztere Werk zu den in Deutschland seltenen gehört, und also wohl nicht viele Botaniker jene interessante Abhandlung zu Gesicht bekommen haben, so ist es allerdings ein lobenswerthes Unternehmen, sie auf dieselbe Art gemeinnütziger zu machen, wie es auch schon mit *Brown's Prodromus Florae Novae Hollandiae* in der That geschehen ist: nur bedauern wir, daß die Seitenzahl des Originals nicht angegeben ist, wodurch dieses auch hinsichtlich des Citirens völlig entbehrlich und also der Abdruck noch brauchbarer geworden wäre.

— — —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. S t ü c k .

Den 15. März 1821.

P o n d o n .

Bey Longman u. s. f. 1820: Memoirs of John Duke of Marlborough, from the original correspondence; collected from family records at Blenheim and other authentic sources Illustrated with portraits, maps and military Plans. By William Coxe, Archdeacon of Wells. Second Edition. In six Volumes. Jeder Band enthält ungefähr 430 Seiten in 8.

Hoch steht Marlboroughs gefeyerter Name, als Staatsmann und Feldherr in den brittischen Jahrbüchern, aber noch immer fehlte es an einer authentischen Geschichte dieses großen Mannes. Zwar hatte seine nachgelassene Wittwe viele schätzbare Nachrichten gesammelt, und diese an zwey berühmte Gelehrte der damaligen Zeit, Gloos und Mallet, mit dem Auftrage, eine vollständige Geschichte auszuarbeiten, gegeben; sie hatte sogar einen Preis von 1000 Pf. St. für die beste Bearbeitung ausgesetzt, jedoch unter der seltsamen Bedingung, daß kein Vers darin vorkommen sollte; allein Niemand wagte sich an diese Arbeit, und jene Papiere wurden in das Archiv von

Blenheim zurückgeliefert. Dagegen sind in andern Ländern mehrere Geschichten des brittischen Helden erschienen. Ein Ungenannter gab 1713 das Leben Marlboroughs und Prinz Eugens heraus. Ihm folgte die Geschichte von Lediard in 3 Th. 1756. Der Holländer Abraham de Boyes publicirte 1738 Marlboroughs Leben in 4 Bdn. Im Jahre 1742 erschien l'histoire de Jean Duc de Marlborough et de Francois Prince de Savoie, ein ausgezeichnetes Werk. Viel Aufsehn machte die auf Befehl von Buonaparte 1805 publicirte Histoire de Jean Churchill Duc de Marlborough von Wadgeth. In allen diesen Werken sind die Thatfachen aus den zuerst genannten, entlehnt; sie unterscheiden sich nur durch den Styl. Hr. Core, der gelehrten Welt schon rühmlichst bekannt, hat zwar auch seine Vorgänger benutzt, vorzüglich aber das Werk von Hoof: the conduct of the Dutchess of Marlborough, gedruckt im Jahre 1742, und die Antwort auf selbiges: the other side of the question, welche Ralph geschrieben haben soll. Bey dem militärischen Theile der Geschichte sind insbesondere die 1747 gedruckten nachgelassenen Papiere des Generals Kane benutzt worden. Vorzüglichere Quellen als die bisher benannten, waren die officiellen Documente, welche Hr. Core, theils aus den Staats-Archiven in London und Wien, theils aus Privat-Archiven, vorzüglich aus dem in Blenheim und vielen andern Archiven von noch in England blühenden Familien, deren Vorfahren mit Marlborough und seiner Frau in Verbindung gestanden hatten, mitgetheilt erhalten hat. Viele dieser Handschriften sind ohne Bezeichnung des Datums, andere sind zum Theil in Chiffren geschrieben. Hr. Core ist so glücklich gewesen, den Sinn der Chiffren größtentheils zu enträthseln. Er gibt seine Quellen in den Noten an. Man sieht aus der Uebersicht der Quellen, welche dem Verf. zu Gebote standen, daß seine Geschichte große Vor-

züge vor denen seiner Vorfänger haben muß. Der Verf. hat die ihm vorliegenden Materialien, meisterhaft benützt. Wir halten diese Corische Geschichte für eins der vorzüglichsten historischen Werke, die in neueren Zeiten erschienen sind. Ueber den Zweck, den Hr. Core bey Verfertigung seiner Geschichte vor Augen gehabt hat, sagt er: "ich wollte Marlborough als Feldherrn, Staatsmann und Negociateur zeichnen; nicht weniger wollte ich seinen persönlichen Character darstellen; ich wollte jene großen Tugenden seines Geistes und Herzens in ein klares Licht setzen, die entweder entstellt oder übergangen sind." Der militärische Theil dieser Geschichte kann nicht mit der Tempelhoff'schen Geschichte des siebenjährigen Kriegs, verglichen werden; er wird aber für jeden Militär ein großes Interesse haben, und den, der nicht die Kriegskunst selbst damit studieren will, vollkommen befriedigen. Dieser Theil ist vorzüglich von dem Major Smith — dem Englischen Uebersetzer von Tempelhoff — bearbeitet worden; ihm verdanken wir insbesondre den, diesem Werke angehängten schönen Atlas von den Schlachten und Belagerungen. — Die meisten derselben gründen sich auf specielle Vermessungen, verschiedene waren in der Carten-Sammlung Georgs III. befindlich. Daher haben mehrere Pläne von Schlachten, namentlich der von Malplacet, eine ganz andere Gestalt, als wir sie in den vorhergehenden Werken über Marlborough's Feldzüge finden. Für die Geschichtsforscher, insbesondre für die Diplomaten, ist diese Corische Geschichte von großem Werth; unschätzbar ist sie aber für den Engländer, der die Verfassung seines Landes zum Gegenstand seiner Forschungen macht. — Hr. Core, im Besitze von einer großen Menge von Berichten, von öffentlichen und Privatbriefen von Marlborough, faßte den Entschluß, seinen Helden gleichsam zu dem Geschichtschreiber seiner Selbst zu machen, er rückt nicht nur Auszüge, sondern wörtlich Berichte und

Briefe von ihm, in den Text ein. Dadurch sieht der Leser, gleichsam wie in einem Spiegel, was in Marlboroughs Seele vorging, und manche kleine Ereignisse und Bewegungsgründe, die der gewöhnliche Geschichtschreiber übergeht, vielleicht auch nicht kennt, geben über die eigentliche Thatsache den wahren Aufschluß. Allein, wenn auf der einen Seite dadurch ein großer Gewinnst für den Leser entsteht, so hat diese Darstellungsart eine oft ermüdende Weitläufigkeit, die sich bey Kleinigkeiten aufhält, zur Folge. Wir müssen jedoch nicht außer Acht lassen, daß dieß Werk für Engländer geschrieben ward, für welche jeder geringfügige Umstand, der auf ihre Geschichte Bezug hat, wichtig ist. Groß als Mensch, wie Marlborough erscheint, war er nicht ganz tadellos; er nahm, was nicht ursprünglich in ihm lag, nach und nach einen politischen Character an. Die Rolle, die er so oft öffentlich gespielt hatte, hatte sich auch auf sein Privatleben übertragen. Die Moral ist nicht immer mit den Grundsätzen der Politik einverstanden. Daher erscheinen im Leben Marlboroughs manche Flecken, die man aus Bewunderung für den Helden ausgelöscht zu sehen wünschte. Hr. Core hat zu entschuldigen gesucht, wo es einigermaßen möglich war; zur andern Zeit sucht er leise darüber hinwegzugehen. Kein großer Mann war ohne große Fehler, gleichsam als wollte er dadurch seine Mitmenschen mit seiner Größe ausöhnen.

John Churchill, nachmahls Herzog von Marlborough, war der Sohn von Winston Churchill, dessen Vorfahren mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen waren. Marlborough war 1650 zu Ashe in Devonshire geboren. Die Vermögensumstände seiner Aeltern waren nicht glänzend, er nahm daher frühzeitig eine Stelle als Page bey dem Herzoge von York (nachmahligem König Jacob II.) an, bey dessen Gemahlinn seine älteste Schwester, Arabella, Hofdame war. Sey es nun, daß die Gunst,

in welcher diese seine Schwester, bey dem Herzoge von York, — dessen Maitresse sie später ward — stand, oder daß, — wie andre behaupten wollen, — die Zuneigung der Herzoginn von Cleveland ihm den Weg zum schnellen Fortkommen bahnte, Marlborough machte schneller in der militärischen Laufbahn sein Glück, als er nach seinen Verhältnissen erwarten konnte. Er eröffnete seine kriegerische Laufbahn in Tanager, wo sich damahls eine Englische Besatzung befand, die von den Mohren belagert war. Im Jahre 1672 war er als Grenadier-Hauptmann, unter den 6000 Mann, welche der König von England unter dem Herzoge von Monmouth zur Hülfe Frankreichs nach Holland schickte. Hier zog er bald die Aufmerksamkeit Turennes auf sich, der ihn zu mehreren gewagten Unternehmungen gebrauchte, und ihn immer den schönen Engländer nannte. Im Jahre 1674 ward er Oberst eines Englischen Regiments in Französischen Diensten, das vor ihm Lord Peterborough gehabt hatte. In dieser neuen Eigenschaft diente er in der Französischen Armee in Deutschland unter Turenne's Befehl, dem er seine Bildung zum Feldherrn verdankte. Im Jahre 1678 ward er zum Cammerherrn bey dem Herzoge von York ernannt. An dem Hofe des Herzogs lernte er die in Englands Geschichte so berühmte Sarah Jennings kennen, die bald seine Gemahlinn ward. Er erhielt ein Infanterie-Regiment in Englischen Diensten 1678, und ward bald nachher zu dem Prinzen von Oranien in diplomatischen Angelegenheiten geschickt, die eine Allianz gegen Frankreich zum Gegenstande hatten. Er diente darauf als Brigadier unter den Englischen Hülfsstruppen, welche der Herzog von Monmouth abermahls nach Holland führte. Der Krieg kam aber nicht wirklich zum Ausbruche. Marlborough war seit seiner Rückkehr ein beständiger Begleiter des Herzogs von York, auf dessen häufigen Reisen, und ward von selbigem oft als Unterhändler bey seinen

Streitigkeiten und Negotiationen mit seinem Bruder, dem Könige Carl, gebraucht. Die Princessinn Anna, Tochter des Herzogs von York, verheirathete sich in dieser Zeit mit dem Prinzen von Dänemark. Zwischen dieser Prinzessin und der Gemahlinn von Marlborough herrschte schon seit langer Zeit die zärtlichste Freundschaft, die selbst romantisch genannt zu werden verdient; ein Verhältniß, das später auf das Schicksal von Europa von den größten Folgen war. — Die Selangung des Herzogs von York zum Throne, unter dem Namen Jacob II., eröffnete seinem Günstling, die glänzendsten Aussichten. Er ward als Gesandter nach Paris geschickt, und bald nach seiner Zurückkunft zum Englischen Lord ernannt. Der Aufstand, den der Herzog von Monmouth erregte, gab ihm Gelegenheit, seine Dankbarkeit auf eine thätige Art an den Tag zu legen; er trug wesentlich zum glücklichen Ausgange der Schlacht von Sedgemoor bey, die diesen Aufstand endigte. Des Königs Jacobs II. Anhänglichkeit an die catholische Religion, erregte unter den Protestanten in England große Besorgnisse. Auch Marlborough, unerachtet seiner Anhänglichkeit an den König, correspondete heimlich mit dessen Schwiegersohn, dem Prinzen von Oramien, der bald darauf mit einem Heere an der Englischen Küste landete. Marlborough diente als General-Lieutenant in der Armee, die Jacob II. bey Salisbury gegen den Prinzen von Oramien versammelte. Aber er verließ seinen Freund und Wohlthäter, und ging zu letztern über. Hr. Coxe glaubt in der Furcht vor König Jacobs Absichten, die catholische Religion einzuführen, hinreichende Entschuldigungen für Marlboroughs Verrätherey zu finden. Aber kann diese Ursache auch sein ferneres Betragen, daß er nehmlich nachher, als er unter König Wilhelm bedeutende Staatsämter bekleidete, noch fortwährend mit König Jacob und dem Prätendenten in schriftlichen Unterhandlungen blieb, rechtfertigen? Hr. Coxe

sagt hierüber folgendes: "Dies Verhältniß mit König Jacob ist nicht zu bezweifeln. Marlborough hatte niemals ernstlich den Wunsch, Jacob II., oder später den Prätendenten wieder auf den Englischen Thron gesetzt zu sehen; aber, so war es damals mit vielen Personen und allen Ständen in England der Fall, er wollte sich im Fall einer neuen Staatsumwälzung im voraus die Bezeichnung sichern. Nicht nur, daß sich in der zahlreichen Privat-Correspondenz, die noch von ihm vorhanden ist, niemals eine Spur findet, daß er die Wiedereinfegung der Stuart's wünschte, erblicken wir vielmehr. eine wahre Neugstlichkeit, daß die protestantische Linie wieder verdrängt werden könne. — Anfangs war Marlborough unter den Lords, welche sich im Oberhause für eine Regertschaft, nachdem König Jacob das Reich verlassen hatte, erklärten. Als aber ein Beschluß des Parlements, der Thron sey erledigt, erfolgt war, erklärte er sich für den Prinzen von Oranien, und bewog, unterstützt von seiner Frau, die Prinzessin Anna, ihre Rechte auf die Thronfolge zu Gunsten desselben und seiner Gemahlinn, aufzugeben. Kaum war Wilhelm König von England geworden, als sich zwischen ihm und der Prinzessin Anna ein großer Zwiespalt über die Einnahme der letztern entspann. Marlborough beförderte mit Lebhaftigkeit die Sache der Prinzessin. Obwohl dieß Betragen ihn nicht bey Wilhelm beliebt machen konnte, so achtete der König doch seine Talente zu sehr, als daß er sie nicht hätte in Thätigkeit setzen sollen. Wir sehen Marlborough bald nachher in dem Niederländischen Feldzuge, dann in der Expedition nach Irland, und darauf in dem folgenden Niederländischen Feldzuge unter dem unmittelbaren Commando Wilhelms, eine bedeutende Rolle als militärischen Befehlshaber spielen. — Die fortdauernden Zwistigkeiten zwischen dem Könige Wilhelm und der Prinzessin Anna führten zu gegenseitigen Erbitter-

rungen. Der Antheil, den Marlborough als erster Rathgeber der Prinzessin an selbigen hatte, mehr aber noch, daß er dem Könige lebhaftere Vorstellungen über seine zu große Vorliebe für seine Holländischen Anhänger machte, führten zu der Entlassung des brittischen Helden von allen Staatsämtern, die er bekleidete. Der König verlangte sogar, daß die Prinzessin Anna Marlborough und seine Frau von ihrem Hofe entfernen sollte, der sich diesem Befehle vergeblich widersetzte. Der Haß des Königs ruhete hier nicht. Marlborough ward auf Anklage des Hochverraths in den Tower gesetzt, jedoch aus selbigem gegen Bürgschaft wieder entlassen. Viele Vermuthungen über die wahren Ursachen dieses strengen Verfahrens gegen Marlborough sind aufgestellt worden; Hr. Cöre glaubt, daß seine Verbindung mit der vertriebenen Königlichen Familie, die Wilhelm um so weniger unbekannt geblieben seyn konnte, da er wußte, daß sogar die Prinzessin Anna gegen Ende des Jahres 1690 mit ihrem Vater in schriftliche Unterhandlungen getreten war, die wahre Veranlassung dieser Behandlung gewesen sey. Marlborough ward aus der Liste der geheimen Rätthe ausgestrichen. Das Parlement nahm sich seiner lebhaft an, und bewirkte, daß ihm die Bürgschaft erlassen ward. Marlborough lebte nun entfernt von allen öffentlichen Geschäften. Obwöhl seine Vermögensumstände ihm kaum ein nothdürftiges Auskommen gewährten, nahm er doch die ihm von der Prinzessin Anna angebotene Pension von jährlich 1000 Pf. St. nicht an. Der Tod der Königin Maria veranlaßte eine anscheinende Ausöhnung zwischen Wilhelm und der Prinzessin Anna, woran Marlborough großen Antheil hatte. Allein er blieb fortdauernd in der Ungnade des Königs, der seine Dienstanerbietungen ablehnte. Vermuthlich war es gekränkter Ehrgeiß, der ihn zu dem falschen Schritt verleitete, dem vertriebenen König Jacob Nachricht von dem Plan des

Englischen Cabinets, die Französische Flotte im Brester Hafen zu verbrennen zu geben. Hr. Coxe läugnet diese Thatsache nicht; allein er sagt: Marlborough schickte Sackville, der dem Könige Jacob diese Nachricht überbringen sollte, am 1sten Mai einen Tag vor dem Absegeln der Englischen Flotte ab. Da diese nun die Französische Flotte in dem Brester Hafen nicht mehr antraf, so konnte Marlboroughs Beratherey auf das Mislingen des Plans keinen Einfluß gehabt haben, denn die Französische Flotte hatte schon den Brester Hafen verlassen, ehe Jacob die gedachte Nachricht erhalten hatte. In diesen Zeitraum fällt der berühmte Proceß des Sir John Fenwick; eines eifrigen Anhängers Jacobs; in welchen auch Marlborough und viele seiner Freunde verwickelt wurden. Der Anhang, den Marlborough im Parlemeute hatte, rettete ihn auch diesesmahl. Und, seltsam genug, König Wilhelm, der so viele Ursache hatte, ihm zu mißtrauen, nahm ihn wieder zu Gnaden auf, und übertrug ihm sogar den wichtigen Posten eines Gouverneurs des jungen Herzogs von Glocester; Sohns der Prinzessin Anna. Die Verdienste Marlboroughs und der Drang der Umstände, die den König Wilhelm zwangen, seinen Anhang unter den Engländern zu vergrößern, um die Parthey Jacobs zu schwächen, waren die Veranlassung zu Marlboroughs Wiederanstellung zu Staatsämtern. Der Herzog von Glocester starb nicht lange nachher. — Wichtige politische Streitfragen, die vom Jahre 1698 an das Parlemtent beschäftigten, machten Marlboroughs Lage sehr schwierig; unter diesen waren die Verminderung der Flotte und der Armee; die Abdankung der Holländischen Garden; die Bezahlung einer Schuld an den Prinzen Georg von Dänemark u. a. m. Diese Verhandlungen im Parlemeute führten König Wilhelm zu dem Entschlusse, die Whigs aus dem Ministerio zu entfernen, und aus den Tories ein neues Ministerium zu bilden. — Der

Tractat wegen Theilung der Spanischen Monarchie und der bald darauf erfolgte Tod Carls II., Königes von Spanien, erregten neue Wellen am politischen Horizonte. Unterdessen veranlaßte Wilhelm, daß die Thronfolge nach Ableben der Prinzessin Anna der protestantischen Linie, und zwar dem Hause Hannover zugesichert ward, und vermochte zugleich das Parlament, ihm die nöthige Unterstützung zur Führung des Kriegs gegen Frankreich zu bewilligen. Marlborough veranlaßte die Prinzessin Anna, ihre Einwilligung zu der Succession des Hanoverschen Hauses zu geben. Er erhielt bald nachher den Befehl über das Heer, das in den Niederlanden versammelt ward, und begleitete den König auf seiner Reise nach Holland. Jetzt fand Marlborough zuerst Gelegenheit, sein großes Talent als politischer Unterhändler in vollem Lichte zu zeigen. Er schloß bald nach einander Tractate mit dem Kaiser von Deutschland, mit den Generalstaaten, mit Schweden und Preußen, ab. König Jacob II. starb, und Ludwig XIV. erkannte seinen Sohn als König von England an. Dieser Schritt mußte nothwendig den Ausbruch des Kriegs beschleunigen. Allein König Wilhelm starb bald nach seiner Zurückkunft in England, nachdem er noch kurz vor seinem Tode, seiner Nachfolgerinn Marlborough als den fähigsten Mann, die Militär- und Civil-Geschäfte zu leiten, empfohlen hatte.

Das erste Geschäft der neuen Königin war, ihren langjährigen Freund und Rathgeber zu belohnen. Marlborough ward mit dem Hofenband-Orden decorirt, und zum General-Capitän der Land- und Seemacht ernannt. Auch seine Freunde wurden mit Ehre und Würde überhäuft. Untet diesen ward Marlborough's langjähriger Freund, Lord Godolphin, zum Lord der Schatzkammer ernannt. Das ganze Ministerium ward aus Tories zusammengesetzt. Noch immer war die Herzoginn von Marl-

borough in höchster Gunst bey der neuen Königin; aber jetzt, da der Tod König Wilhelms den Gegenstand des beiderseitigen Hasses, der bis dahin alle andre sich widerstrebende Ideen niederdrückte, beseitigt hatte; so veranlaßten die verschiedenen politischen Ansichten unter beiden Frauen einen Zwiespalt, der späterhin für das Glück von Europa die nachtheiligsten Folgen hatte. Die Herzogin von Marlborough war von Jugend auf in den Grundsätzen der Whigs erzogen, und die Verheirathung einer ihrer Töchter mit einem eifrigen Anhänger dieser Partey, dem Grafen Sunderland, hatte sie noch mehr in selbigen bestärkt. Herrschsüchtig und eigensinnig, als die Herzogin von Marlborough war, konnte sie sich selbst gegen ihre Königl. Freundin nicht immer in den Schranken der Mäßigung halten. Die Königin Anna hatte sich den Tories ergeben, weil sie in dieser Partey eine Stütze ihrer Gewalt und insbesondere eine Geneigtheit, den Krieg gegen Frankreich zu unterstützen, wahrnahm. Marlborough und Godolphin litten eben so sehr durch den politischen Zwiespalt, der unter diesen beiden Freundinnen herrschte, als durch den Kampf der Parteyen im Parlemeute, — der unter der Regierung der Königin Anna sich auf eine furchtbare Art, äusserte. Nicht ohne große Schwierigkeiten sah sich Marlborough in den Besitz der obersten Befehlshaberstelle in den Niederlanden gesetzt. Prinz Georg von Dänemark und außer ihm, noch drey holländische Generale von großem Ansehen, machten ihm diesen Posten streitig. Diese Schwierigkeiten waren kaum aus dem Wege geräumt, als die Langsamkeit, Unentschlossenheit und Furchtsamkeit der Holländischen Generalstaaten und ihrer Generale, deren neue und von noch wichtigerer Art bereiteten. Marlboroughs Klugheit trug auch hier den Sieg davon. Er erschien noch eben zur rechten Zeit im Felde, um einen Versuch der Franzosen auf Nimwegen zu vereiteln. Er setzte mit seiner Armee über

die Waal und die Maas, und trieb die französische Armee, ohne zu schlagen, durch seine wohlberechneten Bewegungen vor sich her. Zweymal wollte er den Feind zu einem Haupttreffen nöthigen, aber die holländischen Deputirten, die mit unumschränkter Vollmacht versehen, ihm als Rathgeber, eigentlich aber als Aufseher, beygegeben waren, versagten ihre Einwilligung dazu. Das Mißvergnügen der Armee stieg aufs Höchste, der erste Feldzug endigte sich mit der Einnahme von Venloo, Ruremonde und Lüttich. Nachdem die Armee die Winterquartiere bezogen hatte, begab sich Marlborough nach dem Haag. Indem er auf seiner Reise dahin, auf einem kleinen Schiffe die Maas herunter fuhr, ward dieses von einem französischen Partheygänger, der sich durch die Quartiere der Allirten geschlichen hatte, genommen. Die Feinde wußten nicht, wer ihr Gefangner sey. Sie begnügten sich, nachdem Marlborough ihnen einen falschen Paß, den ihm jemand von seinem Gefolge unbemerkt in die Hand spielte, gezeigt hatte, mit der Plünderung, und ließen den brittischen Helden seine Reise fortsetzen, der im Haag mit großem Jubel empfangen ward. Einen nicht weniger glänzenden Empfang erfuhr Marlborough bey seiner Ankunft in England. Beyde Häuser votirten ihm Dank = Adressen, und die Königin verlieh ihm die Herzogliche Würde, mit einer Pension von 5000 L. St. welche von der Einnahme der Posten genommen ward. Die Whigs bildeten damals eine starke Opposition; sie widerfesten sich dem Antrage: diese Pension mit der Herzoglichen Würde zu verbinden, so wie einem zweyten, dem dem Prinzen von Dänemark ein bestimmtes Jahrgeld zuzusichern. Zu dem Verdruß, den Marlborough über die Opposition im Parlamente empfand, kam ein häuslicher Unglücksfall, der ihn tief erschütterte: der Tod seines einzigen, sehr viel versprechenden Sohns. In dem folgenden Feldzuge erfuhr Marlborough wieder von Seiten der Holländer

alle die Hindernisse, die sich in dem vorigen seinen Fortschritten entgegengesetzt hatten. Er nahm Bonn. Der Plan den er für den Angriff von Antwerpen und Ostende entworfen hatte, mislang wegen Unfähigkeit der holländischen Generale, die ihn ausführen sollten. Einer von ihnen, Opdam, erlitt bey Ekeren eine Niederlage. Eine vortheilhafte Gelegenheit den Feind anzugreifen, mußte Marlborough abermals unbenutzt lassen, weil die holländischen Deputirten ihre Einwilligung dazu versagten. Marlborough sagt in einem seiner Briefe: die Factionen in Holland, und die Eifersucht der holländischen Generale machen mir das Leben zur Last. Nicht besser gieng es ihm in England, wo der Kampf zwischen den Tories und den Whigs den höchsten Grad erreicht hatte. Die ersteren hatten der Königin ihre vollkommene Unterstützung zur Führung des Kriegs gegen Frankreich versprochen; allein sie wieder in diesem Punct einer Laune, während die Whigs, um zur Gewalt zu gelangen, jetzt dem Kriege das Wort redeten, geopfert. Die Herzoginn von Marlborough versuchte vergebens, eine Vereinigung zwischen ihrem Manne und den Whigs zu Stande zu bringen, indem die Königin zu eifrig den Tories ergeben war. Mittlerweile entstanden innere Unruhen in England. Marlborough dachte damals ernstlich daran, sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurück zu ziehen. Nur mit Mühe überredete ihn die Königin, noch einmal den Oberbefehl in dem nächsten Feldzug zu führen. Der Geist der Holländer hatte sich nicht verändert. Statt nach Marlboroughs Plan, durch einen entscheidenden Schlag den Krieg zu endigen, zwang ihn die furchtsame Politik der Holländer, sich mit der Wegnahme der Kleinen Festungen an der Maas zu begnügen. — Unterdessen neigte sich die Wagschale des Kriegsglücks in den übrigen Theilen des großen Kriegs: Theaters auf Seiten der Franzosen, welche jetzt den großen Plan faßten, den Krieg in das Herz von Oesterreich

zu spielen, wo der Erzherzog Carl eben zum Könige von Spanien proclamirt worden war.

Am Ende des Jahrs 1703, befanden sich die Allirten in einer sehr ungünstigen Lage. In Ungarn hatte der im Aufstande sich befindende Ragotski, große Fortschritte gemacht. In Deutschland waren die vereinigten Franzosen und Bayern im Besitze des ganzen Laufs der Donau bis an die österreichische Gränze. Eine französische Armee unter Tallard stand am Ober-Rhein, während eine zweyte unter Villeroi sich in den Niederlanden befand. Zur Deckung Oesterreichs konnte der Kaiser nur ein Heer von 20,000 Mann aufstellen. Je mislicher die Lage war, um so mehr verdient Marlborough über die geschickte Art, wie er das Kriegsglück wieder auf die Seite der Verbundenen brachte, die höchste Bewunderung. Er faßte den großen Entschluß mit einem Heere Oesterreich zu Hülfe zu eilen; allein, um ihn mit Erfolg auszuführen, mußte er seine Absichten nicht nur vor dem Feinde, sondern auch vor den Holländern, und selbst vor dem englischen Cabinette sorgfältig verborgen halten. Der Marsch Marlboroughs nach der Donau ist einer seiner glänzendsten Waffenthaten. Einverstanden mit dem Prinzen Eugen über den Plan zum Feldzuge, veranlaßte Marlborough den österreichischen Kaiser, in einem eigenhändigen Briefe die Königin von England um schleunige Hülfe zu bitten. Marlborough erhielt nur von der Königin, eine in allgemeinen Worten abgefaßte Instruction, zum Beystande des Kaisers die nöthigen Maasregeln zu treffen. Bey den Unterhandlungen mit den Generalstaaten stellte sich Marlborough, als ginge er in ihre Pläne, einen Vertheidigungskrieg zu führen, ein. Er gab vor, er wolle den Feldzug an der Mosel führen und nachdem er dazu Vollmacht von dem holländischen Gouvernement erhalten hatte, richtete er seinen Marsch auf Coblenz, und gab selbigem erst dann von seiner Absicht nach der Donau zu marschiren, Nachricht,

als er bei Coblenz angekommen war. Das Heer, das Marlborough nach Deutschland führte, war ohngefähr 40,000 Mann stark. Zu Mindelheim hatte der Herzog seine erste Zusammenkunft mit dem Prinzen Eugen, und hier war der Anfang jener Freundschaft unter den beyden Helden, die keine Eifersucht kannten. Schwieriger war Marlboroughs Verhältnis zu dem Markgrafen von Baden, der an der Spitze der Reichstruppen war. Er mußte es sich gefallen lassen, mit letzterm den Oberbefehl über das Heer theilweise zu theilen, während Prinz Eugen das Commando der Armee am Rhein übernahm. Eine solche fehlerhafte Einrichtung mußte widrige Verhältnisse herbeiführen. Marlborough sah eine vortheilhafte Gelegenheit, den auf dem Schellenberge posirten bayrischen General Mico anzugreifen. Er beredete seinen Collegen mit Mühe, ihm auf den folgenden Tag das Commando allein zu überlassen. Marlborough erfocht, nicht ohne großen Widerstand zu finden, einen sehr glänzenden Sieg; allein das Mißverständnis, das bereits vorher zwischen ihm und dem Markgrafen von Baden herrschte, ward nun durch die Eifersucht des letztern, um so größer: Tallard vereinigte sich mit dem Churfürsten von Bayern. Dagegen ward es Marlborough möglich, durch seine geschickten Bewegungen, den Prinzen Eugen in der Ebene von Blenheim an sich zu ziehen. In Betreff der ewig merkwürdigen Schlacht von Blenheim oder Höchstädt, bemerken wir nur, daß obgleich Marlborough seine Unzufriedenheit mit dem Betragen der Oesterreichischen Truppen, insbesondere der Cavallerie derselben an diesem Tage bezeigt, er doch in seinen öffentlichen Depeschen und Privatbriefen den Verdiensten des Prinzen Eugen vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren läßt. In einem Briefe an Godolphin sagt er: "if Prince Eugene could have succeeded equal to his great merit, we should in that day have gone a great way, in making an

end of the war". Prinz Eugen selbst schrieb seinem Collegem den größten Antheil an diesem Siege zu. Nur wahrhaft große Männer sind solcher Handlungen fähig. Die siegenden Allirten verfolgten die Franzosen bis an den Rhein. Marlborough wandte sich gegen die Mosel und nahm Besitz von Trier und Trarbach. Eine so große Freude die Nachricht von dem Siege bey Hochstedt auch in Holland verbreitet hatte, so fehlte es doch in beiden Ländern nicht an Uebelgesinnten, die Marlborough auch jedes Verdienst absprechen, und den glücklichen Erfolg auf Rechnung anderer setzen wollten, unter welchen die Partey der Tories, die ihn als einen Abtrünnigen ansah, oben angefest werden muß. Nach geendigtem Feldzuge begab sich Marlborough, um in Person die politischen Unterhandlungen zu führen, nach Berlin und Hannover, und von da über Haag nach London. Die Königin beschenkte ihn mit dem Manor von Woodstock, und befahl die Erbauung eines Schlosses, das den Namen Blenheim erhielt. Im Genusse seines Triumphes machte Marlborough der Heftigkeit der Parteyen in England, und insbesondere der Character seiner Frau viele Sorgen und trübe Stunden. Kein besseres Schicksal erwartete seiner nach seiner Zurückkunft in Holland. Die Generalstaaten wollten seinen Operations-Plan nicht annehmen, der auch in Deutschland durch die Eifersucht des Markgrafen von Baden große Hindernisse fand. Der Kaiser Leopold starb, und Joseph bestieg den Oesterreichischen Thron. — Wenig von den Holländern und den Verbündeten in Deutschland unterstützt, befand sich Marlborough im Feldzuge von 1705 nicht stark genug, um offensive Unternehmungen zu wagen. Der Feldzug ward vorzüglich an der Mosel geführt. Villars, der die Französische Armee befehligte, bezog die berühmte feste Stellung bey Sirk.

Der Beschluß in nächster Woche.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 17. März 1821.

G ö t t i n g e n .

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 7. May angesetzt, und eine Verlängerung der Oster-Ferien wird durchaus nicht Statt finden.

O e f f e n t l i c h e g e l e h r t e A n s t a l t e n .

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr, gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends aber von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische, und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie, Methodologie, und Geschichte der theologischen Wissenschaften trägt Hr. Conf. R. Stäudlin, nach seinem 'Lehrbuche x. Hannover 1821' um 7 Uhr vor.

Eine Einleitung in das Alte Testament, erbitet sich Hr. Repetent M. Sartorius zu geben.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Geh. Just. R. Eichhorn erklärt den Pentateuch um 10 Uhr; Hr. Hofr. Tychsen, den Jesajas um 11 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in das Neue Testament gibt Hr. Prof. Planck, 5 Stunden wöchentlich, um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Conf. R. Pott erklärt die drey ersten Evangelisten, mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden Jüdischen Vorstellungen, um 9 Uhr; Hr. Geh. Just. R. Eichhorn, die erste Hälfte der Apostolischen Briefe, um 9 Uhr; Hr. Prof. Planck, die drey ersten Evangelien (erste Abtheilung seiner exegetischen Vorlesung über das N. T.) um 9 Uhr.

Eine historische und vergleichende Darstellung der vorzüglichsten Systeme der christlichen Theologie gibt Hr. Conf. R. Planck, nach seinem 'Abriss x. 1803' um 11 Uhr.

Die Dogmatik, nebst der Dogmen-Geschichte, trägt Hr. Conf. R. Stäudlin, nach seinem 'Lehrbuch der Dogmatik und Dogmen-Geschichte. Ausg. 3. Göttingen, 1809' um 8 Uhr vor;

Die erste Hälfte der Kirchengeschichte, Hr. Conf. R. Planck um 8 Uhr.

Die Homiletik lehrt Hr. Conf. R. Pott um 2 Uhr, so wie er auch die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen wird. Hr. Superint. D. Trefurt stellt unentgeltlich Mittw. und Sonnab. in zu verabredenden Stunden practisch homiletische Uebungen an.

Die Theorie der religiösen Catechetik, trägt Hr. Superint. D. Trefurt vier Stunden wöchentlich um 1 Uhr vor, und verbindet damit die ersten practischen Uebungen; zu einer unentgeltlichen Fortsetzung dieser Uebungen im Catechetischen Seminar bestimmt er die Stunde von 1 bis 2 Uhr Mittw. und Sonnabends.

Zu theologischen Repetitorien und Examinatorien erbiethet sich Hr. Repetent Reiche.

Die Uebungen der theologischen Gesellschaft werden unter Aufsicht des Hrn. Prof. Planck fortgesetzt.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr. Rep. Reiche die Messianischen Weissagungen. H. Rep. M. Sartorius die Briefe an die Epheser und Colosser erklären.

Rechtswissenschaft.

Die Encyclopädie des gesammten Rechtes trägt Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der sechsten Ausgabe seines Lehrbuches, von 10 bis 12 Uhr vor, und nach Beendigung derselben die Institutionen. — Hr. Universitäts-Actuarus Riedel erbiethet sich, für die zu spät Ankommenden die Encyclopädische Vorlesung nachzuholen.

Ueber die Philosophie des Privat-Rechts

oder das sogenannte Naturrecht hält Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuchs, eine Vorlesung um 9 Uhr.

Das Naturrecht, Privat-Recht sowohl als Staats- und Völkerrecht, trägt Hr. Hofr. Bauer, nach der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches vier Stunden wöchentlich um 2 Uhr vor;

Das Europäische Völkerrecht, Hr. Prof. Saalfeld Mont. und Donnerst. um 11 Uhr.

Das Hannöversische Staatsrecht, nebst dem PrivatR., Hr. Dr. Quentin um 7 Uhr.

Das natürliche Criminal-Recht in seinen Verhältnissen zu den merkwürdigsten Geseßgebungen älterer und neuerer Völker, Hr. W. Böhmer, nach eigenen Dictaten, 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Das Criminal-Recht, nebst dem Criminal-Processe, Hr. Hofr. Bauer, nach Feuerbach, um 10 Uhr; Hr. D. Jordan, privatissime; Hr. D. Rothamel, nach Feuerbach, in demnächst zu bestimmender Stunde;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der siebenten Ausgabe seines Lehrbuches, um 7 Uhr;

Die Geschichte und Alterthümer des Römischen Rechtes, Hr. Prof. Schweppe, nach der von Haubold in seinen 'Institut. historico-dogmat.' befolgten Methode, um 7 Uhr;

Die Geschichte und Institutionen des Römischen Rechtes, Hr. D. Ribbentropp 8 Stunden wöchentlich, sechsmahl von 7 bis 8 Uhr, und Mont. und Donnerst. von 10 bis 11 Uhr;

Die Institutionen des Civil-Rechtes, nach Waldeck, Hr. Prof. Böhmer um 8 Uhr;

Die Institutionen des heutigen Civil-Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der sechsten Ausgabe seines Lehrbuches, von 10 bis 12 Uhr, nach Beendigung der Vorlesung über die Encyclopädie des Rechts; Hr. D. Elvers, nach seinen im Laufe der Vorlesung erscheinenden 'Insti-

tutionum juris Romani privati lineamenta, cum locis classicis eorum scriptorum qui inter auctores jurisprudentiae Romanae non censentur. Göttingae sumtibus Van den Hoek et Kuprecht' 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr; Hr. D. Ribbentrop, in Verbindung mit der Rechtsgeschichte, täglich um 7 und Mont. und Donnerst. um 10 Uhr;

Die Pandecten, oder ein allgemeines System des heutigen Civil-Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Meißner, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Grundriss, um 9 und 11 Uhr; Hr. D. Jordan, privatissime; Hr. D. Evers, nach 'Haubold doctrinae pandectarum lineamenta. Lipsiae 1820' drey Stunden täglich von 9 bis 10, 11 bis 12 und (mit Ausnahme des Sonnabends) 3 bis 4 Uhr; Hr. D. Kern, nach Heises Grundriß (Ausg. 3. 1819), um 9, 11 und 3 Uhr.

Eine ausführliche historisch-dogmatische Darstellung des Römischen Erbrechtes gibt Hr. D. Balett in einer zu verabredenden Stunde.

Die Geschichte und Lehre der Klagen und Einreden trägt Hr. D. Bluhme 4 Stunden wöchentlich unentgeltlich vor.

Repetitoria und Examinatoria über das Römische Recht hält Hr. Dr. Jordan, Hr. Dr. Rothamel, H. D. Balett, H. Univers. Actuarius Kiedel.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handbuche seines sel. Vaters, um 9 Uhr vor;

Das Kirchenrecht für Theologen, Hr. M. Böhmer, nach seinem allhier gedruckten Grundriss des protestantischen Kirchenrechtes, verbunden mit einer Darstellung des Catholischen Kirchensystemes, 4 Stunden wöchentlich um 7 Uhr;

Das Deutsche Privatrecht und das Lehnsrecht, Hr. Hofr. Eichhorn, zwey Stunden täglich um 6 und 8 Uhr Morgens;

Das Privat-Recht des Königr. Hannover, nebst dem Hannöverschen Staatsrechte, Hr. D. Quentin um 7 Uhr;

Das Braunschweig = Wolfenbüttelsche Privat-Recht, Hr. D. Dedekind 4 Stunden wöchentlich um 5 Uhr;

Das Handelsrecht, insbesondere das Wechsel- und See-Recht, nach Martens, Hr. D. Balett; auch Hr. D. Bluhme.

Den Criminal-Proceß, Hr. Hofr. Bauer, in Verbindung mit dem Criminal-Rechte;

Die Theorie des bürgerlichen Processes, Hr. Prof. Bergmann, nach Martin, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr, und Mittw. um 2 Uhr; Hr. Prof. Schweppe, nach Martin, um 10 Uhr; Hr. Vice-Synd. Oesterley, nach Martin, um 9 Uhr;

Die Theorie des Hannöversischen Civil-Processes, Hr. D. Quentin 3 Stunden wöchentl. um 3 Uhr.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr. Prof. Bergmann 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; ein Relatorium, eben derselbe 3 Stunden wöchentlich um 10 Uhr; ein Processual-Practicum und Relatorium Hr. Vice-Synd. Oesterley 6 Stunden wöchentlich, fünfmal um 2 Uhr u. Mont. Ab. um 5 Uhr. Hr. Licentiat Luz lehrt den gemeinen bürgerlichen Proceß, theoretisch und practisch wöchentlich 10 Stunden, Morgens um 8 und Nachmitt. um 4 U., und wird dabei Martin's Lehrbuch zum Grunde legen, und besondere Rücksicht auf den bey dem höchsten Gerichtshofe zu Celle statt habenden Proceß nehmen.

Ein General-Examinatorium über das Römische, das Canonische Recht, das Deutsche Privat- und Lehnrecht, das Criminalrecht, so wie über die Theorie des Civil- und Criminal-Processes, hält Hr. D. Rothamel in Deutscher oder Lateinischer Sprache. Zu Special-Examinatorien und Repetitorien in allen einzelnen Rechtstheilen, in Deutscher oder Lateinischer Sprache, erbietet

sich Hr. D. Jordan, Hr. D. Rothamel, Hr. D. Walett.

H e i l k u n d e.

Die Vorlesungen über Botanik und über Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Anweisung, die verschiedenen botanischen, chemischen, anatomischen und übrigen naturhistorischen und medicinischen Nomenclaturen leicht zu fassen, und für neue Begriffe und Entdeckungen zweckmäßig selbst zu bilden, gibt Hr. D. Kraus, mit Benutzung seines zu Ostern bey Deuerlich erscheinenden 'Critisch-étymologischen Lexicon', Sonnab. um 2 Uhr unentgeltlich.

Die Neurologie trägt Hr. Hofr. Langenbeck Freyt. um 6 Uhr Ab. und Sonnab. um 6 Uhr M. vor;

Die Osteologie und Syndesmologie, Hr. Prof. Hempel, nach seinen 'Anfangsgründen der Anatomie. Ausg. 3.' Dinst. und Freyt. um 11 Uhr.

Ein Examinatorium über Anatomie hält Hr. Prof. Hempel 4 Stunden wöchentl. um 2 Uhr.

Die Physiologie trägt Hr. Ober-Medicinal-R. Blumenbach 6 Stunden wöchentl. um 8 Uhr vor;

Physiologie und allgemeine Pathologie, Hr. Prof. Hempel, nach seiner 'Einleitung in die Physiologie des menschlichen Organismus', 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Allgemeine Biologie, oder eine Darstellung der allgemeineren Entwicklungen und Formen des Lebens nach ihren mechanischen, chemischen, organischen und psychischen Erscheinungen, Hr. D. Kraus um 6 Uhr M.

Allgemeine Nosologie und Therapie lehrt Hr. D. Kraus, nach seinem zu Anfange der Vorlesungen bey Deuerlich erscheinenden 'System der allgemeinen Nosologie und Therapie' um 4 oder 6 Uhr Nachmittags.

Ueber die Arzneymittellehre hält Hr. Dr.

Winiker eine Vorlesung um 4 Uhr. Hr. D. Kraus trägt practische Heilmittel-Lehre mit besonderer Hinsicht auf Pharmacognosie um 11 Uhr vor.

Zu einem Examinatorium über die Arzneymittel-Lehre ist Hr. Prof. Oslander in einer Morgenstunde erbötig.

Specielle Pathologie trägt Hr. Hofr. Stromeyer der ältere um 6 Uhr M. vor;

Specielle Therapie, eben derselbe um 7 Uhr.

Zu einem Examinatorium über specielle Therapie ist Hr. Prof. Oslander in einer Morgenstunde erbötig.

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, welcher die Krankheiten der größeren Systeme des menschlichen Körpers begreift, handelt Hr. Hofr. Himly, 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr ab;

Die Kinderkrankheiten, Hr. Prof. Oslander Mont., Mittw. und Freyt. um 2 Uhr, öffentlich;

Die Augenkrankheiten, Hr. Hofr. Langenbeck, um 7 Uhr.

Die erste Hälfte der Chirurgie trägt Hr. Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr vor;

Die medicinische Chirurgie, Hr. Hofr. Himly, 6 Stunden wöchentlich um 3 Uhr.

Die Manual-Chirurgie, lehrt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime.

Uebungen in den bey den Krankheiten der Augen und der Ohren vorkommenden Operationen stellt Hr. Hofr. Himly in passenden Stunden privatissime an;

Uebungen in Augen-Operationen, Hr. Hofr. Langenbeck privatissime.

Die Zahnkrankheiten, nebst einer practischen Anleitung zu den dabey vorkommenden Operationen, handelt Hr. D. Pauli in einer noch zu bestimmenden Stunde, ab.

Die Lehre von dem chirurgischen Verbands, nebst einem Uebungsunterricht in Anlegung der verschiedenen Verbände und Maschinen trägt Hr. D. Pauli in beliebigen Stunden privatissime vor.

Die Entbindungskunst lehrt Hr. Hofr. Oslander, nach seinem 'Handbuch der Entbindungsk.' um 9 Uhr, und gibt practische Anleitung am Phantom, und bey den im Königl. Entbindungshause vorkommenden Fällen.

Die gerichtliche Arzneywissenschaft trägt Hr. Hofr. Oslander um 4 Uhr vor.

Die medicinischen und chirurgischen clinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privatwohnungen der Kranken wird Hr. Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr.

Für die clinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr. Hofr. Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Ueber denjenigen Theil der Thier-Arzneykunde, welcher die äußere Beurtheilung des Pferdes betrifft, hält Hr. Stallmeister Ayrer eine Vorlesung. — Hr. D. Lappe handelt 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr die Krankheiten aller landwirthschaftlichen Hausthiere ab; 4 Stunden wöchentlich um 11 Uhr trägt er die Thier-Arzneymittellehre, mit Uebungen im Receptschreiben verbunden, vor; zur Beurtheilung des Pferdes in Hinsicht auf Rasse, Alter, Gesundheit und Dienstfähigkeit gibt er 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr Anleitung; für die practischen Uebungen im academischen Thier-Hospitale bestimmt er die Stunde von 10 bis 11 Uhr.

Philosophische Wissenschaften.

• Allgemeine Geschichte der Philosophie,

oder Darstellung und Erörterung der merkwürdigsten Lehren, auf welche die berühmtesten Philosophen ihre Systeme gegründet haben, trägt Hr. Hofr. Bouterwek 5 Stunden wöchentl. um 4 Uhr vor;

Logik und Encyclopädie der Philosophie, Hr. Hofr. Schulze, nach seiner Logik (Ausg. 3. 1817) und seiner Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften (Ausg. 2. 1818), 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr;

Psychologie, Hr. Hofr. Schulze, nach seiner 'Psychischen Anthropologie. Ausg. 2. Götting. 1819', um 5 Uhr; nebst einer von der Mitte des Sommers an hinzukommenden, der Erläuterung der Lehre von den Seelenkrankheiten bestimmten Stunde Sonnab. um 7 Uhr;

Metaphysik und Religions-Philosophie, Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem ersten Theile seines Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften (Ausg. 2), Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 10 Uhr;

Naturrecht, Hr. Hofr. Bauer (s. oben Rechts-
wissenschaft);

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staates (Polizei, Cameral-Wissenschaft, und Staatswirthschaft) Hr. Hofr. Sartorius, um 9 Uhr; Hr. Prof. Saalfeld um 10 Uhr;

Finanz-Wissenschaft, Hr. Hofr. Sartorius, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 5 Uhr;

Eine Encyclopädie der gesammten Cameral-Wissenschaften, Hr. D. Hüne 4 Stunden wöchentl. um 8 Uhr.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausmann, nach Beckmann, um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die Fabriken, Manufacturen und Werkstätten hiesiger Stadt und Gegend.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik lehrt Hr. Hofr. Thibaut um 4 Uhr;

Die Differential- und Integral-Rechnung, Hr. Hofr. Thibaut um 12 Uhr;

Die Principien der analytischen Geometrie und Stereometrie, nebst deren Anwendung auf die Curven zweyter Ordnung, Hr. M. Ulrich um 8 Uhr;

Die analytische ebene und sphärische Trigonometrie, so wie die Stereometrie, Hr. M. Ulrich um 9 Uhr;

Die practische Rechenkunst Hr. M. Schrader in beliebigen Stunden; Hr. M. Focke um 6 Uhr Morgens.

Eine Einleitung in die practische Geometrie gibt Hr. Hofr. Thibaut um 2 Uhr.

Die practische Geometrie lehrt Hr. M. Schrader in besonderer Hinsicht auf Cameralisten, Forstmänner und Deconomen, drey Tage wöchentlich von 6 bis 8 Uhr Abends; Hr. M. Focke, der außer dem Vorrathe von Instrumenten, den er bereits besitzt, von Königl. Regierung auch noch ein Theodolit von vorzüglicher Güte zum Behuf seines Unterrichts erhalten hat, in zu verabredenden Stunden; Hr. M. Ulrich mit Anwendung des von Hr. Hofr. Thibaut ihm gütigst zugestandenen Apparates, Mont., Mittw. und Freyt. oder Dinst., Mittw. und Donnerst. von 5 bis 7 Uhr.

Ueber die Vertheilung der Gelder hält Hr. Hofr. Mayer, nach dem diesen Gegenstand betreffenden Abschnitte seiner 'Practischen Geometrie' eine öffentliche Vorlesung Sonnab. um 11 Uhr.

Die theoretische Astronomie trägt Hr. Prof. Harding um 9 Uhr vor. — Hr. Hofr. Gauß wird seine Vorlesungen, im Falle die von Königl. Regierung ihm aufgetragene Gradmessung ihm diesen Sommer Zeit dazu übrig läßt, am schwarzen Brete anzeigen.

Zur Kenntniß der Gestirne gibt Hr. Prof. Harding in bequemen Abendstunden Anleitung.

Mathematische und Physische Geographie trägt Hr. Prof. Harding um 11 Uhr vor.

In der höhern Baukunst unterrichtet Hr. Kloster- und Universitäts-Baumeister Müller privatissime.

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst trägt Hr. M. Schrader, nach eigenen Dictaten, um 8 Uhr M. vor. Hr. Ober-Baucommiff. Vorbeck lehrt bürgerliche Baukunst um 11 Uhr;

Die Land-Baukunst, eben derselbe, nach seinem Handbuche der Land-Baukunst, um 9 Uhr.

Eine Anleitung Stadt- und Landgebäude zweckmäßig zu erfinden, und die Risse gehörig auszuarbeiten, gibt Hr. M. Schrader privatissime;

Eine Anweisung zur Anfertigung richtiger Bauansschläge, eben derselbe, in einer demnachst zu bestimmenden Stunde.

Die Straßen- und Brücken-Baukunst lehrt Hr. Ober-Baucommiss. Vorbeck um 8 Uhr;

Die Brücken-Baukunst, Hr. M. Schrader, privatissime;

Die Mühlen-Baukunst, Hr. M. Schrader privatissime; Hr. Oberbaucommiss. Vorbeck um 10 Uhr.

Ueber die Tactik hält Hr. Lieut. Stünkel eine Vorlesung 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Ueber die Strategie, derselbe Mont., Mittw. und Freyt. um 6 Uhr Abends.

Unterricht im Planzeichnen nach Lehmann gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist H. M. Schrader erbötig.

N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Ober-MedicinalR. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor;

Die Entomologie, Hr. M. Bartling Mont., Mittw. und Freyt. um 11 Uhr;

Die allgemeine Botanik, Hr. Hofr. Schrader um 7 Uhr; die öconomische und Forst-Botanik, um 8 Uhr; die medicinische Botanik, Dinst., Mittw. und Donnerst. um 6 Uhr Abends; Sonnab. um 2 Uhr stellt er botanische Excursionen an; und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr. Dr. Meyer liest Allgemeine Botanik 2 Stunden wöchentlich um 11 Uhr, unentgeltlich; pharmaceutisch-medicinische Botanik, nach Decandolle über die Arznekräfte der Pflanzen, übersetzt von Perleb, 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; Specielle Botanik, 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; und stellt zur gewöhnlichen Zeit botanische Excursionen an. — Hr. M. Bartling lehrt die specielle Botanik nach den natürlichen Familien 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr M. und verbindet damit jeden Sonnab. oder Sonntag botanische Excursionen.

Die Gegendosse lehrt Hr. Hofr. Hausmann um 7

Uhr Morgens, und stellt außerdem mit seinen Zuhörern geognostische Excursionen an

Zu mineralogisch practischen Uebungen bestimmt Hr. Hofr. Hausmann die Stunde von 8 bis 9 Uhr des Mont. u. Freyt., und verbindet damit Demonstrationen im Academischen Museum.

Ueber Crystallographie hält eben derselbe Dinst., Mittw. und Donnerst. um 8 Uhr eine Vorlesung.

Die Experimental-Physik trägt Hr. Hofr. Mayer, nach der 4. Ausg. seines Lehrbuches, um 4 Uhr vor.

Die physische Geographie, Hr. Prof. Harding (zugleich mit der mathematischen) um 11 Uhr; Hr. Prof. Bunsen um 8 Uhr.

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, handelt Hr. Hofr. Stroemer der jüngere, um 9 Uhr ab.

Von den Grundlehren der chemischen Analyse trägt eben derselbe den zweyten Theil Sonnab. um 8 Uhr öffentlich vor.

Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Dinst. und Freytag von 1 bis 3 Uhr fortgesetzt werden.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr. Hofr. Heeren um 7 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten;

Die alte Geschichte, Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handb. Ausg. 3., 5 Stunden wöchentlich, um 4 Uhr;

Die Geschichte des neuern Europa und seiner Colonien, vom Anfange des 16. Jahrhunderts, eben derselbe, nach seinem Handb. Ausg. 3., um 2 Uhr;

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Französischen Revolution bis auf unsre Zeiten, Hr. Prof. Saalfeld, nach einem während der Vorlesung erscheinenden Grundrisse, um 3 Uhr;

Die Geschichte des Tyroler Krieges, eben derselbe, Sonnab. um 10 Uhr, öffentlich;

Die Geschichte des Deutschen Reichs, nach Voigtels Deutscher Geschichte von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit. Halle. 1818, Hr. M. Böhmer 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Statistik der Europäischen Staaten und des

Nord-Amerikanischen Freystaates, Hr. Hofr. Sartorius um 3 Uhr.

Ueber die Staatskunde der Nassauischen Lande wird Hr. Hofr. Sartorius für die hier studierenden Nassauer in einer ihnen passenden Stunde eine Vorlesung halten.

Die Kirchengeschichte, s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Litterär-Geschichte.

Die allgemeine Litterär-Geschichte trägt Hr. Hofr. Reuß 4 Stunden wöchentlich vor.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften u. Künste sind bey jedem einzelnen Sache erwahnt.

Schöne Künste.

Eine historische und critische Anleitung zur Kenntniß der Deutschen Litteratur, der ältern sowohl als der neuen, gibt Hr. Hofr. Bouterwek Mont. u. Frent. um 6 Uhr.

Ueber den Deutschen Stil hält Hr. Prof. Bunsen Dinst. u. Freytags um 6 Uhr Ab. eine Vorlesung, verbunden mit practischen Uebungen im schriftlichen und mündlichen Vortrage.

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Litteratur gibt Hr. Prof. Artaud, 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Ueber die Geschichte der schönen Künste, d. h. der Baukunst, Malererey, Bildhauererey etc. und die bey der Verfertigung von Kunstwerken zu befolgenden Grundsätze und Regeln, hält Hr. Prof. Fiorillo privatissime eine Vorlesung um 7 Uhr, in welcher er zugleich aus der Kupferstichsammlung der Universitäts-Bibliothek die vollkommensten Muster und die besten Abbildungen der Werke der vorzüglichsten Künstler vorzeigen wird.

Die Zeichenkunst u. Malererey, nebst der Perspective, lehrt Hr. Prof. Fiorillo theoretisch und practisch. — Auch gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein Unterricht im Zeichnen, sowohl im Allgemeinen für Anfänger, als auch besonders im Landschaftzeichnen, im Zeichnen anatomischer Gegenstände, so wie auch im Pflanzenzeichnen, nach Lehmann.

Gesangslehre trägt Hr. Musik-Director Heinroth,

Mont. u. Donnerst. um 1 Uhr vor, besonders für Theologen, welche noch wenig Übung im Singen gehabt haben, oder welche bey einer ziemlichen Fertigkeit im Gesange eine zweckmäßige und gründliche Methode erlernen wollen, Gesangsbildung in den Stadt- und Landschulen schneller zu erzei-
 chen und bey der Jugend zu verbreiten.

Die Sing-Academie, an welcher jeder Studiosus Theil nehmen kann, der schon einige Fortschritte im Gesange gemacht hat, wird unter der Aufsicht des Hrn. Musik-Dir. Heintzsch Mont. Abends von 8 bis 10 Uhr fortgesetzt werden; eben so auch der besondere Unterricht auf dem Clavier und im Gesange.

Alterthumskunde.

Die Archäologie der Hebräer trägt Hr. Hofr. Tychsen, nach seinem Grundrisse, um 9 Uhr vor;

Geschichte der Kunst bey den Alten, in Verbindung mit der auf alte Kunstwerke angewandten Mythologie, Hr. Prof. Müller um 8 Uhr.

Orientalische und alte Sprachen.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr. Conf. R. Pott um 10 Uhr.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. beyden Theologischen Wissenschaften.

Die Arabische Sprache lehrt Hr. Hofr. Tychsen um 1 Uhr.

Philologische Encyclopädie trägt Hr. Prof. Dissen um 4 Uhr vor.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr. Prof. Dissen übt die Mitglieder des philologischen Seminars Mont. und Dinst. um 11 Uhr in der Erklärung des Philoctets von Sophocles. Hr. Prof. Müller erklärt den Pindar 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr. Hr. M. Lion erklärt das erste Buch des Thucydides Mittw. u. Sonnab. um 11 Uhr, und erläutert Mittw. und Sonnab. um 6 Uhr M. die Geschichte des Rückzuges der 10,000 Griechen unter Xenophons Anführung. — Zum Privat-Unterrichte im Griechischen erbietet sich Hr. M. Lünemann, und Hr. M. Lion.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitteleich übt die Mitglieder des philologischen Seminars Mittw. um 11 Uhr im Disputiren, und erklärt um 2 Uhr Horazens Satiren und Briefe nebst dem Briefe an die Pisonen. Hr. Prof. Dissen erklärt um 3 Uhr die Adelphi von Terenz. Hr. Prof. Müller übt Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung

des Buches de natura deorum. Hr. M. Schmitz erläutert Tacitus de moribus Germ. 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr, halt um 6 Uhr Abends eine Vorlesung über den Lateinischen Stil, und stellt 4 Stunden wöchentlich um 7 Uhr Ab. Lateinische Uebungen im Sprechen und Extemporisiren an. Hr. M. Lion erklärt 4 Stunden wöchentlich um 6 Uhr Morgens ausgewählte Briefe von Cicero. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbiethet sich Hr. M. Lünemann und Hr. M. Lion.

Neuere Sprachen und Litteratur.

Eine Anleitung zur Kenntniß, zum sicheren Verstehen und zur richtigen Beurtheilung der Deutschen Dichter des 13. Jahrhunderts gibt Hr. Hofr. Benede um 5 Uhr.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud und Hr. Lector von Chateaubourg. Hr. M. Schmitz gibt 4 Stunden wöchentlich um 11 Uhr Unterricht im Französischen, und erklärt 4 Stunden um 9 Uhr die Henriade. — Zum Privat-Unterrichte im Französischen erbiethet sich Hr. M. Lion und Hr. M. Dubois.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache, in Verbindung mit zweckmäßigen Uebungen trägt Hr. Hofr. Benede Dinot, Mistw., Freyt. und Sonnab. um 6 Uhr M. vor. Hr. M. Schmitz lehrt die Englische Sprache 4 Stunden um 3 Uhr, für Geübtere um 11 Uhr, und Abends um 5 Uhr erklärt er Milton's Paradise lost. — Zum Privat-Unterrichte erbiethet sich Hr. Cand. Bodenburg.

Die Anfangsgründe der Italienischen und Spanischen Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen um 5 Uhr. Hr. M. Schmitz lehrt das Italienische 4 Stunden wöchentlich um 6 Uhr M. und erklärt um 8 Uhr den Tasso. — Zum Privat-Unterrichte im Italienischen erbiethet sich Hr. Cand. Bodenburg.

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayrer untergeben; der Reckeboden dem Hrn. Sechtmeister Castrop; der Tanzboden dem Hrn. Tanzmeister Blesmann.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Commissär, Bedell Schäfer, wenden: Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

Der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 19. März 1821.

G ö t t i n g e n .

Den 1. März ging das Prorektorat der Universität für das nächste Semester vom Hrn. Hofrath Tychsen auf den Herrn Consistorialrath D. Pott über. Die Ankündigung auf 2 Bogen, von Hrn. Hofr. Mitscherlich, ist überschrieben: Diana Sospita, als Seitenstück zu dem vorigen Programm Apollo Medicus. Da die Abhandlung noch nicht geschlossen ist, so versparen wir die Anzeige davon bis zu der demnächst erfolgenden Beendigung.

D r f o r d .

Reliquiae sacrae sive auctorum fere jam perditorum secundi tertiique saeculi fragmenta quae supersunt. Accedunt e, pistolae synodicae et canonicae Nicaeno Concilio antiquiores. Ad codices Mss. recensuit, notisque illustravit Mart. Jos. Routh, S. T. P. Collegii S. Magdalenae Praeses. 1814. Vol. I. 480 S. II. 525 S. III. 1815. 505. IV. 1818. 462 S. gr. 8.

Ein neues schönes Denkmahl der in England immer noch lebenden Achtung für das christliche Alter-
Æ (2)

thum, welche daselbst mit der Achtung für das Christenthum, die Bibel und die eingeführte Kirchenverfassung zusammenhängt. Christliche Schriften aus dem zweyten und dem Anfange des dritten Jahrhunderts, welche zu kurz sind, als daß sie besonders herausgegeben würden, und Fragmente aus dieser Periode, welche in vielen anderen gedruckten Werken und Handschriften zerstreut sind, werden hier gesammelt. Was Grabe im Spicileg. Patr., Halloir in Patr. orient. vit., Galland in Biblioth. patr. von dieser Art geleistet haben, ist nicht mit dem zu vergleichen, was Hr. Routh hier liefert. An dem Werthe und Nutzen einer solchen Sammlung kann nicht gezweifelt werden. Man hat hier Stücke aus dem frühesten christlichen Alterthum beysammen, die anderswo nur zerstreut und weit getrennt gefunden werden, und sie sind hier auch mit einer Sorgfalt behandelt, welche ihnen sonst nicht gewidmet wird. Je höher man das Christenthum selbst schätzt, desto höher wird man auch diese Reliquien und Fragmente schätzen, welche von alten christlichen Lehren, Schrift-erklärungen, Sitten, Gebräuchen, Verfassungen und Thatfachen zeugen, wie daan überhaupt das Interesse am Studium der Kirchengeschichte in demselben Grade steigt und fällt, in welchem man die christliche Religion und Kirche selbst achtet oder gering schätzt. Der Verfasser sagt wohl mit in besonderer Beziehung auf Deutschland S. XII f. *Exteros quosdam nihil moror, qui libertatem quidvis dicendi et sentiendi, quo majorem sibi suisque comparent, unitatem cum ecclesiae tum doctrinae labefactant et convellunt, re utique neglecta et derisa, quae usque ab evangelii ortu magni facta est et sine qua periclitetur necesse est christiana fides. Isti nimirum per causam laetioris cursus atque successus veritatis non solum antiquos patres et veterum christianorum religionem parvi*

faciunt, verum etiam, posthabitis scripturis sacris, quas quidem ipsas incertae volunt esse originis, regulam fidei us inesse denegant, et si praecepta excipias moralia, usdem haud necesse esse ut credatur, temere prorsus statuunt. — Ego illorum solum commodis profiteor consulere, qui hoc plurimum fidei christianae interesse existiment, ut sententiae resque gestae hominum, qui ab ejus initiis aetate propius abtuisent, accuratissime exquirantur; hoc enim ad illustrationem et confirmationem veritatis in ecclesia servatae maxime valere summi viri judicarunt. Mit aller nur möglichen Sorgfalt und Genauigkeit hat Hr. Routh alle zu seinem Plane gehörige Antiquarische Stücke aufgesucht und ihre Echtheit kritisch geprüft. Er hat nicht nur gedruckte Werke, sondern auch Handschriften gebraucht, gesteht übrigens, daß die meisten Anekdoten, die er aus den letzten zog, entweder pseudepigraphisch oder sehr corrumpt seien. Er hat besonders auch die Catenen, handschriftliche und gedruckte, mit Kritik gebraucht. Auch bey den gedruckten Werken, die er benutzte, hat er viele, besonders Oxfordische Codices durchgesehen, um ihren Text zu berichtigen. So hat er sich zweyer zu Oxford und London vorhandener Handschriften von des Eusebius Kirchengeschichte, aus welcher er natürlich viele Stücke hergenommen hat, bedient. Die Varianten hat er mit weiser Auswahl gleichfalls aus gedruckten und ungedruckten Schriften gesammelt und zugleich geprüft. Den Griechischen Texten sind überall Lateinische Uebersetzungen beygefügt, und zwar entweder ältere, hie und da von ihm verbesserte, oder von ihm selbst verfaßte. Alle Stücke sind mit Anmerkungen begleitet und zwar theils mit fremden, theils mit eigenen. Bey den Stücken aus Eusebius sind die Anmerkungen des Valesius ganz aufgenommen. Dasselbige ist geschehen bey solchen Fragmenten.

ten, wo Anmerkungen von Männern, wie Scaliger, Viger, Coustant, Baluze zu haben waren. Bey wichtigeren Gezeuständen verbreitet sich der Verf. selbst ausführlicher. Den einzelnen Stücken sind meist Einleitungsweise die dahin gehörigen Stellen aus des Hieronymus Schrift *de viris illustribus* vorangeschickt. Daß auch die synodischen und canonicischen Briefe aufgenommen sind, zeigt schon der Titel an. Bey dem vierten Bande sind als Anhänge die Beschlüsse der drey Antenicänischen Synoden zu Jliberis, Rom und Melate, deren Canones in keine Sammlung von öfentlicher Autorität gebracht worden sind, mit den dazu gehörigen Acten und Briefen, die *Disputatio Archelai cum Manete* und die *Apologia S. Pamphili pro Origene* beygefügt. Der Index bezieht sich zugleich auf Sachen, Namen, Lateinische und Griechische Wörter. Dem ganzen Werke ist ein Fleiß einer langen Reihe von Jahren gewidmet worden. Es ist nicht bloß ein treffliches Hülfsmittel für die Kenntniß des christlichen Alterthums, sondern es hat auch einen großen critischen und exegetischen Werth. In den Noten zeigt sich eine mannichfaltige Gelehrsamkeit, auch Kenntniß ausländischer, namentlich Deutscher Litteratur, Bescheidenheit und Unparteylichkeit im Urtheile, nur freylich, daß der Verfasser sehr geneigt ist, anzunehmen und zu vertheidigen, was den Grundsätzen der bischöflichen Kirche gemäß ist. Die Schönheit des Drucks und Papiers verdient noch besonders gerühmt zu werden.

G ö t t i n g e n .

.. Bey Schneider: Die Lutherische Lehre vom Unvermögen des freyen Willens zur höheren Sittlichkeit, in Briefen, nebst einem Anhang gegen Hrn. D. Schleiermachers Abhandlung über die Lehre von der Erwählung. Von D. E. Sartorius, Repezenten der theol. Facultät. 1821. XXIV und 176 S. in 8.

Indem der Verfasser ein Dogma, das von vielen für das bedenklichste und anstößigste der älteren Theologie gehalten wird, als eine unläugbare, der neueren Philosophie unwidersprechliche, grundwesentliche Lehre der christlichen Dogmatik und Moral darzustellen sucht, muß er befürchten, bey vielen, denen diese Schrift nur dem Namen nach bekannt werden wird, in den Vorwurf des Mysticismus oder Obscurantismus zu fallen. Er darf jedoch überzeugt seyn, daß die Schrift selbst die Möglichkeit eines solchen Vorwurfs nicht nur völlig niederschlagen, sondern daß sie auch das Anstößige und Bedenkliche, was man an jener Lehre finden will, gänzlich aufheben wird; ja vielleicht werden sich manche Leser überrascht fühlen, statt einer dunkeln, abstrusen und verwickelten, eine sehr lichte, höchst einfache und natürliche Lehre zu finden. Es ist eine üble Folge der Vernachlässigung eines gründlich historischen Studiums in der Theologie, daß man den früheren Theologen Behauptungen zuschreibt, die ihnen nie in den Sinn gekommen sind, ja die sie wohl gar ausdrücklich verworfen haben, und daher kommt es, daß man in mißverstandenen polemischen Eifer wider die ältere Theologie oft bloß in die Luft sicht, oder daß man wohl gar recht gründlich gegen sie zu streiten glaubt, während man im Grunde für sie streitet. Die vorliegende Schrift gibt davon mehrere Belege. Wie eifrig hat man gegen die Annahme von unmittelbaren Wirkungen des heiligen Geistes auf das menschliche Gemüth gestritten, wie gründlich hat man sich zu zeigen bemüht, daß diese Annahme gegen alle Psychologie, gegen alle natürlichen Geseze streite, daß sie selbst der Moralität schädlich sey; aber man hat damit weiter nichts bewiesen, als daß die symbolischen Bücher sehr wohl gethan haben, die Behauptung, daß der heilige Geist den Menschen unmittelbar mitgetheilt werde, oder daß Gott auf eine wunderbare Weise den Menschen seine Gaben eingösse, als groben und fanatischen

Irrwahn zu verwerfen. Was hat man ferner nicht geschrieben und gesprochen gegen die Lehre vom Unvermögen des freyen Willens! wie umständlich hat man dargethan, daß der Mensch nicht zurechnungsfähig sey, wenn seine Handlungen nicht frey seyen, daß alle schlechte Handlungen, alle Lässigkeit im Guten durch jene Lehre entschuldigt werden könnten, daß man den Menschen dadurch zur Maschine mache und dgl., wie stark hat man behauptet, daß der Mensch von allen sittlichen Vorzügen, die er sich nicht durch seinen freyen Willen verschafft, gar kein Verdienst habe u. s. w. Aber wie konnte man nur mit diesen Wahrheiten das ältere System bestreiten wollen, das sie, wie die vorliegende Schrift zeigt, alle zugibt, das ausdrücklich annimmt, daß die *res rationi subjectae*, Handlungen, Gedanken und Vorstellungen in der Macht des freyen Willens ständen, und das nur behauptet, daß es außer Gedanken und Handlungen noch ein drittes, nämlich Triebe und Gefühle gabe, die der Wille, laut eines jeden eigener Erfahrung, nicht nach Willkühr annehmen oder ablegen könne. Dieß kann in der That nicht geläugnet werden, und die vorliegende Schrift führt aus Kant, Fries und andern neueren Philosophen mehrere Stellen an, wo dem freyen Willen eben das eingeräumt und abgesprochen wird, was ihm die symbolischen Bücher einräumen und absprechen. Eben so wenig aber wird man läugnen, daß die älteren Theologen mit Recht lebendige Liebe Gottes und des Nächsten, frommen Eifer fürs Gute, Muth, Sanftmuth, Demuth, Zufriedenheit, Herzensreinheit u. a. als die schönsten und herrlichsten Tugenden betrachten. Auch rechnet die neuere Moralphilosophie, seit man sich von Kant wieder entfernt hat, diese Gefühle und Triebe nicht nur ausdrücklich zur Tugend, sondern sie erkennt, auch darin, übereinstimmend mit der älteren Theologie, das Schönste und Göttlichste derselben, wovon in der vorliegenden Schrift die Belege

gegeben werden. Aber sie ist durch diese Abweichung von Kant in die höchst fühlbare Verlegenheit gekommen, keine Mittel und Wege angeben zu können, wie jene Triebe und Gefühle, die doch nicht in der Macht des freyen Willens stehen, im Menschen hervorzubringen seyen. Man pflegt daher die edelsten sittlichen Gefühle, statt zu ihrer Erlangung anzuweisen, entweder aller Erfahrung entgegen schlechthin vorauszusetzen, oder man will sie auf dem allerdings sehr zu empfehlenden Wege der Erziehung hervorbringen, wobey indeß gleichfalls ein von denselben besetzter Erzieher vorausgesetzt werden muß. — Die ältere Theologie nun weiß sie auf eine sehr einfache Weise zu bewirken, indem sie nämlich dem Menschen, und namentlich dem über seine Schwachheit, Mangelhaftigkeit und Sündhaftigkeit betümmerten Menschen in den Lehren des Evangeliums eine so große Güte, Liebe und Gnade Gottes offenbart, daß das Herz dessen, der daran glaubet, nothwendig davon gerührt und von selbst mit großer Gegenliebe zu Gott und mit allen Tugenden erfüllt werden muß, die der Apostel Gal. 5 als Früchte des Geistes aufzählt. Von dieser auf pathologischen Wege erzeugten lebendigen Tugend kann sich allerdings der freye Wille des Menschen kein großes Verdienst bemessen; aber mit Recht behauptet die ältere Theologie, daß die edelste Tugend eben die sey, bey der der freye Wille am wenigsten Verdienst hat, indem er wie der göttliche Wille allein aufs Sittliche gerichtet ist. — Dieß sind die Grundgedanken, welche in dieser Schrift mit steter Hinweisung auf die symbolischen Bücher und auf Luthers und Melancthons Schriften, die einzig und allein als die echten und reinen Quellen der älteren Lutherischen Theologie zu betrachten sind, ausgeführt werden.

So wesentlich, heilsam und förderlich für wahre Religiosität und Sittlichkeit die Lut'rische Lehre vom freyen Willen und von der Erwählung ist, so

gefährlich möchte für beide die Calvinische seyn, und es ist dem berühmten Verf. der Abhandlung über die Erwählung nicht geglückt, diesen Vorwurf von ihr abzuwenden. Es wäre daher sehr traurig, wenn die erstere, obwohl ausdrücklich in der Schrift gegründet, doch nicht ohne Inconsequenz bestehen könnte. Der scharfsinnige Verfasser der genannten Abhandlung hat diese Behauptung durch Bestreitung einiger Lutherischen Theologen und durch Zusammenhalten ihrer Aeußerungen mit Aeußerungen der symbolischen Bücher sehr viel Schein gegeben, der jedoch sogleich verschwindet, sobald man die Privatansichten einzelner Theologen aufgebend, sich allein auf die symbolischen Bücher zurückzieht, denen jene Inconsequenz auf keine Weise vorgeworfen werden kann, weil sie dasjenige, wovon sie die Wirksamkeit der Gnade abhängig seyn lassen, überall ausdrücklich in die Macht des freyen Willens stellen, ohne der Nothwendigkeit der Gnade dadurch Abbruch zu thun. Dieses zeigt der Anhang zur vorliegenden Schrift ausführlich und schließt, da die Abhandlung über die Erwählung sich am Ende selbst zur Unversalität der Erwählung bekennt, mit Wunsch und Hoffnung einer baldigen Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen. C — s.

Kopenhagen.

Von der Saga bibliotek med Anmærninger og indledende Afhandlinger. Af Peter Erasmus Müller ist Tredie Bind 1820 auf 499 S. mit einem Register über alle drey Bände erschienen, womit diese schätzbare Sammlung, die durch Auswahl und Aufklärungen die Kennerhand des Herausgebers verrieth, geschlossen ist. Da wir nicht ins Einzelne, so sehr wir es wünschten, gehen können, so verweisen wir die Leser auf die Anzeige der ersten Bände Jahrg. 1818. S. 204 und 1819. S. 1712.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. Stück.

Den 22. März 1821.

G ö t t i n g e n .

Ueber eine von Hrn. Dr. Olbers am 5. Febr. d. J. am dunkeln Theile der Mondsoberfläche beobachtete Erscheinung theilen wir hier einen Auszug aus einem Briefe desselben an Hrn. Hofrath Gauß, vom 27. Februar, um so lieber mit, da die von jenem genialen Astronomen beygefüigten höchst sinnreichen Vermuthungen über das an sich schon so seltene als merkwürdige Phänomen die aufmerksamste Beachtung verdienen und zu einer ganz neuen und fruchtbaren Ansicht führen.

Am 5. Februar (schreibt Hr. D. Olbers) habe ich die Erscheinung im Monde gesehen, die man einen Mondsvulkan genannt hat. Was ich in meinem Tagebuche darüber sogleich niedergeschrieben habe, ist wörtlich folgendes: "Am fünften war es sehr heiter, aber schon Mondschein. In dem dunkeln Theile des Mondes sah ich noch nie das Phänomen, das man für einen brennenden Vulkan im Monde gehalten hat, so deutlich und auffallend, wie diesen Abend. Es schien, wie gewöhnlich, im Aristarch zu seyn. Es war klein, aber ganz auffallend heller, als

der übrige Theil des von der Sonne nicht erleuchteten Mondes, ganz sternähnlich, und hatte eben das Ansehen, wie ein Nordost vom Monde stehender Fixstern 6ter Größe."

Da es am 6. Februar trübe war, hat Hr. D. Olbers sich nicht weiter nach dieser Erscheinung umgesehen. Inzwischen haben, bald nachher, Englische öffentliche Blätter angezeigt, daß der Capitain Kater am 7. Febr. der Königl. Societät zu London eine Nachricht über einen von ihm im Monde gesehenen Vulkan mitgetheilt habe. Er habe sich durch fortgesetzte Beobachtungen wirklich überzeugt, daß es ein im Ausbruch begriffener Vulkan sey.

Es scheint also (fährt Hr. D. Olbers fort), daß Hr. Kater dieselbe Erscheinung gesehen, nur sie weiter verfolgt habe, die auch mir am 5. Februar aufsiel. Ich kenne zwar seine Ueberzeugungsgründe, daß dieß wirklich ein brennender Vulkan gewesen, nicht: allein nach allem, was wir von der Beschaffenheit des Mondes, und seiner so zweifelhaften Atmosphäre wissen, scheint ein brennender Vulkan fast unmöglich. "Vielmehr glaube ich, daß sich die Erde in einer ebenen merklich glatten fast einer polirten Fläche ähnlichen Seitenwand einer zum Aristarch gehörenden großen Felsklippe wirklich abspiegelte." Das so abgespiegelte Bild eines Theiles der Erde mußte ganz ungleich heller seyn, als alles übrige bloß von der Erde erleuchtete, da dieses das Erdenlicht nach allen Richtungen zerstreut, jenes dasselbe nur in einer Richtung zurückwirft. Wenn jene unvollkommene Spiegelung auch nur ein Zehntel des Erdenlichts zurückwarf (da unsre wirklichen Spiegel etwa die Hälfte des auf sie fallenden Lichtes zurückwerfen) und die Seitenwand nur 2" im Durchmesser hatte, so konnte sie immer so hell wie ein Stern sechster Größe erscheinen. — Nach dieser Vorstellung wird es erklärlich: erstens, warum wir die vulkanartigen Erscheinungen immer

nur an bestimmten Stellen des Mondes sehen. Zweitens, warum sie nicht in jeder Lunation, sondern nur selten zu Gesichte kommen: die Libration muß nehmlich bis auf etwa 2° dieselbe seyn. — Die Möglichkeit, daß es solche mehr oder weniger spiegelartig das Licht zurückwerfende Seitentwände der Mondsklippen geben könne, läßt sich wohl nicht bezweifeln. Auf unsrer Erde mag es große Glätzerflächen geben, die auch als unvollkommene Spiegel Licht zurückwerfen können. Ich führe dieses nur als etwas analoges an: denn Gletscher sind im Monde eben so unwahrscheinlich, wie brennende Vulkane. Aber daß es unter den auch im Monde wahrscheinlich nach Crystallisationsgesetzen gebildeten Gebirgen einzelne geben könne, die ebene, glatte, fast einer Politur ähnliche Seitenflächen haben, scheint sehr gedenkbar. Es mag ihrer vielleicht viele im Monde geben, aber selten mögen sie gerade die Lage haben, daß sie uns unter bestimmter Libration gerade das Bild der Erde zurückspiegeln können, auch die Sonne scheint sich zuweilen auf ähnlichen Klippenwänden im Monde abzuspiegeln. Noch vor etwa 8 Wochen sah ich im Mare Imbrium außer der Lichtgrenze zwey von der Sonne beschienene Bergköpfe, so ungewöhnlich hell, scintillirend, Siriusähnlich, daß es mir unmaßlich schien, hier bloß nach gewöhnlicherer Zerstreuungsgesetzen zurückgeworfenes Sonnenlicht anzunehmen. Ich kann nicht bestimmt sagen, ob der eine dieser Berge vielleicht der auch im Mare Imbrium gelegene Lahire (nach Schröter) war, bey welchem Schröter ganz ähnliche Erscheinungen wahrgenommen hat.

In einem spätern Briefe bemerkt Hr. D. Olbers noch, daß diese Hypothese über die Ursache des Phänomens sich leicht prüfen lassen werde, weil, wenn sie die wahre Erklärung enthalte, bey derselben Libration immer dieselbe Erscheinung wieder statt haben müsse. Felsenwände, die ein Bild der Erde

oder der Sonne, mehr oder weniger unvollkommen zurückspiegeln können, seyen im Monde um so gedenkbarer, da dort wahrscheinlich nicht wie auf der Erde eine Verwitterung der äußern Oberfläche der Gebirge und Klippen durch atmosphärische Einwirkung statt finde. Die zurückspiegelnde Klippenwand brauche auch nicht ganz eben zu seyn, wenn sich nur die zurückspiegelnden Theile in parallelen Ebenen befinden, wie dieß bey solchen Bergen, die nach Crystallisationsgesetzen gebildet sind, leicht statt finden könne. Hr. Dr. Olbers erinnert hiebey an unsere Basaltberge, deren einzelne große Crystalle noch sehr wohl dem entfernten Auge vereint ein unvollkommenes Sonnenbild zurückspiegeln könnten, wenn ihre Oberflächen nicht längst durch Luft, Dünste, Regen u. s. w. die wahrscheinlich ursprünglich vorhanden gewesene Politur und Glätte verloren hätten.

Am 6. März, wo die Nachtseite des Mondes vortrefflich zu sehen war, konnte Hr. D. Olbers mit seinem Dollond'schen Fernrohre alle Flecken, z. B. Grimaldi, Copernicus, Kepler, Manilius, Menelaus u. s. w. sehr deutlich erkennen. Aristarch zeichnete sich wieder vor allen andern, auch, wie es schien, mehr als gewöhnlich, aus. Allein so hell und so fixsternähnlich wie am 5. Februar fand ihn Hr. Dr. Olbers dießmahl nicht.

Paris.

Des changemens operés dans toutes les parties de l'administration de l'Empire Romain, sous les regnes de Diocletien, de Constantin, et de leur successeurs jusqu'à Julien; ouvrage couronné par l'Académie des Inscriptions et de Belles lettres, au concours de 1815; par J. Naudet, Professeur de Rhetorique au Collège Royal de Henri IV; maître de conférences à l'École normale.

T. I. 385 S. T. II. 348 S. 1817. 8. Das hier anzuzeigende gelehrte Werk war, wie der Titel zeigt, ursprünglich eine von der Pariser Academie der Inschriften gekrönte Preisschrift; die jedoch vor ihrer Bekanntmachung revidirt und weiter ausgeführt ward. Wir lernen aus ihr einen Schriftsteller kennen, der ein sorgfältiges Studium der Römischen Kaisergeschichte gemacht hat, und der damit zugleich liberale practische Grundsätze und Ansichten verbindet. Die Periode, von der hier die Rede ist, mag man mit Recht als die Uebergangsperiode von der alten zu der neuen Zeit betrachten; indem während derselben diejenige Religion die Herrschaft erhielt, welche nachmahls das Band der Europäischen Staaten werden, und auch auf die politischen Verhältnisse den größten Einfluß gewinnen sollte. Dieser Uebergang war aber zugleich mit einer Umwandlung der innern Einrichtungen des damahls vorherrschenden Reichs verbunden; deren Auseinandersetzung auch nach den Versuchen mehrerer zum Theil berühmter Schriftsteller noch immer Stoff genug zu weitem Forschungen übrig ließ. So war die von der Academie der Inschriften aufgegebenene Preisfrage gewiß einer neuen und sorgfältigen Beantwortung werth; die aber auch keinen geringern Umfang haben konnte, als der vorgeschriebene. Dieser ward aber wieder dadurch nicht wenig erweitert, daß es nicht wohl möglich war, die Veränderungen jenes Zeitraums anzugeben, wenn man nicht auch den zunächst vorhergegangenen Zustand darlegte. So hat daher auch unser Verf. die Aufgabe gefaßt, indem er sein Werk überhaupt in 3 Bücher theilt; von denen das erste: *Etat de l'Empire Romain avant Diocletien* überschrieben ist; welches in 7 Kapiteln die erste Hälfte des ersten Bandes einnimmt. Das erste Kapitel, überschrieben *Statistique*, gibt eine Uebersicht über den Umfang und die Grenze des Reichs; die öffentlichen Ausgaben und Einkünfte aus den

verschiedenen Abgaben und den Kaiserlichen Domainen fließend. Das zweyte: *Etat* des *personnes*; Stand der Römischen Bürger innerhalb und außerhalb Rom; der Freyzelassenen und Sclaven; das Lateinische Bürgerrecht; das Itaische; Recht der Municipien, der Colonien; der Verwundten; der Provincialen; der Städte. Was über diese Gegenstände im Text nur kürzer gesagt werden konnte, hat, wo es nöthig war, in den Noten mehrere gelehrte Erörterungen veranlaßt. Wir rechnen zu diesen die über das *Jus Italicorum* Sect. 20. Der Verf. sucht zu beweisen, daß dieses Verhältniß denen, die darin standen, das Recht gab, nur die Naturalabgabe (*annona*) zu entrichten; dagegen aber sie von der Kopf- und Grundsteuer befreite. Ferner Not. 34 die Erörterung über die Einrichtung des Bureau (*officium*) der Stadthalter in den Provinzen. Endlich Not. 36 über die Einrichtung des Instituts der *cursores publici*. Die folgenden Abschnitte: Verwaltung der Provinzen; der Justiz; Kaiserlicher Hof; Militärverfassung. Nur über Einen Punct sind wir hier mit dem Vf. nicht einverstanden. Er nimmt an S. 93 daß die meisten Hof- und Staatsämter, die unter Constantin vorkommen, schon von Hadrian angeordnet seyn. Er hat dafür aber keinen weitem Beweis als eine allgemeine Aeußerung des Aurelius Victor in Adriano; der jedoch, wie er selber Not. 42 bemerkt, gar kein weiteres Detail gibt. Aber jene ganz orientalische Form des Hofes, wie sie unter Constantin in seiner neuen Hauptstadt reifte, konnte unmöglich in Rom sich bilden; das Gegentheil erhellt außerdem aus Aelius Spartianus in Adriano; der nicht nur nichts der Art sagt; sondern vielmehr Kap. 5 *Adeptus imperium ad priscum se statim morem instituit*. Müßten die Namen und Titel jener Hofbeamten nicht auch unter den folgenden Kaisern oft erwähnt werden?—

Den Beschluß dieses ersten Buchs machen allgemeine Betrachtungen über die Natur der Kaiserregierung in dieser Periode. — Das zweyte Buch ist nun der Regierung von Diocletian gewidmet. Der Verf. geht von dem sehr richtigen Gesichtspunct aus; daß schon durch Diocletian der Grund zu der Staatsreform gelegt sey; auf dem Constantin weiter fortbaute. In 13 Abschnitte ist die Characteristik dieser Regierung zerlegt. Zuerst eine allgemeine Ansicht von den innern und äußern Verhältnissen des Reiches zur Zeit seiner Thronbesteigung. Diocletian erhält das Kaiserliche Ansehen durch Einführung von Orientalischem Pomp; denn der tief verderbte und zerrüttete innere Zustand gestattete nichts anders als willkürliche Gewalt; deren Ansehn dadurch erhöht werden sollte. Indem er seinen Eiz zu Diomedien nahm, ward Rom verdunkelt; und der Senat völlig herabgedrückt. Das Wichtigste war jenes neue Regierungssystem, die Annahme eines zweyten Augusts und zweyer Cäsars, und die daraus hervorgehende Veränderung in der Verwaltung durch die Herabsetzung der Praefecti Praetorio, die ihre Militärwelt verloren. Auch ihre Macht in der Civilverwaltung ward sehr geschwächt; da zwischen ihnen und den Statthaltern die Vicarii gesetzt wurden. Die Zerstückelung der Provinzen in kleinere, die Constantin vollendete, ward schon von Diocletian angefangen. Die Folgen der Vierherrschaft werden auseinandergesetzt: die endliche Abdankung von Diocletian bey der entstandenen Eifersuche gegen den Cäsar Galerius, seitdem dieser die Perser besiegt hatte, ging auch daraus hervor. Auch die dem Diocletian beygelegte Verfolgung der Christen, von der ausführlich gesprochen wird, war das Werk des Galerius, der im Jahr 303 ihm das Edict gegen sie entriß. — Das 3te Buch; welches den ganzen zweyten

Band ausfüllt, umfaßt in 8 Kapiteln die Regierung von Constantin. Seine Politik, um zu der Alleinherrschaft zu gelangen, und die damit verbundene Annahme des Christenthums werden zuletzt erörtert. Er bekannte sich nicht sofort laut und förmlich zu demselben; (dieß geschah erst seit 323 als er Alleinherrscher war;) aber er begünstigte es unverholen, und gewann so eine Parthey in allen Provinzen, ohne doch die Heiden zu beleidigen. Die weitere Untersuchung zerfällt wieder in dieselben Abschnitte, wie im ersten Buche: Personenstand — bürgerliches Recht; — Ackerbau; — Handel; — Künste und Wissenschaften. Dann Gerichtsverfassung, bürgerliche und criminelle; Kriegsverfassung; Finanzen: Abgaben, Fiscus; Regierung; Ministerien; und zuletzt Beurtheilung der Einrichtungen von Diocletian und Constantin. Alle diese Untersuchungen, deren Ordnung vielleicht einer Verbesserung gewesen wäre, sind mit Gründlichkeit und Unparteylichkeit durchgeführt. Der Verf. läßt Constantin Gerechtigkeit wiederfahren, indem er ihn für einen der ausgezeichnetsten Fürsten in der Reihe der Kayser erklärt. Manches mag nach unsern Ansichten tadelhaft scheinen. Aber die Lage des Staats, den Constantin beherrschte, war von so ganz eignen Art, daß sie nicht leicht mit einer andern verglichen werden kann. Die Veränderung der Religion und der Residenz waren Veränderungen so nothwendig und zugleich so folgenreich, wie sie sonst nicht leicht vorkommen. Manche der Untersuchungen, wie besonders über die Abgaben, über die Betitelten (la noblesse nennt sie der Verf. wohl nicht ganz passend;) gehen tief ins Einzelne; und alle verrathen ein Studium und eine Belesenheit, die dem Verf. große Ehre, und seiner Schrift des ihm zuerkannten Preises würdig machen.

Hn.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

47. Stück.

Den 24. März 1821.

P o n d o n.

Fortsetzung der Anzeige von Coxe's Memoirs of John Duke of Marlborough (S. oben S. 409).

Marlborough konnte in der angefangenen Belagerung von Saar Louis keine Fortschritte machen, weil der Prinz von Baden ihm die so oft versprochene Hilfe an Mannschaft und vorzüglich an Artillerie nicht schickte. Unterdessen nahm Billeroy unerwartet Huy und schloß Lüttich ein. Mit Blizes Schnelligkeit wandte Marlborough sich gegen die Maas, nahm Huy wieder, und trieb Billeroy in seine verschanzten Linien zurück. Bald nachher nahm er diese so berühmte Linie selbst ein, und kam in Besitz von Siremont, Diest und Arschot; er trieb den Feind über die Dyle: allein über diesen Fluß selbst zu setzen, verhinderten ihn die Holländisgen Deputirten und Generale. Marlborough machte nun den Entschluß, durch einen Marsch nach den Quellen der Dyle, die Stellung des Feindes zu umgehen; allein diese Unternehmung scheiterte wieder durch die Unentschlossenheit der Holländer. Marlborough war

endlich genöthigt, sich sowohl in England, als bey den Generalstaaten über das Betragen der Holländischen Generale und Deputirten öffentlich zu beklagen. Mit sehr vieler Mühe bewirkte er endlich bey den Generalstaaten die Entlassung des Holländischen General Schlangenberg. Ehe Marlborough nach London zurückkehrte, ging er nach Wien, in der Absicht, dort die Rüstungen zur Fortsetzung des Kriegs zu betreiben; von da nach Berlin, wo er die zwischen den Oesterreichern und Preußen entstandenen Mißhelligkeiten glücklich befertigte, die aber in der Folge immer von Zeit zu Zeit wieder eintraten, und dann nach Hannover. Hier mußte er alle Künste der Uebertredung anwenden, um Ausöhnungen theils zwischen dem Churfürsten und der Königin Anna, theils zwischen ersterem und der Churfürstinn Sophie zu Stande zu bringen. Die politischen Parteyen, die sich im Englischen Parlemeute bekämpften, hatten auch in Hannover Eingang gefunden. Der Churfürst war eifriger Anhänger der Whigs, die Churfürstinn der Tories, und da sie in diesem Punkte die Gesinnungen der Königin Anna theilte, so war ihr von letzterer die Ehre einer persönlichen Einladung nach England zu Theil geworden. Marlborough hatte bey seiner Ankunft in England abermahls den großen Kampf mit den Parteyen im Parlemeute zu bestehen, wie früher. Der Kaiser Joseph erhob ihn zu der Würde eines Fürsten des Deutschen Reichs, und schenkte ihm die Herrschaft Mindelheim. — Der Feldzug von 1706 ward nicht unter günstigen Ausichten eröffnet. Die Französische Waffen waren fast auf allen Puncten siegreich gewesen. Marlborough übernahm auf dringendes Bitten der Holländer den Oberbefehl in den Niederlanden; allein sein Heer war sehr geschwächt, weil Preußen, Dänemark, Hessen und Hannover die versprochenen Hülfsstruppen nicht schickten. Bergezens bot die Königin Anna dem Churfürsten von

Hannover den Orden vom Hosenbände an, und ließ mehrere Verfügungen ergehen, die Succession seiner Familie in England zu sichern. So sehr die Churfürstinn Sophie die Succession ihres Hauses auf den Englischen Thron wünschte und eifrig betrieb, so wenig schien dem Churfürsten Georg daran gelegen zu seyn, dem der Gedanke, einst seine Erbländer verlassen zu müssen, unerträglich war. Sehr aufgebracht über den Churfürsten, schrieb die Königin Anna eigenhändig einen in sehr heftigen Ausdrücken abgefaßten Brief an den Churfürsten, den sie an Marlborough mit dem Befehl schickte, ihn sofort nach Hannover zu befördern. Allein Marlborough behielt den Brief, und beugte durch gütliche Unterhandlungen einem gänzlichen Bruch vor. Verstärkt durch Dänen und Hessen, gewann Marlborough den großen Sieg bey Ramilies gegen den Churfürsten von Bayern und Villeroi. Dieß war der erste Sieg, den er, ohne den Oberbefehl — mit einem andern zu theilen, erfocht. Der brave Marschall Overturf commandirte die Holländer, stand aber unter seinem Befehl. Dieser Sieg führte in kurzer Zeit zu der Eroberung des größten Theils der Niederlande, und brachte auch Preußen und Hannover zu günstigeren Gesinnungen, die nun ihre Contingente schickten. Nun entstanden aber neue Mißhelligkeiten über die Verwaltung der Niederlande, worauf sowohl Oesterreich als Holland Anspruch machten. — Zum Beweise der Dankbarkeit für den Sieg bey Ramilies, ward die Herzogliche Würde, so wie auch der Besitz von dem Schlosse Blenheim, verbunden mit einer jährlichen Pension von 5000 Pf. St., auch auf Marlboroughs weibliche Nachkommenschaft ausgedehnt.

Die Siege, mehr noch der außerordentliche Character Carls XII., Königs von Schweden, zogen damals die Aufmerksamkeit aller Cabinette in Europa auf sich; alle suchten ihn für sich zu gewinnen,

keins aber mehr als das Französische. Um den Bemühungen Ludwigs XIV. entgegen zu wirken, begab sich Marlborough selbst im Jahre 1707 zu Carl XII., der damahls in Sachsen war. Die Schilderungen von diesem nordischen Helden, von seinen nächsten Umgebungen, von seiner Armee, von den beiden Königen von Polen, August und Stanislaus, entlehnt aus den Privatberichten Marlboroughs und anderer Personen seiner Begleitung, gehören zu den interessantesten Stellen dieser Geschichte. Carl XII. faßte Zuneigung zu dem Britischen Helden, und gab seinen Anträgen ein gefälliges Ohr. Allein der gewandte Unterhändler verabsäumte nicht, auch andre Springfedern in Thätigkeit zu setzen. Auf den Rath des Churfürsten von Hannover, (nachmaligen Georg I.), daß dem Grafen Piper eine jährliche Pension von 2000 Pf. St., und dem Staats-Secretär Hermelin eine von 1000 Pf. St. angesetzt werden möchte, die immer ein Jahr im Voraus bezahlt werden müßten, bot er dem ersteren eine solche Pension an, die dieser zwar aus schlug, welche aber von dessen Frau angenommen ward. Auch Ciederholm nahm eine Englische Pension von 1000 Pf. jährlich an. In einem Briefe an Sophien sagt Marlborough, im Haag hat mir der Groß-Pensionär Heinsius einige aufgefangene und entzifferte Briefe gewiesen, aus welchen hervorgeht, daß alle Personen, die um den König von Schweden sich befinden, mit Ausnahme des Grafen Piper, von dem Könige von Frankreich Geld angenommen haben. Der Einfluß, den Marlborough auf Carl XII. gewann, war für die Allirten von den wichtigsten Folgen. Marlborough verhinderte nicht nur, daß der Nordische Held sich nicht zu Gunsten Ludwigs XIV. erklärte, sondern auch, daß er seine Waffen nicht gegen Oesterreich richtete.

Der Feldzug von 1707 ward auf Seiten der Allirten in der Spanischen Halbinsel sehr unglücklich ge-

führt. Es scheint, daß die dort erlebten Unglücksfälle auch auf die Unternehmungen der Alliirten in den Niederlanden Einfluß hatten. Obgleich die Armee, an deren Spitze Marlborough stand, beynahe eben so stark als die Französische war, so nahm sie doch nichts von Entscheidung vor, wovon vorzüglich die furchtsame Politik der Holländer und der Zwang, den sie durch ihre bey der Armee anwesenden Deputirten dem commandirenden General anlegten, Schuld war. — Der Prinz von Baden, der bisher an der Spitze der Reichsarmee gewesen war, starb. Er ward durch einen sehr unfähigen Feldherrn, den Markgrafen von Baireuth, ersetzt. Mit vieler Mühe erhielt Marlborough dessen Entlassung, und die Ernennung des Churfürsten von Hannover zu seinem Nachfolger. — Unterdessen entstand im Innern des Hofes von London eine Intrigue gegen Marlborough, die er, beschäftigt, theils mit dem Commando des Heers, theils mit Leitung der Europäischen Politik, zu spät erfuhr.

Lange Zeit hatte die Herzoginn von Marlborough eine unumschränkte Herrschaft über die Königin Anna geführt, und so wie es immer mit Günstlingen der Fall zu seyn pflegt, diese Herrschaft auf eine nicht schonende Art geäußert. Schon längst war eine Kälte von Seiten der Königin eingetreten, die sie aber sorgfältig verbarg. Eine Mrs Hill, die nachher an Masham verheirathet ward, eine arme Verwandtinn der Herzoginn von Marlborough, und von ihr selbst als Kammerfrau bey der letztern angestellt, gewann die Zuneigung der Königin. Diese Frau selbst eine eifrige Anhängerinn der Tories, vereinigte sich mit Harley, nachmahls Lord Oxford, der von Marlborough als Secretär bey der Königin angestellt war, die genannte Partey an die Spitze der Regierung zu bringen. Die Herzoginn von Marlborough sah mit Schrecken, daß ihre eigene Verwandtinn sie aus dem Besitze der Gunst der Königin verdränge; allein weil sie hoffte, daß der schneidende und drohende Ton, mit dem

sie sonst ihre Gebieterinn beherrscht hatte, diese auch
 jetzt wieder zu ihr zurückführen würde, bediente sie
 sich fortdauernd einer Sprache, die dem nun herr-
 schenden Verhältnisse nicht mehr angemessen war,
 und ähnliche Erwiederungen von Seiten der Köni-
 ginn zur Folge hatte. Der Bruch der zwey Freun-
 dinnen schien unvermeidlich. Dieß hier bezeichnete
 Verhältniß, und nicht, wie einige Französische Ge-
 schichtschreiber behauptet haben, ein Etreit über ein
 paar Handschuhe, oder die Intriguen, des in Eng-
 land sich befindlichen, bey Blenheim gefangenen Mar-
 schalls Tallard, veranlaßten den Zwiespalt zwischen
 der Königin und der Herzoginn von Marlborough.
 Die Whigs empfanden den Vorzug, den die Tories
 erhielten, sehr übel. Marlborough und Godolphin
 handelten, bey dieser Crisis nicht mit ihrer sonst ge-
 wöhnlichen Klugheit; nach dem Systeme der Mäßi-
 gung, das sie sich vorgezeichnet hatten, hielten sie es
 mit keiner Partey aufrichtig, und verdarben es so-
 wohl mit beiden, als auch mit der Königin. —
 In keinem der vorhergehenden Feldzüge erscheinen
 Marlboroughs große Feldherrn-Talente in einem
 glänzenderm Lichte, als in dem von 1708; der Ope-
 rationsplan war ein Meisterstück. Marlborough
 entwarf mit dem Prinzen Eugen zwey Operations-
 plane: der erste, daß zwey Armeen, die eine unter
 dem erstern in den Niederlanden, die zweyte unter
 letzterm an der Mosel agiren sollten. Dieser Plan,
 obwohl er als officiell den verbundenen Höfen mit-
 getheilt war, ward nur ausgesprengt, um die Fran-
 zosen irre zu leiten. Der zweyte (den aber nur die
 beiden Feldherren und der Pensionär Heinsius kann-
 ten), war; daß Eugen mit seinem Heere, durch
 schnelle Märsche von der Mosel zu der Armee in
 den Niederlanden stoßen sollte. Dieses Geheimhal-
 ten des Operationsplans ward von den alliirten Hö-
 fen, insbesondre von dem Churfürsten von Hanno-
 ver, der durch den Abmarsch des Prinzen Eugens

sich in einer seinen Absichten nicht angemessenen defensiven Lage an der Mosel, befand, sehr übel empfunden. Die Franzosen waren diesmal den Allirten in den Niederlanden sehr überlegen; ihr Anführer, Vendome stellte sich, als wollte er Löwen bedrohen, plötzlich aber wandte er sich nach Flandern, und nahm Gent und Brügge. Nur die große Schnelligkeit, mit der sich Marlborough, gegen Dudenarde zog, rettete diesen wichtigen Posten. Auf dem Marsche dahin, stieß Prinz Eugen zu ihm, aber ohne sein Heer, das so schnell nicht hatte folgen können. Allein die Person dieses Feldherrn selbst, konnte als ein Hilfscorps betrachtet werden. Sehr wesentlich trug Prinz Eugen zu dem großen Siege bey, den Marlborough unweit Dudenarde erfocht. Obwohl die Franzosen dessenungeachtet an Zahl die stärkern blieben, faßten die beiden Feldherren doch den kühnen Entschluß, Lille zu belagern. Abgeschützt durch die hinter dem Canal von Gent verschanzte Französische Armee von Holland und der directen Communication mit England, und gewissermaßen selbst eingeschlossen, wußte Marlborough's erfindrischer Geist alle Hindernisse zu beseitigen. Lille fiel, nachdem es einer in der Kriegsgeschichte ewig merkwürdig bleibenden Belagerung von vier Monaten widerstanden hatte, in die Hände der Allirten, und nun sehen wir Marlborough die oben erwähnten so stark verschanzten Linien der Franzosen nehmen, das hart bedrängte Brüssel entsetzen, und sich, mitten im Winter wieder der damals sehr festen Plätze, Gent und Brügge, bemächtigen. — Allein der große Feldherr ward mit Undank belohnt. Die Holländer mißtrauten ihm, weil er das Anerbieten König Carls von Spanien auf Lebenszeit Statthalter der Spanischen Niederlande zu werden, nicht geradeweges abgelehnt hatte; sie waren überdies ins Geheim in Unterhandlungen wegen eines Separat-Friedens mit Frankreich begriffen. In England ward er von der

Königinn sehr kalt empfangen; er fand bald hinreichende Beweise, daß nicht nur seine Frau, sondern auch er selbst, ihre Gunst verloren hatten. Auch der größte Theil der Englischen Nation, waren des Kriegs und selbst der Siege müde; man klagte Marlborough als die Ursache der Verlängerung des Kriegs an. Unterdessen ward ein Friedenscongrès im Haag eröffnet. Hr. Core beweiset überzeugend, daß Marlborough nicht Ursache der übertriebenen Forderungen der Allirten, welche den Abschluß des Friedens vereitelten, war. Nur Ludewig XIV. hatte Nutzen von diesen Friedensunterhandlungen, die den Saamen der Zwietracht unter den Verbundenen austreueten, und ihre Zurüstungen zum Kriege schwächten. — Die Französische Armee, gegen welche Marlborough und Eugen im Feldzuge von 1809 zu kämpfen hatten, war stärker als die ihrige; sie ward von Villars, den man als den geschicktesten und glücklichsten unter den Französischen Feldherren der damaligen Zeit ansah, befehligt. Dessenunerachtet glückte es Marlborough, Villars durch Scheinunternehmungen über seine wahre Absicht, Tournay zu belagern, zu täuschen, welche Stadt nach einer sehr hartnäckigen Vertheidigung in die Hände der Allirten fiel. Die Allirten wandten sich nun nach Mons; allein ehe sie sich dieser Festung bemächtigern konnten, mußten sie erst die blutige Schlacht bey Malplaquet liefern: Kein Sieg, den Marlborough erfochten hatte, kostete mehr Blut als dieser. Die Uebergabe von Mons war eine Folge dieses Siegs. Marlborough fand bey seiner Zurückkunft nach England das Verhältniß zwischen der Königinn und seiner Frau noch übler als zuvor. Die Tories wurden mit jedem Tage mächtiger, und der Sturz des Ministeriums ward durch Harley, der mehr als jemahls die Gunst der Königinn besaß, vorbereitet.

Der Schluß im folgenden Stück.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

. 48. S t ü c k .

Den 24. März 1821.

L o n d o n .

Beschluß der Anzeige von Coxe's Memoirs of John Duke of Marlborough. (S. oben S. 409).

Die Königin empfing Marlborough mit großer Kälte; sie dankte ihm nicht einmahl für den großen Sieg, den er erfochten hatte; sie ging einen Schritt weiter: statt daß sonst alle Militärbeförderungen auf den Vorschlag von Marlborough geschehen waren, vergab sie jetzt Regimenter gegen seinen Willen auf Empfehlung ihrer Favoritinn, der M. Marsham. Auf Marlboroughs Drohung, sein Commando niederzulegen, kam es zu einer Art von Vergleich. Marlboroughs Ansehen bey dem Englischen Volke erlitt einen großen Stoß; man beschuldigte ihn laut, er verlängere den Krieg, seines eigenen Vortheils wegen, es ward sogar die Beschuldigung in Umlauf gesetzt, er habe die blutige Schlacht bey Malplaquet nur in der Absicht geliefert, damit er für die vielen vacant werdenden Officierstellen, vieles Geld gewinnen könne. Marlborough, der vielen Mißhandlungen, deren er täglich in England ausgesetzt war, überdrüssig, eilte zum Friedenscongreß in Vertruy-

denberg, der sich fruchtlos endigte, weil Ludewig XIV., aus dem, was in England vorging, auf eine baldige Auflösung der Coalition rechnete. — Bey Eröffnung des Feldzugs von 1710, versammelten Marlborough und Eugen ihre Armee bey Tournay, nahmen die stark verschanzte Linie der Franzosen hinter der Oberdyle und den Canal von Douay ein, und bemächtigten sich dieser Festung, welche Villars vergeblich zu entsetzen sich bemühte. Im Laufe dieses Feldzugs bemeisterten sich die Allirten noch der Festungen Acre und St. Venant. Während Marlborough die Feinde seines Vaterlandes glücklich bekämpfte, triumphirten seine Feinde über ihn zu Hause. Zuerst ward sein Schwiegersohn, Lord Sunderland, und dann sein langjähriger Freund und Gehülfe, Godolphin, aus dem Ministerio entlassen. Das neue Ministerium ward aus eifrigen Anhängern der Tories, folglich aus Feinden der Whigs und Marlboroughs besetzt. — Es ward bald sichtbar, daß der große Feldherr seinen Einfluß im Englischen Cabinet verloren habe. Allgemeine Furcht über den Ausgang verbreitete sich unter den Coalisirten. Der Kaiser von Deutschland bat Marlborough in einem eigenhändigen Schreiben, das Commando nicht abzugeben; er schrieb zu dem Ende selbst an die Königin Anna. Das neue Ministerium wagte es noch nicht, Marlborough von der Armee zu entfernen, und obwohl es unter der Hand dem Churfürsten von Hannover diese hohe Stelle antragen ließ, so schmeichelte es doch Marlborough mit der Hoffnung, daß er seine Stelle behalten sollte, wenn er sich ganz ihrer Partey ergeben, und insbesondere sich von seiner Frau trennen wollte. Marlborough verwarf diese Anträge, war aber schwach genug, unerachtet der drückenden Verhältnisse, unter welchen er von nun an das Commando nur führen konnte, solches auf dringendes Bitten der Allirten, und besonders des Prinzen Eugen, und seiner Freunde, der Whigs, noch ferner beyzubehalten.

So glänzend bisher die Laufbahn Marlboroughs gewesen war, so viele Demüthigungen sollte er von nun an erfahren. In dem neuen Parlemeute hatten die Tories eine entschiedene Majorität. Die Königin, die den großen Feldherrn sehr schlecht empfing, untersagte ihm so gar, den Dank der beiden Häuser für den glücklich geführten Feldzug anzunehmen; sie entließ seine Frau auf eine höchst kränkende Art aus ihrem Hofdienste. Marlborough mußte es sich gefallen lassen, von Harley und St. John, (nachmahls Lord Bolingbroke), den neuen Ministern, Personen, die er einst selbst zu Staatsämtern befördert hatte, über seine Militär-Operationen, von denen sie nichts verstanden, die empfindlichsten Vorwürfe anzuhören; er mußte mit diesen im Militärsache unwissenden Menschen den Plan zu dem neuen Feldzuge verabreden, dessen Mißlingen ihr Wunsch und ihr Bestreben war. Indem Lord Peterborough den Dank von beiden Häusern erhielt, sprachen diese indirecten Tadel gegen das Betragen Marlboroughs aus. Die Königin entzog ihm die Wohnung, welche er bisher im Palast von St. James gehabt hatte. Lange schon hatte sie die Geldzahlungen zu dem Bau des Palastes von Blenheim nicht mehr geleistet, und das Gebäude, das ein Denkmahl der Nationaldankbarkeit seyn sollte, gerieth schon vor seiner Vollendung in Verfall. Nicht genug, Marlborough in seinem öffentlichen und Privatleben, jeden nur möglichen Verdruß zuzufügen, arbeiteten die neuen Minister, ihm auch die Liebe der Nation zu entreißen. Die vorzüglichsten Schriftsteller Englands, unter diesen selbst Swift und Pope, wurden besoldet, den größten Mann, den England hervorgebracht hatte, zu verläumdern. Der Verlußt des Einflusses, den Marlborough so lange in England ausgeübt hatte, wirkte bald auf das Betragen der andern Fürsten. König Carl von Spanien, der Marlborough so oft und so dringend die Statthalter-schaft von den Niederlanden angeboten hatte, nahm

jetzt sein Wort zurück, als dieser solche zu erhalten wünschte. Das Glück, das bis dahin alle Schritte Marlboroughs begleitet hatte, sein Ruf, der erste Feldherr seiner Zeit zu seyn, und seine Reichthümer, hatten ihm viele Neider zugezogen. In einer Versammlung, wie die Englische, in welcher man ein siegreiches und zahlreiches Heer immer mit ungünstigen Augen betrachtet, und im Allgemeinen nicht für kriegerische Unternehmungen auf dem festen Lande gestimmt ist, mußte die Person eines siegreichen Feldherrn, der überdies die Königin und das Cabinet nach Gutdünken leitete, Besorgnisse und selbst Furcht erregen. Erscheinungen dieser Art ergeben sich aus der Natur der Sache: allein Marlborough erfuhr das Schicksal, daß Fürsten und Staaten, die ihre Erhaltung ihm verdankten, und was noch kränkender war, Personen, deren Glück er gemacht hatte, und deren Wohltäter er gewesen war, selbst mehrere, mit denen er in freundschaftlichen Verbindungen gestanden hatte, die Zahl seiner Feinde vermehrten. Nur der Churfürst von Hannover blieb sein Gönner, und in der Person des Prinzen Eugen fand er fortdauernd seinen wahren Freund. — Wenn man erwägt, wie groß die Abhängigkeit eines Befehlshabers einer Englischen Armee von dem Ministerio ist, so muß Marlboroughs Kühnheit, während die Königin und die Minister seine bittersten Feinde waren, und die Englische Nation selbst ihm ihre Gunst entzogen hatte, noch ferner das Commando führen zu wollen, in Erstaunen setzen. Marlborough begab sich nach dem Haag. Hier wurden fortdauernd Friedensunterhandlungen zwischen den Allirten und den Franzosen gepflogen, an welchen er keinen Theil hatte. Der Operationsplan, den er hier mit dem Prinzen Eugen verabredete, litt durch den Tod des Kaisers Joseph eine nachtheilige Veränderung. Eugen mußte mit dem größten Theil seiner Truppen nach Deutschland. Marlborough war jetzt viel schwächer als sein

Gegner Villars; dessenungeachtet glückte es ihm durch strategische Bewegungen, die Französische Armee aus ihren verschanzten Lagen zu vertreiben und im Angesicht derselben Bouchain nach einer mit großen Schwierigkeiten verbundenen Belagerung zu nehmen. Obwohl der Feldzug von 1711 keine glänzende Resultate lieferte, so zeigte er doch Marlboroughs große Feldherrn-Talente im schönsten Lichte, und zwar um so mehr, wenn in Erwägung gezogen wird, daß die Englischen Minister seine besten Generale, als z. B. Cadogan von seiner Armee abriefen, die versprochenen Truppenverstärkungen nicht schickten, und selbst den Sold für die Soldaten Monathe lang zurückhielten.

Bei seiner Zurückkunft in England erfuhr Marlborough das schreckliche Schicksal von den Ministern vor dem Parlemeute des Verbrechens des Unterschlagens öffentlicher Gelder angeklagt zu werden. Die Englischen Minister hatten schon lange ins Geheim Unterhandlungen mit Frankreich wegen eines Separatfriedens geführt. Als diese zum Abschluß reif waren, wurden die Bedingungen dem Parlemeute vorgelegt. Die Whigs, verstärkt durch die Ankunft Marlboroughs, widersetzten sich diesem Separatfrieden mit Erfolg. Um nun diese Parthey ihrer Hauptstütze zu berauben, traten die Minister mit jener Anklage hervor. Die Anklagepunkte waren 1. daß der Generalcommissär für jeden Contract, den er abgeschlossen hatte, an Marlboroughs Privat-Secretär 500 Ducaten hatte zahlen müssen; 2. daß Marlborough von den Subsidiengeldern an fremde Mächte jedesmahl $2\frac{1}{2}$ Procent erhalten hatte. Die Königin entließ auf diese Anklage Marlborough sogleich aller seiner Militär- und Ehrenstellen. Die Anklage ward nun im Parlemeute untersucht. Marlborough bewies, daß das Present für Abschließung eines Contracts immer eine Einnahme des commandirenden Generals gewesen sey, und daß namentlich der Prinz

von Waldeck, der vor ihm die Armee in den Niederlanden commandirte, solches bezogen habe; daß er, von dieser Einnahme die Unkosten für Kundschafter und Bestechungen an fremden Höfen, Ausgaben, wofür König Wilhelm in jedem Feldzuge in den Niederlanden jährlich 50,000 Pf. St. gerechnet habe, gestanden hätte, und zeigte sogar eine schriftliche Genehmigung der Königin Anna zur Beziehung dieser Einnahme. Endlich, daß der Abzug von $2\frac{1}{2}$ ProC. von den Subsidiengeldern mit Bewilligung und selbst auf Antrag der sie betreffenden fremden Mächte, geschehen sey. Das Parlament erklärte diese verschiedenen Einnahmen als ungesetzlich, und verurtheilte Marlborough zur Wiederbezahlung. Als aber gleich nachher die fremden Mächte, seinem Nachfolger im Commando, dem Herzoge von Ormond, diesen nehmlichen Abzug von $2\frac{1}{2}$ Procent als Geschenk anboten, ward diesem verstattet, es anzunehmen. Während dieses Processus kam der Prinz Eugen nach England als Bevollmächtigter seines Herrn, um sich der Abschließung eines Separat-Friedens zu widersetzen. Vergebens gaben ihm die Englischen Minister zu verstehen, er würde in seinen Unterhandlungen glücklicher seyn, wenn er aller Verbindung mit Marlborough entsagte. Eugen gab nur dem Gefühle der Freundschaft Gehör, laut redete er Marlborough das Wort. Seine Unterhandlung konnte keinen glücklichen Erfolg haben, allein Eugen gewann die Achtung und das Vertrauen aller nicht durch Parteyfucht verblendeten Engländer. —

Prinz Eugen erhielt nun an Marlboroughs Stelle den Oberbefehl über das vereinigte Heer in den Niederlanden, unter ihm befehligte der Herzog von Ormond die Britischen Truppen. Dieser hatte den geheimen Befehl, nicht gegen die Französischen Truppen feindselig zu handeln. Zu spät ward der Prinz Eugen von dieser Verrätherey benachrichtigt. In dem Augenblick, da Ormond zum Angriff beordert

ward, weigerte er sich zu gehorchen. Er verließ bald darauf mit den Englischen Truppen die Armee. Auch die in Englischer Bezahlung stehenden fremden Truppen wollte er mit sich nehmen. Allein diese verweigerten den Gehorsam. Die Folgen von der schlechten Politik des Englischen Cabinets sind bekannt. Die Vortheile, die Marlborough nach mehreren mühevollen Feldzügen errungen hatte, gingen in dem Feldzuge von 1712 zum Theil wieder verloren. Nicht vergebens hatte Ludwig XIV. gefrohleckt, als er die Entlassung Marlboroughs vernahm. — Die Königin und die Minister fuhren fort, Marlborough jede nur erdenkliche Art von Kränkung zuzufügen; diese Behandlung und der in dieser Zeit sich ereignende Tod seines Freundes Godolphin, brachten ihn zu dem Entschlusse, England zu verlassen. Nicht ohne Schwierigkeit erhielt er die dazu erforderlichen Pässe. Er begab sich mit seiner Familie nach Frankfurt am Mayn. Seine Reise dorthin glich einem Triumphzuge. Jedes Land, jede Stadt, die er berührte, beeiferte sich dem Helden den Zoll der ihm gebührenden Achtung zu entrichten. — Marlborough besuchte seine Herrschaft Mindelheim, die aber bald nachher durch den Frieden von Rastadt an Bayern abgetreten ward, und folglich für ihn verloren ging. Der Kaiser Carl versagte ihm ungerechter Weise, die ihm dafür gebührende Entschädigung. — Marlborough war in seiner Verbannung fortwährend sehr thätig, die Succession der Hannoverischen Linie in England zu sichern. Auf die Nachricht von dem kränklichen Zustande der Königin Anna, schlug er dem Churfürsten von Hannover vor, gleich nach erfolgtem Ableben der ersteren, mit den Englischen Truppen, die noch in Dünkirchen waren, nach England zu gehen, und traf die nöthigen Einleitungen zur Ausführung des Vorschlags. Er schickte irrsgeheim seinen Freund, den General Cadogan nach London ab, und rieth dem Churfürsten zur Verstärkung seines Anhangs kein Geld zu schonen,

zu welchem Zweck er ihm ein Anleihen von 20,000 Pf. St. anbot. Näher dem großen Theater zu seyn, vergab er sich nach Antwerpen. Im Gefolge der von England ihm gewordenen Nachrichten, daß die Minister beabsichtigten, den Prätendenten zum Nachfolger der Königin zu erklären, faßte Marlborough den Entschluß, selbst nach England zu gehen; indem er sich der Englischen Küste näherte, erfuhr er den Tod der Königin Anna, und daß Georg I. als ihr Nachfolger proclamirt sey.

Georg I. hatte noch nicht vergessen, daß Marlborough, als er die Reichsarmee im Feldzuge von 1708 commandirte, den Prinz Eugen mit den Oesterreichern, ohne ihm das Geheimniß des Operationsplans zu entdecken, an sich gezogen hatte. Der neue König behandelte Marlborough nicht auf diejenige ausgezeichnete Art, wie er erwarten konnte. Indessen übertrug er ihm die Stelle eines General-Capitän der Armee, und Master General of the Ordnance. In seiner Eigenschaft als General-Capitän unterdrückte er eine Unzufriedenheit, die sich unter der Englischen Garde zeigte. Vorzüglich aber bewährte er noch zuletzt den Namen, der erste Feldherr der damaligen Zeit zu seyn, durch seine geschickten Anordnungen für die Bewegungen der Englischen Truppen, welche gegen den Prätendenten, der in Schottland gelandet war, und sich einen großen Anhang verschafft hatte, geschickt wurden. — Die großen geistigen und körperlichen Anstrengungen, denen Marlborough sich während einer so langen Reihe von Jahren unterzogen hatte, äußerten nun ihren nachtheiligen Einfluß. Er behielt zwar seine öffentlichen Stellen bey, und nahm selbst noch bis auf einige Monathe vor seinem Tode an den Parlements-Verhandlungen Theil, aber von dem ehemaligen großen Mann war nur noch der Schatten übrig. Ein Schlagfluß hatte seine Zunge gelähmt, so daß er mehrere Worte nicht aussprechen konnte. Seine Nerven hatten so gelitten, daß er bey dem Anblick eines

Fremden sich oft der Thränen nicht enthalten konnte. Dieser Umstand wird nicht vom Hrn. Coxe bemerkt; ist aber noch in England allaemein bekannt. Selbst in diesem Zustande erregte der unruhige und herrschsüchtige Character seiner Frau, ihm noch oft Verdruß. Seine Lieblingsbeschäftigung war, seinen Palaß in Blenheim zu vollenden, welches aber auf seine eigene Kosten geschah, und den dortigen Park zu verschönern. Zu Blenheim lebte er im Sirkel seiner Kinder und Freunde, die sich bemühten, dem Greise den Abend des stürmischen Tages so angenehm als möglich zu machen. Ein zweyter Schlagfluß machte 1721, im 72sten Jahre seines Alters, seinem Leben ein Ende. — Wer kann Marlboroughs Leben lesen, ohne nicht dem Ausspruche Salomons beyzupflichten: alles auf der Welt ist eitel! So große Anstrengungen, deren sich außer ihm wenige Menschen unterzogen haben, eine ununterbrochene Reihe von Siegen, und ein glücklicher Erfolg in Unterhandlungen mit auswärtigen Mächten, der fast beyspiellos genannt werden kann; alles dieses setzte Marlborough am Ende seines Lebens nur der Verfolgung des nämlichen Volks aus, das er durch seine Siege berühmt gemacht hatte. Erst die Nachwelt hat ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Wenige Menschen waren im Privatleben liebenswürdiger, als Marlborough. Er war ein gehorsamer Sohn, ein zärtlicher Ehemann, ein liebevoller Vater, ein treuer Freund, ein nachsichtiger Herr seiner Dienerschaft. Er war der schönste Mann seiner Zeit; das Wohlwollen herrschte auf seinem Gesichte. Sein ganzes Wesen war hinreißend; so war seine Sprache; er bemächtigte sich aller Gemüther. Wahre Religiösität war ein Hauptzug seines Characters. Er wußte diese religiösen Gefühle selbst unter den wilden Soldaten im Feldlager herrschend zu machen. In diesem Puncte kann er nur mit Gustav Adolph verglichen werden. Er dachte die Menschen eben so

wohlwollend als er selbst es war, und ward daher oft getäuscht. Ein Fehler ward ihm nicht ohne Grund vorgeworfen, der des Geiges. Er trat seine Laufbahn, ohne Vermögen zu besitzen an, verheyra-
thete sich jung, und hatte bald eine zahlreiche Familie. Als ein zärtlicher Vater wollte er für seine Kinder sorgen, und als er schon ein großes Vermögen besaß, war die Sucht, Geld aufzuhäufen, bey ihm bereits zur Gewohnheit geworden. Er war aber nicht geizig, wenn es darauf ankam, Vorschüsse zu leisten, um große Staatszwecke zu erreichen, nicht bey der Ausführung von Prachtgebäuden, als z. B. Blenheim, Marlboroughs Haus u. s. f. Ein zweyter Fehler war seine zu große Nachgibigkeit gegen seine Frau. Allein die Herzoginn von Marlborough war, abgerechnet ihre Herrschsucht, ihre Neigung sich in die Politik zu mischen, und ihre Launen, sehr schön, klug und angenehm im Umgange.

In seinem politischen Character sind zwey Grundzüge hervorstechend: die Succession der protestantischen Linie auf den Englischen Thron zu befördern, und die Demüthigung Ludwigs XIV., der nach einer Universal-Monarchie strebte. Wir haben bereits bemerkt, wie viele Verdienste er sich um das Haus Hannover erworben hat. Es ist ein Schauspiel einzig in seiner Art, daß ein Privatmann, der nicht einmahl Minister ist, nur von seinen Talenten unterstützt, während einer langen Reihe von Jahren, die Politik der gegen Frankreich verbundenen Mächte, so wie ihre Finanz- und Militär-Einrichtungen, und die Operationen ihrer Heere leitete, sich selbst eine Armee gleichsam schuf, und die Mittel der Erhaltung derselben zu bereiten wußte. Die Klugheit, mit der er diese so complicirte Maschine leitete, verdient die höchste Bewunderung. Er sah fast mit mathematischer Gewißheit die künftigen Ereignisse voraus, und wußte bald die zweckmäßigsten Mittel zu wählen. — Im Parlemeute redete er nur über

politische und militärische Gegenstände, dann aber mit Klarheit und Vorsicht, jedoch ohne Rednerkünste. Bey Gegenständen, die ihn selbst betrafen, nahm seine Rede einen solchen feurigen und energischen Schwung, als ihn die Kunst nicht zu geben vermag. — Er war ein geborner Feldherr; wir sehen ihn, ohne daß er sich durch die Erfahrung zum Befehlshaber gebildet hat, gleich in dem ersten Feldzuge, da' er als solcher auftrat, Frankreichs erste Generale besiegen. In der schweren Kunst, Anführer von Heeren zu seyn, die aus Truppen von verschiedenen Mächten zusammengesetzt sind, verdient ihm nur der Herzog Ferdinand von Braunschweig an die Seite gesetzt zu werden. Und mit welchen Schwierigkeiten war sein Commando verbunden! Er mußte mit Generalen dienen, die ihm nicht subordinirt waren, ward oft durch die Gegenwart von Deputirten, ohne deren Zustimmung er nichts unternehmen durfte, an der Ausführung seiner Pläne verhindert. Wie glücklich war dagegen die Lage eines andern Englischen Feldherrn, den man in unsern Tagen mit Marlborough verglichen hat. Wenn dieser negociiren, bitten, bestechen und oft sogar gegen das Englische Cabinet heimlich handeln mußte, wenn er seine Entwürfe mit Erfolg ausführen wollte, commandirte jener als unumschränkter Gebieter, im Einverständniß mit seinem Könige und dessen Cabinet. In der Art der Kriegführung findet sich unter diesen beiden großen Generalen eine Verschiedenheit. Marlborough war in allen seinen Schlachten der angreifende Theil, während der Herzog von Wellington, wenige Fälle ausgenommen, in allen Schlachten, die er geliefert hat, die Angriffe erwartete. Beide Feldherren zeichnen sich aber durch die große Disciplin in ihren Heeren, durch die Tapferkeit, die sie ihren Soldaten einzusößen verstanden, durch den persönlichen Muth und Beharrlichkeit im Gefechte, endlich auch noch durch den Umstand.

aus, daß beide niemahls ein Treffen verloren haben. Marlboroughs größtes Talent war, einen zweckmäßigen Operationsplan im Großen zu entwerfen, und ihn dann mit einer Heimlichkeit und Schnelligkeit auszuführen, wovon wir in der neuern Geschichte, Friedrich II. von Preußen ausgenommen, wenige Beispiele finden. Auch darin haben diese beiden Helden eine große Aehnlichkeit, daß sie die Kunst verstanden, mit großen Heereshaufen lange Zeit im Angesicht des Feindes zu manöuvriren, um ihn zu falschen Bewegungen zu verleiten, dann aber mit Blitzesschnelle zum Angriff auf den schwächsten Punct überzugehen. Marlborough führte den Krieg als Mensch. Seine Soldaten nannten ihn nur unsern Corporal John, um die Pünctlichkeit zu bezeichnen, mit welcher er auf die Ausrichtung des kleinen Dienstes hielt, aber sie sowohl als die feindlichen Streiter, wenn sie gleich ihn als General fürchteten, liebten sie ihn doch als Mensch. Die große Sorgfalt, die er für die Verpflegung seiner Armee, so wie für die Verwundeten und Kranken hegte, ist noch in der Englischen Armee nicht vergessen. Mit gleicher Aufmerksamkeit nahm er sich der Kriegsgefangenen an, und suchte die Linder, die zum Kriegstheater dienen mußten, möglichst zu schonen. Der Character von Marlborough ist schön gezeichnet in Adam Smiths theory of moral sentiments. Lord Bolingbroke, der heftigste Gegner Marlboroughs, während des Lebens dieses Helden, sagt von ihm in seinen Letters on the study of history, nachdem er die großen Verdienste Marlboroughs als Feldherr und Staatsmann erwähnt hat: "I take with pleasure this opportunity of doing justice to that great man, whose faults I knew, and whose virtues I admired; and whose memory, as the greatest General and as the greatest minister, that our country or any other has produced, I honour."

B o n n.

Hey Weber: Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von August Wilhelm von Schlegel, Professor u. s. w. Ersten Bandes erstes Heft. 1820. 128 Seiten in Octav.

Der Zweck dieser Zeitschrift ist, laut der Vorrede, theils das bisher Bekannte im Fache der Indischen Alterthumskunde und Litteratur zusammen zu stellen, zu prüfen, und, wo es nöthig ist, zu berichtigen; theils das Neue, das in Europa, oder in Indien selbst, ans Licht gefördert werden mag, allgemeiner bekannt zu machen. Aus dem Ganzen soll nach und nach ein Repertorium erwachsen, in welchem man das während dieser Zeit Geleistete und noch zu Leistende übersehen mag. Alles, was irgend zur Erreichung dieses Zwecks etwas beitragen kann, soll in der Zeitschrift Platz finden; Geographie; Nachrichten und Urtheile über die Indische Baukunst und Bildnerey; Sprachkunde; Beziehung auf das Griechische Alterthum. In Verbindung mit dieser Zeitschrift steht die von der Königl. Preuss. Regierung dem Verfasser übertragene Anlegung einer Indischen Druckerey. Von einem solchen Unternehmen läßt sich vieles erwarten, wenn die Ausführung mit dem Vorsatze Schritt hält. Aber die Schwierigkeiten der Ausführung werden sich in demselben Verhältnisse vermehren, wie die Menge der Materialien einander durchkreuzen, und wie die Absicht, bey dem größern Publicum ein Interesse für die Indische Litteratur und Kunst zu wecken, mit den eigentlich gelehrten Untersuchungen und Notizen in Uebereinstimmung gebracht werden soll. Die Wenigen, die als Sprachkenner und Alterthumsforscher ihre Kenntnisse in diesem Fache erweitern wollen, werden die Zeitschrift nicht aufrecht halten können. Ob das größere Publicum lebhaften Antheil daran nehmen wird, hängt besonders von der Art ab, wie der Verfasser

und Herausgeber das Fremdartige, das für einen europäisch gebildeten Geist und Geschmack in den literarischen Schätzen Indiens liegt, in den Kreis der europäischen Begriffe herüber ziehen wird. Nach dem vor uns liegenden ersten Hefte läßt sich hierüber noch kein Urtheil fällen. Den Anfang macht eine schon einmahl in dem Jahrbuche der Preuß. Rhein-Universität abgedruckte Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand der Indischen Philologie; sehr brauchbar für diejenigen, die als Gelehrte in diese Studien eingehen wollen, besonders wegen der bibliographischen Notizen. Doch hat der Recensent, der die Sanskritsprache zu lernen nicht Zeit gehabt, aber seit vielen Jahren mit der Indischen Mythologie und Poesie, so weit sie durch europäische Schriften und Uebersetzungen bekannt geworden, Bekanntschaft zu machen nicht versäumt hat, in dieser Abhandlung nichts Neues gefunden. Hierauf folgt, unter der Ueberschrift Indische Dichtungen, eine vom Verfasser gewagte Uebersetzung eines Stückes aus dem Ramayana in Hexametern, mit einer Vorerrinerung und erläuternden Anmerkungen; also doch wohl vorzüglich für die Classe von Lesern bestimmt, die für die Indische Poesie erst gewonnen werden sollen. Der Verfasser ist, wie er versichert, nicht besorgt vor dem Einwurf, eine solche Uebersetzung sey eine fremdartige Verkleidung; denn, sagt er, der Hexameter sey keine örtliche, viel weniger bloß zufällige Erfindung; es sey eine unsterbliche und allgemein gültige Form für alle Sprachen, die vermöge ihres Baues ihn sich aneignen können. In welcher Ausdehnung und unter welcher Beschränkung dieser categorisch ausgesprochene Satz sich vertheidigen läßt, können wir hier nicht untersuchen. Gewiß ist, daß das Deutsche Nibelungenlied, in Hexameter gebracht, ungefähr eben so sich ausnehmen würde, wie hier das Indische Ramayana. Wer, wie der Recensent, das Eigenthümliche der Indischen Stoffe auch nur aus den Deutschen Nachbildungen die-

ser höchst merkwürdigen Versart von dem Bruder des Verfassers und von Hrn. Bopp kennen gelernt hat, wird den Ton des Indischen Epos in der herametrischen Uebersetzung vermissen. Hr. Professor von Schlegel hat sogar kein Bedenken getragen, die Griechischen Wörter Myriaden und Erebus in dieser Uebersetzung anzubringen. Als ein vorzüglicher Verskünstler hat er sich indessen wieder gezeigt. In der Vorerinnerung kommt ein Abschnitt über den Deutschen Hexameter vor, voll feiner Bemerkungen. Aber was haben diese Bemerkungen mit der Indischen Poesie gemein? Die Anmerkungen zu der Uebersetzung betreffen größtentheils die Indische Mythologie. Aber wird nicht eine klare Darlegung des Geistes der Indischen Mythologie, unentstellt durch die in Deutschland verbreiteten Phantasmen der idealistischen Natur- und Identitätsphilosophen, besonders nöthig seyn, den Zweck dieser Zeitschrift zu erreichen, und die mythologischen Anmerkungen verständlich zu machen? — Den Beschluß macht eine Recension des unter dem Titel Malus von Hrn. Bopp in der Ursprache herausgegebenen, critisch bearbeiteten und ins Lateinische übersehten Stücks aus dem Mahabharat. Mit Vergnügen haben wir eine Berichtigung der Anzeige dieses Werks angenommen, die sich in diesen Blättern (Jahrg. 1820, St. 1.) findet. Durch eine unbestimmte Andeutung verleitet, gerieth der Verfasser jener Anzeige auf die Meinung, dieses Stück des Mahabharat sey schon in einer Englischen Uebersetzung vorhanden. Bald darauf erfuhr er, was nun auch hier von Hrn. von Schl. angemerkt ist, daß der Malus im strengsten Sinne ein ineditum, also die Arbeit des Hrn. Bopp um so verdienstlicher und rühmlicher ist. Was Hr. v. Schl. an dieser Bearbeitung tadelt, muß ein Kenner der Sanscritsprache beurtheilen, dem der Verfasser dieser Anzeige auch gern die fortzusetzende Beurtheilung der Indischen Bibliothek des Hrn. von Schl. überläßt.

Göttingen.

Repertorium Commentationum a Societatibus litterariis editarum, secundum disciplinarum ordinem digessit, I. D. Reuss, Scientia et ars medica et chirurgica, therapia generalis et specialis. P. III. continens I — S. 1820. 476 Seiten in Quart.

P. IV. continens T — Z. Operationes chirurgicae. Medicina Forensis, Legalis et Politica, ebenfalls noch 1820 auf 507 Seiten (oder Tomus XIV und XV des ganzen Werkes.)

Wir freuen uns um so mehr, mit diesen zwey Bänden, die glückliche Beendigung eines jedem wißbegierigen practischen Arzte höchst willkommenen Werkes anzeigen zu können, als der Umfang desselber die Kräfte eines einzelnen, noch so fleißigen Mannes fast zu übersteigen schien. Allein auch hier siegte Deutsche Unverdrossenheit, gegründet auf einen durchdachten Plan und eine trefflich gewählte musterhafte Anordnung. Auf's bequemste läßt sich nur überschauen, was für jedes besondere Fach der Heilkunde, jede besondere Krankheit, nicht nur die voluminösen acta Naturae Curicorum, die Philosophical Transactions, die Mémoires de l'Acad. des sciences, und der Société d'Emulation, sondern auch die weniger händereichen, nicht leicht in andern Bibliotheken, außer der unsrigen anzutreffenden Gesellschaftsschriften z. B. die Americanischen und Asiatischen enthalten. Dankenswerth scheint uns noch insbesondere, daß nicht nur außer den Lateinischen Synonymien, auch die Deutschen, Holländischen, Dänischen, Schwedischen, Isländischen, Englischen, Französischen, Italianischen, Spanischen, und Portugiesischen beygefügt, sondern auch die vollständigen Titel der einzelnen Abhandlungen, mit pünctlichster Genauigkeit, angegeben werden. Ein Index auctorum erhöht noch den Werth dieser Bände.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 26. März 1821.

Philadelphia.

By Abraham Small: Transactions of the Historical et Literary Committee of the American Philosophical Society, held at Philadelphia, for promoting useful knowledge. Vol. I. *Invenies illic et facta domestica vobis; Saepe tibi pater est, saepe legendus avus.* —
Ovid.

1819. C. L und 464, in gr. 8.

G ö t t i n g e n .

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Johann Hekewelder's, evangel. Predigers zu Bethlehem, Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der Indianischen Völkerschaften, welche ehemahls Pennsylvanien und die benachbarten Staaten bewohnten. Aus dem Englischen übersetzt, und mit den Angaben anderer Schriftsteller über eben dieselben Gegenstände (Carver, Loskiel, Long, Volney) vermehrt von Fr. Hesse, evangel. Prediger zu Mienburg. Nebst einem die Glaubwürdig-

B (3)

keit und den anthropologischen Werth der Nachrichten Hecke-welder's betreffenden Zusätze von G. E. Schulze. 1821. S. XLVIII und 582. in 8.

Die Zunahme des Eifers der Gelehrten in den nordamerikanischen Freystaaten für die Erweiterung wissenschaftlicher Kenntnisse ist eine höchst erfreuliche Erscheinung, und zu den guten Früchten dieses Eifers gehört auch der vor uns liegende erste Band der Verhandlungen einer neuen Classe der Americanischen philosophischen Societät zu Philadelphia. Die Anzeige desselben in diesen Blättern erfolgt aber erst jetzt, weil es Absicht war, damit die Anzeige der Deutschen Uebersetzung desjenigen Bestandtheils davon zu verbinden, welcher für die Menschenkunde von vorzüglicher Wichtigkeit ist.

S. I—XVI der Transactions enthält Nachrichten und Actenstücke über die Einrichtung der neuen siebenenten Classe bey der Americanischen philosophischen Societät, und über deren Bestimmung, sich die Erforschung der Geschichte, Geographie, Alterthümer und Statistik der Länder, welche die vereinigten Staaten bilden, angelegen seyn zu lassen. S. XVII bis XLVI folgt ein Bericht des correspondirenden Secretärs der neuen Classe, Hrn. Peter S. Duponceau über den Fortgang der ihm aufgetragenen Nachforschung über den allgemeinen Character und die Formen der Americanischen Sprachen. S. XLVIII bis L ist ein Verzeichniß der handschriftlichen Werke über die Americanischen Sprachen und die Geschichte einzelner Americanischer Stämme mitgetheilt, welche der historischen Classe vorgelegt worden sind, oder sich in der Bibliothek derselben befinden. Den größten Theil des Werkes (von S. 1—347) nehmen aber die Nachrichten des ehrwürdigen Hecke-welder über die Indianischen Völkerschaften ein. Hierauf folgt S. 355—446 der Briefwechsel zwischen Duponceau und Hecke-welder über die Sprachen der Americanischen Indianer, dem noch ein von diesem

verfertigtes Verzeichniß von Wörtern, Redensarten und Dialogen in der Sprache der Delawaren beygefügt ist.

Was die Heckewelderischen Nachrichten über die Sitten und Gebräuche der Nordamericanischen Indianer betrifft, so können sie freylich nicht lauter Neues enthalten, weil diese Sitten und Gebräuche schon von mehreren guten und unbefangenen Beobachtern derselben beschrieben worden sind. Allein in jenen Nachrichten ist Vieles, was Andere von den Indianern gesagt haben, genauer bestimmt und bekräftiget worden; durch ihre Ausführlichkeit aber und durch die darin in großer Anzahl angeführten einzelnen Vorfälle aus dem Leben der Indianer machen sie es erst möglich, sich dieses Leben seinen besondern Eigenthümlichkeiten nach vorzustellen, was von den Nachrichten Anderer nicht gerühmt werden kann. Eben so sind die gleichfalls sehr ausführlichen Aufklärungen über die Sprachen der Americanischen Völker, welche Duponceau's Bericht und dessen Briefwechsel mit Heckewelder enthält, als eine wahre Bereicherung der allgemeinen Sprachkunde zu rühmen, und es ist sehr erfreulich zu bemerken, daß das, was Adelung im Mithridates anfang, und Vater fortsetzte, nun auch schon in America einen wichtigen Zuwachs erhalten hat. Eines kurzen und dabey noch verständlichen Auszuges ist jedoch dieser aus sehr gründlichen Nachforschungen entstandene Bericht und der dazu gehörige Briefwechsel nicht fähig, und wir können bloß anführen, daß nach demselben alle bis jetzt untersuchte Sprachen in America, deren Zahl nicht geringe ist, der großen Verschiedenheit der Laute, woraus die Wörter bestehen, ungeachtet, eine grammatische Form mit einander gemein haben, wodurch sie von allen bis jetzt bekannten Sprachen der alten Welt, selbst die Basische, in der man neuerlich viele Aehnlichkeiten mit jenen gefunden haben wollte, nicht ausgenommen,

gänzlich abweichend sind, und daß gleichwohl diese Form ein sehr regelmäßiges und feines Erzeugniß des Verstandes ausmacht.

Da die Heckewelderischen Nachrichten über die Nordamericanischen Indianer so reich an Stoff für Völker- und Menschenkunde sind; als Bestandtheil der Schriften einer gelehrten Societät in America aber bey uns wohl immer eine Seltenheit bleiben dürften, so wird die deutsche Uebersetzung derselben wohl nicht für ein Erzeugniß der Uebersetzungsucht gehalten werden können. Sie ist von einem beider Sprachen kundigen Manne verfertigt, und hält sich genau ans Original; die in diesen vorkommenden Wiederholungen sind jedoch übergangen, auch ist manche etwas gedehnte Erzählung zusammengezogen worden. Mit jenen Nachrichten ist aber noch in besondern Anmerkungen zu jedem Kapitel die Anzeige dessen von dem Hrn. Pastor Hesse sehr zweckmäßig verbunden worden, was andere gute Beobachter über die in jedem Kapitel angeführten Dinge berichten. Die Uebersetzung enthält also gewissermaßen das Ganze der vorzüglich glaubwürdigen Nachrichten, welche wir über die Indianer erhalten haben. Denn es ist auch der für die Kenntniß der Nordamericanischen Sprachen sehr wichtige Bericht D'ouonceau's, mit den dazu nöthigen Erläuterungen und Beyspielen aus dem Briefwechsel, dem neunten Kapitel, worin Heckewelder von diesen Sprachen handelt, beygefügt. Da aber jene Nachrichten nicht in allen Puncten mit einander übereinstimmen, und den Heckewelderischen eine Vorliebe für die Indianer zum Grunde zu liegen scheint, so hat Hr. Hofr. Schulze in einem besondern Zusätze zu dem Werke den Mangel der Uebereinstimmung aufzuklären gesucht. Und um zu bewirken, daß die Nachrichten nicht bloß zum Zeitvertreibe gelesen, sondern zur Erweiterung der Menschenkunde benutzt würden, sind von ihm einige Beobachtungen über

das in der Denkart, Gesinnung und Lebensweise der Nordamericanischen Indianer vorzüglich Wichtige, beygefügt worden. Hiezu wird gerechnet der reine Theismus in der Religion dieser Indianer, ihre vollkommen demokratische Verfassung und deren Wirkung, endlich der Mangel der Empfänglichkeit für Civilisation bey denselben. In der letzten Rücksicht werden sie verglichen mit den Beduinen-Arabern, denen sie in sehr vielen Stücken auf eine auffallende Art ähnlich sind, von denen sie aber in Ansehung der Empfänglichkeit für Civilisation und Cultur gänzlich abstechen. Die Ursache dieses Abstechens wird nun nicht dem Clima, dem Boden und der Nahrungsort, sondern einem Unterschiede beider Völker in Ansehung der productiven oder dichtenden Einbildungskraft zugeschrieben. Den Arabischen Beduine machte sein poetischer Sinn der Annahme jeder Cultur fähig, wenn er seine ursprüngliche Heimath verlassen hatte und sich in cultivirten Ländern niederließ. Dem Nordamericanischen Indianer fehlte hingegen dieser Sinn gänzlich, und er blieb daher, obgleich nicht geringen Ausbildung seines Verstandes ungeachtet, an den Grenzen des civilisirten Lebens stehen, ohne diese Grenzen jemahls zu überschreiten.

H a n n o v e r.

Bey dem Verfasser und den Gebrüdern Hahn: *Commentatio de Acaciis aphyllis auctore Henrico Ludolpho Wendland, hortul. reg. in hort. Herrenh. 1820. XII und 55 S. in Quart, mit 14 Kupfert.*

Diejenigen Acacien, denen man gewöhnlich einfache Blätter zuschreibt, sind es, welche in der vorliegenden Abhandlung von einem Sohne des von specieller Pflanzkunde so verdienten Garteninspectors Wendland zu Herrenhausen monographisch bearbeitet sind. Gewiß mit Recht nennt der Verf. diese Gewächse

Blattlos, denn die sogenannten Blätter sind *costae*, an welchen die Blattchen fehl schlagen, weshalb sie sich freilich blattartig ausbreiten, aber doch stets durch ihre verticale Lage, durch die Drüsen am obern Rande u. s. w. ihre wahre Natur zu erkennen geben. Noch deutlicher wird die Annahme des Verf. dadurch bestätigt, daß alle hierher gehörigen Arten im jüngern Zustande auf diesen vermeinten Blättern wirkliche *foliola* tragen, einige sogar noch zuweilen, wenn sie schon vollkommen erwachsen sind, wie z. B. *A. heterophylla*. 38 solcher blattlosen *Acacien* hat der Verf. aufgeführt (Willdenow hat in den *Spec. plant.* nur 16): die meisten sah er selbst, und diese sind mit lobenswerther Genauigkeit, zuweilen sogar zu weitläufig beschrieben, bey den andern ist das von den Schriftstellern darüber gesagte sorgfältig zusammengetragen, alle aber sind durch treffende Diagnosen scharf bezeichnet, so daß die Bestimmung der einzelnen Arten gewiß sicher und leicht darnach geschehen kann. Die Reihenfolge derselben ist ebenfalls ganz der Natur angemessen, und zweckmäßig sind sie in zwey Abtheilungen gebracht. Die erste enthält diejenigen, deren Blumen in Köpfen stehen: an ihrer Spitze steht die paradoxe *A. alata* Br., durch *A. juniperina* und *taxifolia* aber schließt sie sich an die ährentragenden, welche die zweyte Abtheilung ausmachen, und unter diesen zunächst an *A. verticillata*. Neue, noch nicht beschriebene Arten finden sich sechs, alle ausgezeichnet und hinlänglich von den schon Bekannten verschieden, wie Rec. aus eigener Ansicht weiß. — *A. amoena* tab. IV. Im Habitus und durch die Form der Blattstiele der *A. myrtifolia* verwandt, aber durch vielblüthige Köpfschen, durch mehrere Drüsen am Vorderende der Blattstiele und durch den fünftheiligen Kelch leicht zu unterscheiden. — *A. emarginata*: steht freilich der *A. stricta* Willd. sehr nahe, scheint aber doch eine gute *Species* zu seyn. — *A. crassiuscula*

tab. VIII. kommt auch schon in einigen deutschen Gärten vor. — *A. longissima* der Engländer, welche in Deutschland auch schon cultivirt wird, ist hier ebenfalls zuerst beschrieben und tab. XI abgebildet. *A. homomalla*. Eine der schönsten, zur zweyten Abtheilung gehörig, tab. XIII. vortrefflich abgebildet. *A. dolabriformis*, mit wunderfam gestalteten Blattstielen, sah der Verf. nicht mit Blumen, weshalb er sie noch als zweifelhaft anführt.

Abgebildet sind auf den 14 Kupfertafeln außer diesen neuen alle diejenigen, von welchen noch keine Abbildung vorhanden war, also hauptsächlich die von R. Brown in der zweyten Ausgabe des Hort. Kewens. nur kurz bezeichneten Arten, deren genaue Beschreibungen überhaupt einen schätzbaren Theil des Buchs ausmachen. Die Abbildungen sind mit bloßen Umrissen, nicht colorirt, und mehrere darunter wirklich recht gut ausgefallen z. B. *A. melanoxyton* tab. IV, *A. sulcata* tab. X. *A. mucronata* tab. XII, und besonders *A. falcata* tab. XIV: andere aber sind, am meisten hinsichtlich der kleinen Theile keinesweges hinlänglich genau und befriedigend. Noch muß Rec. bemerken, daß er ungern in dem gemeinschaftlichen Character dieser Gewächse, der übrigens trefflich dargestellt ist, eine Beschreibung der Früchte und besonders des in dieser Gattung so merkwürdigen *funiculus umbilicalis* vermißt hat. Auch dürfte es nicht zu billigen seyn, daß der Verf. die *A. dodonaeifolia* Pers. *A. viscosa* genannt hat, da diese Art doch unter dem letztern später ihr beygelegten Namen, wenn er auch passender seyn möchte, noch nirgends beschrieben ist, sondern bloß in einigen Gärten so genannt wird. In typographischer Hinsicht zeichnet sich der Text sehr vortheilhaft aus: möchte es doch nur dem Verf. gefallen haben, dafür zu sorgen, daß nicht eine so große Menge oft den Sinn entstellender Druckfehler stehen geblieben wäre.

Halle und Berlin.

Des evangelischen Predigers C. J. Latrobe Tagebuch einer Besuchsreise nach Südafrica in den Jahren 1815 und 1816; nebst einigen Nachrichten von den zur Mission der Brüder-Gemeine gehörigen Niederlassungen am Vorgebirge der guten Hoffnung. Aus dem Englischen übersezt, für Deutsche Leser bearbeitet, und mit einigen Anmerkungen versehen. Von Friedr. Hesse, evang. Prediger 1820. 398 S. 8.

Durch diese Uebersetzung ist der Werth des St. 51 des vorigen J. angezeigten Originals sehr erhöht worden. Nicht nur ist in den vielen unterstehenden Anmerkungen erläutert, ergänzt, genauer bestimmt, berichtigt, wo es irgend nöthig war; sondern im Anhange von 319 — 398 folgen ausführliche Berichte über die natürliche Beschaffenheit, den politischen Zustand, die häusliche Wirthschaft, die Gewerbe, den Handel, Wallfischfang, die Erzeugung des Weins, jetzt besonders des von den Engländern sogenannten und geschätzten Cap-Madeira u. a. und einige der neuesten Veränderungen der Colonie. Alles so, wie der Verf. vermöge seines vieljährigen dortigen Aufenthaltes und fortdauernder Verbindungen es konnte. Einen kleinen Verstoß hat derselbe dem Recens. in einem Briefe selbst angezeigt; nemlich die Verwechslung des Manganerzes (manganese, magnesium), mit Magnesia (Bittererde). Die Erklärung des Ursprungs der Salzflachen in der Nähe der Capstadt S. 363 f. möchte wohl auch nicht genügen. Doch ohnè genaue Untersuchungen an Ort und Stelle läßt sich darüber nicht streiten.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. Stück.

Den 29. März 1821.

Berlin.

Bey Reimer 1820: Civilistische Abhandlungen von Ge. Fr. Dirksen, Prof. der R. zu Königsberg. Erster Band VI und 477 Seiten. Zweyter Band 524 S. gr. 8.

Der Verf., dessen Doctor-Disputation über die *lex de Gallia Cisalpina* schon im Jahrgang 1812 angezeigt worden ist, erklärt sich in der Vorrede, die meisten dieser Aufsätze, deren Gegenstände selbst den s. g. eleganten Juristen nur entfernt interessirten, könnten eben so gut antiquarische heißen, er nenne sie aber civilistische, weil sie sich auf die Quellen des Römischen Rechts bezögen, und daß sie das Gebiet der civilistischen Praxis nicht brandschaften, sey keine Einwendung dagegen. Zwey davon seyen schon gedruckt, aber nur in ihren Grundzügen, sonst sey ihm die Erbärmlichkeit fremd geblieben, das bereits im Publicum bekannt Gemachte und kaum Bemerkte in erneuter Gestalt zur Messe zu bringen. Schon in diesen Aeußerungen liegt eine gewisse Bezeichnung des Tons, der im Buche herrscht, und das *juger du tout par la préface* ist hier ziemlich am Plage.

(3)

Schon bey ihnen möchte sich Rec., so höchst unparteyisch er dabey ist, doch auch der Schriftsteller annehmen, die etwas Practisches erörtern, oder die z. B. ein Programm, in einer andern Gestalt, mehr in den Buchhandel bringen. I. Ueber den öffentlichen Gebrauch fremder Sprachen bey den Römern. Dabey ein paar Kleinigkeiten. Daß Cicero, wie es S. 24 heißt, der erste gewesen sey, der Griechische Gesandte ohne Dolmetscher angehört habe, folgt doch aus der Stelle, sein Lehrer sey zuerst so gehört worden, nicht. "Universitäten" wie S. 77 im heutigen Sinne möchte man die Rechtsschulen zu Justinian's Zeit wohl nicht nennen dürfen. Von S. 93 an II. Ueber die Criminal-Jurisdiction (kein Römischer Ausdruck) des Römischen Senats, oder wie es hier oft heißt, welche Criminal-Sachen "für ihn reffortirten". S. 99 will der Verf. gegen die bisherigen Alterthumsforscher billige Nachsicht üben, die solche Untersuchungen "so über alle Begriffe schülerhaft behandelt haben". S. 171 kommt das berühmte *e campo comitia ad patres translata sunt*, mit der Erläuterung: *scil. Tiberii temporibus*, statt: bey dem Regierungsantritt dieses Kaisers, vor, und es heißt, die Stelle sey "von gründlichen Alterthumsforschern stets mit Beschränkung auf die Magistrats-Wahlen erklärt worden". Lipsius, den der Verf. ganz allein anführt, that es freylich, ein hier gebräuchter Grund die *comitia imperii* ist aber von Andern. S. 192. III. Bemerkungen über Justinian's Compilation. Das Urtheil S. 193 über Hotman's *Antitribonian* (das Lateinische ist eine Uebersetzung), man thue seinen Untersuchungen Unrecht, wenn man sie ungründlich nenne, denn sie seyen entschieden verkehrt, ist schneidend genug; aber unterschreiben möchte es wohl nicht Jeder, auch wer Hotman's Ansichten nicht ganz theilt. Von "Untersuchungen" war eigentlich keine

Rede, sondern von Ermahnungen erstens zum Erlernen des Französischen Rechts und zweytens zu einem neuen Gesetzbuche. Daß dabey Justinians nicht in Ehren gedacht wurde, ist in der Ordnung. Unser Verf. hingegen lobt Justinian's Plan, aber er tadelt Tribonian's Ausführung, besonders auch darin, daß so viele Stellen der Pandecten unfehlbar nur aus der zweyten Hand benutzt seyen, wie Johannes Lydus dieß bey Junius Gracchanus gethan habe. Hierbey hat nun ein eigenes Glück oder Unglück Statt; kaum ist dieser Aufsatz gedruckt, so erscheint auch schon die neulich angezeigte Entdeckung des Hrn. D. Bluhme, nach welcher denn die Werke, die so klar zum Scheine excerpirt seyn sollten, so obligat ihre Stelle in einer der drey Reihen haben, daß es nicht recht möglich ist, länger anzunehmen, man habe sie nicht selbst benutzt, sondern nur bey Andern Etwas aus ihnen gefunden. Mehrere Andere können es also nicht gewesen seyn, und daß jedes solche Werk immer nur gerade bey dem vorgekommen sey, das in Hrn. D. Bl. Tabelle vor ihm genannt ist, wird man doch nicht leicht behaupten. Ein Glück ist das Zusammentreffen beider Bücher in so fern zu nennen, als die Wichtigkeit von Hrn. D. Bl. Entdeckung sich durch Nichts besser zeigt, als indem sie diese an sich gewiß schätzbare Untersuchung des Hrn. Prof. D. niederschlägt, die sonst Viel für sich gehabt hätte. Hoffentlich freut sich der V. selbst darüber, daß er auf diese Art widerlegt wird; wenigstens ist dieß bey einem andern noch Lebenden, der als sein Vorgänger zwar nicht von ihm, aber von Hrn. D. Bl., genannt wird, der Fall. Zur Ehrenrettung des Johannes Lydus aber, der sich schon in den "Bruchstücken" denselben Vorwurf machen lassen mußte, ist dem Rec. die Nachricht mitgetheilt worden, Johannes Lydus sage es in der Vorrede selbst, von Wem er die Stelle habe. Uebrigens ist

dieser Auffatz der kürzeste von allen, schon S. 242 kommt IV. Ueber die Behörden, welche im Römischen Reiche Privilegien ertheilten, mit einem Anhange S. 209 über die Dispensation von Eheverboten. S. 316. V. Critische Bemerkungen über einzelne Pandecten-Fragmente, wozu auch im zweyten Bande, von S. 324 an, die letzte Abh. gehört: Beyträge zur Critik einzelner Stellen des Justinianischen Codex. Der Verf. hat mehrere Königsberger Handschriften, wovon eine ein Stück von Vacarius enthält, verglichen. An Ausgaben war sein Borrath gering, namentlich hatte er von Haloander's Ausgaben nur Nachdrücke, und dadurch ist er verleitet worden, dem seel. Gebauer S. 331 so Unrecht zu thun, daß er es gewiß bedauern muß, nicht vorher einen von seinen Freunden, der die echte Haloandersche Ausgabe in der Nähe gehabt hätte, um eine Vergleichung dieser Stellen angegangen zu haben, wo ein Verdacht gegen den Nachdruck so sehr natürlich war. Gebauer, heißt es da, verlasse sich auf die Angabe von Brenkman, Haloander lese, wie die Handschrift zu Florenz in der bekannten Stelle der const. Omnem: male consuetum consequentiae cursum; allein Haloander habe consuetum nicht und auch kein anderes Beywort, zu welchem male gehörte. Wie wäre dieß möglich, gerade bey Haloander, der nie eine sinnlose Lesart aufnimmt? Brenkman und Gebauer haben auch vollkommen Recht, wie sich denn letzterer bey Haloander nicht auf Brenkman zu verlassen brauchte, consuetum steht deutlich da. Auch S. 317 ist Gebauer wohl Unrecht gethan, wenn es heißt, Schrader's schätzbare Darstellungen hätten ergeben, der hiesigen Ausgabe könne nicht einmahl das Prädicat einer vollständigen critischen Compilation mit einigem Grunde beygelegt werden. Herr

DR. S. wird sich wohl wundern, daß ihm etwas schon längst so allgemein Bekanntes, was Gebauer selbst nie geläugnet hätte, als eine Entdeckung zugeschrieben wird. Weit richtiger ist S. 323 die Bemerkung, daß bey Eujas, "diesem scharfsinnigsten und beweglichsten unter allen Eivilisten, das Urtheil über literarisches Verdienst Anderer gar sehr durch den augenblicklichen Eindruck bestimmt wurde." Jo. Wilh. Hoffmann's meletemata ad pandectas werden sehr gelobt; aber bey einem Familien-Namen, der so häufig vorkommt, darf der Vorname nicht fehlen, dagegen gibt es kein anderes infortiatum als das digestum, daher ist diese Bestimmung ff. infortiatum, die bey ff. vetus und ff. novum nie fehlen darf, ganz überflüssig und auch ungewöhnlich.

Noch ist von den zwey ersten Abhandlungen im zweyten Bande Etwas zu sagen, die erste bis S. 143 über den Zustand der jur istischen Personen nach Römischen Rechte, die zweyte: Bemerkungen über die erste Hälfte der Tafel von Heraclea, die hier Nes Britannicum heißt, ein Ausdruck, welchen Mazochi, der dritte Bearbeiter dieses Stücks, der erste des Ganzen, allerdings zur Abwechslung, und selbst auf dem Titelblatte des zweyten Theils ar 4 braucht; da er aber auch Britannicum frustum, auf dem Columnentitel Br. segmentum, und auf dem Titel des Buches Britannicum fragmentum sagt, so ist vollends kein Gedanke daran, daß jener Ausdruck irgend ein Kunstwort seyn sollte, oder daß der Gegensatz davon vulgo aeris Neapolitani nomine venit, und daß nun gerade dieser Ausdruck gar auch in einer andern Sprache beygehalten werden müßte. Ohnehin ist er leichter falsch zu verstehen als die drey andern. Erfieulich ist es, wie seit 1815 diese Inschrift in Deutschland so gar viel öfter bekannt gemacht worden ist, als in dem ersten halben Jahr:

Hundert nach Mazochi's Buche geschehen war. Auf den Abdruck mit der Uebersetzung im Magazine folgte 1816 eine Abhandlung der Herrn Prof. Mazzeoli in Gießen über die ganze Tafel und 1817 eine von unserm Verf. über das später gefundene, vor Mazochi gar nicht bekannt gewesene, Bruchstück. Von dieser Lateinischen Abhandlung ist denn die jetzt zu erwähnende Deutsche eine Ergänzung von vorn, was der V. damahls noch zu schwer gehalten hatte, da der Anfang sich auf etwas Veriornes bezieht. Gewisse Personen (wer weiß man nicht) sollten sich in Rom bey gewissen Obrigkeiten melden, und dann kein Getreide bekommen. Diesen Knoten haut nun der V. kühn entzwey, durch ein in §. 18 eingeschaltetes non wird es nun klar, wer sich nicht gemeldet hat, bekommt kein Getreide, so ist Alles in der Ordnung. Rec. findet dieß aber doch gar zu gewagt, auch um deswillen, weil in der ganzen Platte keine Vortheile für die Bewohner von Rom, sondern eher Nachtheile stehen, als sey es die Absicht gewesen, Einwohner anderer Gegenden von Italien, die nun cives geworden waren, von dem Wandern nach der Hauptstadt abzuhalten, wozu sonst auch die Austheilungen bewegen konnten. Wer von Euch sich in Rom niederläßt, der bekommt kein Getreide, wie obnehin Jeder da für sein Pflaster sorgen muß, keinen Lastwagen in die Stadt fahren lassen, und nichts auf einem öffentlichen Plage bauen darf. Daß §. 188 tutela aetatis und gleich darauf ein tutor sexus genannt wird, ist gegen den Römischen Sprachgebrauch. §. 269 ist über h. l. n. n. und s. f. e. eine neue Ansicht vorgebracht, die wohl schwerlich die richtige seyn dürfte. Es seyen lauter lästige Anhänge, und diese habe der Urheber eines Antrags zu einem Volksschlusse wohl immer erst nach der ersten Bekanntmachung eingeschaltet. Wir haben ja aber auch in Verordnungen der Kaiser, und jedes Volk hat, in seinen Gesetzen Beispiele

genug, daß von Anfang an gesagt wird, in einem gewissen Punkte sollte es bey dem Alten bleiben, oder aber etwas Anderes sey in dem neuen Gesetze nicht verboten. Die Worte der N. 118. C. I. nostras de his omnibus leges parentibus custodimus oder "daran er auch nit gefrevelt haben" im Privilegium zur P. G. D. sind ja ganz dasselbe, wie die hier so bedenklichen Römischen Formeln, und haben doch gewiß schon im ersten Entwurfe gestanden. S. 276 heißt es, bey Gelegenheit, daß die plostra auch nicht unbeladen hätten in die Stadt fahren dürfen, Rec. freylich übersehe das Wort immer durch Lastwagen. Heißt denn aber nur der Wagen so, der wirklich schwer belastet ist? Ackerswagen, Mistwagen u. s. w. mögen immerhin auch gemeint seyn, leere und beladene; nur nicht Luxus-Wagen, Reise-Wagen, von welchen Nazochi ganz recht behauptet, daß sie zu Plautus Zeiten auch so geheißen hätten, Jahrhunderte vor unserem Volkschlusse brauchte man, auch zum Fortbringen von Menschen, plostra, und bey den auf den Cultus sich beziehenden Umgängen mögen die Vestalinnen u. a. noch nach der alten Sitte gefahren seyn.

Bey der Sorgfalt, mit welcher die Druckfehler hinten angegeben sind, fällt es auf, daß der Geburtsort des Geschichtschreibers Dionys Halycarnas nicht ein für alle Mahle berichtet ist.

Hugo.

L o n d o n.

Gedruckt durch Taylor und C.: Florae Graecae prodromus etc. Characteres etc. elaboravit J. E. Smith, M. D. Soc. Linn. Lond. Praeses etc. Vol. II. P. II. 1816. S. 211—422. in qu. 8.

Dieser Schluß des schätzbaren Wertes, von dessen ersten Abtheilungen wir im 172. St. des Jahrg. 1816 dieser Anzeigen Bericht gegeben haben, ist in dem nehmlichen Geiste, wie jene verfaßt. Er um-

faßt die fünf letzten Classen des Sexualsystems und die Summe der Phänerogamen ist dadurch auf 2335, so wie die der Griechischen Gewächse überhaupt, mit Einschluß der Kryptogamen, auf 2588 gebracht worden. Die letzte hier genannte Abbildung des größeren Werkes ist Taf. 965 (*Acrostichum velleum*). An neuen Arten ist die Ausbeute hier weit geringer, als in den ersten Theilen und wir haben deren nur sechs bey Willdenow nicht genannte, gefunden: *Orchis undulatifolia* Biron. *Aristolochia parvifolia*, *Pteridium villosum*, *Arum Dioscoridis*, *Croton villosum*, *Juniperus macrocarpa*. Unter *Salix*, *Carex*, so wie in der ganzen Kryptogamie nichts Neues; es kommen hier größtentheils nur die gemeinen Arten vor. In Benennung der Flechten folgt der Verf. größtentheils *Acharius*, mit wenigen eigenen Abänderungen. Im Anhange folgen noch einige Berichtigungen und Zusätze, unter denen wir die Bestätigung unserer Vermuthung, daß *Allium lacteum* Fl Gr. das *A. album* der Italiänischen Botaniker seyn möge, gefunden haben. Reichhaltige genaue Register machen den Beschluß. Wir wiederholen, was wir bey Anzeige der ersten Theile erinnert, daß trotz der dankenswürdigen Bemühungen der beiden Verfasser diese reichbegabten Gegenden künftigen Forschern noch eine bedeutende Nachlese von Gewächsen, so hier nicht erwähnt, gelassen haben mögen. L. C. T.

P r a g.

Ben F. Tempisky: Monatliche landwirthschaftliche Verrichtungen, herausg. von einem practischen Landwirth. Mit 11 Tabellen. Dritte verbesserte Auflage. 1820. 8. Die Anweisungen sind sehr vollständig und zuverlässig; was etwa außerhalb Böhmens abzuändern ist, wird jedem Landwirth seine eigene Erfahrung leicht angeben.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften."

51. Stück.

Den 31. März 1821.

C a r l s r u h e.

In der Müllerschen Hof-Buchhandlung: "Ueber die durchsichtige Hornhaut des Auges, ihre Junction und ihre krankhaften Veränderungen, von Maximilian Joseph Ghelius, Doctor der Medicin und Chirurgie, und öffentlichem außerordentlichem Professor an der Großherzoglich Badenschen hohen Schule zu Heidelberg. 1818. S. 88 in 8.

Eine Kleine für die Physiologie und Pathologie dieses Theils interessante und an neuen Ansichten über die wechselseitige Beziehung der cornea mit humor aqueus, iris u. s. w. gehaltvolle Schrift, zu der Scarpas Beobachtung der Auflösung von Staarresten in der vordern Augenkammer, und die daraus gefolgerten Schlüsse, daß in der vordern Augenkammer die Resorption des humoris aquei, in der hintern aber die Aushauchung desselben vor sich gehe, Veranlassung gaben. — "

Die Hornhaut ist nach dem Verf. eine höher potencierte (serotica, und entwickelt sich erst mit dem deutlichern Hervortreten des Gegensatzes zwischen Expansion und Contraction im Auge zu ihrer lamellösen Bildung und Klarheit, und verändert sich durch

Krankheit wieder in einen der sclerotica ähnlichen Zustand. Sie steht aber auch im reciproken Verhältniß mit der Iris bey der Stufenbildung des Auges in verschiedenen Thieren: erst mit höherer Organisation wird die cornea mehr selbstständig, reißt sich von der Epidermoidalbildung mehr los, und trennt sich, zu eignem Leben erhoben, von dem unter ihr liegenden Gefäßneze, der Iris (die ähnlich dem rete Malpighi ist): je mehr sich in der Thierreihe ferner nun Irritabilität ausbildet, desto mehr bildet sich im Auge das Gefäßsystem aus, die Iris gewinnt ein freyeres lebhafteres Spiel, und gleichzeitig treten die humores klarer, diaphaner und in größerer Menge, nebst größerer Wölbung der cornea hervor: in niedern Thieren, den Fischen, sind die humores klarer, sparsamer, in höheren Thieren wässriger, geistiger, und die Linse, die bey jenen durch kugelförmige Gestalt den Mangel ersetzt, wird bey diesen platter. Die Differencirung der Gebilde des Auges ist nur eine Entwicklung der in ihm schlummernden Gegensätze zwischen Expansion und Contraction, und tritt erst da ein, wo sich eine vordere Augenkammer und Iris bildet. Was in der Thierreihe sich darstellt, finden wir auch in den verschiedenen Entwicklungs-Perioden des Menschen wieder. Im ersten Monat der Empfängniß ist das Auge des Embryo's völlig gleich dem Insectenauge, ohne Unterschied der sclerotica und cornea und die Iris liegt an letzterer, wie das rete Malpighi, ohne vordere Augenkammer und Pupille: erst um die Mitte der Schwangerschaft tritt der Anfang höherer Entwicklung des Auges ein mit Bildung einer Pupille, vordern Augenkammer, Absonderung von humor aqueus und Aufhellung der Hornhaut. Letztere beide stehen in Wechselbeziehung, mit Absonderung des humoris aquei tritt aber zugleich auch dessen Gegensatz, das pigmentum nigrum hervor, welches das Auge verfinstert, wie jener die cornea aufhellt. "Die wässrigte Feuchtigkeit ist die einzige Nahrung der

Hornhaut, sie wird von ihr eingefogen, zu ihrer Ernährung zerlegt, und verdunstet auf ihrer Oberfläche“.

Die Quelle der wässerigten Feuchtigkeit setzt der Verf. in die hintere Augenkammer, und die Secretionsorgane sind Iris, Ciliar-Körper und *processus ciliares*. Sie wird aus dem ätherischen Blute, welches jene Organe aus der *art. carotis cerebialis* zugeführt erhalten, abgeschieden, und herrscht daher auch Arteriellität in ihr vor. — Zwischen *cornea* und Linse herrscht eine auffallende Structurähnlichkeit, so wie die Linse von ihrem Kern gegen die Oberflächen schichtweise sich lockerer zeigt, damit sie den *liquor Morgagni* leichter aufnehmen kann, eben so zeigt sich die *cornea* gegen ihre innere Fläche poröser, und öffnet sich ihrer ätherischen Speise. — Pellucidität derselben hängt aber nicht allein von der besondern Natur und Mischungsverhältnissen der Stoffe in ihr ab, sondern auch von dem beständigen regen Stoffwechsel in derselben. Nur durch dieses reine Zellenleben, regelmäßige Auffassung und Ausscheidung des *hum. aquei* wird ihr mittlerer Grad von Cohärenz bedingt, wovon Pellucidität abhängt; Störungen desselben haben Trübung und größern Cohärenzgrad zur Folge. — Letzteres erfolgt schon allmählich durchs Alter: mit sinkender Sensibilität und Gefäßthätigkeit nimmt der *humor aqueus pigment. nigrum* (als dessen gleichen Schritt haltender Gegensatz) Durchsichtigkeit der *humores* ab, die *cornea* wird flacher, und an ihrem Rande kehrt dieselbe in einen der *sclerotica* ähnlichen Zustand zurück, (*arcus senilis*) wird dicker, fibröser; sie wird trübe, wollig und verliert ihren Glanz. — Der graue Schein in der Pupille ist Folge des abnehmenden *pigmenti nigri*. — Es gibt eine dreifache Verbindung der *cornea* mit *sclerotica*: entweder schlägt sich letztere außen über die *cornea*, oder die *cornea* legt sich mit ihrem Rande über *sclerotica*, oder der dünner werdende Rand der *cornea* wird in die *sclerotica* wie von

einer Scheide aufgenommen; letztere ist die häufigste und wohl normale Vereingung: und diese Verbindungen haben Einfluß auf die Entstehung des arcus senilis. Im ersten Falle ist die cornea flacher, im zweyten convexer: im ersten entsteht arcus senilis am häufigsten, selten und erst bey höherem Alter da, wo die cornea sich in eine Falze der sclerotica einfügt, oder unter den Rand der sclerotica legt. — Krankhafte Veränderungen können das schnell bewirken, was erst im höhern Alter sonst geschieht, und die cornea erleidet eine regressive Metamorphose zu ihrem ursprünglichen Zustand. — Vermöge ihrer eigenthümlichen Structur kann sie nicht entzündet werden, sondern alle Krankheitsercheinungen beruhen in gestörtem Stoffwechsel: da sie in der Mitte zwischen serösen und schleimhäutigen Gebilden steht, so wird sie in scrophulöse Leiden gezogen: ihre äußere Oberfläche, conjunctiva corneae nähert sich den Schleimhäuten, ihre innere Lamelle, die Descamatische Haut den serösen; diese Theile dürfen aber nicht als einzelne gesonderte Gebilde betrachtet werden, und deshalb bezweifelt der Verf. die Entzündung der Descamatischen Haut (Wardrop) als eine eigenthümliche (?) — Phlyctänen entstehen in der Bindehaut, an dieser Stelle sondert sich dieselbe von der cornea ab: der lockere poröse Bau der letztern sey aber Schuld an dem spätern Plagen, als wie man bey Phlyctänen der sclerotica bemerkt, und Eiter veranlaßt Erosionen, Geschwür: dieses ist von einem Gefäßkranze umgeben, indem die Gefäße der conjunctiva sich in die Hornhaut fortbilden, und im Boden bemerkt man weißgraue Bläschen, die Zellchen der Hornhaut. Bey weiterm Fortschreiten der Ulceration entstehen Fisteln, prolapsus nidis, keratocele, synechia anterior. — Hornhautflecke sind Folge gestörten Stoffwechsels, Leucome fibröse häutige und knorpelige Veränderungen, selbst oft mit Absetzung steinigter Concretionen. — Jede langdauernde Krankheit der äußern Gebilde, Ophthalmie, verz

breitet ihren Reflex auch auf die innern, daher Ver-
änderungen in der Iris, Misfarbigkeit, Verziehen
der Pupille, Lichtscheu.

Als Beweise für die Absonderung des *humoris aquei* in der hintern Augenkammer, und dessen Ab-
sorption in der vordern und namentlich durch die
cornea, gibt der Verf. an: 1. Absorption desselben
in der vordern Augenkammer und Vordrängen der
Iris bey der *pupilla clausa*. — 2. Bildung des
staphyloma racemosum. Der Verf. führt Beers
Beobachtung an, welcher auf künstliche Pupillenbil-
dung ein Rückschreiten der *staphylomatösen Metamorphose* beobachtete, indem das Verhältniß zwischen
beiden Augenkammern wieder hergestellt war. —
Der Verf. sucht die Ursache der *Staphylombildung*
in einer Regression auf eine niedrigere Stufe, mit
Vernichtung der vordern Augenkammer, indem auch
die *cornea* ihre Cohärenz verliert, so bald ihr gei-
stiges Leben und Assimilierung des *humoris aquei*
gestört wird. *Staphyloma pellucidum* besteht in
einer zu geringen Auffaugung des *hum. aquei* und
durch Ansammlung bewirkte Protrusion der Horn-
haut; wahrscheinlich liegt eine äußerst dünne Be-
schaffenheit der Hornhautlamellen zum Grunde. —
3. Vorherrschender Expansionstrieb, Entzündung der
Ciliarnerven und aufgehobener Nerveneinfluß dagegen
verminderte Absonderung: daher Atrophie bey Amau-
rosen, Minderung der Absonderung bey Sterbenden,
bey Verlegung der Ciliarnerven (Wenzel). 4. Un-
achtet ausgerotteter *glandula lacrymalis* bleibt das
Auge dennoch feucht durch Aushauchung des *humor-*
is aquei durch die *conjunctiva corneae*, nach-
dem er zum Stoffwechsel in der Hornhaut gedient
hat.

Auflösung der Staarreste geht in der vordern Au-
genkammer nicht absolut, sondern nur *relativ*
besser vor sich, weil sie daselbst von einer andern
Menge *humoris aquei* freyer umgeben werden. —

Bei jüngern Subjecten erfolgt sie rascher, nicht weil die meisten Staare in dieser Lebensperiode weicher sondern Hydrogenitätigkeit stärker ist, welcher Ursache auch die Häufigkeit der weichen Staare zuzuschreiben ist; und man muß daher den größern Gesensatz beachten, in dem die Linse zu dem feinern oxygenirten humor steht. Weiche Staare sind leichter in den Zustand ihrer Aufhellung und so in einen zur Auffaugung tauglichem Zustand durch den humor aqueus zu verwandeln, als die oxydirten härtern Staare durch die Flüssigkeit in einen Zustand der Oxygenation zurückzuführen sind. — Eine Zeitigung des weichen Staares in einen flüssigen verwirft der Verf., da gerade zwey entgegengesetzte (hydrogenisirender und oxydicender) Krankheitsprocesse die beiden Arten bedingen. — An Auflösung der Kapsel zweifelt der Verf. aus seiner Erfahrung. — Auch wird nur der dünnere Theil ergossenen Eiters resorbirt, der dickere oxydirtere Theil widersteht länger, wird oft gar nicht resorbirt, und legt sich an die Iris an: eben so bleibt der faserstoffige Theil ergossenen Blutes oft lange als gelbliche Masse liegen, ehe der humor aqueus ihn auflöset.

P e i p z i g.

Bei Verh. Fleischer d. j.: Sophoclis Electra. Ad optimorum librorum fidem recensuit et brevibus notis instruxit Godofredus Hermannus. 1819. S. XVI und 176. In Octav. Auch mit dem Titel: Sophoclis Tragoediae. Ad optim. libr. fid. iterum recensuit et brev. not. instr. Car. Gottlob Aug. Erfurdt. Vol. IV. Electra.

Da der seel. Erfurdt zu der kleinern Ausgabe der Electra gar keine Anmerkung zurückgelassen, in der größern Ausgabe die abweichenden Lesarten nicht sorgfältig genug angemerkt hatte, und andre Dinge fehlten; so suchte der treffliche Herausgeber diesen Mängeln abzuhelpfen. Zu dem Ende sind nun die Stellen,

wo Suidas und Eustathius auf die *Electra* Rücksicht nehmen, genauer angegeben, die verschiedenen Lesarten, die der Bemerkung werth oder einigen Nutzen zu haben schienen, beygebracht, und das nöthige zur Erklärung kurz und lehrreich zugleich vorgetragen. Außer den schon von Brunck und Erfurdt gebrauchten Msc. hatte der Herausg. zwey Leipziger, wovon in der Ausgabe des Ajax (S. J. 1819 St. 35) Auskunft gegeben ist, Vergleichen von zwey Moscauischen Msc., die Matthái besorgt hatte, R. Porsons *Adversaria*, welche die Abweichungen des Harleyschen Msc. enthalten, und das 14 Stück des *classical journal*, worin die Lesarten von zwey Msc. sind, welche Livinejus gebraucht hatte; endlich sind die alten Ausgaben, besonders die *aldina* und beide *juntinae* zu Rathe gezogen worden. In Hinsicht der Interpretation der Sachen und Worte ist sich der Herausg. ganz zweckmäßig gleich geblieben; doch scheint es zu viel gesagt, wenn er zur Entschuldigung der Widerlegung, daß einige vielleicht verlangen möchten, er hätte wohl mehr zur Interpretation beybringen können, sagt, diese sollten bedenken, *jure postulari posse, ut, qui Sophoclem tractent, omnino cognita habeant, quae ab recentioribus interpretibus ad Sophoclem atque Euripidem adnotata sunt*. Dieß scheint doch zu viel gefordert zu seyn, wenn der Hr. Verf. dieß auch von jedem Leser des Sophocles verlangt, wie die Worte angeben, was von dem Lehrer billiger Weise verlangt werden kann. Sehr gut hat übrigens der Herausg. in der Vorrede darauf aufmerksam gemacht, daß er in den Anmerkungen nicht selten auf die Ordnung und Stellung der Wörter hingewiesen, indem viele der irrigen Meinung sind, daß sie allein vom Metrum abhängen, da doch Sinn und Absicht des Dichters sowohl die richtige Wahl der Wörter als ihre passende Stellung und Anordnung, doch ohne Nachtheil des Metrums, bestimmen. Die Winke, welche für diejenigen beygebracht sind, die eine Vergleichung der drey Tragödien desselben Inhalts aus dem Griechischen Alterthume anstellen wollen, der Choephoren

des Aeschylus, und der beiden Electra von Sophocles und Euripides verdienen Beherzigung. Die Erfindung des Aeschylus, sagt der Hr. Prof., den Orestes aus der Locke, den Fußtapfen und dem Gewebe des Kleides erkennen zu lassen, ist freylich roh und vom Sophocles bescheiden von Euripides härter (V. 524 ff.) aetadelt worden, gleichwohl hat Aeschylus seine Vorzüge. Auch die Absicht des Aeschylus weicht ab, da jene bloß bey der Rache, die an der Clytämnestra und Aegysthus geübt wird, stehen bleiben, Aeschylus dagegen das ganze Unglück des Agamemnonischen Hauses beschreiben will. Es begegnete beiden Dichtern, wie der Herausg. schön bemerkt, was so oft bey andern bemerkt ist, und worauf der seel. Heyne mündlich und schriftlich aufmerksam machte, daß ein großer Kopf, sobald er in ein noch unbenutztes Feld der Poesie oder Prosa als Herrscher gleichsam tritt, seinen Nachfolgern es sehr schwer macht, sich darin ebenfalls auszuzeichnen. Sophocles hatte ein großes Muster vor sich, dem aber Fehler anklebten, die er vermeiden konnte, noch schwieriger ward es dem Euripides, der nun den bekannten Weg seiner beiden Vorgänger verlassen mußte. Für ihn lag hierin eine Entschuldigung, wenn es ihm nicht ganz gelungen ist, aber zugleich ging für ihn aus dem Zwange, einen neuen Weg und etwas Neues zu wählen, was unangezeigt die Zuschauer oft nicht verstanden, die Nothwendigkeit hervor, Prologe zu schreiben. Diese sehr natürliche Erklärung des Ursprungs der Prologe wird gewiß den verdienten Beyfall finden, selbst bey denen, die sich etwa Lessings und Cramers Abhandlungen hierüber erinnern. Sehr angenehm ist noch ein Nachtrag von Bemerkungen, welche die Elmsleysche Ausgabe der Medea von Euripides, die dem Herausg. gerade noch zu rechter Zeit während des Abdrucks dieses Stücks in die Hände fiel, veranlaßt und erzeugt hat. Mit der gewohnten Gelehrsamkeit und Gründlichkeit ist auch dieses vierte Bändchen ausgestattet und auf die Bemühungen der Gelehrten aller Zeiten zur Aufhellung der Schwierigkeiten dieses schönen Stückes geistreich und belehrend Rücksicht genommen worden, dessen Studium sehr viele Erleichterung gewonnen hat.

— —

G ö t t i n g i s c h e G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 31. März 1821.

M a i n z.

Bey Sim. Müller: Leibnizens System der Theologie. Nach dem Manuscripte von Hannover (den Lateinischen Text zur Seite) ins Deutsche übersetzt von Andr. Räß und Nik. Weis, Professoren im bischöflichen Seminar zu Mainz; mit einer Vorrede von Hrn. Lorenz Doller, ehemahligem Professor der Aesthetik zu Heidelberg. Mit Approbation des Hochwürdigten Generalvicariats. 1820. CXXVII und 349 S. gr. 8.

Das Systema theologicum Leibnitii ist im Jahr 1819 mit einer Französischen Uebersetzung zu Paris erschienen. Hr. Emery hatte erfahren, daß das Manuscript, von Leibniz selbst geschrieben, sich in der Bibliothek zu Hannover befinde. Im Jahr 1810 hat er den verehrungswürdigen Hrn. G. J. A. Feder, als Bibliothekar, um die Uebersendung desselben nach Paris, welche noch in demselben Jahre auf den Befehl der damaligen Regierung erfolgte. Das Manuscript ist ohne Ueberschrift, auf die Decke ist geschrieben: Syst. theol. Leibnit. Es ist in klein. Folio, hat viele Durchstriche und Rückweiser (3)

sungen, ist zum Theil schwer zu lesen, auf einigen Seiten ist die oberste Zeile halb weggefallen, Emery ließ eine Abschrift von demselben machen, und von ihr ist das Werk, aber erst nach dessen Tode, abgedruckt worden. Diejenigen, welche den Druck besorgt haben, sind nicht genannt. In der Vorrede sagen sie: "aus besonderen Ursachen ist das Manuscript der Bibliothek zu Hannover noch nicht zurückgestellt worden, sondern nur eine Abschrift davon." In der Vorrede lassen sie Auszüge aus Leibnizens, gleichfalls von Hrn. Feder an Emery überschieden Briefen und zwar an den bekanntlich catholisch gewordenen Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels abdrucken, wo es unter andern heißt: "Ich habe vor, dereinst eine Schrift über einige zwischen Catholiken und Protestanten streitige Punkte zu verfertigen, und, wenn dieselbe Beyfall von vernünftigen und gemäßigten Männern erhält, so werde ich mich darüber recht sehr freuen. Allein man darf durchaus nicht wissen, daß der Verfasser davon nicht zur Römischen Kirche gehöre. — Ich halte dafür, daß, wenn man durch die Anerkennung des Primats des Pabsts den Uebeln und Misbräuchen, welche die Kirche drücken, steuern könnte, man Unrecht haben würde, es nicht zu thun. Die meisten Einwürfe, die man gegen Rom macht, sind mehr gegen die Gebräuche des Volks, als gegen die Dogmen, da nun aber diese Gebräuche öffentlich misbilligt sind, so hören die Einwürfe auf. In Hinsicht der Dogmen besteht, wie mich dünkt, die Hauptschwierigkeit in der Transsubstantiation. Ich habe in Betreff der wirklichen Gegenwart Beweise gefunden, die aus der Mathematik und der Natur der Bewegung hergenommen sind, und mich sehr befriedigen. — Jedoch möchte ich wissen, ob die Art, wie ich es erkläre, in der Römischen Kirche angenommen werden könnte. Die sichtbare catholische Kirche ist in allen Glaubenspunkten, die zur Seeligkeit nothwendig sind, durch

einen besondern, ihr versprochenen Bestand des heiligen Geistes untrüglich. — Ich gestehe Ihnen freymüthig, daß ich in der Römischen Kirche seyn wollte, was es auch immer kosten möchte, wenn es nur geschehen kann, mit einem wahren Geistesfrieden und einer Gewissensruhe, die ich jetzt genieße, indem ich überzeugt bin, daß ich meinerseits nichts unterlasse, um einer so erwünschten Vereinigung theilhaftig zu werden. Wenn ich wüßte, daß Er. Durchl. die Sache zu Herzen nehmen sollten, so würde ich mich bestimmt erklären über die Art, wie aus dieser Ungewißheit zu kommen sey.“ — Die Rede des Hrn. Doller ist eine einleitende ausführliche Abhandlung, deren Resultate folgende sind: „Leibniz hat sich frühzeitig mit der Theologie und zwar aus echter Religiosität beschäftigt, er ist ein wahrer offenbarungsglaubiger Christ gewesen, er war weit von allem Indifferentismus entfernt, er war aber weder Socinianisch, noch lutherisch, noch reformirt gesinnt, er hat seine Vorliebe für den Catholicismus, in den wesentlichsten Grundsätzen desselben, ganz deutlich in gedruckten Schriften und in Briefen ausgesprochen, das System ist von seiner Hand geschrieben, in dem angeführten Briefe an den Landgrafen von Rheinfels gibt er schon zu erkennen, daß er ein Werk dieser Art schreiben wolle. Es kann demnach kein Zweifel über den Verfasser des Systems und dessen catholische Denkart obwalten.“ Die Abhandlung ist wirklich mit einer großen Kenntniß von allen Umständen, Begebenheiten und Schriften abgefaßt, welche zu jenen Resultaten führen können. Nur hätte sich der Verfasser mehr mit dem Systeme selbst beschäftigen, seine Echtheit aus inneren Gründen untersuchen; und seinen Inhalt in der Abhandlung selbst benutzen müssen. Auch ist der Stil sehr incorrect und die Perioden sind oft nicht einmal ordentlich gebaut. Vor allen Dingen kommt es darauf an, ob das System wirklich von Leibniz ist,

E (3)

und, wenn dieß der Fall seyn sollte, was er, damit wollte, ob er darin seine Ueberzeugung ausdrückte, oder ob er sich nur, politisch accommodirte, einen Höheren Orts verlangten Vorschlag zur Vereinigung mit der catholischen Kirche machen wollte, und von welchem Inhalte das System überhaupt ist. Die Grundsätze der Philosophie Leibnizens, so weit sie hieher gehören, und wie sie besonders in der Theodicee vorkommen, herrschen wirklich in diesem Werke; man findet sie namentlich in den Lehren von Gott, der Vorsehung, dem Uebel, der Offenbarung; man findet sie aber auch sonst in der Beurtheilung catholischer Dogmen angewandt, wie wir nachher an Beispielen zeigen werden. Man findet auch Leibnizens Geist und Manier, seine Feinheit, Klarheit und Würde. Das ganze Werk fängt so an: *Cum diu multumque invocato divino auxilio, depositisque, quantum forte homini possibile est, partium studii, perinde ac si ex novo orbe neophytus nulli adhuc addictus venirem, controversias de religione versaverim, haec tandem mecum ipse statui, atque expensis omnibus sequenda putavi, quae et scriptura sacra et pia antiquitas et ipsa recta ratio et rerum gestarum fides, homini affectuum vacuo commendare videntur.* Was bis S. 200 folgt, lautet, wie ein mit Gründen begleitetes offenes und klares Glaubensbekenntniß eines Mannes, der keine von den bestehenden Parteyen genommen hat, wohl aber auf die abweichenden Vorstellungen der Catholiken, Lutheraner und Reformirten, ohne sie leicht zu nennen, Rücksicht nimmt, und häufig bemüht ist, sie auszugleichen und zu zeigen, daß sie nicht so sehr von einander abweichen, als sie selbst behaupten und angenommen zu werden pflegt. Von S. 200 an ist es, wie wenn ein Catholike redete, seinen Lehrebegriff empfehlend und mild darstellte und vertheidigte. Der Verfasser fängt hier sogleich an: *Ritus sacri,*

quales definimus, numerantur septem: baptis-
 mus, confirmatio etc. Es verhält sich aber
 doch auch hier wiederum Leibniz, wie z. B. da, wo
 ein Versuch gemacht wird, die Möglichkeit der Trans-
 substantiation philosophisch darzuthun und es in der
 Einleitung dazu S. 230 so heißt: Non patitur
 brevitās nostra, ut in philosophiam longius
 excurramus, illud tamen obiter attigisse suf-
 fecerit, nos quoque non perfunctorie studiis
 mathematicis mechanicisque et naturae expe-
 rimentis operam dedisse, et initio in illas ip-
 sas sententias, quas paulo ante diximus, in-
 clinasse fatendum est; tandem progressu me-
 ditandi ad veteris philosophiae dogmata nos
 recipere fuisse coactos. Quorum meditatio-
 nem seriem, si exponere liceret, fortasse
 agnosceretur ab his, qui nondum imaginatio-
 nis suae praejudiciis occupati sunt, non us-
 que adeo confusas et ineptas esse eas cogita-
 tiones, ac illis vulgo persuasum est, qui re-
 ceptorum dogmatum fastidio tenentur et Pla-
 toni, Aristoteli, divo Thomae aliisque sum-
 mis viris tanquam pueris insultant. Daß das
 Manuscript von Leibnizens Hand sey, kann nach
 dem glaubwürdigsten Zeugnisse des Bibliothekars, der
 so viele andere Handschriften desselben unter Händen
 hat, nicht bezweifelt werden. Eine Abschrift von
 dem Werke eines andern Verfassers kann es auch
 nicht seyn, denn es ist viel darin ausgestrichen und
 corrigirt, und hier und da sieht es aus, als wenn
 noch nicht die letzte Hand daran gelegt wäre. Nimmt
 man Alles zusammen, so sind hinreichende Gründe
 vorhanden, das System für ein sechstes Werk Leib-
 nizens zu halten. Und es ist auch im Tone eigener
 Ueberzeugung, und selbst in vielen Stellen mit Theil-
 nehmung und Gefühl geschrieben. Nimmt man
 hinzu, daß er auch sonst oft äußert, wie sehnlich er
 eine Vereinigung der Kirchen wünsche und wie er sie

nur durch Rückkehr in die catholische Kirche unter gewissen Einschränkungen für möglich halte, daß er Bossuets bekannte Schrift sehr bewunderte, wie sie dann auch in diesem Werke S. 178 aurea fidei expositio genannt wird, so kann man wohl kaum anders glauben, als daß er diese Schrift aus Veranlassung der bekannten Unionsverhandlungen zu Hannover und zwar nicht bloß aus politischen Beweggründen verfaßt hat. Seine Ueberzeugung, die Kirchenvereinigung betreffend, läßt sich daraus allerdings abnehmen, von seinem Privatglauben kann hier nicht die Rede seyn. Es ist noch übrig, Proben zu geben, wie er gewisse protestantische und catholische Lehren darstellt und beurtheilt. Ueber die Lehre, daß der Glaube allein rechtfertige, erklärt er sich S. 58 so: *Videntur autem nonnulli eorum, qui totam justificationis vim in sola fide constituunt et virtutes alias tanquam fructus hominis per fidem justificati indubitate secuturos considerant, aliam notionem fidei habere, quam quae antea in scholis erat recepta, fidem enim non tantum in intellectu sed et in voluntate constituunt, imo fidei naturam eo usque extendunt, ut fiduciam filialem erga Deum complectatur, in qua mihi caritas sive dilectio Dei videtur involvi et mirum non est, si tota fide justificari homines volunt, qui sub fide spem et caritatem complectuntur; itaque si sic sentiunt, controversiam de vocabulis movent.* Ueber das Mönchsleben findet sich S. 84 eine sehr schöne Stelle, welche beweiset, daß Leibniz über solche Gegenstände nicht so beschränkt und einseitig urtheilte, wie manche hochmüthige Schulpedanten unserer Zeit. *Cum autem variis modis, sive jussu sive exemplo, pro conditione et ingenio cujusque divinam gloriam celebrare et prodesse mortalibus liceat, manifestum, praeter eos, qui in rerum actu et vita communi*

versantur, utiliter admodum Vari in ecclesia homines asceticos et contemplativos, qui, semotis vitae curis, domitisque voluptatibus, in contemplationem divini numinis operumque ejus admirationem toti ferantur, vel etiam propriis negotiis soluti, in hoc unum intenti sint atque excubent, ut aliorum necessitatibus succurrant, sive docendo ignaros et errantes, sive egentibus atque laborantibus opem ferendo: neque id ex minimis eorum est, quae ecclesiam illam commendant, quae una catholicae nomen, et insignia retinuit, in qua sola videmus excellentium virtutum asceticaeque vitae eminentia exempla passim edi atque curari. Itaque fateor, mihi semper religiosos ordines piasque confraternitates ac societates, aliaque hujusmodi laudabilia instituta mire probata fuisse: sunt enim quasi caelestis quaedam militia in terris, si modo, remotis depravationibus et abusibus, secundum instituta fundatorum regantur, et a summo pontifice in usum universalis ecclesiae temperentur. Quid enim praeclarius esse potest, quam lucem veritatis per maria et ignes et gladios ad remotas gentes ferre, solamque animarum salutem negotiari, interdicerere sibi variis illicebis atque ipsa jucunditate colloquii convictisque, ut contemplationi abstrusarum veritatum ac divinae meditationi vacetur; dedicare sese educationi juventutis ad spem doctrinae et virtutis, miseris, desperatis, perditis, captivis, damnatis, aegrotis, in squalore, in vinculis, in remotis terris auxilium ferre atque adesse, ac ne pestis quidem metu ab effusae caritatis officio deterreri: quicumque haec ignorant aut spernunt, hi nihil nisi plebeium et vulgare de virtute sapiunt et hominum obligationem erga Deum solemniū qualicumque obitione et fri-

gida illa consuetudine vivendi, quae vulgo sine zelo, sine spiritu in animis regnat, inepte metiuntur. Non autem consilium, sed praecipuum est, ut quisque in quovis vitae genere ad perfectionem christianam totis animae corporisque viribus nitatur, cui neque conjugium, neque liberi, neque magistratus, neque militia obsunt, etsi majora impedimenta objiciant: Consilium autem est, eligere vitae genus ab impedimentis terrenis magis solutum. — Uebet die Bilderverehrung wird S. 117 — 157 ausführlich geredet. Wir wollen es kurz zusammenziehen. Gott hat seinem Volke den Gebrauch der geschnittenen Bilder untersagt, und die ersten Christen haben auch keine Bilder in ihre Bethäuser aufgenommen. Nachdem später der Bilderdienst aufgekommen, so sind heftige Streitigkeiten darüber und Trennungen entstanden, die Juden und Muhammedaner haben die Christen deshalb angeklagt, und Muhammed hat vorzüglich deswegen so viel Beyfall gefunden, weil er sich rühmte, die Verehrung des einigen Gottes wieder herzustellen. Auch die Reformatoren haben hierin einen Vorwand für ihre Unternehmung gefunden. Und doch scheint für den religiösen Gebrauch der Bilder der offenbare Nutzen und die Vernunft zu streiten. Wir lesen und hören die Geschichten, um uns die Bilder derselben ins Gedächtniß zu prägen, da sie aber flüchtig und nicht immer klar genug sind, so muß die Mahler- und Bildhauerkunst als eine große Wohlthat Gottes betrachtet werden, weil wir durch sie dauerhafte, deutliche und schöne Bilder erhalten, durch deren Anblick die innern Bilder erneuert und dem Geiste tiefer eingepägt werden. Am wichtigsten ist dieß bey der Frömmigkeit, und alle Künste sollen vorzüglich bey der Gottesverehrung hervorglänzen. Daher haben das göttliche Gesetz und heilige Männer eine an sich unschädliche und, wenn sie in den gehörigen Schranken bleibt, nützliche Sache

nur in gewissen Zeiten und Orten eher verbraten
 wollen, weil sie Misbräuche erzeugen könnten, gegen
 welche sich zu verwahren, damahls sehr schicklich war.
 Als noch kein geschriebenes göttliches Gesetz verkün-
 digt wurde, und die wahre Gottesverehrung bloß
 durch Ueberlieferung der Alten fortgepflanzt wurde,
 verehrten viele Menschen sinnliche Gegenstände, Men-
 schen selbst wurden zu Gegenständen der Anbetung
 erhoben, auch diejenigen, welche Einen Gott verehr-
 ten, dachten sich ihn oft wie einen Menschen. Die-
 ser verkehrte Cultus wurde durch die Bilder verstärkt,
 ja man legte diesen selbst eine göttliche Kraft bey.
 Die Patriarchen setzten sich diesen Verderbnissen ent-
 gegen. Moses verbot durch ein Gesetz entgegen zu
 den, oder doch den religiösen Gebrauch der Bilder,
 um sein Volk vor dem herrschenden Götzendienste zu
 verwahren. Dieselbige Ursache dauerte vielleicht bey
 den ersten Christen fort, man wollte lieber eine an-
 sich nützliche, aber gleichgültige Sache entbehren, als
 zarte und unbefestigte Gemüther der Gefahr aus-
 setzen. Eben so würde es rathsam seyn, sie entfernt
 zu halten, wenn man Völker zum Christenthum be-
 kehren wollte, die durch Haß gegen die Bilder von
 der Annahme desselben abgehalten werden könnten,
 wie Araber, Perfer u. Das göttliche Gesetz wider
 die Bilder ist also bloß als Cerimonialgesetz zu be-
 trachten, welches nur für gewisse Zeiten bestimmt
 war, und von den ersten Christen aus wichtigen Ur-
 sachen eine Zeitlang beygehalten wurde. Es sollte
 aber eben so wenig immer fortdauern, als andre im
 N. T. noch weit deutlicher ausgedrückte Gesetze z.
 B. über das Essen des Bluts und des Ersticken,
 welche längst unter den meisten Christen antiquirt
 sind. Selbst bey den Juden wurde das Gesetz nicht
 so genau genommen, wie aus verschiedenen Verzie-
 rungen in der Stiftshütte und im Tempel erhellt.
 Unter den Christen wurden die Bilder nach und nach
 ohne Widerspruch der angesehensten Väter immer

mehr aufgenommen. Der Verehrung der Bilder haben sie sich zwar lange aus Furcht vor Aberglauben und besonders als sie noch vermischet mit Heiden lebten, enthalten. Endlich aber, da die Verehrung der Dämonen immer mehr vertilgt und von den Göttern nur noch spottweise geredet wurde, so fanden auch ehrwürdige Männer keine Ursache mehr, die Bilder, ein Alphabet der Einfältigen und einen mächtigen Antrieb zur Frömmigkeit für das Volk, vom Gottesdienste auszuschließen. Doch war man lange unentschlossen und verschiedener Meinung. Die Bilderverehrung fand in einigen Gegenden mehr, in andern weniger Aufnahme, dieß kam von der Verschiedenheit des Genius der Völker, der Stärke oder Schwäche ihrer Einbildungskraft her. Die Tridenter Synode erklärt ausdrücklich: man solle den Bildern Ehrerbietung beweisen, nicht als wenn in ihnen etwas Göttliches oder eine verehrungswürdige Kraft wohnte, oder als wenn man etwas von ihnen erbitten oder Vertrauen auf sie setzen sollte, sondern weil die ihnen erwiesene Ehre auf die Urbilder zurückfällt, weil wir durch sie Christum anbeten und die Heiligen verehren; durch die Darstellungen der Geheimnisse der Erlösung in Bildern und Gemälden werde das Volk unterrichtet, in den Glaubensartikeln bestärkt, an die durch Christum erteilten Wohlthaten erinnert, durch die Bilder der Heiligen werden den Glaubigen ihre Beispiele vor Augen gestellt, durch sie werden sie zur Anbetung und Liebe Gottes angefeuert. An diesen Bestimmungen der Synode ist gar nichts auszusetzen. Man nennt schon das Bilderverehrung, wenn man ein Bild an einem ansehnlichen Orte aufstellt, ausschmückt, beleuchtet, umherträgt; das gehört zum Außeren, und wird keine Schwierigkeit bey solchen haben, welche die Bilder nicht ganz verwerfen. Die eigentliche Bilderverehrung bezieht sich auf den Prototypus, sie ist Verehrung desselben vor dem Bilde. Die Scholastiker be-

Haupteten, man müsse dem Bilde Christi die Anbetung beweisen, die man dem Gottmenschen beweiset, aber die Handlung, welche Anbetung des Bilds genannt wird, ist eigentlich die Anbetung Christi selbst, bey Gelegenheit und dem Anblicke des Bilds, um sich die Gegenwart Christi lebhafter vorzustellen, und sein Gemüth brünstiger zur Anschauung des Herrlich zu erheben. Doch ist es heutzutag besser, sich dieser scholastischen Redensart zu enthalten und die Tridenter Synode hat sie auch weislich vermieden. In der Bilderverehrung, so wie sie bestimmt worden ist, liegt eben so wenig eine Abgötterey, als in der Verehrung, die man Gott und Christo beweiset, wenn man ihre heiligen Namen ausspricht: denn auch die Namen sind Zeichen und zwar weit unvollkommener, als die Bilder, weil sie die Sache noch viel weniger vorstellen. Vor einem äußeren Bild anbeten, ist nicht tadelhafter, als vor einem inneren, welches in unserer Phantasie gemahlt ist, das äußere drückt nur das innere aus. Vor dem Bilde des Gekreuzigten sich niederwerfen und ihn bey dem Anblicke desselbert verehren, ist nichts böses, es erweckt vielmehr das Gefühl wunderbar. Heutzutag wird in der Kirche alle Verehrung der Bilder bloß auf die Urbilder bezogen, durch welche wir eigentlich jenes einzige, ewige Wesen verehren, dem allein göttliche Ehre gebührt, und dessen Wohlthaten wir in andern schauen, damit wir desto mehr ermahnt werden, Gott als den Mittelpunct unserer ganzen Verehrung zu betrachten. Man könnte zwar sagen, daß es sicherer sey, sich einer Sache, die dem Zweifel unterworfen sey, ganz zu enthalten. Allein wenn der Zweifel gering ist, so ist es nur ein scrupulöses Gewissen, was von der Sache abhalten kann. Allerdings hat bey der jesigen Stimmung vieler Protestanten, der Juden und Muhammedaner nicht zu gedenken, der Gebrauch der Bilder viel Anstößiges; man muß aber auch überlegen, welche Unruhen, Kränkungen, Stürme daraus

entstehen würden, wenn man eine Sache aus ihr verbannen wollte, welche, ohne die Weisbräuche, trefflich und löblich ist. Daher ist ihre Verbehaltenung weislich beschloffen worden. Dieser Gebrauch kann für niemand, auch nicht für Protestanten, eine gerechte Ursache zur Exremung von der Einheits in der Kirche seyn. Auf der andern Seite denken auch gelehrte und echt catholische Männer, daß, wenn die Protestanten und die Völker, die von dieser Verehzung nichts wissen oder ihr abgeneigt sind und Bzervillen gegen sie haben, übrizens in wichtigeren Puncten sich bereit und gelehrig zeigten und betzernen würden, daß die Catholiken dieser Ursache wegen keine Verachtung verdienen, daß sie also in diez fern Falle in den Schooß der Kirche aufgenommen werden könnten: Denn in solchen Dingen, welche weder nothwendig noch durch ein göttliches Gesetz geboten sind, muß man der Neigung und Gewohnheit etwas nachgeben, um die Schwachen nicht zu äzgern. Bey der Vertheidigung der Heiligenvetehrung S. 157—197 kommt der Verfasser auch auf die Frage: Wie dann die Heiligen Kenntniß von menschlichen Dingen haben können? Er beantwortet sie so, daß man auch hier Leibnizische Philosophie durchleuchten sieht. S. 106 f. *Non puto consentaneum vero, sanctissimas animas alicubi clausas fingere, ubi delictis quidem fruuntur, sed rerum, quae geruntur, sint expertes — mentium enim potissimas delicias facit cognitio veri. Et cum ipsae divinam sapientiam ac perfectionem propius intueantur, credibile est, ad providentiae arcana, quae, in corpore existentes, eminus admirabantur, nunc propius admitti, et gubernationem Dei justissimam creditam illis antea, nunc cognitam esse, quod sine notitia rerum singularium, quae inter homines geruntur, intelligi opinor non potest. Multi eo inclinant, ut putent, angelos et sanctos res*

omnes intueri in speculo divinae visionis. Verum, si rem recte expendas, etiamnum solus Deus immediatum est mentis objectum extra mentem positum, et solo mediante Deo ideae nostrae nobis repraesentant, quae in oibe geruntur, nec enim intelligi potest alioqui, quomodo corpus animam efficiat aut diversae substantiae creatae per se communicent; imo sciendum est, mentem nostram semper esse speculum Dei et universi, nisi quod obnubilata nunc intuitio et confusa cognitio est. Nube igitur remota et Deo se magis manifestante, Deum quidem facie ad faciem videbimus, res autem caeteras mediante ipso (quemadmodum nunc quoque) sed multo quam nunc clarius, distinctius, diffusius, atque haec partim ex ipsa natura gloriosae mentis, partim ex peculiari gratia Dei. Eine sehr überraschende Beweisführung für die Möglichkeit der Transsubstantiation liefert man S. 221 — 231. Es würde hier zu viel Raum einnehmen, sie anzuführen. Ueber die Anbetung des allerheiligsten Sacraments findet man S. 255 — 265 unter andern folgende Gedanken: Diese Anbetung, obschon nicht allezeit auf gleiche Art gebräuchlich, ist doch aus löblicher Frömmigkeit geflossen. Denn die ersten Christen bedienten sich in allem Gottesdienstlichen der größten Einfachheit, weil ihre Gemüther von wahrer Andacht glühten, da aber der Eifer erkaltete, mußten äußerliche Zeichen und feyerliche Ritus eingeführt werden, die an die Christenpflicht erinnerten, und das Feuer der Andacht anzufachten, vornehmlich wo eine wichtige Veranlassung dazu war; es kann aber keine wichtigere geben, als die, wo Gott sich selbst für uns in seinem angenommenen Leibe vergegenwärtiget. Unerachtet er immer und überall seiner Substanz und Hülfe nach zugegen ist, so ist es doch, weil wir unsern Geist nicht immer zu ihm erheben und unsere Verehrung durch

äußere Zeichen beweisen können, der Klugheit gemäß, daß bey der Anordnung des Gottesdienstes bestimmte Zeiten, Orter und Gelegenheiten festgesetzt werden, und, da Gott einen menschlichen Körper mit seiner Person vereinte, so hat er uns eine besondere und treffliche Gelegenheit gegeben, ihn anzubeten, indem wir die Gewißheit haben, daß Christus mit seinem Leibe im Sacramente auf eine unsichtbare Weise zugegen sey. Man hat daher sehr guten Grund gehabt, die Eucharistie als das Erhabenste im christlichen Gottesdienste anzunehmen, welche auch zur Entflammung der Liebe gegen Gott und die Menschen zum Beweise und zur Nahrung kindlichen Gefühls, von dem Heilande eingesetzt worden ist. Anfangs wurden nur die Geprüften und Gereinigten zu diesem Sacramente zugelassen, als man aber endlich auf die Heiden keine Rücksicht mehr nehmen, die Geheimnisse ihrem Blicke nicht mehr entziehen, sich gewisser Zeichen, die einen Anschein des Heidenthums hätten geben können, nicht mehr enthalten zu müssen glaubte, so fand man für gut, alles Prachtvolle des Gottesdienstes bey diesem Sacramente aufzubieten. Man betet dabey keine irdische Symbole an, man glaubt, daß die Substanz des Brots nicht mehr da sey, sondern die des Leibes Jesu, man treibt also keine Abgötterey. Wir zeichnen noch etwas über das Weisopfer S. 279 ff. aus. Bey jedem Opfer ist ein Opfernder, ein Geopferetes und Ursache des Opfernens. Im Sacramente des Altars ist der Priester der Opfernde und zwar ist der höchste Priester Christus selbst, welcher sich nicht nur einmahl am Kreuze dargebracht hat, sondern immerdar sein priesterliches Amt ausübt, und jetzt auch Gott dem Vater durch den Priester sich für uns opfert. Das Geopferete ist Christus selbst, dessen Fleisch und Blut unter der Gestalt der Symbole dargebracht wird. Es fehlt hier nichts zu einem wahren Opfer, die Symbole sind dazu geeignet und das, was unter ihnen gegen-

würdig ist, ist das Kostbarste und Würdigste, Gott geopfert zu werden. Wir sind durch diese herrliche Anstalt in den Stand gesetzt, Gott eine Gabe darzubringen, die er nicht verschmähen kann; da er selbst unendlich ist, alles aber, was von uns herkommen kann, in keinem Verhältnisse zu einer unendlichen Vollkommenheit steht, so konnte kein Opfer gefunden werden, das vermögend wäre, Gott zu versöhnen, als was selbst eine unendliche Vollkommenheit besäße: denn es geschieht auf eine wunderbare Weise, daß Christus in diesem Sacramente, so oft consecrirt wird, sich selbst uns wieder schenkend, allezeit von neuem Gott könne geopfert werden und auf diese Art die immerwährende Kraft seiner ersten Aufopferung am Kreuze vorstelle und besiegle. Es wird durch dieses wiederholte Versöhnopfer der Kraft des Leidens Jesu keine neue Kraft zur Erlassung der Sünden beygefügt, sondern dessen Kraft besteht in der Darstellung und Anwendung jenes ersten blutigen Opfers, welches auf einmahl alles vollbracht hat, dessen Frucht die göttliche Gnade ist, die jenen zu Theil wird, welche diesem Opfer beywohnen, und dasselbe mit dem Priester würdig darbringen. Mit dem Bisherigen wird dieses Buchs Inhalt und Geist hinreichend characterisirt seyn. Auf eine Polemik wider dasselbe kann es hier eben so wenig angesehen seyn, als auf eine Apologetik für dasselbe. Nur das müssen wir hier bemerken, daß Leibniz, wenn irgend einer, Rationalist war, daß er aber zu bescheiden und demüthig war, sich so zu nennen, daß er überhaupt den Offenbarungsglauben ehrte und seine Conformität mit der Vernunft in einer besonderen Abhandlung vor der Theodicee und auch sonst darzuthun bemüht war, daß er weit davon enesernt war, die Offenbarungsglaubige wie vernunftlose Wesen zu behandeln und die Verwerfung der Offenbarung als den höchsten Schwung der menschlichen Vernunft zu

betrachten. Was unsere neue Rationalisten wollen, kann ihm nicht unbekannt gewesen seyn es ist gar nichts Neues, er fand es in der Schriften verschiedener Englischer Naturalisten, aber er fand in dem Christenthum und seiner Eigenthümlichkeit mehr, als diesen Rationalismus und strengte die hohe Kraft der Vernunft, welche in ihm war, an, um zu zeigen, daß das Christenthum nicht wider, aber über die menschliche Vernunft sey. Irrten wir nicht, so wird man allmählich immer mehr zu seinen Grundsätzen zurückkommen. Noch eine merkwürdige Seite an ihm, die sich in diesem Systeme so wie in anderen seiner Schriften offenbart, ist sein Gefühl für das Schöne und die Kunst im Heiligen und seine Gabe, auch in den verschiedensten Formen die Religion zu erkennen und zu denken.

Nachdem wir diese Recension geendiget hatten, erhielten wir über das Manuscript aus der besten Quelle noch folgende Nachricht. Die Catholiken waren von jeher hinter demselben her. Unter der Usurpation kam ein Befehl, es nach Paris zu schicken. Es wurde aber nicht das Original von Leibnizens Hand, welches sehr schlecht geschrieben ist, sondern eine auf der Bibliothek zu Hannover vorhandene, mit tadelnden Anmerkungen begleitete Abschrift hingefandt. Auf einen neuen Befehl mußte aber auch das Original hingeschickt werden. Nur jene Abschrift, nicht aber das Original, hat bisher, aller Verwendung ungeachtet, zurückgehalten werden können. Der Aufsatz ist sine die et consule und man kann nicht errathen, wann, für wen und in welcher Absicht er gemacht ist. Das Original ist also auf Befehl an einen Privatmann nach Paris geschickt, nicht geschenkt. Warum wird es nun nicht zurückgegeben? Selbst, wenn es geschenkt wäre, könnte Anspruch darauf gemacht werden. Und wenn man nun Zweifel darüber erheben wollte, ob das Original auch ganz treu und richtig abgedruckt sey? Es wäre wenigstens zu wünschen, daß man zu Hannover eine Vergleichung anstellen könnte.

— —

G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 2. April 1821.

B a l t i m o r e.

Bey Jos. Robinson: *Researches on America; being an attempt to settle some points relative to the Aborigines of America, etc.* by James H. Mc Culloh, Jun, M. D. 1817. S. 220 in 8.

Die Aufgabe der hiesigen Königl. Societät der Wissenschaften für das vorige Jahr, welche eine Uebersicht und critische Vergleichung der alten Denkmähler aller Art, die bis jetzt in America bekannt geworden sind, mit den Asiatischen und Aegyptischen Denkmählern u. s. w. verlangte (s. den Jahrgang von 1819, Stück 194), ist zwar unbeantwortet geblieben (s. den Jahrgang von 1820, Stück 194); der Societät sind aber die *Researches on America* von dem Hrn. Verf. mit dem Wunsche zugesandt worden, dieselben als eine preiswerbende Schrift anzunehmen, wenn die Formen und Regeln für die Preisvertheilung es gestatten sollten, dabey auf ein bereits gedrucktes Werk, das noch dazu mit einem von der Preisfrage verschiedenen Titel versehen ist, Rücksicht zu nehmen. Diese Regeln sind jedoch ein Hin-

derniß der Erfüllung der Wünsche des Hrn. Verf. wennauch sein Werk der Preisaufgabe völlig Genüge thäte. Nur einige von den Puncten, worüber die Aufgabe Aufklärung verlangt, sind darin untersucht worden. Da inzwischen der Hr. Verf. das Problem, den Ursprung der Bevölkerung Americas betreffend, auf eine neue Art aufzulösen bemüht gewesen ist, so verdient sein Werk (eine verbesserte Ausgabe einer schon früher von ihm herausgegebenen Schrift, wie in der Vorrede angezeigt worden ist) der Aufmerksamkeit besonders empfohlen zu werden.

Es sind nemlich zwey Puncte in Ansehung jenes Ursprunges, welche der Hr. Verf. wahrscheinlich zu machen sucht. Der erste Punct ist: Es war ehemahls im stillen Ocean ein großes Land vorhanden, welches America mit der alten Welt verband, und die Einwanderung von Menschen und Thieren aus dieser Welt in die neue möglich machte; durch eine große Umwälzung versank dasselbe aber ins Meer und es blieben nur die Spitzen seiner Gebirge und die Hochländer desselben über dem Wasser hervorragend, welche die jetzigen Inseln des stillen Meers bilden. Der zweyte Punct betrifft die Zeit, zu welcher die Einwanderung der Menschen nach America vorgefallen seyn soll. Hiebey wird die Nachricht in der Bibel, daß in den Tagen Pelegs die Erde vertheilt ward (Genes. X. 25), zum Grunde gelegt, und die Einwanderung als bald nach der Verwirrung der Sprache bey dem Baue des Thurms zu Babel vorgefallen angenommen. — Zur Begründung des ersten Punctes ist hauptsächlich folgendes angeführt. 1. die Schwierigkeiten, welche bey allen bisher versuchten Aufklärungen der Abstammung der Urbewohner Americas vorkommen. (Von diesen Aufklärungen ist jedoch nur die Robertsonische, nach der die Menschen aus Asien über die Behringstraße nach America eingewandert seyn sollen, vom Hrn. Verf. der Prüfung unterworfen worden.) 2. Die

Sagen von dem Untergange großer Länderstriche, welche bey den ältesten Völkern vorkommen. 3. Manche außerordentliche Umstände, welche bey den Bewohnern der Inseln im stillen Meere statt finden. 4. Der Umstand, daß manche Gattungen von Thieren nur in der alten Welt und auf den Inseln des indischen und stillen Oceans, nicht aber in America angetroffen werden, und hingegen andere Gattungen bloß auf diesen Inseln und in America, gar nicht aber auf dem alten Festlande vorkommen. Hieraus soll nehmlich einleuchtend werden, daß Menschen und Thiere über das im stillen Ocean untergegangene Land nach America eingewandert sind. — Für die Wahrscheinlichkeit des zweyten Punctes ist folgendes beygebracht worden. a) Die bey den Südamerikanern vorkommenden Sagen über die ältesten Vorfälle in der neuen Welt. Hiedurch wird nähmlich die Behauptung bestätigt, daß die Einwohner Americas schon in sehr früher Zeit von den Bewohnern der alten Welt getrennt worden seyn müssen. b) Die große Uebereinstimmung der Künste und der Anfänge in den Wissenschaften bey den Mexicanern, mit dem, was hievon bey den Völkern der alten Welt im grauen Alterthume vorkommt. Um diese Uebereinstimmung darzuthun, werden die bey Clavigero vorkommenden Nachrichten über die Religion, die Tempel, die Eintheilung der Zeit, die astronomischen Kenntnisse, den Unterschied der Stände, die Bilderschrift, die Waffen und viele Gebräuche der Mexicaner mitgetheilt. c) Die gänzliche Abweichung der Americaner in der Sprache, im Character, in der Zeitrechnung, Religion u. s. w. von den Völkern der alten Welt. Denn sollten jene etwa von den Aegyptern, Chaldäern, Hindus u. s. w. abstammen, so würde die Abweichung nicht so groß seyn, als sie wirklich ist.

Ein besonderer Anhang zum Werke enthält noch manche Erläuterung und Bestätigung des darin Vor-

getragenen. Der größere Theil des Anhanges betrifft aber die alten Denkmähler (so genannten tumuli) in den westlichen Ländern der nordamericanischen Freystaaten. Aus diesen Denkmählern, deren Beschreibung nach andern Schriftstellern beygefügt worden ist, sucht der Hr. Verfasser zu beweisen, daß in jenen Gegenden ein weißes, aber noch unvollkommen civilisirtes Volk, welches durch eine Niederlage von den kupferfarbigen Indianern vertilgt ward, gelebt haben müsse, daß demselben die Errichtung der Denkmähler zuzuschreiben sey, und daß die Stifter der Reiche von Mexico und Peru wohl Abkömmlinge dieses Volkes gewesen seyn mögen. Am Schlusse dieser Abhandlung legt jedoch der Hr. Verf. das Bekenntniß ab, daß er selbst nicht mit allen Puncten seiner Vermuthung über den Ursprung der alten Denkmähler in den westlichen Gegenden der nordamericanischen Freystaaten zufrieden sey.

Daß der Hr. Verf. mit vieler Umsicht und fleißigen Benutzung der ihm zu Gebote stehenden Mittel den Ursprung der Bevölkerung von America aufzuklären bemüht gewesen sey, wird ihm niemand streitig machen können. (Walter's inhaltreiche Untersuchungen über Americas Bevölkerung aus dem alten Continente, Leipzig 1810 scheint er jedoch nicht gekannt zu haben, zum wenigsten ist ihrer in dem Werke nicht Erwähnung geschehen.) Das ehemahls vorhandene und nachher untergegangene Land im stillen Meere ist eine Hypothese, die an innerer Wahrscheinlichkeit dem, was man oft zur Erklärung des Ursprunges der americanischen Indianer vorausgesetzt hat, nicht nachsteht. Da fernher für die Abstammung dieser Indianer von einem bestimmten Volke der alten Welt bis jetzt noch kein, auch nur in einem geringen Grade wahrscheinlicher Beweis hat beygebracht werden können, so ist es wohl erlaubt, den Ursprung der Bevölkerung von America mit der frühesten Verbreitung der Menschen auf der Erde in Verbindung zu bringen. Für die

Aufklärung der alten Denkmähler in America leistet aber das Werk zu wenig. Auf die Tempel, Kunststraßen, Wasserleitungen und andere Bauwerke der Peruaner unter den Incas wird darin gar keine Rücksicht genommen, und doch waren diese weit kunstreicher und sind daher auch weit wichtiger, als was die Bautunst der Mexicaner erzeugte und als die Denkmähler in den westlichen Gegenden der nordamericanischen Freysstaaten. Auch fehlt in dem Werke alle Rücksicht auf die große Verschiedenheit der ursprünglichen Bewohner Americas in Ansehung der Lebensweise, des religiösen Glaubens, der Künste der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens. Wenn diese Bewohner insgesammt die Nachkommen von einem Menschenstamme sind, der die Anfänge der Civilisation nach America mitbrachte, wie konnte eine so große Verwilderung bey einem Theile seiner Nachkommen, z. B. bey den Einwohnern von Brasilien, entstehen? Kann diese Frage nicht genügend beantwortet werden, so muß auch die Voraussetzung, daß die eingebornen Americaner von einer oder mehreren Familien, welche die Kenntnisse und Geschicklichkeiten der Kinder Noah's nach America mitbrachten, aufgegeben werden. Denn bis jetzt ist zum wenigsten noch kein Fall bekannt, daß die Nachkommen eines Menschenstammes, der mit den Anfängen der Kunst, das Leben bequemer zu machen, und die Gewinnung der nöthigen Nahrungsmittel sich zu erleichtern, bekannt war, die Ausübung dieser Kunst gänzlich aufgegeben hätten, und dadurch in einen Zustand der thierischen Rohheit des Lebens herabgesunken seyen.

Paris.

Lettres sur quelques cantons de la Suisse
écrites en 1819. 1820, 494 S. 8. Nach so vie-

Iem, was von den vielen das Schweizerland Besu-
 chenden und Bewohnenden darüber schon im Drucke
 erschienen ist, verdienen dennoch diese Briefe Auf-
 merksamkeit und gute Aufnahme. Nicht nur läßt
 bey dem guten Vortrage, auch das Bekannte sich
 mit Vergnügen lesen; wo doch immer die Verschie-
 denheit der Beobachter Verschiedenheit in die Ansich-
 ten und Beurtheilungen bringt. Die Schweiz hat,
 wie immer, so auch in den neuesten Zeiten manche
 Veränderungen im Physischen, Moralischen und Po-
 litischen erhalten. Auf die letztern nimmt der Verf.
 überall besondere Rücksicht. Kein Freund von ehr-
 süchtigen Speculanten ausgehender, von unreifen Jüng-
 lingen (S. 348) unterstützter Staatsklugheit, über-
 läßt er sich oft bitteren Satyren bey dem verglichen-
 den Blicke auf den jezigen innern Zustand von Frank-
 reich; wo die angeblichen Volksvertreter, oft aus
 sehr entfernten, in vielem, worauf es ankömmt, ver-
 schiedenen Provinzen gewählt, um so leichter ihre
 speculativen Träumereien dem durch das Bestehende
 bedingten Guten vorziehen; oder den wichtigsten Theil
 ihres Berufs in glänzenden und blendenden Redner-
 künsten suchen; eben dieselben, sagt er, die ihren
 Unglauben unter dem Namen der Duldung,
 wie ihren Partengeist als Freyheit aufdringen
 wollen (Br. XXIV). Auch in einigen Theilen Hel-
 vetiens scheint ihm dieß Uebel der vermeinten Auf-
 klärung und Denkfreyheit schon nachtheilig einzuwir-
 ken. Er rechnet dahin die heftigen Bewegungen,
 welche durch die Anstellung einiger Jesuiten in den
 Schulen des E. Frenburg (für welchen der Verf.
 übrigens im Ganzen am wenigsten eingenommen ist)
 in den andern Cantonen erreat wurden, die doch,
 nach der Verfassung, gar kein Recht hatten, sich
 hier einzumengen. Ueberhaupt aber scheint ihm die
 gegenwärtige, von Napoleon arglistig angelegte, und
 vom Wiener Congress behaltene zu große Unab-

Hängigkeit der einzelnen Cantons nebst der alten, und durch die neue Verfassung eher vermehrten als verminderten Eifersucht einiger derselben gegen einander, die Stärke des gemeinsamen Bandes so zu schwächen, daß der Bestand inaeerlich wenig begründet, immer nur von dem politischen Intereß der andern Staaten abhängig bleibe. Hieüber besonders der XVII. Br. Auch mit den jetzigen militärischen Einrichtungen ist der Verf. nicht zufrieden; und er erlaubt sich das von seiner sonstigen Mäßigung sehr abweichende Urtheil S. 294, *l'esprit militaire, tel qu'il existe aujourd'hui dans tous les états de l'Europe, est un esprit destructif de toute liberté, de tout ordre, et conséquemment bien plus dangereux qu'utile à l'existence d'une republique fédérative.* Im XVIIIten Br. die Frage: Ob es gut sey, für den Helvetischen Bund, auswärtigen Mächten Truppen in Sold zu geben, verneint. In mehrfacher Hinsicht gefallen dem Verf. die kleinen Cantons, von welchen die Freyheit ausging, besser als die großen; und gegen Zürich läßt er sich so gar S. 403 die beleidigenden Ausdrücke entfallen: *Laissez les Zurichois, peuple lâche autant que lettré, insulter, par leur luxe, à votre pauvreté, et se prevaloir de leur philosophie, qui ont payée de leurs moeurs.* Und unmittelbar vorher: *Laissez le Genevois, peuple turbulent plutôt que libre et qui ne peut désormais apporter à votre ligue, que des bijoux et des sophismes.* Diese Stellen sind doch nur die einzigen in solchem Grade anstößigen. In die ältere Geschichte geht der Verf. oft ein; und zollt den Begründern der Freyheit seine Verehrung und Bewunderung eben so lebhaft, als er die Eindrücke der schönen und erhabenen Natur schildert. Diese Schilderungen gehören zu den besten, die dem Recensenten dabei er-

innerlich waren. Er hat bedeutenden Abenteuern und Gefahren bey seinen Fuhreisen über die Alpen und Gletscher sich ausgesetzt. Zu seinem Aufenthalte in der Schweiz würde auch er vor allen andern Städten Lausanne wählen. Am mißfälligsten war ihm Genf; aber daß sein Gemälde davon in einer übeln Laune gemacht sey, erkennt er am Ende des Briefes selbst.

Heidelberg.

Hey Mohe und Winter: Abhandlung über das vermeintliche bärenartige Faulthier an das Französische Institut eingesendet von Friedrich Ziedemann, corresp. Mitgl. des Franzöf. Instituts. Mit einer Abbildung. 1820. 11 S. 4.

Aus der Untersuchung eines lebenden Individuums, welches der Verf. Gelegenheit hatte zu sehen, hat sich ergeben, daß das von Pennant und Shaw mit dem Namen *Bradypus ursinus* bezlegte Bengalische Thier, welches Illiger nachher im Vertrauen auf die Angaben seiner Vorgänger zu einer eigenen Gattung *Prochilus* erhob, eine wirkliche Bärenart ist, da ihm keinesweges, wie die ersten Beschreiber glaubten, die Schneidezähne fehlen, auch übrigens seine genaue Verwandtschaft mit dem Bärengeschlechte nicht zu verkennen ist. Das Thier, welches weitläufig beschrieben wird, erhält also den Namen *Ursus longirostris: naso elongato; labiis protensilibus; corpore pilis longis, densis et nigris tecto; collo macula alba cordiformi ornato.* — Die beygefügte Abbildung scheint recht gut, nur fehlt das Beste, das Gebiß. —

S. 421 Z. 18 ist zu lesen: allein sie wurden in diesem Punkte immer lauer.

— —

G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. 55. S t ü c k .

Den 5. April 1821.

P o n d o n .

Annals of Oriental Literature. Printed by
T Rutt and Son, 10r Longman, Hurst, Rees,
Orme and Brown, Paternoster Row. 1820.
1821. 8. (Bis jetzt 2 Hefte, die auch einzeln zu
haben sind, jedes Heft 6 Sch.)

Diese in vierteljährigen Zwischenzeiten, in 12 Bo-
gen starken Heften erscheinende Schrift, welche mit
dem Monat Junius vorizigen Jahres ihren Anfang
nahm, zerfällt ihrem Inhalte nach in 3 Hauptab-
theilungen. Die erste begreift Abhandlungen über
Gegenstände Orientalischer Philologie und Geschichte,
die zweite, Uebersetzungen Orientalischer Schriftstel-
ler, die dritte, Recensionen von Werken, die mit
dem Zwecke der Zeitschrift in Beziehung stehen, und
Litterarische Nachrichten. Biblische Litteratur, ob-
wohl sie gewöhnlich der Hauptgegenstand von perio-
dischen Schriften zu seyn pflegt, die den Namen
Orientalisch führen, so daß die Sprachen des
Orientis nur in so fern darin Platz finden als sie
auf das Studium der Bibel Bezug haben, gehört
nicht zu dem Gebiete des vorliegenden Werkes; frei-

neswegs aus Verkenning ihres hohen Werthes, sondern weil die Herausgeber ihr Augenmerk mehr auf den Orient im Allgemeinen richten und die biblische Litteratur denjenigen überlassen wollen, die sich ihr vorzugsweise widmen.

Der erste Artikel S. 1—65 hat die Ueberschrift: “An lytical Comparison of the Sanskrit, Greek, Latin and Teutonic Languages, shewing the original identity of their grammatical structure”. Diese Abhandlung ist zum Theil eine Umarbeitung der Deutschen Schrift über das Conjugations-System der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der Griechischen, Lateinischen ic., von welcher sie sich in der Darstellung hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß sie die Grammatik der verglichenen Sprachen gleichzeitig entwickelt, wodurch eine leichtere Uebersicht der Uebereinstimmungen gewonnen wird. Die Persische Sprache ist ausgelassen, theils um die Aufmerksamkeit nicht zu sehr zu zerstreuen und um in den Schranken der, einer periodischen Schrift angemessenen, Kürze zu bleiben, theils weil der Verf. ein ausführliches Werk herauszugeben beabsichtigt, worin alle mit dem Sanscrit verwandte Sprachen behandelt werden sollen, also neben dem Persischen auch das Armenische und die in der Sprachen-Geschichte so merkwürdigen Slavischen Mundarten.

Indem die erwähnte Abhandlung dem Verfasser dieser Anzeige angehört, so darf der Leser hier keine Beurtheilung derselben erwarten, sondern bloß eine nähere Auseinandersetzung des Inhaltes und des eigentlichen Zweckes, der den angestellten Untersuchungen zum Grunde liegt. Es war nämlich nicht einzig die Absicht des Verf., die Verwandtschaft der angegebenen Sprachen zu beweisen, sondern noch vorzüglich, durch ihre Zusammenstellung und wechselseitige Vergleichung über Ursprung und primitive Bedeutung der ihnen gemeinsamen grammatischen For-

men Aufschlüsse zu erlangen, die sich aus specieller Erforschung der einzelnen Sprachen an und für sich nicht leicht ergeben können. Ein sicher Zweck war aber zu erreichen nicht wohl möglich, ohne zugleich denjenigen, welche den angestellten Untersuchungen zu folgen geneigt sind, von dem innigen Zusammenhange des Sanskrits mit verschiedenen Europäischen Sprachen, wie es uns scheint, eine volle Ueberzeugung zu gewähren. In wie fern diese Behauptung gegründet sey, wird ein Blick auf die, C. 17, 18, 20, 22 u. gegebenen paradigmata zeigen, wovon wir hier der Kürze wegen nur Einiges in Bezug auf das Griechische, wobey der Dorische Dialect vorzüglich berücksichtigt ist, ausheben und dem Sanskrit gegenüber stellen wollen. Für letzte Sprache ist die Wurzel *Pâ* gewählt, und für das Griechische $\Phi\Lambda$, woraus der Dorische Dialect $\Phi\Lambda\mu\acute{\iota}$ bildet.

Praesens.

Sing.	Plur.
1 <i>Pâ mi</i>	<i>Pâ mas</i>
$\Phi\alpha\ \mu\acute{\iota}$	$\Phi\alpha\ \mu\acute{\epsilon}\varsigma$
2 <i>Pâ si</i>	<i>Pâ t'a</i>
$\Phi\acute{\alpha}\ \varsigma$	$\Phi\alpha\ \tau\acute{\epsilon}$
3 <i>Pâ ti</i>	<i>Pâ nti</i>
$\Phi\alpha\ \tau\acute{\iota}$	$\Phi\alpha\ \nu\tau\acute{\iota}$

Optativ. *)

Sing.	Dual.	Plur.
<i>Pâyâ m</i>	<i>Pâyâ va</i>	<i>Pâyâ ma</i>
$\Phi\alpha\iota\eta\ \nu$	—————	$\Phi\alpha\iota\eta\ \mu\epsilon\upsilon\ \text{**})$
<i>Pâyâ s</i>	<i>Pâyâ tãm</i>	<i>Pâyâ ta</i>
$\Phi\alpha\iota\eta\ \varsigma$	$\Phi\alpha\iota\eta\ \tau\omicron\nu\ \text{**})$	$\Phi\alpha\iota\eta\ \tau\epsilon$
<i>Pâyâ t</i>	<i>Payâ tãm</i>	<i>Pây us</i>
$\Phi\alpha\iota\eta\ \text{--}$	$\Phi\alpha\iota\eta\ \tau\eta\nu$	

*) Der modus, den wir hier mit dem Griech. Optat. vergleichen, wird in Wilkin's Grammatik *potential mood* genannt.

***) Es wird hier absichtlich die primitive Form statt der contrahirten gesetzt.

	Imperativ.	
Sing.	Dual.	Plur.
Pâ ni	Pâ vas	Pâ ma
<hr/>		
Pâ hi	Pâ tãm	Pâ ta
φα δι	φα τόν	φα τέ
Pâ tu	Pâ tãm	Pâ ntu
φα τώ	φα τών	φά ντων
	Praeter.	
a-pâ m	a-pâ va	a-pâ ma
ἐ-φα ν	<hr/>	
a-pâ s	a-pâ tãm	ä-pâ ta
ἐ-φα ς	ἐ-φα τον	ἐφα τς
a-pâ t	a-pâ tãm	a-pâ n
ἐ-φα -	ἐ-φά την	ἐ-φα ν

Einige kleine Abweichungen der Griechischen Conjugation von der Sanskritischen werden S. 15 und 22 daher erklärt, daß die Griechische Sprache μ am Ende eines Wortes stets in ν verwandelt, daß μ niemahls ein Wort schließt, es sey denn, daß ein Vocal apostrophirt sey. Daher kommt es denn auch, daß während im Sanskrit und Lateinischen der accus. sing. durch m bezeichnet wird, im Griechischen statt dessen ein ν steht, z. B. tam (ihn oder diesen) istum, τον. Wo aber in der Conjugation des Sanskrits auf das m der ersten Person ein Vocal folgt, da hat im Griechischen der Nasal-Laut seine primitive Gestalt behalten, als pâmi, pâmas = φαμι, φαμί. Ein 2tes im Griechischen ebenso standhaft befolgtes Gesetz ist die Abwerfung des τ am Ende eines Wortes (auch das verwandte δ kann sich an dieser Stelle nicht behaupten). Dieses ist die Ursache, daß die 3te Person unbezeichnet bleibt, wo das dieser Person charakteristische t im Sanskrit das Wort schließt, und so ist παν-, ἐφα- = pâyat, apât. Die Lateinische Sprache ist in dieser Hinsicht duldsamer als die Griechische, indem sie dem t am Ende eines Wortes sehr gern einen Platz vergönnt,

wie in amat, erat etc.; ja sie trägt selbst in dieser Hinsicht den Ciez davon über das Sanskrit, weil sie t selbst im Falle eines vorhergehenden n am Ende eines Wortes beybehält. Formen wie amant, amabant, erant etc. kommen im Sanskrit nicht vor, weil diese Sprache das t am Ende eines Wortes abwirft, wenn ein n vorhergeht. Daher ist apân ganz gleich dem Griechischen ἔφαν. Unserer Meinung nach hieß apân ursprünglich apânt, wovon das Medium apânta (Griechisch ἔφαντο) durch Beyfügung eines kurzen Vocals gebildet wurde, so wie im Sing apâta (= ἔφατο) von apât kommt (C. 28).

In den übrigen Theilen der Conjugation ist die Sanskritsprache nicht minder übereinstimmend mit der Griechischen; sie hat z. B. in Gemeinschaft mit ihr und dem Lateinischen und Gothischen, ein durch Reduplication gebildetes praeteritum, als, tutôpa (= τέτιπα oder τέττα) ich habe getödtet, von der Wurzel TUP. Der plur. tutupima stimmt mehr mit dem Lateinischen cucurrimus überein (C. 54—36). Die beiden Formen des Griechischen Aorists erkennt man im Sanskrit ganz deutlich; während z. B. adadâm (von der Wurzel Dâ) ich gab, dem Imperfect εδίδων entspricht, stimmt adâm, ich gab, vollkommen mit dem Aorist ἔδων überein. Die Wurzel Tap bildet atâpsam ich brannte, analog dem Griechischen ἐτψα (ἐτψα, ἐτψαμι-ν). —

Was den Ursprung der grammatischen Formen anbelangt, so werden die Personal-Endungen der Zeitwörter für wesentliche Bestandtheile wirklicher Pronomina angesehen, der Beweis wird aber bis dahin verschoben, wo in dem zweyten Theile der Abhandlung die Fürwörter im besondern abzuhandeln sind. Dem verbum substantivum wird ein sehr bedeutender Einfluß auf die Conjugation der verba attributiva zugeschrieben, weshalb es nothwendig war, dessen eigne Conjugation etwas genauer zu untersu-

gen. Die Wurzel desselben ist im Sanskrit AS. wovon die dritte Person ASi kommt, identisch mit dem Griechischen Ἔστι, und wenig verschieden von dem Lateinischen Est und dem Gothischen Ist. Es ist auffallend, daß man jemahls im Griechischen EZ als die Wurzel des substantiven Zeitworts verkannte konnte, es verhält sich doch Ἔστι, ἔλμην, ἔστε etc eben so zu EZ, wie φατι, φάμεν, φάτε zu der Stammsylbe ΦΑ. Im Imperfect wird der kurze Stammvocal durch das Auzment verlängert, und ἠστο, ἠστην, ἠστε, ἠσαν wird man ganz identisch mit den gleichbedeutenden Sanskrit-

Formen [^]ASām, [^]ASām, [^]ASa, [^]ASan finden, wenn man bedenkt, daß das Griechische η gewöhnlich dem Indischen langen a entspricht. Wenn in einigen Personen das radicale Σ verloren gegangen, so kann dieses um so weniger auffallen, als überhaupt die Griechische Sprache zur Ausstosung des Σ sehr geneigt ist. Daß das Futurum ἔσομαι eigentlich nur ein praesens mediū sey, dem der Sprachgebrauch zukünftige Bedeutung gegeben hat, erhellt deutlich aus der 3ten Person ἔσται welches sich zu der activen Form ἔστι verhält wie δίδοται zu dem Dorischen δίδωμι, welches mit dem Indischen dadāti (er gibt) zusammentrifft.

Als zusammengesetzte Formen, aus einer attributiven Wurzel und dem verbum substantivum, werden das Griechische Futurum, der 1ste Aorist, so wie die ihnen im Sanskrit entsprechenden tempora erklärt, nebst den Lateinischen Perfecten wie man-

si. scripsi etc. Mit ἄσσει, dem Infinitiv des Aorists, stimmt der Lateinische Infinitiv esse und posse. von edo und possum, überein, wobey d und t des Wohllauts halber sich dem folgenden Consonanten assimilirt haben. S geht im Lateinischen sehr gern in R über, daher amare, audire statt ama-

se, audi se, eram st. esam (Sanskrit āsam). Der Coniunctiv von eram müßte eigentlich erem heißen, allein in essem, welches ursprünglich richtiger esem geschrieben wurde, so wie im Infinitiv ese mit einfaches s stand, hat sich der radicale Consonant des substantiven Zeitworts in seiner primitiven Gestalt erhalten. Nicht so in den zusammengesetzten Formen wie da rem, i rem etc., wo man in dem rem, st. erem, den eigentlichen Coniunctiv von eram erkennt. Bam und bo von da-bam, da-bo, welche sich zueinander wie eram und ero verhalten, werden von der Stammsylbe ku abgeleitet, für i-bunt findet man noch i-font. — Diese Behauptungen durchzuführen, macht einen der wesentlichsten Gegenstände der Abhandlung aus.

Der folgende Artikel S. 65—86 des ersten, und S. 278—296 des zweyten Heftes, gibt eine Uebersetzung des Anfangs des Mahā - bhārata. Von demjenigen, was das erste Heft enthält, hat Hr. Prof. Frank den Original - Text herausgegeben, in seiner Chrestomathia Sanscrita, theils mit einer grammatischen Analyse, theils mit Lateinischer Uebersetzung. Auf die Anzeige dieses Werkes (Nr. 210, 1820) müssen wir also unsere Leser verweisen. Die im 2ten Hefte folgende Fortsetzung ist sehr interessant und enthält manches Wichtige für den Erforscher der Indischen Mythologie. Gleich auf der ersten Seite heißt es von Krishna, als Verkörperung des Gottes Vischnu: "Er ist der Wahre und Gerechte, der Reine und Heilige, der ewigwährende Brahmā, das wahre und beständige Licht, von dessen himmlischen Thaten weise und gelehrte Männer Kunde geben; jenes nicht-seyende und seyend-nicht seyende Wesen, aus welchem hervorgeht das Weltall, mit Erzeugung, Entwicklung, Geburt, Tod und zukünftigem Seyn." Daß Vischnu hier Brahma genannt wird, der doch in der Tri-murti von ihm verschieden ist, kann denjenigen nicht auffallen, welche wissen, wie die Lehre von der Einheit

Gottes in alten Indischen Schriften überall durchleuchtet. Es sind im Mahâ-bhârata der Stellen gar viele, wie Rec. dereinst zu zeiaen Gelegenheit haben wird, wo bald Brahma, bald Vischnu und Siva in Gebeten also angeredet werden: "Du bist Brahma, Vischnu und Siva, du bist Indra, Agni und Sârja, du bist der Ewige, Uerschaffene, durch dich selbst Ferende, aus dem das All hervorgegangen, du bist was ist, war und seyn wird u." — Das innige Verhältniß zwischen einem Lehrling (s'is'ya) und seinem Meister (guru), der unbedingte Gehorsam, welchen ersterer dem letzteren schuldig ist, wird S. 285 — 289 sehr schön dargestellt. Upamanju, noch ein Knabe, und daher zu einem höheren Unterrichte in den heiligen Schriften, den er von seinem

Meister, dem Brahmanen ^AAjodha Dhaumja, zu erwarten hatte, noch unfähig, ward von demselben ausgeschiedt um die Kühe zu hüten. Dhaumja wollte seines Zöglings Gehorsam prüfen, und da sich dieser, dem er keine Speisen mitgegeben hatte, von eingesammelten Almosen nährte, so tadelte er ihn deßhalb, und sagte, es gezieme ihm die gesammelten Almosen unangefastet nach Hause zu bringen. Dieses befolgte Tags darauf Upamanju, der sich nun einzig von Milch nährte. Auch dieses untersagte ihm sein Meister, und der Zögling gehorchte, und nährte sich nun von dem Milchschäum, welchen säugende Kälber von dem Euter ihrer Mütter zu Boden fallen lassen. Selbst dieses verbot ihm sein Meister, indem er sagte: Aus Mitleiden, glaube ich, lassen die großmüthigen Säuglinge des Schaumes die Menge zu Boden fallen, um dir Nahrung zu geben, aber, mein Kind, du würdest ihrer Selbsterhaltung im Wege stehen, wenn du in deinem Beginnen verharrtest. Von nun an aß der Knabe keine Almosen, trank keine Milch, leckte nicht mehr den Schaum auf vom Boden, sondern er suchte wilowachsende Kräuter um die Qualen des Hungers

zu stillen. Da er aber von den Blättern einer Arkas-Pflanze gegessen, ward er blind, und so fiel er, herumirrend, in einen Brunnen. In diesem Zustande rief er die beiden Aswina's *) um Rettung an: "Ihr wunderbaren Lichtgestalten, die ihr Allem vorher ginget! Ihr erstgebornen unendlichen Wesen! Euch ruf ich an in Worten und Geist. Ihr Himmlischen, frey von Zorn und frey von Stolz, die ihr Licht verbreitet über alle Regionen des Weltalls! Ihr goldnen Kriegsadler mit schönem Schnabel, welche Niemaaden ungerrecht verwunden! Ihr die ihr auf schönen Weberstühlen webet das Gewand des Lichts, und behende über das Antlitz der Sonne den Schleyer der Dunkelheit ziehet! O ihr beiden Aswina's! großes Heil habt ihr gebracht jenem Sperling, der sonst wäre verschlungen worden durch die Macht des Adlers u." Der ganze Hymnus ist merkwürdig, wir hätten aber gewünscht, daß der gelehrte Uebersetzer (als welchen man, obwohl er seinen Namen nicht unterschrieben, Hr. Dr. Wilkins nicht verkennen wird) den häufigen mythologischen Anspielungen einige Erläuterungen beygefügt hätte. —

S. 290 — 296 wird erzählt, wie Utanka, ein Schüler des Brahmanen Vêda, um ein paar Ohringe wieder zu erlangen, die er seiner Meisterinn überbringen sollte, und welche ihm arglistiger Weise der Schlangen-König Takschaka in Bettlers-Gestalt entwendet hatte, bis zur Unterwelt, dem Sitz der Schlangen, vordrang. Gott Indra, der ihm gewogen war, hatte ihm nämlich durch einen Donnerkeil, der die Erde spaltete, hierzu den Weg bereitet. Angelangt in der Unterwelt pries Utanka in

*) Die beiden Aswina's sind Zwillinge-Brüder, die von Sâ-ja dem Gotte der Sonne, und Aswini, ein Sternbild, stammen. Sie gelten als Aerzte in Svarga dem Sitz der Götter, und leuchten am Himmel als zwey sehr glänzende Sterne. Sir William Jones vergleicht sie mit Castor und Pollux.

feyerlichem Hymnus die Schlangen, um sie zur Rückgabe der geraubten Ohrringe zu bewegen, allein vergebens. Da er nun auf diese Weise zu seinem Zwecke nicht gelangen konnte, schaute er mit Besorgniß um sich her, und er erblickte zwey Mädchen an einem Weberstuhle, Tuch webend mit schöner Spule; an dem Weberstuhle waren schwarze und weiße Fäden. Auch sah er ein Rad mit zwölf Speichen, von sechs Knaben gedreht. Ferner sah er einen Mann nebst einem schönen Pferde, und er begann das Lob zu singen von allem diesem, in dichterischen Sprüchen: "In Mitten dieses mit vier und zwanzig bestimmten Abtheilungen versehenen Rades, welches in steter Bewegung von sechs Knaben um diese Achse gedreht wird, befinden sich drey hundert und sechzig. Und dieser Weberstuhl: hier sind zwey jugendliche Mädchen, Tuch webend jeglicher Gestalt, ewiglich hervorbringend schwarzes und weißes, ewiglich zum Dasern führend die Welten und was sie bewohnt! — Der Ergreifer des Donnerkeils (Indra), der Herrscher der Welt, der Zerstörer Vritra's, der Vernichter Namutscha's, der große in dem schwarzen Luche waltende Geist! Er der in dieser Welt Wahrheit scheidet von Trug! Er der dem Pferde nahez, dem alten Träger, Vaisvânara, der Sprößling der Wasser! Anbetung ihm, dem Gebieter des Weltalls, dem Herrn der drey Regionen, dem Städte-Zerstörer!"

Den günstigen Erfolg dieses Gesangs berichtet S. 295. Utanka. der nun wieder zu dem Besitze der geraubten Ohrringe gelangte, überreichte dieselben, nachdem er auf eine wunderbare Weise in einem Augenblicke zu dem Orte seiner Bestimmung gebracht worden war, seiner Meisterinn. Hierauf begrüßte er seinen Meister, den er um Aufschluß fragte über alles, was ihm begegnet. Hier aber bricht die Uebersetzung ab, und wir müssen die Fortsetzung in dem 3ten Hefte erwarten.

Article III. Persian Anthology. An essay on

the Life and Genius of Firdausi, the great Persian Heroic Poet, with a verbal Translation of his Episode of Sohrab (S. 86 — 128 des ersten und S. 296 — 324 des zweyten Häftes).

Der Verfasser, welcher sich mit dem Persischen Namen Gul-Chin (Rosen-Sammler) unterschreibt, hat einen beträchtlichen Theil seines Lebens in Bengalen, im Dienste der Ostindischen Compagnie zugebracht, und es war damahls, wie jetzt nachdem er in seine Heimath zurückgekehrt, die Persische Litteratur stets sein Lieblingsstudium, welchem er seine ganze Aufmerksamkeit widmete. Auch besitzt er in derselben eine sehr ausgedehnte Belesenheit, verbunden mit gründlicher Sprachkenntniß, wie seine früheren Lieferungen in das Asiatische Journal nebst gegenwärtiger Arbeit deutlich beurtunden. Die Nachrichten, welche er uns über das Leben Firdusi's mittheilt, sind aus Dschami und andern Quellen gezogen und weichen in verschiedenen Puncten von Dauletschah ab. Was die schöne Episode von Sohrab anbelangt, so hat zwar schon im Jahre 1814 Hr. Atkinson in Calcutta den Text mit einer metrischen Nachahmung herausgegeben, allein letztere ist so frey, daß sie kaum einen Begriff von dem wahren Geist und Character des Originals zu geben geeignet ist. Gul-Chins wörtliche Uebersetzung, welche ebenfalls mit dem Urtext begleitet, bleibt daher in jedem Falle sehr verdienstlich und wird denjenigen besonders von großem Nutzen seyn, welchen es zu Erlernung der Persischen Sprache an einer mündlichen Anleitung fehlt und welchen also der Gebrauch guter und treuer Uebersetzungen unentbehrlich ist. Der Verf. hält sich genau an sein Original, welches er Vers für Vers getreu wieder gibt, ohne sich je, wie zuweilen geschieht, die Freyheit zu erlauben, Schwierigkeiten zu umgehen. Wir nehmen nur wenige Stellen aus, die der Verf. leicht hätte wörtlicher übersetzen können, selbst zum Vortheil des poetischen Eindrucks, wie z. B. S. 112, folgende Verse:

يکي را بدن دان سر از تن کست
 دو کس را بزخم لکد کړ پست
 سه تن کشته شد زآن سواران چند
 نيامد سر رخس جنيکي به بند

Der Verf. übersetzt: "and tore off the heads of some of his assailants with his teeth, and knocked down others by lashing forth at them with his heels; thus were several of those cavaliers laid dead, and the warlike Rakhsh was still at liberty." Der wörtliche Sinn ist: Einem riß es mit den Zähnen das Haupt vom Leibe, zwey streckte es mit Hufschlägen (mit verwundenden Schlägen) nieder; drey waren getödtet von diesen Reitern, und noch kam das Haupt des muthigen Reichs nicht in die Schlinge. Die Göttinger Handschrift, wornach Görres diese Episode in seinem Heldenbuch von Frau, übersetzte, hat im 2ten Verse *یکي را* st. *دو کس را* und im 3ten

دو تن st. *سه تن*, und demnach übersetzt er: "Einen zerriß es mit den Zähnen, schlug mit den Hufen den Andern, zwey waren schon getödtet und noch war es nicht gebunden." Gul-Chin scheint überhaupt eine Abneigung zu haben, Zahlen zu übersetzen, daher er auch einige Verse weiter oben *هفت و هشت* durch das unbestimmte "some" er-

klärt. — In der Uebersetzung des ersten Distichon S. 113 entfernt er sich bedeutend vom wörtlichen Sinne; dieser heißt: Er sprach, "wo soll ich nun, zu Fuß laufend, hin eilen, wegen der Bürde besorgt?" Der Verf. gibt diese Verse durch: He addressed himself and said, 'now I must trudge it on foot, how in my gloomy prospects

am I to get spirits to support it?" — An einer andern Stelle, auf derselben Seite, wird die Englische Uebersetzung etwas verwirrt, dadurch, daß ein Distichon, zwischen dem 7ten und 8ten, in dem Text fehlt, welches der Verf. nicht wahrgenommen hat. Görres übersetzt dasselbe nach der Göttinger Handschrift: "Das ist also die Sitte der Welt, einmahl den Sattel auf dem Rücken, einmahl den Rücken auf dem Sattel." — Nur wenige Stellen hat Rec. bemerkt, wo der Verf. den Sinn des Originals nicht richtig gefaßt zu haben scheint. S. 120 Übersetzt er den Vers

هواری بشمشیر کریان کنی

Durch "and (thou canst) make the atmosphere shed its rain by brandishing thy sword" Dieses wäre allerdings eine kühne, ja unsinnige Uebersetzung, wie sich Ferdusi, welcher der Natur treu bleibt, niemahls zu Schulden kommen läßt. Görres übersetzt richtig nach dem Worte: "Die Luft machst du weinend mit deinem Schwerdte." Der Dichter meint hier nichts anders als das durch Behendes Schwingen des Schwerdtes hervorgebrachte Wischen der Luft, während G. glaubt, es werde auf den Regen angespielt, und die Regentropfen mit Zähren verglichen. Einige Verse weiter unten übersetzt er

نشان کیند تو داری هنریر

Durch "the constellation of the Lion wears thy noose as a badge". Allein Rec. kann sich nicht überzeugen, daß hier von einer Constellation die Rede sey. Der Vers bedeutet wörtlich, "das Zeichen deiner Fanaschnur trägt der Löwe"; in diesem Sinne versteht ihn auch Görres. Rustem pflegte auf Löwen Jagd zu machen, und es mochte ihm zuweilen einer entrinnen, dem er schon die Fangschnur um den Hals geworfen hatte, wovon er nach-

her die Spur an sich trug. Aber der Verf. scheint es gern mit Sternbildern zu thun zu haben, denn er übersetzt auch das dritte Distichon, S. 123, durch "he will tear the constellation of the eagle from its towering mansion, and the sun shall not dare to pour the rays of his heat upon him". Rec. glaubt, daß im ersten Verse عقاب als Nominativ betrachtet werden müsse; dieser Erklärung ist das Versmaß nicht entgegen,

nach welchem **بیران** nicht mit Izafet gelesen werden darf. Die wörtliche Uebersetzung wäre demnach: Der Adler wird aus den Wolken die Fittige herabsenken (um Sohrab zu beschatten), nicht wird scheinen mit Strenge auf ihn die Sonne. — Görres übersetzt den ersten Vers, "aus den Wolken wird er den Ar herabziehen". — S. 128 findet Rec. die Uebersetzung des Sten Distichon dem Sinn des Originals nicht hinlänglich entsprechend: "while that angelic creature was drowned in tears for his sake and had grief and tribulation only to think of as her future partners" Der wörtliche Sinn ist: Das Engelsgesicht schied weinend von ihm, von Gram und Schmerz ward sie ganz erfüllt (**افزار**)

کشتن heißt eigentlich einer Sache theilhaftig werden). Görres, welcher eben nicht die Absicht hat, wörtlich zu seyn, übersetzt dieses Distichon treuer als Gul-Schin durch, "Und das reine Antlitz ging von ihm, und es weinte das Auge, und Scuszen und Weh hatte Stätte genommen in ihrem Herzen". Ueberhaupt hat uns Görres gedrängte Uebersetzung dieser schönen Episode sehr angezoaen. Die Sprache ist lebendig und blühend, voll Kraft und hinreißender Gewalt, kurz, der Würde des Originals vollkommen angemessen. Und durch alle diese Eigenschaften empfiehlt sich das ganze Werk (Heldenbuch von Jean) jedem Freunde morgenländischer Dichtung.

In dem zweyten Hefte S. 298—324, gibt Gul-Chin Anmerkungen zu dem was im ersten Hefte übersezt ist, und entfaltet darin eine große Belesenheit in Persischen und Europäischen Dichtern, die er stellenweise mit seinem Mutor vergleicht. Bey dieser Gelegenheit gibt er manche interessante Auszüge, sowohl aus Firdusi selbst, als aus Sadi, Dschami und andern. — Der Urtext ist leider nicht so correct als man wünschen möchte, doch sind die Druckfehler meistens der Art, daß sie leicht ohne Zuziehung von Handschriften berichtigt werden können. — S. 128—144 wird eine neue Uebersetzung von Idrisi's Geographie von Africa begonnen, und im 2ten Hefte S. 324—329 fortgesetzt. — Der Vf. hat seinen Namen nicht bengetsezt. — S. 144—152 *Cursory Observations on a translation of the Manuscript of Mungo Parks death, by Abraham Salamé, inserted in an account of a Mission to Ashantee, by T. E. Bowdich, Esq.; occasioned by Animadversions made in the Quarterly Review, Nr 44, on another Translation of the same Manuscript, by J. G. Jackson Esq* — S. 144—152 *Brief Account of the Origin and Increase of the Chinese Tartarian Army, by W. Huttman.* — S. 193—278 *An Account of Asam, with some notices concerning the neighbouring territories; by Francis Hamilton.*

Den übrigen Raum füllen Recensionen und litterarische Nachrichten. Die von S. 175—185 enthaltene Recension über Dr. Hoed's "*Veteris Mediae et Persiae monumenta*" beweiset daß diese schäßbare Schrift auch in England wohlverdienten Beyfall und Theilnahme gefunden hat.

F. B—p.

Kopenhagen.

A. Seidelin: *Hymni veterum poetarum christianorum ecclesiae latinae selecti. Textum ad optimarum editionum fidem exhibuit et praefatione, notis variorum, adjectisque praecipuis variantibus*

lectionibus illustravit C. A. Björn, in ecclesia Vennetoite sacrorum minister. 1818. 145 S. 8.

Diese Schrift verdient mit desto mehr Dank und Aufmerksamkeit aufgenommen zu werden, da in unsern Zeiten critische Behandlungen alter christlicher Urkunden setzen werden und da man in denselben auf die Geschichte der christlichen Kirchengesänge und auf das viele Herrliche, was in den älteren besonders liegt, wieder aufmerkamer geworden ist. Die Einleitung handelt von der ältesten Geschichte des christlichen Gesanges überhaupt und besonders von den Lateinischen Dichtern Victorinus Petavionensis, Juvencus, Varius Victorinus, Damasus, Ambrosius, Prudentius, Hilarius, Pontius Nerepius Paulinus, Sedulius, Varius Victor, Prosper, Claudianus Mamertus, Alcimus Abitus. Dazu kommen noch Bemerkungen über die Versarten und über den Werth dieser alten Dichter überhaupt. Von den meisten angeführten Dichtern sind auch Stücke aufgenommen. Die Ausgabe ist mit sehr viel Kenntniß und Geschicklichkeit gemacht.

S u l z b a c h.

Bei Geidel: Die Glaubenslehre der catholischen Kirche practisch vorgetragen von Adam Joh. Oenymus, der h. Schrift Doctor und Professor der Theologie auf der Universität Würzburg. I. Abtheilung. 1820. 152 S. 8.

Diese erste Abtheilung enthält die allgemeine Lehre von Gott, seinen Werken, den Engeln und Menschen, und von der Vorsehung, ganz einfach, klar, populär, mit practischen Anwendunaen und mit Stellen aus der h. Schrift belegt, ohne Polemik und ohne daß irgendwo Unterscheidungslehren der catholischen Kirche hervorträten.

— —

G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

, 56. Stück.

Den 7. April. 1821.

G ö t t i n g e n .

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 24. März, in welcher der Herr geheime Justizrath Eichhorn die Vorlesung (*de prophetica poësi Hebraeorum Paralipomena. Commentatio 1.*) hielt, erfolgte die Zuerkennung des Preises auf eine Beantwortung der für den November 1820 bestimmten, öconomischen Aufgabe, welche eine gründliche Untersuchung der Ursachen des Schadens, den die Innersten angränzenden Ländereyen auf ihrem Laufe durch das Hildesheimische zufügt, nebst Vorschlägen zu wirksamen und im Großen ausführbaren Maßregeln, um demselben so viel wie möglich Einhalt zu thun, forderte. Früher war, wie aus dem 194. Stücke des vorigen Jahrganges dieser Blätter bekannt ist, eine zu wenig genügende Schrift mit dem Motto: 'Wer zum Guten rath macht Freude', eingegangen. Ein anonymes Schreiben eines anderen Mitbewerbers, der behindert worden, seine Arbeit vor dem gesetzlichen Termine einzusenden, hatte die R. G. veranlaßt, den Termin bis zum letzten

Januar d. J. auszusuchen und dem Verfasser jener Schrift zu gestatten, Verbesserungen und Zusätze zu seiner Arbeit einzuliefern. Diese sind der K. S. nicht zugekommen; dagegen hat sie aber das Vergnügen gehabt, die versprochene Schrift des zweyten Mitbewerbers zur bestimmten Zeit zu erhalten. Das Motto derselben ist: *‘Homo naturae minister et interpres tantum facit et intelligit, quantum de naturae ordine re vel mente observaverit.’* Bey einer großen Ausführlichkeit ist in ihr der fragliche Gegenstand mit einer so musterhaften Gründlichkeit und Umsicht behandelt, daß die Beantwortung kaum in irgend einer Hinsicht noch etwas zu wünschen übrig läßt. Es ist aus dem Inhalte ersichtlich, daß ihr Verfasser bey seiner mühsamen Arbeit eine vielseitige, thätige Unterstützung gefunden hat, ohne welche die Ausführung derselben nicht wohl möglich gewesen wäre. Von ihm sind die dargebotenen Mittheilungen mit umfassender Sach- und Localkenntniß beaugt und mit einer großen Menge genauer und lehrreicher eigener Beobachtungen und Versuche verahloft. Es ist dadurch eine Arbeit zu Stande gekommen, welche nicht allein die großen Verheerungen, welche die Inerite auf ihrem Laufe vom Harz zur Leine anrichtet, zuerst nach ihren Beschaffenheiten, Wirkungen und Ursachen, ganz klar und vollständig darlegt, sondern die zugleich die schwierige Aufgabe der Mittheilung von Vorschlägen zur Ergreifung ausführbarer und wirksamer, die Verminderung jener großen Verheerungen und die Wiedercultur der deteriorirten Ländercoen bezweckender Maßregeln, genügend löset. Wenn es daher keinen Zweifel leidet, daß die in dieser Schrift enthaltenen Beobachtungen, Vorschläge und Anleitungen, zur Verbesserung des öconomischen Zustandes einer herrlichen Provinz des Vaterlandes vortheilhaft werden benutzt werden können, so muß es der Kön. Soc. d. W. erfreulich seyn, durch obige Aufgabe dazu die

nächste Veranlassung gegeben zu haben. Zugleich muß es derselben aber auch anzuempfehlen seyn, daß durch diese Schrift auch die Wissenschaften nicht unbedeutend gewinnen; daß die physicalische Kunde des Vaterlandes dadurch eine Erweiterung, daß die Agronomie, die Naturgeschichte der Pflanzen, ja sogar die Naturgeschichte der Thiere in gewisser Hinsicht, manche schätzbare Beiträge erhalten.

Zuerst liefert der Verfasser eine gedrängte Geschichte von den Verheerungen der Innerste und den dagegen ergriffenen Maßregeln; darauf eine sehr vollständige, gedrängte Beschreibung der Naturbeschaffenheiten des Flußgebietes der Innerste. Man könnte vielleicht glauben, daß dieser Abschnitt für den Zweck der Aufgabe überflüssig sey und die Arbeit unnötig erweitere. Bey genauerer Prüfung erweist sich aber, daß er eine sehr zweckmäßige Einleitung zu den nachfolgenden Untersuchungen liefert, indem es nicht wohl möglich ist, den Schaden welchen die Innerste verursacht, richtig zu beurtheilen und brauchbare Vorschläge zur Verminderung desselben zu geben, wenn dabey nicht die ganze Natur des Flußgebietes vorzüglich berücksichtigt wird.

Der Verf. gehet darauf zu den Untersuchungen über, welche die Aufgabe zunächst erforderte: zur Beseitigung der nachtheiligen Wirkungen der Innerste. Die Nachtheile beruhen theils in dem äußeren Verhalten der Wassermasse, theils in der inneren Beschaffenheit derselben. Jenes, welches direct durch die Ueberschwemmungen selbst in Kraft tritt, theilt die Innerste mit manchen andern Flüssen; diese aber, deren Wirkung sich durch den Abfluß von bezugemengten Theilen, so wie durch den Uebergang von diesen sowohl, wie von bezugemischten Substanzen in den Organismus der Thier- und Pflanzenwelt äußert, zeichnet die Innerste in einem hohen Grade aus; ja sie ist in dieser Hinsicht vielleicht einzig zu nennen. Durch die sogenannten A f t e r von den an der In-

nerste auf dem Harz gelegenen Pochwerken, die sie in so erstaunlicher Menge fortführt, erhöht sie ihre Thaleshöhe (— wie der Nil die seine —) in solchem Grade, daß diese zum Theil eine von dem Spiegel des niedrigsten Wasserstandes nach den Seiten abfallende Ebene bildet.

Um die wahren Ursachen der nachtheiligen Einwirkungen der von der Innerste fortgeführten Massen und ihres Wassers zu erforschen, hat der Verfasser nicht allein alle Veränderungen genau beobachtet, die sich an organischen Wesen in ihrer Umgebung zeigen, sondern auch die umfassendste Untersuchung der physicalischen und chemischen Eigenschaften des Pochsandes sowohl, als auch des Wassers aus der Innerste vorgenommen und damit zahlreiche directe Versuche über den Einfluß dieser Dinge auf das Leben von Pflanzen und Thieren verbunden. Der Pochsand wirkt nach diesen Untersuchungen nicht vermöge seiner Bestandtheile, sondern durch seine physicalischen Eigenschaften, nachtheilig auf die Vegetation; und auch das Wasser äußert darauf nicht durch seine Bestandtheile, sondern durch die von ihm fortgeschlemmten Theile, einen schädlichen Einfluß. Die metallischen Theile, welche das Wasser mit sich fortnimmt und die auch auf die Thiere besonders nachtheilig einwirken, erhält die Innerste theils aus den Aftern, theils aus der Gräbe, von den Pochwerken, theils auch durch die Dämpfe der daran liegenden Hütten. Vormalis war zwar die Quantität der in die Innerste gelangenden Afters unaleich beträchtlicher als gegenwärtig; doch aber gehen davon, nach einer genauen Berechnung, jetzt noch jährlich im Durchschnitt 817,600 Cubiffuß aus den Pochwerken in die Innerste über, die sie größtentheils im Hildesheimischen wieder absetzt und jetzt schon in geringer Maaße bis in die Leine fördert; welche Fortschiebung natürlicher Weise mit jedem Jahre weiter Fortschritte macht, daher es um so nothwendiger er-

scheint, daß so bald wie möglich die kräftigsten Maßregeln ergriffen werden, um dem dadurch angerichteten, außerordentlich großen Schaden Einhalt zu thun. Die Größe desselben ist durch genaue von den Aemtern veranstaltete Abschätzungen ausgemittelt und ist gewiß Jedem unerwartet, der sich nicht durch eigene Ansicht davon überzeugen konnte. Nach diesen Abschätzungen beträgt das Areal der durch die Afterver sandeten Ländereien, gegen 8000 Morgen und die Summe des jährlich daraus erwachsenden Schadens mehr denn 27,000 Thaler.

Bei der Prüfung der Mittel, die gegen die Verheerungen der Innerste anzuwenden seyn dürften, ist der Verfasser zu dem sehr einleuchtenden Resultate gekommen: daß die Abhaltung des Pochsandes aus der Innerste das wesentlichste und wichtigste Mittel für eine sichere und ihren Folgen nach unbedenkliche Aufhebung des jetzigen, nachtheiligen Verhaltens derselben anzusehen sey, ohne dessen Bewerkstelligung die Unternehmung einer Hauptcorrection des Innerste-Laufes kaum rathsam seyn würde. Der Verfasser ertheilt zur Anwendung jenes Mittels, so wie zur Ausführung der übrigen gegen die Verheerungen der Innerste zu ergreifenden Maßregeln, die genauesten, in die kleinsten Details gehenden Anweisungen, wodurch alle Zweifel und Einwendungen, die etwa gegen die Möglichkeit der Ausführung derselben erheben werden könnten, vollkommen beseitigt werden.

Zulezt liefert der Verfasser, in Gemäßheit der Aufgabe, eine Anleitung zur Aufhebung der Uebel, die als Folgen des nachtheiligen Einflusses der Innerste erscheinen. Die dazu zu ergreifenden Maßregeln betreffen die Verbesserung des ver sandeten Terrains, die Benützung des Pochsandes und die Wiederherstellung der erkrankten Thiere. Die auf den ersten Punct sich beziehenden Vorschläge, gründen sich auf sorgfältige Naturbeobachtungen und von mehreren Deconomen dortiger Gegenden angestellte Versuche

und gemachte Erfahrungen. In Hinsicht des zweyten Punctes ist die Benutzung des Peasandes zum Wegebau, worauf bey Gelegenheit der Aufgabe die Aufmerksamkeit gelenkt und die seitdem im Großen mit dem besten Erfolge versucht werden, von Bedeutung. Mit Recht empfiehlt der Verf. diese Anwendung auch dem Harze, welcher Gegend durch vollkommnere Verbesserung der Wege in so mannigfacher Hinsicht bedeutende Vortheile zu Theil werden und die auf solche Weise aus demjenigen, was sie bisher einer benachbarten Gegend zum größten Schaden derselben zusandte, künftig eigenen Gewinn wird ziehen können.

Die Königliche Societät der Wissenschaften hat dieser trefflichen Schrift einstimmig den Preis zuerkannt. Als Verfasser derselben nannte sich in dem in der Sitzung entsiegelten Zettel:

Deconomicerath Dr. Meyer, Physio-
graph des Königreichs Hannover.
Der zur andern Schrift gehörige Zettel wurde darauf ordnungsmäßig verbrannt.

Altona.

Bey Hammerich: Die alte Frage: Was ist die Wahrheit? Bey den erneuerten Streitigkeiten über die göttliche Offenbarung und die menschliche Vernunft in nähere Erwägung gezogen von Carl Leonhard Reinhold, Königl. Dän. Etatsrath u. s. w. 1820. XVI und 167 Seiten in Octav.

Der würdige Verfasser gibt durch diese Schrift einen neuen Beweis seines philosophischen Scharfsinns und seines durch seltene Selbstverleugnung erprobten Eifers für Wahrheit. Die neuesten Streitigkeiten zwischen den theoleaischen Rationalisten und Supernaturalisten sind nicht der unmittelbare Gegenstand der Abhandlung. Sie erscheinen nur zum Beschlusse in einem besondern Lichte durch die vom Verfasser

ausgeführte Analyse des Begriffs der Wahrheit. Die Schrift wird deswegen auch hier von keinem Theologen angezeigt. Der Hauptgedanke ist: daß der so vielfach gedeutete Begriff der Wahrheit keine andere wahre Grundlage im menschlichen Bewußtseyn habe, als die unmittelbare Erkenntniß des Urwahren, dessen Daseyn und Denken Eins ist, und das dem menschlichen Geiste sich unmittelbar kund thue oder offenbare durch das ursprüngliche Wahrheitsgefühl, das, als bloßes Gefühl betrachtet, Glaube heißt, auf klare Begriffe zurückgeführt aber das Princip alles wahrhaften, nicht bloß scheinbaren Wissens sey. Also, das Verhältniß des Glaubens zum Wissen abgerechnet, trifft diese Wahrheitslehre im Wesentlichen mit der Jacobr'schen Philosophie zusammen. Eigen ist dem Verf. der Weg, der ihn zu diesen Resultate führt. Keine der bisher versuchten Erklärungen dessen, was Wahrheit überhaupt ist, halte die Probe. Die gewöhnlichste, Wahrheit sey Uebereinstimmung der Vorstellungen mit ihrem Gegenstande, sey eine bloße Nominalerklärung, weil sie nichts aussagt über das Criterium, woron jene Uebereinstimmung sich erkennen lassen soll. Durch die hinlänglich bekannten Untersuchungen der mancherley Arten von Wahrheit, als da sind theoretische, practische u. s. w., werde der Hauptbegriff nicht im mindesten verständlicher. Der fichtisirte Spinozismus und spinozisirte Fichtismus, wie der Verf. die Modephilosophie der absoluten Identitätslehrer nennt, vernichten den wahren Begriff von Wahrheit, indem sie ihn auf eine willkürlich um des Systems willen gesetzte und durch eine erdichtete Anschauung scheinbar beglaubigte Identität des Subjectiven und Objectiven, Idealen und Realen u. s. w. zurückführen. Alles menschliche Erkennen läßt sich, nach dem Verfasser, nicht tiefer verfolgen, als bis zu dem allgemeinen menschlichen Lebensgeföhle, welches drey Geföhle als un-

mittelbar passive Vorstellungen in sich vereinige, ohne sie mit einander zu vermengen, nämlich Sinnengefühl, Selbstgefühl, und Wahrheitsgefühl. Die Wörter Gefühl und Vorstellung bedeuten also hier, gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch, einerley. Das Wahrheitsgefühl ist, nach dieser Lehre, diejenige ursprüngliche und unmittelbare Vorstellung, in welcher das an sich wahre Seyn durch sich selbst dem menschlichen Geiste sich vergegenwärtigt oder offenbart, also das einzige schlechthin Untrüglliche im menschlichen Geiste. Diese Vorstellung scheidet aber eben so wohl das Sinnengefühl oder die Grundlage der sinnlichen Erkenntniß, als das Selbstgefühl, die Grundlage der Selbsterkenntniß, von sich aus. Aus der Vermischung und Verwechslung dieser Gefühle mit dem reinen Wahrheitsgeföhle, also auch aus dem Zusammenwerfen dieser Geföhle in den Idealitätssystemen, entspringe der radicale Irrthum. Das reine über alles Selbstgefühl und Sinnengefühl erhabene Wahrheitsgefühl sey ursprünglich einerley mit dem Gewissen. Daher also das Zusammentreffen der moralischen und religiösen Ueberzeugung, indem der denkende Geist, der sich über das Sinnengefühl und das Selbstgefühl erhebt, in dem reinen Wahrheitsgeföhle seine Bestimmung und den ihn zum Guten bestimmenden absolut guten Urgeist oder Gott erkenne. Der Vf. bedient sich auch des Ausdrucks Ursprüngliches Gewahrwerden der Wahrheit in dieser Bedeutung. Er sucht hierauf zu zeigen, wie aus dem Wahrheitsgeföhle der Begriff der Wahrheit und durch ihn die wahre Wissenschaft sich bildet. Was aber nun folgt, um die Idee, die mehr als Begriff oder Verstandesvorstellung von Wahrheit seyn soll, philosophisch aufzuklären, ist nicht so leicht zu verstehen. Diese Idee soll seyn die Uebereinstimmung des Seyns an sich' Mit diesem metaphysischen Ausdrucke will der Verfasser das Wandel-

bare und Ungewisse in den Vorstellungen, die, als solche, wahr, aber auch falsch seyn können, absondern von dem Unwandelbaren und durch sich selbst Gewissen, das über den Wechsel der Vorstellungen erhaben ist, und eben dasjenige ist, das in dem Wahrheitsgeföhle unmittelbar erkannt werden soll. Daher soll in dem Wahrheitsgeföhle der Unterschied der Uebereinstimmung und des Seyns keine Trennung, sondern ein nicht trennender Unterschied seyn! Und diese Untrennbarkeit der Uebereinstimmung und des Seyns soll kein Nichtunterschied, sondern eine unterscheidende Vereinigung seyn! Was diese feinen Distinctionen setzen wollen, läßt sich wenigstens aus den Worten nicht einsehen. Und wozu diese schwer zu fassende Subtilität, wenn sie uns doch nicht weiter führt, als zu dem Satze, daß es ein unmittelbares Erkennen gibt, in welchem das Seyn mit dem Erkennen unzertrennlich zusammenhängt? Aber der scharfsinnige Verfasser scheint nicht bemerkt zu haben, daß er sich durch seine eigne Erklärung des unmittelbaren Erkennens neue Räthsel aufgegeben hat, die er nicht löset. Denn indem er das von ihm sogenannte Wahrheitsgeföhle als eine untrügliche Vorstellung betrachtet, stellt er es unvermeidlich unter den allgemeinen Begriff von Vorstellung überhaupt; und doch soll das unmittelbare Erkennen über die Vorstellungen, die, als solche, immer erst eine Beglaubigung fordern, erhaben seyn. Wie ist hier zu helfen, wenn die Bedeutungen der Wörter Geföhle und Vorstellung nicht wesentlich getrennt werden? Es ist sehr zu beforraen, daß Andee über diesen Punkt mit dem Verfasser noch weniger sich verständigen werden, als der Recensent, der doch auch ein Wahrheitsgeföhle als Element des Erkennens annimmt, und die Bedeutungen des Wortes Geföhle nicht auf die Terminologie der neuern Deutschen Psychologen beschränkt. Aber freilich hat der Recensent auch ganz andre Begriffe, als der Ver-

fasser, vom Verhältnisse des Wissens zum Glauben in dem Wahrheitsgeföhle, und von dem Unterschiede zwischen wissenschaftlicher Ueberzeugung und religiöser. Und was wird aus der Vernunft, die mehr als bloßer Verstand, und von dem Wahrheitsgeföhle unzertrennlich ist, wenn wir sie mit dem Verfasser für schlechthin einerley mit dem Wahrheitsgeföhle erklären? Oder will der Verf. über diesen Punct anders verstanden seyn? Die Vernunft soll doch nicht Vereinigung des Verstandes mit dem Wahrheitsgeföhle seyn? Doch der beschränkte Raum dieser Anzeige gestattet keine genauere Entwicklung weder der Lehre des Verfassers, noch der Einwendungen dagegen. Wir haben also das Uebrige, das diese Wahrheitslehre Eigenes, oder Merkwüediges hat, nur mit wenigen Worten anzuföhren. Sehr der Aufmerksamkeit werth sind die bey dieser Gelegenheit wiederholten, vom Verfasser schon in andern kleinen Schriften dem Publicum vorgelegten Erörterungen der Abhängigkeit des Denkens von dem Sprechen und des damit zusammenhängenden Unterschieds zwischen einem göttlichen und menschlichen Denken. In Beziehung auf den theologischen Streit der Rationalisten und Supernaturalisten sucht der Verf. zu zeigen, daß eine äußere, durch geschichtliche Thatsachen und heilige Schriften den Menschen zugekommene göttliche Offenbarung sich selbst aufhebe, wenn sie nicht zurückgeföhrt wird auf die innere Offenbarung, durch welche das Göttliche im Wahrheitsgeföhle dem denkenden Geiste auch ohne äußere Begebenheiten sich kund thut. Wie nun aber nach dem Verfasser durch dieses Wahrheitsgeföhle auch die Eigenschaften Gottes erkannt werden sollen, möchte wohl mehreren Lesern des schätzbaren Buchs so dunkel bleiben, als dem Recensenten. Auch scheint der Verfasser eine Hauptsache übersehen zu haben, die bey den Verhandlungen über religiösen Rationalismus und Glauben an historische Offenbarung sehr in Betracht kommt,

Kürzlich ob es nicht ein höheres, von dem allgemeinen Wahrheitsgefuhle verschiedenes oder über die bloße Vernunft erhabenes Wahrheitsgefühl gebe, und ob nicht ein solches Wahrheitsgefühl dasjenige seyn soll, das nach den Systemen der Supernaturalisten als ein besondres Geschenk Gottes denen zu Theil wird, die historisch an gewisse übernatürliche Thatfachen glaubten, und gewissen Berichten unmittelbar als einer Stimme Gottes vertrauen; und ob nicht eben dieß der eigentliche Sinn der alt-christlichen *πίστις* sey.

W i e n.

Beobachtungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der gesammten practischen Heilkunde, von Oesterreichischen Aerzten, herausgegeben von den Directoren und Professoren des Studiums der Heilkunde an der Universität zu Wien. 1819. 378 S. in gr. Octav, enthält D. Joh. Koch Geschichte der im Monate November 1815 zu Raça im Peterwardeiner Grenz-Regiments-Bezirk ausgebrochenen Pest. Das Pest-Übel schien aus der Türkei herübergekommen; auf die sogleich dagegen getroffenen ernsthaftesten Anstalten, legte sich dasselbe bis zum März; fünf und zwanzig starben, sechs genasen. D. Joseph Steiner über den Gesundheitszustand in Mähren im Jahre 1814, eine pathographische Skizze. Das rheumatisch-catarrhalische Fieber als stationär herrschende Krankheit, erhielt durch dermalige Zeitereignisse, niederdrückende Gemüthsstimmung, und mitunter auch pathologisch verderbte Atmosphäre um aufgehäuften unreinlich gehaltene Kranke einen nervös erscheinenden Character. In dem einen von den zwey im Einzelnen erzählten Fällen, genas eine Frau vom Wahnsinn, als, bey Gelegenheit des epidemischen Fiebers, ihre vorherige, die Gesichtszüge entstellende Drüsengeschwulst am Unterkiefer, verschwand. J.

Beszely erzählt die Geschichte eines aus innerer Ursache brandig gewordenen, zu einer Mumie ausgetrockneten von selbst abgefallenen linken Schenkels. Dr. Vabel Bericht über den im Jahre 1816, nach den in dem Lemberger allgemeinen Krankenhause gemachten Beobachtungen, herrschenden Krankheitscharacter. Kurz und bündig werden für jeden Monath dieses Jahres angegeben, die allgemeyne Witterung, der Barometer- und Thermometerstand, der herrschende Wind, die herrschenden Krankheiten, die Zahl der Todten und die Krankheit, an welcher sie starben. Ein summarischer Ausweis und allgemeine Bemerkungen machen den Beschluß. Val. v. Hildenbrand Versuche zur Tilgung des syphilitischen Giftes in primären Geschwüren. Hr. S. zieht eine saturirte Auflösung des Silbers in concentrirter Salpeter-Säure dem Höllensteine zum Gebrauche bey syphilitischen Geschwüren, aus verschiedenen Gründen weit vor. J. W. Arter Beobachtungen über die Wasserscheu. Seit 32 Jahren, wo der Verf. im allgemeinen Krankenhause die von tollen Hunden Gebissenen behandelt, hätten ihm Cantheriden innerlich zu einigen Granen angewendet, nebst der ernstesten äußeren Behandlung, die erwünschtesten Dienste geleistet. Bey den Leichendöffnungen habe er außer entzündeten dunkelrothen großen Stellen an der Speiseröhre und Luftröhre nichts Bemerkbares finden können. Der Wundarzt Einke beschreibt die Geschichte lebendig weggebrochener Eidechsen. Vom Jahre 1815 bis 1818 gab ein Weib, mehreremahl, einmahl an 24 Eidechsen auf einmahl von sich, deren einige noch fortlebten. Die Species wird nicht genauer angegeben, auch kein Zweifel an der Wahrheit, daß diese Thiere im Magen Tage, ja Wochen lang lebten, gedauert. M. Wagner Beitrag zur Geschichte des Verbrauchs der warmen, und besonders der kalten Bäder in medicinischer Hinsicht. Dieser Aufsatz könne als ein Beitrag zu einer Psychor-

lusia omnis aevi angesehen werden, und sowohl dem Theoretiker als auch dem Practiker dienen. Der Verf. hat Auszüge aus Hippocrates, Celsus, Galenus u. s. f. bis auf Currie und Garconne zusammengestellt. Lorenz v. West. Ueber den verheerenden Durchfall in den Militärspitälern, besonders in Kriegszeiten. Man rede immer nur von der Dysenterie, und doch stürben die meisten der sogenannten Dysenteristen nur am Bruchfluß ohne Grimmen an der Diarhoe. Der Verf. beobachtete die ungemene tödtlichkeit dieser Krankheit in Italien 1798, und 1814 in den Steyermärkischen Feldspitälern. Bey allen Leichenöffnungen fand er Wasser in der Bauchhöhle, die Darmhäute welt, müde, zerreiblich die fleckige Haut des dicken Darms mit brandigen Flecken bestreut, die Leber zusammengeschrumpft. Das wirksamste Mittel blieb allezeit das Opium. Für contagiös könne er sie nicht halten. Krätze und Wechselieber disponiren dazu, durch Temperaturwechsel alsdenn erregte Entzündungen gangranescirten schnell. Venasen die Kranken, so blühte die Krätze auf. Die Combination aller Umstände brachte ihn auf die Ansicht, daß dieser Durchfall nur eine Form, eine Larve des *Scorbutes* sey. Schwarzer Caffee mit Opium bis zu zwölf Gran in 24 Stunden war heilsam, *Antiscorbutica* aber heilten allein sicher. Ebender selbe, Einige Bemerkungen über den Typhus und die Behandlung desselben mit kalten Umschlägen auf den Kopf. Nie fehle das Kopfsweh im Typhus, allezeit fand er das Gehirn blutreich, sehr oft Exsudationen wie Eiterung, nie Brand. Bey solchen welche heftige Schmerzen in den Füßen geklagt hatten, war die Scheide der großen Nerven der Füße gerade so wie die Gefäßhaut des Gehirns mit blutvoller Adern durchzogen. Er sey aber weit entfernt mit Marcus zu sagen, der Typhus sey eine Hirnentzündung; dieses sey gerade das, als wenn man den Scharlach, die Masern, den Rothlauf für *Dermitis* aus-

geben wollte. Sie sind viel mehr als das, aber sie nehmen diese Entzündung mit in die Reihe ihrer Phänomene auf. Es gibt eben so gewiß einen gelinden, gutartigen Typhus, als es gelinde Blattern, Masern u. s. w. gibt. Der gute Erfolg der kalten Umschläge auf den Kopf übertraf bey weitem alle seine Erwartung. M. Müller Beobachtungen und Bemerkungen über den im Jahre 1814 im Gumpendorfer Civil-Feldspital herrschenden Durchfall und Typhus. Der Durchfall verhielt sich wie der oben von Dr. Vest beschriebene. In einigen Fällen schien dem Verf. das Extract von *Nux vomica* fast vorzüglicher als das Opium. Der Typhus contagiosus war äußerst bössartig, Parotiden, die sich oft sehr schnell bildeten, erstickten den Kranken, Phosphor vorsichtig angewendet, rettete manche. Dr. L. E. Sch — r Geschichte einer Bauchwassersucht. Einer noch lebenden Frau zapfte man bis jetzt in vier und zwanzig Operationen 791 Pfu. d Wasser ab, und da sich kein Anschein zur radicalen Heilung zeigt, so wird dieser Fall den Hülfsgelehrten zur Berathschlagung vorgelegt. Beobachtungen von Anton Franz M. D. zu Lissa in Böhmen. 1. 2. 3. Behandlung der nach den Schlachten bey Kulm und Peterswalde erkrankten russisch R. Garden. Sie litten theils am Durchfall, theils an Faulhöbern, theils an Krätze. 4. Geschichte eines heftigen Schluchzens geheilt durch kohlensaures Kali und Opium. 5. Hervorrufung eines in Vergessenheit kommenden Mittels bey krampfhaften Brustzufällen. Ein 17jährig Mädchen am *asthma Millari* leidend, erhielt schnelle Hülfe durch festes Binden der Schenkel und Oberarme, nach unsers Peter Frank's Methode. Beobachtungen von Schwarzott, über Spulwürmer in einer Geschwulst der Leistenagend, über den Gebrauch des Preßschwammes in Wundblutungen. Eine Blutung nach einer Schufwunde in den Unterschenkel, wo die Flintenkugel, ohne Knochenverletzung zwischen dem

Schien- und Wadenbeine ein- und ausgegangen war, und welche durch kein Tamponiren gestillt werden konnte, ward am 15ten Tage endlich, durch den höchst glücklichen Einfall des Verfassers, Pressschwamm einzulegen, in zwey Minuten für immer gestillt. Ein sehr nachahmenswerthes Verfahren. Auch brachte der Verf. durch Heft- und Klebepflasterverband veraltete Fußgeschwüre zur Heilung, welche Methode er genau beschreibt. *Seeliger.* Einige merkwürdige Fälle aus dem Gebiete der practischen Heilkunde. Einem noch lebenden siebenzigjährigen Manne entzog man wegen Hämorrhoidalzufällen bis jetzt über tausend Pfund Blut, weil er kaum wenige Wochen ohne Aderlaß seyn konnte. Nach einer unbedeutend scheinenden Aufreizung an der Hand von einem wüthenden Hunde, brach erst nach einigen Monaten die Wasserscheu aus. Dr. Kratky liefert eine Beschreibung des Illersberger Schwefelbades im Olmüzer Kreise. Prof. Vernt macht vier medicinisch gerichtliche Verhandlungen bekannt. 1. Eine Weibsperson sollte von Mißhandlungen gestorben seyn, von denen sich jedoch keine Spur zeigte. 2. Einen in einen Keller gefallenen Mann wollte man für ermordet halten. 3. 4. betreffen mit einem hölzernen Schlegel verursachte tödliche Verletzungen der Schädel zweyer Personen.

Frankfurt am Main.

Eine Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen und Feyerlichkeiten im Gymnasium hieselbst, von D. Friedr. Christ. Matthia, Professor und Director (S. 19 in Quart) enthält die Probe einer neuen Ausgabe des Leibniz-Ludolfischen Briefwechsels. Der Verf. verglich *Jobi Ludolfi et Godofr. Guil. Leibnitii commercium epistolicum*, welches August Benedict Michaelis

im J. 1755 herausgegeben hatte, mit den Originalen, welche ihm der Hr. Geh. Justiz-Rath R. Feder aus der Königl. Bibliothek in Hannover mittheilte: nun fand er so viele Abweichungen, daß er als Beweis zwey davon hier abdrucken ließ, mit einigen Deutschen Vorerinnerungen und folgenden Bemerkungen. Die Königl. Hannoverische Bibliothek besitzt von den Leibnizischen Briefen an Ludolf nur Concepte, achtzehn an der Zahl, von welchen Michaelis einen abzuschreiben vergessen hat, von den Ludolfischen hingegen an Leibniz die wirklich abgesandten Originale. Dagegen besitzt die Stadtbibliothek in Frankfurt von vielen durch Michaelis herausgegebenen Concepten die Originale und noch mehrere unedirte Briefe, von welchen der Herausg. zu seiner Zeit ausführliche Nachricht zu ertheilen verspricht. Aus den Bemerkungen verdient einiges hier seinen Platz. Der erste Brief von Leibniz ist wahrscheinlich aus dem Jahre 1686 und bezieht sich zum Theil auf Ludolfs libellus de bello turcico etc. Francof. 1686. 4. Daß die Batuécas gänzlich erdichtet und falsch seyen, wird gegen die Gräfinn von Genlis unwidersprechlich dargethan. Diese Schriftstellerinn gab im J. 1816 in 2 B. einen Roman heraus, les Batuécas, und behauptete, daß Bourgoing die Wahrheit dessen, was sie im Romane von diesen Batuecas gesagt, als ein historisches Factum angebe: wovon gerade das Gegentheil wahr ist, auch hat der Pat. Feyjo die Lächerlichkeit der Sage von den Batuecas dargethan. Wir wünschen sehr, daß der Hr. Director M. die neue Ausgabe dieser interessanten Brieffammlung uns bald schenken wolle. Ueber das commercium epist. nach Michaelis Ausgabe vergl. Göttingische Anzeigen St. 103, des Jahres 1755.

— —

G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 9. April 1821.

L e i p z i g.

* Bey Gerhard Fleischer: Von altdeutscher Baukunst, Durch C. L. Stieglitz, mit einem Titeltupfer. 4. VIII 247 S. und XXXIV Kupfertafeln in Folio. 1820.

Her Stieglitz, unter den Gelehrten im Fache der Baukunst einer der Veteranen und fleißigsten Schriftsteller, unterzieht sich hier der Mühe, aus den wichtigen artistischen sowohl als historischen Schriften, welche wir, diesen Zweig der Baukunst betreffend, seit einigen Jahren erhalten haben, das Ganze, so weit es sich thun läßt, in einer systematischen und chronologischen Ordnung darzustellen, und für diese Bemühung ist man ihm wahren Dank schuldig. Aber die bloße Aufmerksamkeit, mit welcher man ihm folgt, ist dem Verf. nicht hinreichend; er will den eigenenthümlichen Geist der Bauwerke erforschen, diesen jedoch zu erkennen, wird (nach ihm) ein reiner kindlicher Sinn erfordert, ein frommes Gemüth, und wem dieses mangelt (sagt er), der gehe vorüber und vergreife sich nicht an dem Heiligen". Ob Rec. wirklich diese verlangten Eigenschaften besitzt, daran zweifelt er zwar selbst; indessen war ihm der Gegenstand zu wichtig, um sich durch diesen Zweifel abschrecken zu lassen, sich mit dem vorliegenden Werke sorgfältig zu beschäftigen.

Das Ganze zerfällt in eine Uebersicht, drey Abschnitte und einen Nachtrag. Nachdem die Nothwend-

digkeit der geometrischen Studien, anwendbar auf die Baukunst, gepriesen worden, kommt der Verf. auf die verschiedenen Tempel der ältesten cultivirten Völker, wo denn die Griechen in Hinsicht der Schönheit das Höchste erreichten. Bey den Römern verbreitete sich immer mehr die Baukunst, sie besaß aber nicht jenes erhabene Einfache, doch aber die Grundformen. Sie verfiel unter den Byzantinern, und selbst in den ersten Zeiten des Mittelalters wurde die neugriechische Bauart herrschend, endlich erhob sich die Phantasie, und durch das Romantische belebt, wurden die ehemahligen bestimmten Grenzen verworfen. So sehr die Formen der Deutschen Baukunst von den Griechischen verschieden waren, so werden doch die Gesetze der Natur beobachtet, und bloß der Geist des Zeitalters war die Quelle des Eigenthümlichen. Was der Verf. von diesem, und mehrmahls von "einem heiligen Geheimniß sagt, in welchem die Gesetze von jeher nur den Eingeweihten mitgetheilt worden, denn sie waren und sind nicht für die Welt ic. — die sie in der Bruderschaft der freyen Maurer bewahrten", wollen wir bey einer ganz andern Gelegenheit berühren. "Keine schriftliche Aufzeichnung war erlaubt, aber Symbole stellten die hohe Lehre auf, die zum Wegweiser, zur Richtschnur dienten u. s. w." — Wir können uns glücklich preisen, die Symbole gerettet zu sehen, erhalten im Bunde der Freymaurer". Nun folgt eine Uebersicht des ersten Abschnitts, als eine Einleitung vom Verfall der Baukunst bey den Römern. Bey den Neugriechen verbreitete sich die Kunst nicht nur in Italien selbst während der Herrschaft der Gothen und Longobarden; sondern auch in andern Gegenden. Der zweyte und dritte Abschnitte bezieht sich vorzüglich auf die Baukunst in Deutschland. "Was hierbey und sonst über das Symbolische der alten Kunst gesagt wird, verdanken wir größtentheils den tiefgedachten und sinnigen Bemerkungen des Hrn. Prof. Köber". Der Verf. nimmt drey Zeiträume an. Der erste geht von Carl dem Großen bis in das zehnte Jahrhundert, wo noch keine eigene Kunst in Deutschland sich zeigt. Doch müssen zu dieser Zeit die Ritterburgen genannt werden, und die er-

sten Spuren der Spitzbogen. Der zweyte geht vom 12ten Jahrhundert bis in das erste Viertel des 13ten Jahrhunderts, wo sich der Einfluß der Araber und die Vereinigung der neugriechischen bemerken läßt. Der dritte Zeitraum soll sich bis in die ersten Jahre des 14ten Jahrhunderts erstrecken, welcher von der völligen Ausbildung der Deutschen Kunst handelt. Rec. hat bey mehreren Gelegenheiten seinen Widerwillen gegen alle diese schneidende Grenzlinien bezeugt, die nur eine sehr unvollkommene Idee des wahren Zustandes der Sache geben; denn das Ganze greift so sehr in einander, und die Einmischungen sind so mannichfaltig, so verschieden, die theils von Localumständen, theils von der Phantasie der Erbauer oder der Baumeister herrühren; dabey die Amalgamirung ganz fremder Bauarten, so daß sich nicht das geringste darüber bestimmen läßt. Daß die Deutsche Baukunst nach und nach im 16ten Jahrhundert verdrängt wurde, geschah mit vollem Recht, indem sie so ausgeartet war und auch nicht das geringste von ihrer ehemahligen Simplicität mehr an sich hatte. Die altdeutsche Bauart allgemein zu machen, vorzüglich zu Wohnhäusern, wäre wirklich ein Unsinn gewesen, aber für Kirchenbau war sie sehr passend. Doch kann man nicht läugnen, daß ihre ursprüngliche Form in Rücksicht des Grundrisses von den alten Basiliken abstammt, wo die Proportion der Höhe zu der Breite nicht ist beobachtet worden. "Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß keine Bauart dem Character einer christlichen Kirche so vollkommen angemessen ist, als die altdeutsche, da alle ihre Formen auf Religion sich beziehen, und mit dem Irdischen das Himmlische so trefflich vereint ist". Gegen dasjenige, was der Verf. hier behauptet, ließe sich manches sagen, aber dieses würde auf mehreres hinleiten, was Rec. nicht berühren will. Nun folgen die verschiedenen Meinungen über das, was zu der Bildung der altdeutschen Baukunst Gelegenheit gegeben hat, welchen man noch anders hinzufügen könnte, als die durch die Natur entstandenen Basalt-Säulen, indem der große Eingang der Fingals-Höhle auf der Insel Staffa, ganz das Ansehen von einer alten Deutschen Kirche hat. S! Fiorillo's kleine Schriften ic. Th. I. S. 151. Uebershaupt hat sich diese Baukunst immer mit der einheimischen

verbunden, und ein scharfes geübtes Auge wird den Unterschied mehr fühlen als ausgeben können. S. 17. Der erste Abschnitt enthält eine Uebersicht über den Ursprung der Baukunst; welcher anfängt mit der gewöhnlichen Abwechslung von der Höhe zu der Magnificenz der Römer. Das Mittelalter liebte das Außerordentliche, das Wunderbare. Dieses läßt sich wohl sagen von der sogenannten neuen Gothischen, oder eigentlichen wahren Deutschen Baukunst, denn die alte, die in den Anfang des Mittelalters fällt, war eine corruptirte Römische Bauart, begründet auf die politischen Umstände. Dessenungeachtet behielt sie noch Spuren der regelmäßigen Bauart, indem die Säulen, so plump und schwerfällig sie auch immer waren, doch Basen und Capitale hatten, und die Bogen zirkelförmig gebaut wurden. Alles dieses verschwindet in der neuen Gothischen, und wenn sie noch so schön geziert war, so kann sie doch niemahls der Corinthischen gleichgestellt und mit ihr in eine Parallele gezogen werden. Vollkommen bemerkt der Verf. den Verfall der Baukunst durch die Ueberladung der Ornamente. Vitruv klagt schon zu den Zeiten des Augustus über die sogenannten Grotesken, die im 16. Jahrhundert so sehr wieder aufkamen. Daß man in den Zeiten von Constantin dem Großen nicht mehr im Stande war, etwas ordentlich zu bauen, bemerkt der Verf. mit vielen Gründen, aber die Bauart aus alten Ueberresten von Ruinen geschah bloß, wo dergleichen existirten. Hier folgen mehrere Bemerkungen, die Zeiten betreffend, in welchen sich die Römer, Gallen und einen Theil von Deutschland unterworfen hatten, worauf dann die Zeiten von Justinian und Theodorich folgen, mit einigen Bemerkungen über die Ostgothen und Westgothen und ihre Streifereyen. Von den Gebäuden zu den Zeiten Theodorichs zu Ravenna und an andern Orten, und von ihrem Verfall. Theodorich war am Hofe des Kaisers Zeno zu Constantinopel erzogen worden, und hatte Theodor Kauf, und Cassiodorus, der Alles dirigirte, und viel architectonische Kenntniße besaß, bediente sich Griechischer, und Byzantinischer Künstler. Wichtig bemerkt der Verf., daß sich von dort aus mehrere Künstler in die verschiedenen Römischen Provinzen verbreiteten, und die Sophienkirche zu Constantinopel das Hauptideal

war, so daß die Marcuskirche zu Venedig eine treue Nachahmung derselben wurde, was zwar Cicognara nicht zugestehen will. Ob die neuen Griechen in Spanien zur Zeit der Araber auch einen solchen Einfluß hatten, wie der Verf. glaubt, verdient mehrere Nachforschungen. Sie scheinen mehr in den ersten Zeiten das Resultat von einer Mischung des sogenannten Altgothischen mit dem Orientalischen zu seyn, bis sich das Ganze gegen das 8te Jahrhundert zu einer eigenen Bauart eignete, wovon vieles in die neue Deutsche aufgenommen wurde. Hier folgen mehrere Notizen von Arabischen Gebäuden, wovon man vorzüglich so herrliche Nachrichten und Abbildungen bey Laborde antrifft, und was man in Indien findet, bey Daniell und Hodges. Die wenigen Sachen, die von Longobardischen Gebäuden angeführt werden, haben durch große Veränderungen, Restaurationen und Modernisirung Vieles von ihrem ursprünglichen Character verloren. S. 55 faugt der zwürte Abschnitt an. Der Verf. scheint geneigt zu glauben, daß die Deutschen zu Cäsars Zeit rohe Völker, und daß Städte ihnen unbekannt waren. Aber da wir wissen, daß die Helvetier zu den Zeiten des Cäsar 12 Städte und unzählige Dörfer besaßen u., so kann man mit vieler Wahrscheinlichkeit glauben, daß in dem südlichen Deutschland ebenfalls Städte waren. In der Folge, da sich das Christenthum unter den Fränkischen Königen immer mehr verbreitete, wurden die Kirchen aus Holz erbaut. Zu dem was der Vf. S. 39 von der Halle des Klosters Loisch anführt, den hohen Giebel betreffend und als eine Eigenthümlichkeit des Deutschen Styls angibt, muß ich bemerken, daß man dergleichen an mehreren Sarcophagen, im Museo Pio Clementino antrifft, daß also dieser corrumpierte Geschmack sich in Rom selbst weit früher ausgebreitet hatte. Was von Carls des Großen Zeiten gesagt wird, von Alcuin, Eginhard und seinem Sohn, Vitruv betreffend, und den vielen Gebäude durch Carls Nachfolger errichtet, so wie die unzähligen Bischofs, findet sich schon bey Ficardo. Ob schon damahls in England die geheime Zubereitung der Bauleute u. existierte, will ich andern Libellisten zu untersuchen. Periode der Sächsischen Kayser. Um diese Zeit sieht man offenbar die Mischung von neugriechischer und Deut-

scher Kunst, und vorzüglich in dem Bau der Ritterburgen, die in Rücksicht der Situation viel Romantisches haben; sie können eigentlich mit Gefängnissen verglichen werden, wo der Herr der vornehmste Gefangene war. S. 89 folg. werden mehrere Werke angegeben, die sich auf Beschreibung von alten Burgen beziehen. Marienburg darf aber unter diese Classe nicht gerechnet werden, denn dieses war nicht das Werk eines Besitzers einer Familie, sondern eines mächtigen Ritterordens, wo unfehlbar die ersten Baumeister aus Venedig hinberufen wurden. Gerne wollen wir zugeben, daß vom 8ten bis gegen das 12te Jahrhundert man hin und wieder in Deutschland etwas in neugriechischem Geschmack gebaut habe, niemahls aber hat Deutschland einen allgemeinen herrschenden Geschmack erlebt, selbst später nicht. Eine gewisse religiöse Constitution, nicht eine symbolische, nicht ein Geheimniß, lag in den Formen zum Grunde; dieses war aber mehr der Einfluß, der von Rom aus durch das enge Band verschlungenen Bischöfe und Mönche, als durch die Wirkung einer Maurerischen Verbindung. Auch in den Ornamenten oder Grotesken glaubt der Verf. symbolische Bedeutung zu entdecken, eine Idee, die schon der Gude Comazzo, von den alten Römischen Grotesken behauptete. Was die Grundform der Kirchen, worüber schon oben bemerkt worden, daß sie von den alten Basiliken herstammt, und zwar die achteckige betrifft, so kann Rec. weiter nichts Symbolisches daran erkennen, als das Griechische Kreuz. Von den Spitzbogen will ich hier nur bemerken, daß man in Rom wenige oder gar keine antrifft, wenn ich einige unbedeutende zu Araceli, und in einigen Tabernakeln abrechne. Die Arabische Bauart hat sich in einigen Orten mit der neugriechischen und mit der Deutschen amalgamirt, aber man kann es nicht auf eine bestimmte Periode oder Zeit zurückführen. Was die ganz glatt gelassenen Knäue betrifft, wovon der Verf. mehrere anführt, so verdient wohl der Umstand eine nähere Untersuchung, ob sie nicht nachher noch ihre Vollendung bekommen, so wie wohl bey den Aegyptiern der Fall war; oder ob man nicht durch einen Ueberzug von einem festen Kitt die Ornamente hinzufügen wollte, wovon man aus der schönen Periode der Römer Beyspiele anführen kann. Eine große Anzahl von Kirchen und Domen werden mit vieler Ordnung und Wahl beschrieben. Nach und nach verlor sich die neugriechisch-arabische Mischung in der Deutschen Baukunst im Anfang des

13ten Jahrh., worauf von mehreren Kirchen aus dieser Zeit die Beschreibungen folgen. S. 99. Dritter Abschnitt. Um die Hälfte des 13. Jahrh. fängt die brillante Periode dieser Baukunst an, die der Verf. ein "Treyes Spiel der Phantasie im romantischen Geiste" nennt. Wir haben schon oben bey einer andern Gelegenheit angezeigt, daß die vorhergehenden Bauarten als altgothisch und neugriechisch, die ältesten Geseße, mangelhaft aber doch, beybehalten hatten, nämlich Säulen mit Basis und Capitälern, zirkelförmige Bogen &c. Die Neudeutschen verwarfen alle Geseße, alle Vorschriften, alle Gebote. Die Säulen bekommen eine ganz andere Gestalt in Rücksicht ihrer Höhe, man verband häufig viele Dinge zusammen, die sich ofter in das Gewölbe vertheilten, wie die Blätter eines Palmbaums, wo dann das spize Kreuzgewölbe sehr gebraucht wurde. Von dem Thurme und seiner Verbindung als Hauptornament der Kirche, Halle, Haupteingänge, Bildsäulen, erhabenem Schnitzwerk, und den großen Rosen als Hauptfenstern der Fassaden. Herrlich ist die Bemerkung S. 109, daß nur wenige der großen Kirchen des Mittelalters in einem kurzen Zeitraume vollendet, auch nicht immer nach dem ursprünglichen Plane ausgebauet wurden. Oft gaben sie den Künstlern mehrere Jahrhunderte hindurch Beschäftigung". Daher viele zu Ruinen geworden sind, ehe sie ihre Vollendung erhalten haben, daher die vielen Variationen in einem und demselben Gebäude. Mit Recht nennt der Vf. das 13te Jahrh. "das goldene Zeitalter Deutschlands", wo wegen des Handels und Reichthums die Künste so hoch stiegen. Die Griechen bemahlten auch in ihren frühern Zeiten ihre hölzerne Figuren, so wie die Deutschen, aber ich glaube, daß sie nicht gut in eine Vergleichung gebracht werden können. Was das berühmte Bild zu Eöln anbetrifft, so zieht der Vf. die Meinung vor, daß der Künstler Kalf, und nicht Wilhelm gewesen sey. Die Gründe kann Rec. nicht einsehen. Der Gebrauch des Goldgrundes in Gemälden hat noch lange Zeit nach Johann von Eyf gedauert, und war durch eine Nachahmung der ältesten christlichen Moaisken entstanden, die alle einen Goldgrund besäßen. Auch über die Veränderung in Rücksicht des Stiles der Deutschen Malerey, hat der Vf. mehrere herrliche Bemerkungen mitgetheilt. In Ansehung der Frage, ob die alten Künstler ihre Grundsätze schriftlich hinterlassen haben, "was sie sich nicht erlaubten, da sie ihnen als Geheimniß der Brüderchaft heilig waren &c." verweise ich den Leser auf das Werk selbst. Der Deutsche Reichthum verbreitete sich, obgleich zwar der größte Theil dieser colossalischen Gebäude nicht das Hervorbringen eines einzigen Architects war, sondern das Resultat von mehreren Jahrhunderten, wo früher andere Kirchen

standen, die durch Feuersbrunst oder durch andere Ursachen vernichtet wurden. Die neuen Gebäude behielten öfters in einem oder dem andern Theile einige Ueberbleibsel der ältern Gebäude, zu denen nur das Neue hinzukam; und daraus entstanden die unzählbaren Variationen, welche sich nicht applizieren lassen so wenig dabey an den Verfall Römischer Baukunst, oder an den der neuen Griechischen, oder an Söthischen, Arabischen zc. zu denken ist, sondern bloß an die unzählbaren Zufälle, Umstände, besonderer Geschmack eines Architekten, der mehr Neigung zu der einen oder andern Art in sich fuhlt, und dieses System seinen Schülern oder Arbeitern mittheilt, die sich dann in der ganzen Welt verbreitete; daher man viele Gebäude selbst in Indien mit Gewißheit für Deutschen Ursprunges erkennen könnte. Aber alles dieses geschah nicht durch plötzliche Sprünge, sondern ganz unmerklich. Der Dom zu Eöln ist vielleicht der einzige, wo man sagen konnte, daßer ganz in einem Styl und in der ersten Idee erbaut worden ist. Auch als vorzüglichste Werke altdeutscher Baukunst führt der Vf. den Münster zu Straßburg, den Dom zu Eöln, St. Stephan zu Wien, und den Münster zu Freyburg an. Wir haben schon oben bemerkt, daß in Rom diese Bauart keinen Zutritt fand, doch ist die Patroniuskirche zu Bologna ein herrliches Gebäude, wos in diese Gattung einschlägt. Was die Loggia betrifft, wo die Arbeiten bey dem Dom zu Orvieto vorgenommen wurden, so hat Giordano Tom. II. S. 271 das meiste herüber, nur muß man bemerken, daß diese Benennung einen offenen Platz bezeichnet, der nur mit einer Bedeckung versehen ist. So heißt bis auf den heutigen Tag in Florenz La Loggia dei Lanzi, wo keine Nebenidee damit verbunden ist. S. 211 Beschreibung der Kupfertafeln, die XXXIV an der Zahl, von Hrn. Stieglitz gezeichnet, aber von verschiedenen nicht immer glücklich gestochen, auch wenn ich von einigen auf die übrigen überließen sollte, nicht sehr treu. Recens. hat gerade zum Vergleich von Maulinzella Tab. XVI und XVII zwey meiste raste Zeichnungen von unserm Hrn. J. H. Müller, Künstler und Universitäts-Baumeister verfertigt vor Augen, wo sie mehrere Veränderungen finden. Was Tab. XXIII betrifft, nämlich zw. v Säulen, die sich in dem Dom von Würzburg befinden, so sind sie im höchsten Grade geschmacklos und unsehbar nicht von dem Alter, wie der Vf. S. 186 glaubt. Wir scheinen sie aus einer weit spätern Zeit, als die vorrice eines Künstlers zu seyn, der vielleicht die nachherigen nachahmen wollte, die vor dem Tempel zu Rom gefunden. Wenn Rec. einige Sachen übertrug, so hat uns nicht immer der selbigen Meinung bepaetret, so weiß er doch gestehen, daß ihm die genaue Durchlesung dieses Werkes viele Freude verursacht hat.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. 59. Stück.

Den 12. April 1821.

P a r i s.

Courcier 1819: Histoire de l'astronomie du moyen âge; par M. Delambre, Chevalier de St. Michel et de la Légion d'Honneur, Secrétaire perpétuel de l'Académie royale des Sciences pour les Mathématiques etc. LXII und 640 S. 17 Kupfert. 4.

Zuerst wieder ein Discours préliminaire mit Noten, Additions et corrections über die beiden vorhergehenden Bände der Histoire de l'astronomie ancienne, wovon der gegenwärtige Band, als Fortsetzung angesehen werden kann. Diese ist in eben der Manier und nach eben den Grundsätzen gearbeitet, der Verf. darf aber hier auf allgemeinere Zustimmung bey seinem Plan und seiner Methode rechnen, als bey der vorigen im Allgemeinen ebenfalls verdienstlichen Arbeit. Ueber die Stellung und Behandlung der Materien kann hier keine Einwendung statt finden. Die Schriftsteller stehen in der natürlichen Zeitfolge; es ist hier weniger von Philosophemen die Rede, die Hr. Del. in der Astronomie nicht anerkennen will, die Wissenschaft ist be-

gründet und mathematisch ausgebildet. Es bedarf also nichts, als daß die Art angegeben werde, wie die Ausbildung fortgesetzt worden ist. Die Unzugänglichkeit der Arabischen Schriftsteller, der dunkle, oft verworrene Vortrag der Lateinischen Uebersetzungen und der übrigen Werke, machen diese Arbeit Hrn. Delambre's noch interessanter, wo die Auszüge vollständig gegeben und durch die hinzugefügten Formeln in eine klare Uebersicht gebracht worden sind. Der Verf. fängt den Discours préliminaire wieder mit der Behauptung an, daß bey den Chaldäern, Indiern und Chinesen nirgends, sondern erst bey den Griechen eine mathematische Behandlung der Astronomie anzutreffen sey, und daß nur einige allgemeine astronomische Begriffe durch reisende Philosophen vom Auslande nach Griechenland gekommen wären, meistens sey aber die Beschäftigung der orientalischen Völker Astrologie gewesen. Man habe in Griechenland von keinem Ausländer Schriften aufweisen können. Dieses führt er weiter aus und zeigt, daß ohne Instrumente keine Genauigkeit im Beobachten möglich sey. (Rec. scheint die er Beweis ganz unnöthig, weil es bey der ersten Ausbildung der Wissenschaft doch mehr auf die einzelnen Entdeckungen im Weltraume und auf die Ideen scharfsinniger Köpfe, auf die Methoden ankommt, welche man anwandte, um zu dem vorgestekten Ziele zu gelangen. Die Genauigkeit im Beobachten kam erst nach und nach durch mehrere Versuche und Erfahrungen. Mehr, als die gewöhnlichen allgemeinen Kalenderbegriffe, auf welche jedes Volk auch für sich kommen konnte, brachten aber die sogenannten reisenden Philosophen nicht nach Griechenland zurück. Das zeigt der ganze Gang der Wissenschaft, und Hr. Delambre gibt dieses auch zu.) Die neueren Bemerkungen von Follois und de Villiers über die Thierkreise von Esne und Denderah führten ihn wieder besonders auf die

Aegypter zurück. Nach den Memoiren dieser Reisenden
 fande man noch Proben von ihrer Baukunst und
 Sculptur, welche nach dem Gesichtspuncte, unter
 den man dieselben stellte, beides, die Vollkommenheit
 und die Kindheit der Künste unter diesem Volke be-
 wiesen. Von der Astronomie aber finden wir nir-
 gends, nicht einmahl die Elemente. Diese Monu-
 mente bewiesen indessen unwidersprechlich, daß die
 Civilisation in Aegypten zwar sehr weit fortgeschrit-
 ten, die Künste zu einer bewunderungswürdigen Höhe
 und zwar schon in den ältesten Zeiten gekommen wä-
 ren. Perikles Zeitalter dagegen zeige zwar mehr
 Geschmack; in beiden aber sey wenig für die Astro-
 nomie geschehen. Hier wird Anaxagoras wieder
 als Beispiel angeführt. (Die Geschichte beweiset in-
 dessen doch nur auch hier, was wir so eben bemerkt
 haben, daß die denkenden Köpfe noch zu wenig Er-
 fahrung vor sich hatten, um die Wissenschaft auszu-
 bilden. Hr. Del. verlangt überall Anwendung von
 Trigonometrie. Vor Ptolemäus aber war darin sehr
 wenig geschehen, und was der Verf. von Hipparch
 anführt, ist noch sehr zweifelhaft, und doch wird
 niemand demselben Schärfe, Beobachtungsgabe ab-
 sprechen, oder behaupten wollen, daß er nicht einer
 der vorzüglichsten Begründer der Wissenschaft gewe-
 sen sey, und daß in der Geschichte von ihm eine
 neue Periode angeht.) In der weiteren Beurthei-
 lung der Aegypter citirt Del. die bekannte Stelle
 des Clemens von Alexandrien, den er theils sei-
 ner Ansicht, theils seines Zeitalters wegen mit Recht
 für keinen gültigen Zeugen ansehen will. Den di-
 recten Beweis für das Daseyn wirklicher astronomi-
 scher Kenntnisse unter den alten Aegyptern (denn von
 Dichtern, Rednern, Philosophen finde sich unter ih-
 nen keine Spur) sucht er nur in den Obelisken und
 den Thierkreisen. Allem er setzt hinzu, die Form
 und die Stellung von den ersteren (wie, ten Zwei-
 fel nach den neuern Untersuchungen der genannten
 K (3)

Reisenden gegen Plinius Behauptung, daß dieselben zu astronomischem Gebrauch bestimmt gewesen wären; und die Thierkreise könnten ebenfalls keine neue Aufklärung über die eigentlich astronomischen Constellationen, d. h. über die Anzahl der Sterne in jedem Bilde und ihre respective Lage gegen einander geben. Hr. Del. zieht also daraus das Resultat, daß den Aegyptern zwar Astrologie aber keine eigentliche Astronomie zugeschrieben werden könne, daß sie aber den Himmel betrachtet, die jährliche Sonnenbahn in zwölf Theile getheilt hätten, daß ihre Beobachtungen und Constructionen aber von einem hohen Alterthume wären. Wenn bloß von ihrer Jahresreintheilung und den eben erwähnten Kalenderbegriffen die Rede ist, so läßt sich dagegen so wenig als bey andern Völkern einwenden. Wenn aber der Verf. von den Zeichnungen dieser Thierkreise auch auf das hohe Alterthum der gewöhnlichen Sternbilder schließen will; so ist der Schluß zu gewagt, und steht gewissermaßen mit seinen übrigen Behauptungen im Widerspruch. Er behauptet nämlich, man kenne die Epoche der Thierkreise nicht, man wisse nicht, durch welchen Grad der Zeichen der Kolur gehe, und doch folgert er, daß die Waage ein altes Sternbild seyn müsse, ohne auf die übrigen bekannten Gründe zu achten, welche das Gegentheil darthun, oder auf Visconti's Bemerkung, daß diese Tempel, wenigstens der von Denderah, deutliche Spuren des Griechischen Geschmacks an sich tragen. Von eben so wenigem Gewicht ist die andte Vermuthung des Verf., daß schon die Chaldäer die Waage gekannt haben müßten, weil Ptolemäus bey einer Mercur's-Beobachtung nach chaldäischer Zeitrechnung den Namen der Waage seiner Gewohnheit nach gebraucht.) Hierauf kommt Hr. Del. auf Celebrook's Schrift: *Algebra with arithmetic and mensuration from the sanscrit etc.* London 1817, und auf eine Anzeige davon in dem

Edinburgh Review, wo auch gegen ihn einige Bemerkungen gemacht worden waren. Er rechtfertigt sich hier über seine früheren Behauptungen, und besonders gegen den ihm vom Verf. des Review gemachten Vorwurf, daß er Bailly zu nahe getreten sey. Diese weitläufige Anticritik übergehen wir. Der Gang und das Resultat von Del. Untersuchungen ist nun folgendes. Die Beobachtungen schienen von den Nachfolgern Hipparch's sehr vernachlässigt worden zu seyn. (Hierunter versteht er nun auch, wenn man die einzelnen Bemerkungen in den vorhergehenden Bänden vergleicht, Ptolemäus, ja er wiederholt dieses, so gar hier S. XIII mit den Worten: Ptolémée, qui n'observait pas, quoiqu'il en dise. Aber mit Unrecht, wie man sich leicht durch die Lectüre der Synaxis überzeugen kann. Rec. hat auch schon einigemahl darüber zu sprechen Veranlassung gehabt, und mag deshalb hier seine Meinung nicht wiederholen. Eine umständliche Erörterung liegt ohnedies außer dem Plan einer Recension.) Die Araber aber hätten die Beobachtungen zu einem vorzüglichen Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit gemacht. Sie hätten alle Schriften der Griechen besessen und übersetzt, um sich von der Richtigkeit der Tafeln bey ihren astronomischen und astrologischen Rechnungen selbst zu überzeugen. Sie hätten die chaldäischen Träumereyen mit mehr Genauigkeit und Methode, mit Anwendung der Geometrie betrieben. (Dieses ist ganz richtig und berechtigt auch, bey manchen zweifelhaften Erscheinungen und Daten rückwärts zu schließen.) In Griechenland fände man kaum 2 oder 3 Beobachter, unter den Arabern mehrere, so wie vollkommene Instrumente. Man bemerkte seit Almamum's Zeit schärfere Bestimmungen der Schiefe der Ecliptik, der Lage einiger Hellen Sterne, der Präcession, der Jahreslänge, und der Eccentricität der Sonne. Sie hätten mehrere Finsternisse und Conjunctionen beobachtet, Ptolemäus

Tafeln untersucht, und auf genauere Zeitbestimmungen bey den Beobachtungen gesehen. Doch hätten sie mit allzugroßer Sorgfalt und abergläubischem Respecte alte Hypothesen von Ptolemäus beybehalten, mit Ausnahme von Alpetragius und Geber. Die Rechnungsmethoden hätten aber durch sie wesentliche Verbesserungen erhalten. Albategnius habe der Trigonometrie einen wesentlichen Dienst geleistet durch die Erfindung der Sinus, wozu ihm Ptolemäus Analemma Veranlassung gegeben habe. Sie hätten überdieß die Auflösung der sphärischen Dreyecke auf einige allgemeine Formeln zurückgeführt. Perser und Tataren hätten nichts wesentliches weder für die Theorie der Astronomie noch für die Trigonometrie gethan. Man habe von ihnen nur einige Tafeln, und den Fixsternencatalog von Alugh-Beig. Nach den Arabern soll Millus (wahrscheinlich Menelaus) Hipparch's Catalog mit der jährlichen Präcession von $36''$ auf seine Zeit durch $+ 2^\circ, 15'$ reducirt, und vielleicht mit seinen eignen Beobachtungen einiger der vorzüglichsten Sterne verglichen haben. Ptolemäus soll nach diesen Versicherungen der Araber so vieles Vertrauen zu Millus Arbeit gehabt haben, daß er aufs neue $25'$ zu allen Längen hinzu that und daraus die bekannte Präcession von $2^\circ, 40'$ bis auf seine Zeit gefunden habe. Del. befindet diese Nachrichten mit Recht alle unzuverlässig. Auch dem Araber Abderahman Suphi wird von einigen Astronomen ein neuer Catalog beygelegt. Er habe indessen nur die Größe der Sterne aufs neue beobachtet, die Breite beybehalten, Ptolemäus Längen mit $+ 12^\circ, 42'$ auf die Epoche von 964 den ersten October reducirt. Zur Revision des Griechischen Textes und der Lateinischen Version, ließ Delambre Abderahman's Catalog von Sedillot übersetzen und mit drey Manuscripten vergleichen. Die bedeutendsten Abweichungen waren aber Schreibfehler in Zeit-

Gen und Grad, die übrigen minder wichtigen vermehrten oft die Differenz zwischen den von Ptolemäus bestimmten Orten und den neueren Angaben. Die meisten dieser Varianten waren überdies schon aus der Lateinischen Uebersetzung der Syntaxis bekannt. Del. setzt hinzu, es habe alle Wahrscheinlichkeit, daß die Uebersetzung nach dem Arabischen gemacht worden sey, und daß dieser Arabische Text große Aehnlichkeit mit dem Manuscript gehabt haben muß, nach welchem Abderahman seine Reductionen gemacht habe. Der Druck von Abd.'s Catalog habe also für die Geschichte der Wissenschaft keine besondere Wichtigkeit, doch werde ihn Sedillot in einer Astronomie des Orientaux benutzen und mit critischen, historischen und philologischen Bemerkungen begleiten. Auch den motus trepidationis der Aequinoctialpuncte des Thebit ben Corah, welcher durch Beobachtungen eines Hermes (1985 Jahre vor Ptolemäus) zu dieser Hypothese veranlaßt seyn sollte, rechnet Del. so wie die Nachrichten von Mullibus zu den "contrés apogryphes" der Araber. Gerne würde Rec. bey dieser obgleich grundlosen, doch für die Geschichte der Wissenschaft wichtigen Hypothese hier länger verweilen, weil die umständlichen Auszüge des Verf. dieselbe deutlicher darstellen, als es von Weidler und Bailly geschehen ist, wenn es die Grenzen der gegenwärtigen Anzeige erlaubten. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen kommen nun die vollständigen Auszüge und Bemerkungen über folgende Arabische Schriftsteller: Albategnius Alfragan, Thebit, Ebn-Junis, Abul-Wefa, Alpetragius, Arzachel, Geber, Abul-Hasan. Alles dieses übergehen wir, um noch zu einer umständlicheren Nachricht von Ebn-Junis Raum zu behalten, welche wir den Lesern dieser Blätter, die Del. Werk nicht selbst zur Hand haben, schuldig zu seyn glauben. Weidler und Bailly führen denselben nur mit

wenigen Worten, als den Verfasser von astronomischen Tafeln an, und setzen ihn um das Jahr 1000, (nach Del. starb er im Jahr 1008 am 31. März). Aufmerkfamer auf ihn wurde man in den neueren Zeiten bey der Bearbeitung der Mondstheorie, durch die genauen Resultate einiger von ihm beobachteten Finsternisse, welche Golius von ihm anführt, wie den Lesern der allgem. geogr. Ephemeriden und der monatl. Correspondenz bekannt seyn wird. Hier erhält das Publicum nun von S. 76-156 einen Auszug von Ebn Junis Manuscripte auf der Leydner Bibliothek, wovon anfänglich Caussin, Professor der Arabischen Sprache zu Paris einen Theil übersezte, besonders was die Beobachtungen betraf. Kurz vor Beendigung des Drucks übersandte Hr. Sedillot aber dem Verf. noch die Uebersetzung von 47 andern Capiteln des Manuscripts, wovon 28 nicht einmahl in der Leydner Handschrift enthalten sind. Sedillot verglich nehmlich noch andre orientalische Manuscripte und auch die Pariser Fragmente von Ebn Junis. (Wahrscheinlich ist hier die Copie gemeint, von welcher schon La Lande in einem Briefe an Hrn. von Zach spricht, allg. geograph. B. 2. S. 251.) Sedillot's Arbeit bezieht sich größtentheils auf die Lehrsätze, auf Methode und Geschichte der Wissenschaft. Der Beobachtungen sind eine bedeutende Anzahl, nicht nur von Finsternissen, sondern auch von Planeten = Ortern, von Solstitien und Aequinoctien. Diese benutzte nun Ebn Junis um den Fehler der Tafeln zu zeigen, und vergleicht darauf seine eignen Tafeln mit Ptolemäus Beobachtungen. Die Theorie schließt sich genau an die der Griechen an, und Ebn Junis scheint sogar vorauszusetzen, daß man Ptolemäus gelesen habe. Er verbreitet sich über alle Theoreme. Zuletzt ist noch einiges aus der Astrologie hinzugefügt. Nachdem nun Delambre alle Lehrsätze und Beobachtungen berechnet und verglichen hat, kömmt er zu folgendem Resultat über Ebn Junis

Schriften. Die Aenderungen, welche er in Ptolemäus Theorie vorgenommen hat, sind unbedeutend. Sie betreffen vorzüglich die Epochen und die mittleren Bewegungen, welche er offenbar nach den gesammelten Beobachtungen berichtete. Er hat bey der Mondstheorie die Gleichung von $13^{\circ}, 9'$ beybehalten, welche Ptolemäus der Anomalie gab. Da er sich bloß auf Finsternisse bezieht, so konnte er über die Erection keine Untersuchungen anstellen. Bey der Sonne scheint die Gleichung zu groß, und nicht so genau, als die von Albategnius. (Der Raum verbietet, hier die Werthe hinzuzufügen, welche zu einer genaueren Vergleichung des Alten und Neuen interessant fern würden). Ebn Junis scheint also seine Celebrität vorzüglich seinen Rechnungen zu verdanken, welche er zur Verbesserung der Tafeln anstaltete. Als Beobachter scheint Albategnius mehr Vertrauen zu verdienen, und größere Instrumente gehabt zu haben, so wie Ebn Junis dagegen wahrscheinlich sehr mittelmäßige. Die Breite von Cairo gibt er, mit neueren Beobachtungen verglichen, um $2', 21''$ zu gering an. Man könne überhaupt, fährt Del. fort, bey Griechen und Arabern mehr ihre Trigonometrie beurtheilen, als die Güte ihrer Beobachtungen. Ebn Junis habe übrigens der Trigonometrie keinen besondern Dienst geleistet. Durch das tiefe Studium des Analemma aber wäre er im Stande gewesen, eine Menge practische Fälle zu zeigen, und viele theils nützliche, theils minder wichtige Probleme aufzulösen. Tangenten und Secanten kannte er, und machte davon Gebrauch, ob er sie gleich nicht geradezu in seiner Schrift nennt. Außerdem enthält das Manuscript noch Tafeln zum Gebrauch bey trigonometrischen und astronomischen Rechnungen der Sinusse von 10 zu 10 Minuten, der Abweichungen der Punkte der Ecliptik für die Schiefe derselben von $23^{\circ}, 35'$, der Cotangenten der Höhen. Aus dem Umstand, daß hier die Tangenten nicht vorkommen, schließt Del., daß Ebn Junis

nis verhindert worden sey, allgemeinen Gebrauch von diesen Linien in der Trigonometrie zu machen. Da hierbey immer der Gnomon für den Halbmesser angenommen wird; so ist noch eine zweyte Tafel beygefügt für den Halbmesser 12. Es folgen darauf Tafeln für die gerade Aufsteigung 1. vom Aequinoctialpunct, und 2. vom Polus aus gerechnet. Eben so die Sinus für dieselben und für die Abweichungen der verschiedenen Grade der Länge, und die Tangenten derselben. Darauf folgen endlich noch Tafeln der Ascensional-Differenz, der Sinus der amplitudo ortiva für alle Grade der Ecliptik, und für die Breite von 30° , u. dgl. Dieses ist die kurze Uebersicht des Inhalts von dem Manuscript, dessen Titel Delambre mit folgenden Worten angibt: *Le livre de la grande Table Hakémité, observée par le sheikh, l'Imam, le docte, le savant Aboulhassan Ali ebn Abderahman, ebn Ahmed, ebn Jounis, ebn Abdalaala, ebn Mousa, ebn Maisara, ebn Ases, ebn Hiyan.* Der Chalife Hakem, welchem die Tafeln zugeeignet sind, regierte vom Jahr 996 — 1021 unsrer Zeitrechnung. Der Vater desselben der Chalife Aziz veranlaßte Ebn Junis, sich der Astronomie zu widmen. Die letzte Beobachtung, auf welche die Tafeln gegründet sind, ist vom 7. November 1007, also 7 Monate vor Ebn Junis Tod. Uebrigens verdient es noch einer Erwähnung, daß die Bestimmungen der Schiefe der Ecliptik nicht ganz mit dem übereinstimmen, was Holius nach Bailly aus Ebn Junis anführt. In Angabe der Namen der Astronomen, deren Beobachtung dabey zum Grunde liegen, herrscht ebenfalls einige Verschiedenheit. Die Astronomen des Almamun fanden nemlich, um nur ein Beyspiel anzuführen, nach Holius dieselbe $23^\circ, 33', 52''$, nach Delambre $23^\circ, 33'$, und $23^\circ, 33', 32''$. Die erste Bestimmung enthält so ziemlich das Mittel aus allen. Aus eignen Beobachtungen, und mit der Sonnenparallaxe von $2'$ fand Ebn Junis 23° ,

35'. Auch hiervon saut Goltius nichts. Es scheint also nach diesen verschiedenen Angaben, daß noch mehreres von Ebn Junis vorhanden gewesen seyn müsse, da die Kapitel, in welchen diese Untersuchungen vorkommen, wie es scheint, vollständig in dem Leydner Manuscripte enthalten sind. Anders verhält es sich mit der Präcession, über welche man gern bey der getheilten Meinung der Araber, Ebn Junis Ansicht wissen möchte. Wahrscheinlich waren dieselben in den hier fehlenden Kapiteln 27 — 30 enthalten. Einiges läßt sich indessen aus dem achten Kapitel schließen, wo vom Apogäum der Sonne die Rede ist. Ebn Junis setzt dasselbe, wie er verzeichnet, nach sorgfältiger eignen Beobachtung in 2° , $26'$, $10''$, und nimmt dabey noch vorhergehenden Observationen 2° , $40'$ in 200 Jahren an, meint aber, es sey dies die Bewegung der Jovissterne. Sonach hatte er, wie auch Delambre glaubt, keine Idee von der eignen Bewegung des Apogäums gehabt, für die Präcession aber müßte er nach diesen Voraussetzungen $48''$ jährlich, oder in 75 Jahren einen Grad annehmen. Ob er zu den Vertheidigern des motus trepidationis gehöre, laßt sich dadurch noch nicht entscheiden, da selbst Lohreit in einer hier zuerst aus dem Leydner Manuscript von Ebn Junis abgedruckten Stelle einen Grad Veränderung in 80 Jahren annimmt, und was das merkwürdigste ist, in derselben von dem motus trepidationis spricht, als von einer bloßen auf Ptolemaus, also nicht des eben genannten Hermes, Beobachtungen gegründeten Vermuthung, welche so lange gelten müsse, bis genauere Observationen entschieden hätten. Eben so ist nun Abul-Befa, Ebn Junis Zeitgenosse hier umständlicher beurtheilt. Es wird ihm besonders das Verdienst zugeschrieben, daß er die Tangenten und Secanten bestimmt in die Trigonometrie eingeführt, und sich überhaupt mehr an die Dreyecke selbst, als an die orthographische Projection gehalten habe, welche Ebn Junis noch nach dem

Vorgang von Albategnius bey seinen Rechnungen vorzog. — Die übrigen, deren Arbeiten hier noch umständlich beurtheilt werden, sind außer den Bemerkungen über die Sataren überhaupt: Alugh-Beig, die Sphäre des Rabbinen Abraham und die Arithmetik des Rabbinen Elia. Ferner folgen Verbiest, Ayeen Akbery, Sacrobosco, und die Commentare über denselben. Alphensius, Bianchini, Purbach, und dessen Commentatoren, Nevoarentan, Digges, Dee, Stoffler, Riccus, Ferrei, Fracastor, Apian, Ronius, Peucer, Gemma Frisius, Roras, Orontius Finäus, Gauricus, Maurolycus, Jordanus, Stadius, Bressius, Schooner, Vitta, Magini. Hinzu gefügt ist noch eine umständliche Geschichte der Gnomonik dieses Zeitraums, wobey wir uns aber aus Mangel des Raums nur auf diese allgemeine Anzeige beschränken müssen.

L e i p z i g und A l t e n b u r g.

Von Prokhauf: System der practischen Heilkunde auf Erfahrung und dem daraus hergeleiteten Gesetze der thierischen Natur gegründet. Erster Band. Heilarundfäße, 1. Theil angewandte oder practische Krankheitslehre. 1818. S. XVII. 423. 1. Bandes 2. Theil 1. Abtheilung. 1819. S. XIV. 618. Auch unter dem Titel: Handbuch der practischen Krankheitslehre 1. Th. und 2. Th. 1. Abth. von Dr. Friedrich Ludwig Kreuzig, Königl. Sächs. Leibärzte u.

Eine sehr erfreuliche Erscheinung am litterarischen Horizonte, die gewiß Allen, denen das Wohl und das wahre Aufblühen unsrer Wissenschaft am Herzen liegt, angenehm und erwünscht ist. Lange genug hat die Arznenwissenschaft unter der Herrschaft der Einseitigkeit und leeren Hypothesensucht danieder gelegen, die Stimme der Edlern im Volke wurde überhört, die Natur selbst in Fesseln geschlagen und der rationelle Empirismus, der wahre Leitstern in dem großen Gebiete derselben von der Liebe zu unhaltbaren Systemen verdrängt. Zwar hat man, nachdem

der rohe Brownianismus zu Grabe gebracht ist, und die Ansichten der Naturphilosophie am Krankenbette nicht genügen wollten, den Weg der reinen Beobachtung und Erfahrung betreten und den Geist eines Sydenhams wieder hervorgerufen, allein dessenungeachtet wandelte man noch oft in der Irre und falsche Lichter blendeten die Augen. In dieser ganz dazu geneigten Zeit, in welcher das Bedürfnis eines neuen und zweckmäßigen Systems lebhaft gefühlt wird, und die Aerzte Empfänglichkeit für dasselbe zu haben scheinen, tritt nun unser Verf. damit hervor, und hat nach seiner weit ausgebreiteten Kenntniß mit den alten und neuern Schriftstellern, nach seiner langjährigen Erfahrung und nach seinem ehrenvollen Rufe in der Litteratur das vollste Recht dazu. Sein Werk, in welchem Nichts Entbehrung der verschiedenen Systeme und Gebilde gewählt ist, und mehrere Ansichten sich den in dem neuen Broussaisischen Systeme herrschenden sehr nähern, macht in unsrer Wissenschaft Epoche, und verdient von allen auf den Namen wahrer Heilkünstler Anspruch machenden Aerzten aufmerksam gelesen und studirt zu werden. Ref. muß gestehen, daß er es mehrecemahle durchgegangen ist, und dazu genöthiget war, um mit dem darin herrschenden Geiste bekannt zu werden, da es viel zu ernst, zu gehaltvoll, zu gedrungen ist, um sich mit einer oberflächlichen Durchsicht begnügen zu können. Obgleich Ref. nicht zweifelt, daß es sich in den Händen eines jeden seine Wissenschaft liebenden Arztes befinden werde, so möchte vielleicht doch Mancher seyn, der nicht damit bekannt wäre, oder dem der Ernst und die Ausdehnung desselben, nicht ansprechen wollte. In dieser Rücksicht, und befeelt von dem Wunsche, daß dieses Werk, dem der Referent, der schon lange auf dem Felde unsrer Wissenschaft gearbeitet hat, das Zeugniß nicht versagen kann, daß es ganz aus der Natur und Geschichte des gesunden und kranken Lebens geschöpft sey, von allen seinen Amtsbrüdern möge gekannt und benutzt werden, wird er sich zu

bestreben suchen, den Inhalt desselben so deutlich und ausföhrlich als möglich ist, darzulegen, und muß es dann seinen Lesern überlassen, sich von dem großen Werthe desselben selbst zu überzeugen. Ehe er zur Anzeige des Wertes schreitet, will derselbe vorerst aufmerksam darauf machen, wie sich der Hr. Verf. selbst über den Geist und die Eigenthümlichkeit desselben in einem eignen Aufsätze in Hufelands Journale 1820. Februar, März und Junius Stüd ausspricht. Nach ihm ist der Zweck desselben, Entwicklung der factischen Kenntnisse in der practischen Krankheitslehre, in der die Grundsätze der allgemeinen Pathologie an die Gebilde des Körpers selbst gehalten und auf sie angewendet werden, um das Zustandekommen der Krankheiten in der Sinnlichkeit nach Gesehen, die treue Beobachtung und Erfahrung lehren, zu zeigen. Nachweisung der Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen in der thierischen Natur, nicht Erklärung der Natur selbst, ist seine Tendenz. Die Aufstellung richtiger Grundsätze über das Wesen der Krankheiten ist so weit ausgeföhrt, als die Erfahrung sie wahrhaft begründet zeigt, wobey die durch letztre begründeten Sätze der Naturlehre zu Hülfe genommen sind. Die eigenthümlichen Sätze, worauf derselbe sein System gebauet hat, sind folgende: 1. alles Krankseyn bezieht sich auf Abnormitäten des organischen oder bildenden Lebens im Thierkörper, auf abnorme Vegetationsprocesse, auf Abänderung des bildenden Vermögens; 2. das Nervensystem hat zwey Seiten, eine niedere und eine höhere; von jener der organischen bloß vegetativen stellt es eine höhere Pflanze im Thierkörper vor, in welchem die Gefäße die niedern sind. Von derselben sind die Nerven den Gesehen der Vegetation unterworfen, sie werden gebildet und bilden wieder. Von der letztern der höhern Seite stehen die Nerven dem höhern geistigen Leben vor; 3. Blutgefäße und Nervensystem sind relative Gegensätze, zu einem Ganzen verbundene Glieder, ihre harmonische Zusammenstimmung macht das Leben vollkommen, ihre Dishar-

monie führt Krankheit herben; 4. Muskelreizbarkeit, so wie sie Haller annahm, ist keine selbstständige den Muskeln eigenthümliche Kraft, sondern blos Form eines vegetativen Nitz, ausgehend von und bezündet in dem organisch bildenden Leben; 5. alles Erkranken geht zunächst vom kranken Leben der Nerven oder der Blutgefäße und ihres Blutes aus. Der Hauptgrund der Krankheiten liegt aber in sehr eingeschränktem Maasse in den Nerven, sie lassen nur die Störungen im plastischen Leben vorzüglich sinnlich hervortreten, vermitteln die Form derselben, sind aber die am wenigsten beeinträchtigten Theile, sie nehmen an den Krankheiten Theil von ihrer organischen oder höhern Seite; 6. die Basis des Lebens ist bildend. Aufnahme und Aunehmung der äußern Natur. Alle Krankheiten werden durch Unvollkommenheit der bildenden Lebensacte und ihrer Producte hervorgerufen und veranlaßt durch die äußre Natur, bedingt aber durch die beschränkte Kraft des organischen Körpers. Sie beruhen auf Unvollkommenheit der thierischen Materie und ihrer Kräfte, sich weiter auszubilden. Der Hauptzweck der Auzerwindung kann nur Umänderung der thierischen Materie, Nüßhrung derselben zur Norm und Herstellung der organischen Kräfte seyn. Die abnormen Zustände des Körpers werden uns durch die von der Norm abweichenden Erscheinungen der krankhaften Gefühle, Bewegungen und Bildungen kund. Die Pathologie muß auf erfahrungsmäßigem Wege die Natur und Functionen der mannichfaltigen Theile, die Art wie letztere zu Stande kommen, die Dignität und den Einfluß eines jeden Theils auf die übrigen und das ganze Leben, ferner die Art des Erkrankens eines jeden in Hinsicht seiner Beziehung zur äußern Natur und zu den andern Theilen des Körpers kennen lehren. Noch dieser Vorausschickung gehen wir nun zum Werke selbst über.

1ster Band 1ster Theil. In der Einleitung sucht der Hr. Verf. zu zeigen, aus welchen Ursachen wir bisher kein vollständiges System der Heilkunde ei-

halten hätten, nehmlich weil man von allgemeinen pathologischen Lehren gleich auf die verschiedenen Formen der Krankheit, wie sie sinnlich hervorkamen, übergieng; nur diese als Krankheiten anerkannte, ohne das Zustandekommen derselben zu zeigen, oder die kranken Zustände, welche nicht unter so bestimmten Formen auftreten, mit aufzufassen, wobey die Anordnung der Gegenstände höchst unvollkommen und un Zweckmäßig war. Der Arzt muß alle Krankheiten nach der Zusammensetzung aus ihren Elementen kennen, von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten übergehen, und die Heilgrundsätze in ein System zu vereinigen suchen, welches auf alle Krankheiten paßt, unter sich zusammenhängt und auf reiner Erfahrung beruht. Theorie des Lebens und Krankseyns ist verschieden, erstere ist das Höhere und ihr muß nicht widersprochen werden, letztere kann sich nicht ganz zu ihr erheben, sie muß in den Grenzen der Erfahrung bleiben, und durch diese muß man durch Schlüsse auf Grundsätze zu gelangen suchen, welche die Geseze der Natur ausdrücken. Wir müssen ein Gebäude solcher Grundsätze aufzustellen suchen, welche sowohl unter sich als mit der Erfahrung übereinstimmen und sich auf sicher erkannte physiologische Geseze stützen. Ein solches System war bisher nicht da. Zwischen der allgemeinen Pathologie und der systematischen Nosologie blieb eine große Kluft unausgefüllt, so wie zwischen der allgemeinen und besondern Therapie. Man gab die einfachen Elemente der Krankheiten, zeigte aber nicht, nach welchen Gesezen sie sich darnach bilden. Um diesen Mangel zu heben, will der Hr. Vf. 1. die Lehrsätze der allgemeinen Pathologie auf die verschiednen Systeme von Theilen, in welchen die Bedingungen der Krankheit gegründet sind, anwenden 2. das Wechselverhältniß der Theile nach empirischen Kenntnissen benutzen, 3. dabey von denen Theilen ausgehen, welche als allgemeine Systeme verbreitet sind, 4. das Eigenthümliche der besondern mehr zusammengesetzten Theile untersuchen, und endlich 5. die Punkte herausheben, auf welche die Kunst zunächst einzuwirken hat.

Die Fortsetzung im folgenden Stück.

eben so wenig ist Erregbarkeit, als eine Eigenschaft der Irritabilität eine Kraft, sondern nur ein, aus der Beobachtung der Art und Weise, wie Empfindungen und Bewegungen von Außen vermittelt werden, hergenommener Begriff, die Form unter und das Gesetz, nach welchen die thierische Thätigkeit zu Stande kömmt. Sie ist dem physischen allzemeinen Gesetze der Zustandekömmung der Erscheinungen durch Wechselwirkung gleich. Das Leben beruhet nicht auf Erregung durch Reize allein, denn es gibt viele Erscheinungen des Lebens, die nicht auf bloße Reizung reducirt werden können, als Erzeugung der Individuen, Bildung von homogenen Säften, Wärme und Ausdehnungsfähigkeit des Bluts. Lebendig sind nicht allein die reizempfindlichen Nerven und Muskeln, sondern auch Gefäße, Zellgewebe, Knochen, Erregung ist nicht allgemeiner Character des Lebens. Säfte leben auch. Den Muskeln ist die Erscheinung der Reizbarkeit nur vorzüglich ihres Baues und ihrer Mischung wegen besonders eigen und in ihnen vorherrschend. Contraction ist aber nicht allein Folge derselben, sondern auch Ausdehnung (turgor). Das Vermögen der Bewegungsorgane sich zu contrahiren, entsteht aus ihrer Form und Textur, ist Resultat des Festgewordenseyns des organischen Stoffes, und dasselbe Princip, das die Säfte belebt, wirkt auch jetzt noch fort; aber in einer andern für uns sichtbaren Form, nemlich in der Bewegung, die in dieser Art nicht möglich war, so lanoe der organische Stoff Flüssigkeit hatte; denn veränderte Form gibt veränderte Eigenschaften. Die Kraft der Theile der organischen Körper sich zu contrahiren, kömmt ihnen an und für sich unabhängig von den Nerven zu, denn wir finden sie ohne Nerven an Thieren und Pflanzen. Alle über diese Gegenstände angestellte Betrachtungen lehren, 1. daß die Bildungssäfte Leben, d. i. das Vermögen haben, aus innerm Princip thätig zu seyn; 2. daß die festen weichen Theile vermögend sind,

sich auf Einflüsse von außen selbstthätig zu bewegen; 3. dieses Verändern ist aber kein von dem in den Bildungsstätten liegenden Princip verschiedenes neues Grundprincip; 4. Erregbarkeit, Reizbarkeit ist eine Eigenschaft der meisten weichen Theile, aber keine Grundkraft; 5. Erregbarkeit zeigt Leben an, ist aber nicht die einzige Eigenschaft lebendiger Theile; 6. Nerven sind auch erregbar, aber diese Kraft ist dem Wesen nach von der in den Bewegungsorganen befindlichen nicht verschieden; 7. wir können daher nur zwey Spuren des thierischen Lebens unterscheiden, eine höhere geistige, nervöse, und eine mindere vegetative, keine besondre irritable; 8. Nerven sind zwar hauptsächlich dem höhern Leben bestimmt, wirken aber doch auch materiell ins niedre ein. Diese abstrahirten Ansichten der Kräfte der organischen Körper sind aber noch keine wirklich begründete, sondern nur Scheidung der Lebenssphären im Verstande. Wir wissen nicht einmahl, in welchem Range die den Nerven einwohnende Kraft zu der vegetativen steht. Eigentlich haben organische Körper keine andre Kräfte als die in der ganzen Natur herrschenden. Organische und unorganische Körper sind aus einerley Elementarstoffen gebildet, haben gewisse Punkte von Uebereinstimmung und Verschiedenheit, erstre sind von veränderlicher Mischung. Die Verschiedenheit der Körper in ihren Kräften und Gestaltungen beruhet auf den angestammten Eigenschaften der Elemente, sich mit einigen zu verbinden, andre abzustossen; so erhalten sich die Naturkörper und auch die organischen, welche noch eine eigne Structur besitzen, die von dem einfachsten zu dem zusammengesetztesten, von dem allgemeinen zu dem besondern geht. Die Charactere der organischen Welt lassen sich auf folgende zurückbringen: 1. der organische Körper bildet ein Ganzes; 2. als dieses steht er mit der allgemeinen Natur in Wechselwirkung und beherrscht dieselbe in so weit, daß er seine Individualität zu

erhalten strebt, und sich erstre anzueignen sucht; 3. er steht auch in Wechselwirkung mit sich selbst; 4. jeder Theil ist vom Ganzen abhängig; 5. die Nerven machen ein besondres System im thierischen Körper aus, das aber nur mit und durch die andern besteht; 6. Jeder einzelne Theil besteht theils selbstständig für sich, theils durch die Theilnahme der andern und von ihnen abhängig, so wie mit der äußern Natur; 7. die Mischung der thierischen Materie ist sehr zersezbar, veränderlich, es findet ein beständiger Austausch und Wechsel der Stoffe statt; 8. die Action der Theile ist Resultat partieller Zerstörung, der nur augenblicklich Ersas folget, so die Muskelaction, sie wird wirklich durch Entziehung seiner Stoffe, wodurch die Attraction ihrer Bestandtheile vermehrt wird, und wieder aufgehoben durch augenblicklichen Ersas. Die Nerven besitzen gewissermaßen wegen ihrer feinern Organisation und Mischung, so wie rücksichtlich ihrer größern Reizempfänglichkeit einen höhern Rang unter den Theilen. Sie sind Organe des höhern Lebens, und haben eine veredeltere Wirksamkeit auf die übrigen Organe; allein sie sind aus dem nehmlichen Thierstoffe gebildet; die Theile erhalten ihr Leben nicht durch sie, sie veredlern nur die Materie. Die Nervenkraft beherrscht die vegetative nicht, aber gibt ihr die Vollendung. So lange in ihren Provinzen Alles im Gleichgewichte ist, sind ihre Wirkungen nicht wahrzunehmen; so bald aber die Grenzen zwischen denselben verrückt werden, tritt sie als Regulator des Lebens hervor. Nachdem nun der Hr. Verf. sich über die Verbindung des Nervensystems mit den geistigen Erscheinungen, über Materialismus und Idealismus geäußert hat, gibt er zu, daß ein geistiges Wesen sey, welches auf den Körper Einfluß habe, so wie dieser auf ihn, der als das relativ Beherrschende für das Leben anzusehen sey, dessen Actionen an die Nerven gebunden sind, die ihm sowohl als dem vegetativen Leben dienen. Der organische Körper steht

mit der ganzen Natur in Verbindung, und diese wirkt auf ihn ein. Die sogenannte Lebenskraft erhebt den Körper aber nicht über die allgemeinen Naturgesetze; die Erscheinung der Wirkung äußerer Reize ist Folge des besondern nähern und eigenthümlichen Verhältnisses gewisser Kräfte zu dem organischen Körper. Die Wirkungen der Reize sind aber sehr verschieden; sie hängen nicht immer von ihrer Stärke ab. Die wichtigste Ansicht dieses Wechselverhältnisses beruht auf dem Bestreben des Körpers seine Integrität gegen die äußere auf ihn einwirkende Natur zu bewahren und zwar durch Verähnlichung derselben und Aufnahme in seine eigne Substanz. Zu dieser Wirksamkeit gelangt er vermittelst der Mischung, Form, Bau und Verflechtung seiner einzelnen Theile, welche zusammen sein Vermögen und seine Kräfte bestimmen. Gewinnt die äußere Natur die Oberhand, so wird der Körper in seinen Eigenschaften abgeändert, und diese Wirkung ist verschieden in Hinsicht des Umfangs, des Grades und der Endwirkung, die im Organismus zurückbleibt. Hiebey werden die Eigenschaften der thierischen Materie quantitativ, qualitativ oder beides zusammen abgeändert, wobey eine Erhöhung oder Herabstimmung der Energie erfolgt. Hiebey von Contagien, Giften, Miasmen, epidemischen Krankheiten. Die Wirkung der Außenwelt sowohl wie der Seele bringt physisch-chemische Veränderungen im Körper hervor. Zu den Haupteigenschaften der organischen Körper gehört Erzeugung durch eigne Kräfte, das Bestehen, Entstehen und Wirken derselben ist an eine Substanz von besondrer Mischung und besondrer mechanischer Gestalt geknüpft. Alle Theile sind sich dabey selbst Zweck und Mittel. Das organische Leben ist daher Wirksamkeit der Materie nach Gesetzen der Organisation. Hier ist eine organische, innerlich thätige, vorstellende Natur. Hiebey von den Seelenacten, Verbindung des geistigen und organischen Lebens.

Zweyter Abschnitt. Allgemeine Untersuchung über Krankheit in Beziehung auf den technischen Zweck. 1stes Kapitel. Festsetzung des Begriffs von Krankheit an sich, Gesundheit und Krankheit. Erste besteht in der Harmonie der Wechselwirkung des organischen Körpers mit der äußern Natur und mit seinen eignen Theilen. Absolute Gesundheit ist ein Ideal, jede Abweichung von der Harmonie ist Krankheit. Die Begriffe von Gesundheit und Krankheit sind relativ, ihre Grenzen sind schwer zu bestimmen. Eine vollkommene Naturlehre der organischen Körper haben wir noch nicht, und können die Erscheinungen bey denselben aus ihren physisch-chemischen Kräften noch nicht vollkommen erklären. Alle physische Erklärung des Lebens ist unvollkommen, und wir können uns nur an die mehr niedre halten, und die Erscheinungen des Lebens auf besondere Kräfte reduciren, die wir Lebenskräfte nennen, obgleich dieselben nicht reelle sondern nur ideale sind, nemlich in unserm Verstande abstrahirte Vorstellungen, wodurch wir die Erscheinungen des Lebens in einer Idee zusammenfassen. Krankheiten sind mehr als Modificationen des Lebens, und beruhen auf Abänderungen der innern Bedingungen, woraus das Leben als letztes Resultat hervorgeht. Sie sind Störungen des Lebens von innern im Körper liegenden Bedingungen, von abgeänderten Eigenschaften der thierischen Materie erzeugt, und werden veranlaßt durch Mißverhältnisse des Körpers mit der äußern Natur, wodurch die innern Mißverhältnisse als Ursachen einer fortlaufenden Reihe von regelwidrigen Thätigkeiten und Veränderungen gesetzt und erzeugt werden. Krankheiten thun sich kund durch Abänderung im Außern des Körpers, durch Empfindung, Bewegung und durch äußerlich erkennbare Abänderungen der Eigenschaften der thierischen Materie. Wir müssen um Krankheiten zu heilen gewisse Grundsätze über die Natur der Momente voraussetzen, wodurch Neigung der Harmonie in den

Körper gesetzt wird, und diese müssen aus der Erfahrung genommen werden, d. i., wir müssen die Arten der Disharmonie zu erforschen suchen, die eine Anlage zu Krankheiten machen. Die angewandte Pathologie muß lehren, wie diese Anlagen, diese Keime in sinnlich hervortretende Krankheiten übergehen, da die allgemeine Pathologie nur die Elemente der Krankheiten entwickelt. Krankhafte Anlage und örtliche Krankheiten sind eins und dasselbe, erstre kann auch ohne äußre Gelegenheitsursache zur wirklichen Krankheit gesteigert werden, ja ist eigentlich schon Krankheit und erfordert alle Aufmerksamkeit der Kunst. 2tes Kapitel. Bedingungen, unter welchen die Krankheiten als sinnliche Abweichungen hervortreten. Jede Abweichung der Eigenschaften des Körpers von der Norm ist Krankheit. Diese kann lange im Körper verborgen seyn, ehe sie sinnlich auftritt, da die Wechselwirkung und Quarisation der Theile noch scheinbar das Gleichgewicht erhält. Fällt aber diese Beschränkung weg, ist sie nicht mehr hinreichend, so tritt sie sinnlich hervor. Dieses geschieht durch Abänderung der thierischen Kräfte im Allgemeinen, deren Bedingungen in dem gegenseitigen Verhältnisse des innern krankhaften Zustandes und der Kräfte zu einander liegen. Die letztern müssen dem erstern nachgeben. Diese Kräfte sind an die thierischen Theile gebunden, vorzüglich an die allgemeinen, Nerven, Blut- und Lymphgefäße. Um also einzusehen, wie sinnliche Krankheiten durch Abänderung der thierischen Kräfte entstehen, muß man die Kräfte dieser Systeme, die Geseze ihres Erkrankens, die Art und Beschaffenheit desselben und ihre gegenseitigen Wechselwirkungen kennen. Die sinnliche Wirkung der Krankheit äußert sich im Allgemeinen als Beschränkung immer mehrerer Stellen, als Ausbreitung des Grundleidens und als Gegenthätigkeit. Jede Krankheit ist als eine örtliche anzusehen, sie hat ihren örtlichen Herd, wovon sie ausgeht, sey es auch ein ganzes System. Sie hat zwey Factoren, einen partiellen und einen allgemeinen, d. i. einen solchen, der auf Abänderung der Kräfte eines ganzen Systems beruht. Drittes Kap. Untersuchung der Krankheiten in Hinsicht

des Verhältnisses der innern abnormen Bedingungen, woraus sie hervorgeht, zu einander. Alle Eigenschaften des thierischen Körpers müssen, da sie in Krankheiten Abänderungen erleiden können, gewürdigt werden; und sind theils mechanisch-physische, theils vitale und psychische. Keell sind sie nicht von einander verschieden, sie bilden zusammengenommen erst das lebende Ganze, sie müssen nur als so viele Seiten angesehen werden, von denen die Krankheiten betrachtet werden können. Jede Krankheit hat so viele Seiten als besondere Eigenschaften des Körpers bey ihr abgeändert sind; bey ihr müssen also alle Abweichungen der Eigenschaften von der Norm erwogen, und diejenige als die wichtigste und oberste Seite herausgehoben werden, welche den vorwaltendsten Einfluß auf die Erzeugung der Krankheit hat, auf deren Hebung die Heilung vorzüglich beruhet, und die andern abgeänderten Eigenschaften können nur als weniger wesentliche und untergeordnete Glieder in der Reihe der Momente angesehen und behandelt werden. Die wichtigste Seite ist immer die vitale, nächstdem die physische; die psychische kennen wir nur wenig.

Viertes Kapitel. Betrachtung der Krankheiten in Beziehung auf ein Lebensvermögen, was wir dem thierischen Körper zuschreiben. Wir schreiben dem Körper Lebenskraft zu, in so fern wir sehen, daß die Wirkungen desselben, die er äußert, so lange er lebend ist, an das Gesetz gebunden sind, daß die Thätigkeiten seiner Organe durch äußere Einflüsse angefaßt werden müssen. Dieses Gesetz ist mit dem in der ganzen Natur herrschenden, der Abstosung und Anziehung übereinstimmend und nur modificirt im lebenden Körper. Die Krankheiten zeigen sich als abgeänderte Thätigkeiten durch Modificirung der thierischen Kräfte mit Abänderungen ihrer Wirksamkeit oder der Kraftäußerungen. Diese abgeänderte Thätigkeit wird erzwungen von Außen durch heftig einwirkende Einflüsse, durch Consens oder durch Abän-

Derung des Lebensvermögens selbst. Alle äußere Einflüsse bringen Veränderungen der Lebensäußerungen hervor, und ändern die Kräfte des Körpers und zwar ganz Systeme oder einzelner Organe ab. Die Art der Abänderung der thierischen Kräfte kann an sich verschieden seyn, und in der Modicität oder der Energie der Thätigkeit bestehen. Reizempfänglichkeit und Wirkungsvermögen sind nicht zwey verschiedene Eigenschaften der Lebenskraft, sondern diese kann nur eine Abänderung erleiden, die sich auf zweyerley Weise zu äußern vermag, einmahl als bloße Modicität und zum andern als wirkliche Veränderung der Energie des Grundvermögens. Erstre, welche man auch Reizempfänglichkeit nennen kann, zeigt sich über die Norm erhöht oder vermindert, und Letztes oder das Wirkungsvermögen gleichfalls in Quantität und Qualität abgeändert. Die Energie des Wirkungsvermögens kann aber diese Erhöhung oder Verminderung nicht allgemein sondern nur partiell zeigen. Reizbarkeit und das Wirkungsvermögen können in sehr verschiedenen Verhältnissen abgeändert seyn; diese, wie die Reizpathologen thaten, auf Gesetze zurückzuführen, und daraus alle Krankheiten erklären zu wollen, ist sehr irrig und hat zu großen Verwirrungen die Veranlassung gegeben. 5tes Kapitel. Nähere Betrachtungen der Abänderungen der physischen Eigenschaften der organischen Körper. Diese Eigenschaften sind physisch, mechanisch oder chemisch. Physische sind Porosität, Undurchdringlichkeit, Cohärenz, letztre kann vorzüglich leiden und die Ursache von Krankheiten werden. Mechanische Fehler sind positiv oder relativ; erstre sind Fehler des Zusammenhanges, der Textur, Gestaltung, letztre Fehler der Lage, der Verbindung der Theile unter einander, Mangel eines freyen Spielraums der Organe, fehlerhafte Größe der Theile, die alle schon selbst Krankheiten sind und wichtigen Einfluß auf die Integrität des Organismus haben. 6tes Kapitel. Abänderung der chemischen Eigenschaften des Körpers. Verdauung,

Assimilation, Secretion, Excretion und mehrere Functionen des Körpers geschehen gewiß nach chemischen Gesetzen, die auch bey Krankheiten derselben ihre Herrschaft zeigen. Zu wünschen wäre es, wenn wir diese mehr auf sie anwenden könnten; allein die thierische Chemie ist noch unvollkommen, wir kennen die thierischen Stoffe zu wenig und sind mit den Gesetzen der Verwandtschaft bey ihnen nicht genau bekannt; besonders da die lebendigen Functionen der Theile hiebey so manche Modificationen machen können. Indessen dürfen wir nicht glauben, daß die chemischen Gesetze durch die Kraft des Lebens umgestoßen werden oder ihnen ganz unterworfen sind. Sie herrschen und finden bey mehreren Functionen, z. B. der Respiration, Verdauung, Wärme schon eine bestimmte Anwendung. Vieles ist aber noch unbekannt und einer genauern Untersuchung werth. Bis jetzt wissen wir noch nicht eine Krankheit nach rein chemischen Grundsätzen zu behandeln, die vitalen Eigenschaften müssen bey der Anwendung der chemischen Grundsätze immer vorzüglich berücksichtigt werden. Besondre Anwendung leiden die chemischen Gesetze bey den Krankheiten der Säfte. Dritter Abschnitt, angewandte oder practische Krankheitslehre. In der Einleitung zu demselben zeigt der Hr. Verf. worauf er seine Untersuchung in diesem Abschnitte gerichtet habe, nemlich a) auf den Begriff von Krankheit, wie sie als Object der Kunst sinnlich erscheinet, und zwar sowohl an sich als in Hinsicht ihrer obersten Verschiedenheit; b) auf Ergründung der Krankheiten aus ihren Ursachen, wovon von dem höchsten Punkte ausgegangen und allmählich zum besondern fortgeschritten werden mußte. Die Hauptpunkte sind hiebey 1. das Object selbst, die Krankheit so wie es die Erfahrung gibt; 2. die Bildungsgesetze der Krankheiten in ihrer obersten Instanz; 3. die Entstehung der Mannichfaltigkeit derselben aus der Natur und Function der Theile hergeleitet. Erste Abtheilung. Betrachtung der Krankheiten, in wie

fern sie Gegenstände der sinnlichen Anschauung sind und als Abänderungen der Eigenschaften der Theile des Körpers sich kund thun. 1stes Kapitel. Exposition der Krankheit als sinnlicher Gegenstand. Hierin wird die Unvollkommenheit der bisherigen nosologischen Systeme nachgewiesen und auf die Wichtigkeit einer guten Symptomatologie aufmerksam gemacht. Krankheiten müssen als höchst verschiedenartige Compositionen von Seiten ihrer sinnlichen Eigenschaften und ihres gesetzmäßigen Zustandekommens aufgefaßt werden, alle Erscheinungen auf Ordnungen, Gattungen und Classen zurückgeführt, die Theile des Körpers nach ihrer allgemeinen Verbreitung sowohl, als auch nach ihrer Beschränkung auf einzelne Provinzen betrachtet und in beider Hinsicht vom Allgemeinen zum Besondern übergegangen werden. 2tes Kapitel. Untersuchung der Krankheiten in Hinsicht der Theile, in welchen sie ihren Sitz haben, im Allgemeinen. Bisher wurden in der allgemeinen Pathologie nur Sätze aufgestellt, welche die Abweichungen des Körpers von der Norm im Allgemeinen ausdrückten; aber dieses ist nicht genug. Diese Sätze müßten auf die Theile übertragen und gezeigt werden, wie die Krankheiten in Hinsicht der Verschiedenheit der Natur und Function der Theile und ihrer Wechselwirkung sich zeigen. Diesen Weg betraten Bordeu, Bichat und Darwin. Absolut rationell und wissenschaftlich können wir hierbey aber nicht verfahren, weil uns dazu die Einsichten in die thierische Natur mangeln. Die Erfahrung kann uns aber vorzüglich belehren. Um Krankheiten, in so fern sie auf Affectionen der verschiedenen Theile beruhen, kennen zu lernen, müssen wir diese Theile in Hinsicht ihrer Natur, Wichtigkeit, Verrichtung und Einfluß würdigen, und zwar von ihrer physisch-chemischen und vitalen Seite oder ihrer Verbindung unter sich. Wir theilen die Theile in feste und flüssige, erstere zerfallend in allgemeine Systeme, als Blutgefäß, Lymphgefäß, Nerven- und Zellgewebe-System und in be-

sondre Apparate als Membranen, Muskeln, Knochen, Knorpel, so wie in componirte Organe oder Gebilde. 3tes Kapitel. Untersuchung der Krankheiten im Allgemeinen, hinsichtlich ihrer höchsten sinnlichen Verschiedenheit. Zwey Spuren des Lebens sind hiebey zu betrachten, die geistige und plastische, worauf aber kein wesentlicher Unterschied beruhet. Höhere geistige Sphäre. Nicht alle Krankheiten, welche sich durch krankhafte Nerventhätigkeit oder Gefühle aussprechen, sind Krankheiten dieser Sphäre, sondern nur solche, die sich in dem ganzen Nervensysteme äußern und selbstständig sind. Sie müssen nicht ihren Grund in der vegetativen Sphäre haben, noch bloße Begleiter der Krankheiten derselben seyn. Als Nervenkrankheiten treten hervor die Fehler des Gehirns, der äußern Sinne, des Gemeingefühls und der willkührlichen Bewegungen, und hiebey muß wohl unterschieden werden, ob sie von ursprünglichen Abänderungen im Nervensysteme oder den Krankheiten der niedern Sphäre herrühren, im erstern Falle, ob vom Ganzen oder einzelnen Provinzen des Nervensystems. Niedre Sphäre. Natur und Zweck der organischen Theile ist Vollziehung verschiedener harmonisch wirkender Bildungsacte. Alle Krankheiten dieser Sphäre sind Störungen dieses Bildungsprozesses. Doch muß das Nervensystem, das damit genau versflochten ist, dabey nie aus den Augen verloren werden, so wie bey den Krankheiten der letztern stets auf die der erstern zu achten ist.

Die Fortsetzung nächstens.

G o l d n.

Bey J. P. Bachem: Staatsrecht des Alterthums. Von Karl Dietrich Hüllmann, 1820. 416 S. in 8.

Die Anfänge des bürgerlichen Gemeinwesens haben auf Verträgen beruht, und bey seiner inneren Einrichtung haben häusliche und Familienverfassung bloß als Muster vorgeschwebt. Die Vorläufer dieser sinnreichen Schrift: Urgeschichte des Staats und Ursprünge der

Besteuerung haben wir schon im Jahrgang 1818 (S. 153 und 925) angezeigt. Sie enthielten die beiden ersten Zeiträume, daß daher eigentlich nur der dritte Zeitraum in diesen Blättern nachzuholen wäre. Eben darum bringen wir voraus nur die hervorsteckendsten Ideen des Hrn. Verf., die aus der vertraatesten Bekanntschaft mit den Einrichtungen des höhern und mittlern Alterthums hervorgegangen sind, wieder in Erinnerung, ehe wir zu der böllig neuen Fortsetzung dieser scharfsinnigen Erörterungen fortgehen. Die Ober- und Unterabtheilungen der Ur-Staatsgesellschaft stimmten genau mit der Eintheilungsweise des Jahrs überein; die Ländereyverfassung beruhte auf dem nach der Zeitrechnung obgemessenen Gliederbau der Gesellschaft; Grundeigenthum als Gemeingut entstand durch Eroberung und gewaltsame Niederlassung, und ward erst durch langsame Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens zum Privateigenthum; es ward nach Genossenschaften getheilt und durch Einrichtungen dafür gesorgt, daß kein Familiengut zerplittert und keines übervölkert wurde. Die Staatsverwaltung ging von Stammeshäuptern aus, mit Wechsel des Vorsizes und der Oberverwaltung; in den kerathschlagenden Versammlungen wurde das Volk vertreten. Unabhängigkeit der Stämme von einander blieb, bis durch Priester und kriegsführende Fürsten eine Oberherrschaft herbey geführt wurde. Steuern gingen von Blutrache aus u. s. w.

Nun der dritte und letzte Zeitraum ist überschrieben: „gemeinheitliche Verfassung“ und zerfällt in drey Theile, Staatsverwaltung, Staatsgewalt, Rechtspflege. In dem ersten Theile redet der Hr. Verfasser zuerst von den Verwaltungsarten, dann von den Verwaltungsbehörden. Anlangend die Verwaltungsarten betrachtet er die Begriffe von Genocratie, Timocratie, Democratie, Aristocratie, Oligarchie, wobey er vorzüglich Genocratie und Aristocratie unterscheidet, jene als Herrschaft bevorrechteter alter Geschlechter, diese aber darin setzt daß zu den obrigkeitlichen Aemtern herkömmlich nur Männer aus gebildeten Familien

gelangten, wie z. B. in Rom die Herrschaft der alten Patruer Genocratie, die der spätern Nobilität aber Aristocratie gewesen, und Athen unter Pericles eine Aristocratie von Plutarch genannt werde. Es ist gewiß in mehreren Fällen erforderlich, Geburts- und Stellen-Adel zu unterscheiden, wie auch schon von andern gesehen; nur ist Genocratie kein übliches Wort bey den Alten, sondern sie nennen gerade das sehr gewöhnlich Aristocratie, was hier Genocratie heißt. Da aber das Wort Aristocratie auch einer andern Deutung fähig ist, so konnte es gebraucht werden, um neuere Erscheinungen mit alten zu vergleichen, weil der Begriff des persönlichen Vorranges jedesmahl darin ist. Die Timocratie erklärt der Verfasser durch die Solonische Classeneintheilung, wo wir jedoch gewünscht hätten, daß die gelehrten Erörterungen von Böckh wären berücksichtigt worden, indem die genauere Einrichtung aus dem hier gesagten wohl kaum verständlich ist. Ueberhaupt würde unserer Meinung nach eine umfassende Erklärung der Staatsformen zuerst eine möglichst genaue und detaillierte geschichtliche Entwicklung aller Hauptmodifikationen der Verfassung, so viel davon aus dem Alterthum erhalten ist, zur Basis haben müssen, und wenn dann so die allgemeinen Ideen abstrahirt worden, könnte Schleiermachers geistreiche Abhandlung in den Denkschriften der Berliner Academie dazu dienen, das Ganze von einem noch höhern Standpunct zu beschauen, und mit den Formen des Orients, des Mittelalters und der neuern Zeit zu vergleichen. — In dem Abschnitt über die Verwaltungsbehörden redet der gelehrte Vf. zuerst sehr sachlich vom Rathe, als dem Mittelpuncte der Staatsleitung, bey dem alle Zweige der Verwaltung, allgemeine Obhut des Staates, die öffentliche Wirthschaft, die Sorge für das Kriegswesen, die Leitung der Verhandlungen mit auswärtigen Staaten u. s. w. Bey den Griechen wird derselbe als Vertretungsbehörde der Genossenschaften des Staates dargestellt, welches von einigen

Staaten wahr ist in gewisser Zeit, von allen aber doch nicht behauptet werden kann. Der älteste Rath in Athen bemerkt der Hr. Verf., sey der Areopag, welcher durch die Einrichtung des Solonischen Rathes allmählich heruater gekommen. Dieser alte möge aus 360 Häuptern der Geschlechter bestanden haben, weil Platon in den Gesetzen sagt, daß ein Rath aus 360 Männern bestehen solle; ein Eklus, der uns doch nicht gehörig begründet scheint. Ein alter adlicher Rath zu Athen und doch aus den 360 Geschlechtern aller Stämme — dieß wissen wir nicht zu vereinigen. Gleichermaßen betrachtet der Hr. Verf. in Sparta die Ephorie als einen zweiten jüngern Rath neben dem ältern. Da indeß Niebuhr eine andre Meinung aufstellt, so hätten wir über den allmählichen Wachsthum der Zahl in dieser Behörde eine historische Erörterung zu lesen gewünscht, welches hierbey ein wesentlicher Punkt ist. Endlich vergleicht der Hr. Verf. noch Ertharo und stellt die dortige Sygletos als einen zweiten jüngern Rath neben den ältern. Hierauf folgen die Betrachtungen über den Römischen Senat; wobey hauptsächlich das angewachsene Recht der Tribunen im Senat zu reden und denselben zu berufen gebilligt wird nach dem Gesichtspunct der Vertretung der Genossenschaften und des Volkes. Uebrigens sagt der Hr. Verf. immer Staatsrath statt des allgemein üblichen Ausdrucks Rath, was wir nicht ganz billigen, weil doch Staatsrath bey uns etwas anderes heißt. Nach dem Rathe folgen die Oberbeamten in Rom und Griechenland. Bey den Römischen, deren Bedeutung am bekanntesten ist, heben wir nur dieß aus, daß nach der Meinung des Hrn. Verf. die *lucra* der Censoren ursprünglich vierjährig gewesen, und dann erst fünfjährig geworden. In dem Kapitel über die Griechischen Archonten stellt der Vf. den auch früher von ihm ausgeführten Satz wieder auf, daß ursprünglich nur drey gewesen, der Oberrichter, Jurispiester, Oberfeldherr, nach den Prädicaten der Royal Macht und daß erst später in Athen die 6 Theismotheten hinzukommen, als Leiter des Gerichtswesens. Wie wir nun die Zerlegung der Königl. Macht auf die angegebne Weise für eine sinnreiche Vermuthung halten, so wünschten wir aber doch

in Beziehung auf die spätere Einsetzung der Thesmotheten vor allen Dingen erst näher bestimmt, wann dieß der Hr. V. geschehen glaubt. In den Anfängen der Geschichte machte derselbe, daß dieß mit Solon angefangen habe aus dem Worte thesmoi, welches aber nicht von den Solonischen, sondern den Draconischen Gesetzen gebraucht wird. Ueberhaupt ist in der Artontengeschichte manches unbestimmt gelassen oder zu kurz behandelt, weil der Hr. Verf. das historische Detail vermieden; da doch ein gewisses Detail, zumahl in solchen Dingen, zur klaren Einsicht in die Ausbildung des Staatsrechts unentbehrlich scheint. Hernach redet der Hr. V. von Sparta, nicht den Doriern überhaupt, und fügt zuletzt einiges auch über andre Staaten hinzu. Unter dem folgenden Abschnitt Gegenbehörden werden aufgeführt die Thesmophylakes in Elis, die Spartanischen Nomophylakes wegen Beobachtung der Gesetze zur Abhärtung der Jugend, weiter die finarzellen Gegenbehörden Euthymen und Logisten, in Rom die Intercessoren der Kollegen und die Tribunen. — Der zweyte Theil von der Staatsgewalt stellt im Allgemeinen auf die Lehre von der Beschaffenheit und der Concurrenz des Rathes und der Volksversammlung dabei, mit Falschheit, obgleich einige schwierigere Punkte, wie z. B. in Athen die Proedren, nur kurz berührt werden. Bey Gelegenheit der Erzählung, daß in der Spartanischen Volksversammlung die Stimmen durch Rufen abgegeben, bemerkt der Hr. V., es werde also wohl die bekannte Laconische Kürze nicht anders gewesen seyn als Gedankenarmuth und Mangel an Beredsamkeit, eine Vorstellung, die so ausgedrückt theils ausdrückliche Stellen der Alten gegen sich hat, theils den Begriff, welchen wir uns von dem Wesen des Dorischen Volkes machen müssen. Die Römischen Curien bestanden nach dem V. nicht bloß aus Patriciern; eine vollständige Darlegung aller Gründe und Gegengründe wäre hier erwünscht gewesen. Die Centurienverfassung des Servius wird als sehr geschrieben getadelt, die nachmalige Veränderung aber so erklärt, daß jede tribus in fünf Classen zerfallen und jede Classe in zwey Centurien, der Aeltern nemlich und der Jüngern, wie auch Savigny dieses ausgeführt hat in Hugo's civilistischem Magazin. Endlich im dritten Theile von der Rechtspflege handelt der Verf. von den Mängeln der alten Rechtspflege in Rom und Athen; dann einzeln vom Prätorengericht, den quaestionibus perpetuis, der Uebertragung der iurisdia an die Ritter, den Centumviren, und in Athen von den Archonten, dem Volksgericht und den Gerichtshöfen, in allgemeinen Zügen, da eine detaillirte Entwicklung des processualischen Verfahrens in den einzelnen Klagen außer dem Plane des Hrn. V. lag, wie er bemerkt.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 16. April. 1821.

Berlin.

In der Nicolaische Buchhandlung 1821 auf XXVI und 755 S. gr. 8. Natur-Recht und Staatswissenschaft im Grundrisse, zum Gebrauch für seine Vorlesungen von D. G. W. Fr. Hegel, ord. Prof. der Philos. an der Kön. Universität zu Berlin, auch unter dem Titel: Grundlinien der Philosophie des Rechts von D. G. W. Fr. Hegel u. s. w.

Zwey Titelblätter desselben Buches und sogar derselben Ausgabe und zu derselben Zeit, sind in der Geschichte der Bücher durchaus nicht unerhört; freylich bezieht sich der eine dann gewöhnlich auf die Verbindung eines Buches mit einem oder mehrern andern zu einem Ganzen. Dieß ist hier nicht der Fall, sondern die Rücksicht auf die Zuhörer scheint das zu seyn, was bey dem einen Titel mehr ist, als bey dem andern, so daß beide allenfalls auch durch den Zusatz: "für Zuhörer und Nichtzuhörer" vereinigt hätten werden können. Wäre aber auch der Unterschied noch größer, so könnte man die zwey Titelblätter als ein Beispiel ansehen, wie sich, nach

der Philosophie des Verf. und einiger andern großen Denker unsers Zeitalters, das Eine, durch verschiedene Reflexion, das Wort mehr im optischen als im sonst gängbaren philosophischen Sinne genommen, in zwey Gegensätze spaltet. In beiden Titeln, wie sie hier abgedruckt sind, ist noch Etwas dieser Art, was sich in dem einen Spiegel so, in dem andern anders gestaltet; das mag aber, wie *Asmus* sagt, der geneigte Leser selbst suchen.

Das Buch selbst erscheint nun aber wohl auch in zwey ganz verschiedenen Reflexen. Wer die Phänomenologie des Geistes (Bamberg und Würzburg 1807), die Wissenschaft der Logik (Nürnberg 1812) und die Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften (Heidelberg 1817) geschrieben oder auch nur recht in Saft und Blut verwandelt hat, daß man sie ihm nicht so oft, wie hier geschieht, wohl gar mit Angabe des Verlaassorts und des Jahres, anführen muß, der wird sich wohl nicht daran stoßen, daß hier Alles wacker gebläut wird, wie davon folgendes florilegium zur Probe dienen mag. S. XIX hat *Plato* die unendliche Persönlichkeit am Tiefsten verlegt und S. 51 enthält seine Idee des Staats das Unrecht gegen die Person, des Privat-Eigenthums unfähig zu seyn, als allgemeines Princip. S. 14 ist die von *Leibniz* gerühmte Consequenz der Römischnischen Rechtsgelehrten zwar eine wesentliche Eigenschaft einer jeden verständigen Wissenschaft (womit denn zugleich *Leibniz*, der sie besonders an ihnen gerühmt hat, zurecht gewiesen wird); aber die Inconsequenz und Ueberheit erwähnter Rechtsgelehrten ist als eine ihrer größten Tugenden zu achten, weil sie dadurch von abscheulichen Institutionen (das hier gar oft vorkommende Wort im Französischen Sinne genommen, wo es den institutes und den instituts entgegengesetzt ist, mit den institutiones der Römer, die wir sonst im Deutschen so nannten, aber gar Wenig gemein hat) abweichen. S. 45 heißt es,

das Schiefe und Begrifflose der Eintheilung in Personen- und Sachen-Recht, das im Römischen Rechte zu (zum) Grunde liegt, zu entwickeln, würde zu weit führen. S. 194 in der Staatsöconomie wird von Adam Smith, Say und Ricardo der Verstand herausgefunden, aber dieser "läßt seine moralische Verdrießlichkeit aus." S. 26 ist die Kantische und die Friesische vollendete Verfechtigung der Kantischen, bloße Reflexionsphilosophie. Von Kant ist ebenfalls S. 45 Allerley zu lesen, was dem seligen Herrn nicht zur Ehre gereicht, zuweilen bekommt er dann aber doch ein Zeugniß, die Sache nicht übel getroffen zu haben, z. B. S. 84 ist seine Eintheilung der Verträge die vernünftige, und es wäre längst zu erwarten gewesen, daß der gewöhnliche Schlandrian der Eintheilung der Verträge in Real- und Consensual-Contracte u. s. f. gegen sie aufgegeben worden wäre. Aber die lebenden Deutschen Schriftsteller kommen gar schlimm weg, sie werden nach S. XIII "ledern", Fries ist nach S. XI der Heerführer der Geichtigkeit, "posstlerlich" wird zweyerley genannt S. 249 die Rührung des Herrn v. Haller, und — beschämt oder ver- schämt muß er es sagen — die vom Verfasser dieser Anzeige, in seiner Einfalt, vorgetragene Bemerkung, im Gegensatze des auch bey den neuern Juristischen sonst so gewöhnlichen vel, vel non, stünde neben Kant's bey Schneider zweifelhaft genannten Trichotomien, so manches tripertium der Römischen Rechtsgelehrten. Es ist eine Herzens-Erleichterung von vier Seiten, die sich Herr Prof. Hegel gegen das Buch des Rec. macht und, zwar merkwürdig genug, ist dieses nicht die Philosophie, sondern die Geschichte des Rechts desselben, und Hr. Prof. H. wirft ihr sogar die vielen Auflagen ganz spöttisch vor (er kennt schon die fünfte!). Mit seiner Rechtsphilosophie kommt Rec. bekanntlich bey den Philosophen übel an, entweder sie wissen gar Nichts

davon, oder aber sie sagen, der Eine, es sey ein seltsames Streben nach einem Ideal eines peremptorischen Rechts, der Andere, sie sey auf juristische Anthropologie gegründet und gehe bloß vom Positiven aus. Hr. Prof. H. macht sich nun über die Rechtsgeschichte lustig, zum Theil durch Abschreiben von Stellen, bey denen er denn was ihm anstößig ist, wenigstens mit anderer Schrift bezeichnet; so z. B. daß Cicero die zwölf Tafeln mit einem Seitenblicke auf die Philosophen lobe. Wer sich der so sehr bekannten Stelle aus Cicero erinnert, der wird diesen Seitenblick in dem bibliothecas . . . omnium philosophorum . . . superare gewiß finden, und wer dem Rec. die Ehre anthun will, den Paragraphen nachzusehen, der wird zugeben, die Philosophen haben eben nicht Ursache, das, was von Cicero's Seitenblick gesagt wird, übel zu nehmen, denn Rec. findet ihn so parteyisch, wie manche ähnliche Aeußerung gegen die Philosophen. Aber freylich der Philosoph Favorinus wird mit seinem Tadel der zwölf Tafeln auch nicht gelobt, es wird ihm sogar Schuld gegeben, es sey ihm gegangen, wie schon manchem großen Philosophen, er habe das positive Recht nicht verstanden. Rec. kann versichern, vor zwey und zwanzig Jahren, als er dieß zuerst schrieb, nicht an Hrn. Prof. H. gedacht zu haben; jetzt aber gesteht er, seiner unmaßgeblichen Meinung nach sey dieser wirklich auch in dem Falle, das positive Recht nicht zu verstehn. Wer Etwas verstehen will, muß es doch gelernt haben, und daß Philosophen von Profession juristische Vorträge gehört und juristische Bücher gelesen haben, gehört gewiß mehr zu den Seltenheiten, als was man erst als das Gegenstück davon anführen hört, daß Juristen philosophische Vorträge besuchen und philosophische Bücher sogar studieren. S. 183 heißt es, daß von bonorum possessio die possessio bonorum verschieden sey, gehöre zu solchen Kenntnissen, die den gelehr-

ten Juristen ausmachen. Damit sollen nun wohl diese Kenntnisse gar sehr herabgewürdigt seyn, aber Geschwisterkinder und Kinder von Geschwistern sind ja doch auch verschieden, und in diesem Buche bedeutet Moralität ganz etwas anders als Sittlichkeit, wenn sie, sagt S. 40, auch ihrer Etymologie nach verschieden wären. Den Sprachgebrauch eines Volks, eines Fachs oder auch nur eines einzelnen Schriftstellers muß man einmahl kennen lernen und so wenig der Verf. S. XI es zugeben will, daß man die Wissenschaft schlafend bekomme, so wenig versteht man das positive Recht, schon um deswillen, weil man einem Collegen aus der juristischen Facultät gern Abbruch thun möchte. "Jeder Schulknabe" soll fähig seyn, das *partes secanto* zu verstehen; wie aber, wenn das *secare* außer dem Sinne, den jeder Schulknabe weiß, noch einen andern gehabt hätte, den nach fünf bis sechs hundert Jahren nicht einmahl ein Philosoph mehr wußte? Der B. versteht den Rec. nicht, was man Worte nicht verstehen nennt, eine Erinnerung, die wegen S. 12 nöthig ist, wo es heißt, unter Verstehen meine Rec. etwa die Bildung des Verstandes, die sich bey einem schlechten Gesetze beruhigt, nein, sondern der B. legt dem Rec. einen ganz andern Sinn unter. So glaubt Hr. Prof. H. auch, wer die Römischen Rechtsgelehrten bewundere, der nehme doch wohl auch an, das Römische Recht hätte den höchsten Forderungen der Vernunft Genüge gethan. Das that es gewiß nicht, und das thut kein positives Recht, so wenig, als irgend ein Mensch rein vernünftig ist. Wenn man aber auch dem B. bey allem seinem Tadel gegen das Römische Recht von Seiten der Gesetzgebung und was die Stelle von dieser vertritt, Beyfall gäbe, so würden nichts desto weniger die Schriften der Römischen Rechtsgelehrten eben so jedem künftigen Juristen in technischer Rücksicht zu empfehlen seyn, wie Rec. glaubt, daß man

ihn vor den Einseitigkeiten und Anmaßungen des Hrn. Prof. H. warnen muß.

Doch es ist Zeit, von dem Gange des Buchs Rechenschaft zu geben, aus Veranlassung von welchen Lehren solche philosophische Aeußerungen vorkommen. Auf die Einleitung folgt I. das abstracte Recht (Eigenthum, Vertrag, Unrecht). Das Unrecht, was man sonst Läsion nannte, leitet zu II. der Moralität, den Lehren, die sonst die allgemeine practische Philosophie hießen. Von dem Mißbrauche des Satzes: Wer Recht zu thun glaubt, thut (im Gewissen) Recht, wird so sehr gewarnt, als es nach neuern Erfahrungen nöthig ist, und zwar um so mehr, als der Verf. seinen philosophischen Gegnern die Schuld davon beymißt. Die Worte S. 148 „daß solches „Gesetz die Autoritäten des Staats für sich hat, „auch die Autorität von Jahrtausenden, . . . Autoritäten, welche eine Unzahl Autoritäten von Individuen in sich schließen, und daß ich dagegen die „Autorität meiner einzelnen Ueberzeugung setze . . .“ darf man nicht gegen den Verf. selbst gebrauchen, denn wo er z. B. das Römische Recht tadelt, da ist ja bey weitem nicht bloße subjective Ueberzeugung mit diesem im Kampfe. Nun von S. 156 III. die Sittlichkeit, wie schon bemerkt worden ist, ganz etwas anderes, als Moralität, nämlich: „der „zur vorhandenen Welt und zur Natur des Selbstbewusstseyns gewordene Begriff der Freyheit“. Sollen die Leser dieß nicht verstehen, so finden sie sich wohl wieder in bekannteren Kreisen, wenn sie hören, daß da 1. die Familie, 2. die bürgerliche Gesellschaft und 3. der Staat vorkommt. Wenn man ihnen aber sagt, die Rechtspflege, die Polizey und die Corporation gehörten nicht zum Staate, wohl aber die Weltgeschichte (S. 344), so werden sie doch wohl das Bedürfnis fühlen, sich vom Verf. selbst belehren zu lassen, es wäre denn, daß sie überhaupt auf diese Weisheit Verzicht thun wollten. Welcher Meinung

t in dem Streite, ob es rathsam sey, ein Gesetz
 auch zu machen, betritt, ist leicht zu errathen.
 Manches ist zwar nicht neu, wie z. B. die Ge-
 schichte mit den so hoch aufgehängten Gesetzen; aber
 wie "man heutigtags gerade da am Meisten vom
 Leben spricht, wo man in dem todtesten Stoffe
 ,versirt" S. 208 verdient bey ihm nachgelesen zu
 werden. Aus Begriffen leitet der B. Alles ab, und
 das Raisonnement, das an Gründen herüber und
 hinüber geht (S. 334), gilt gar Wenig bey ihm.
 So hat et S. 174 die Ehe unter Blutsverwandten
 als "dem Begriffe zuwider" verworfen, und diese
 Freye Hingebung nur unter Individuen aus getrennten
 Familien gestattet. Da könnte man freylich denken,
 der Grund beweise zu viel, oder zu wenig; zu viel,
 wenn nie Blutsverwandte sich heirathen dürfen, seyen
 sie es auch in einem noch so entfernten Grade; zu
 wenig, in so fern, nach S. 180, die Volljährigkeit,
 als die Fähigkeit eine eigene Familie zu stiften, die
 Familie auflöset, wornach denn selbst unter Aeltern
 und Kindern die Ehe nicht ins Unendliche dem Be-
 griffe zuwider wäre. Daß alle Blutsverwandten zu
 einem "sich bekannten und in aller Eigenheit vertrau-
 lichen Kreise" gehören, bringt ohne Zweifel der
 Begriff mit sich.

Hugo.

S u l z b a c h.

Bey Seidel: D. Mariani D o b m a y e r,
 Theol. ac Philos. Doct. Consil. ecclesiast.
 Bavarici actualis atque in academia Ingolstadt.
 ac Lyceo Ambergensi Dogmatices quondam
 Professoris P. O. systema theologiae catholi-
 cae. Opus posthumum cura et studio Theod.
 Pantaleon. Senestrey Theol. Doct. et
 Parochi in Braunkirchen et Berg editum T.
 VII. Theologiae catholicae doctrinalis seu
 theoreticae specialis Pars II. Christologia Vol.
 II, 446 S. T, VIII, Pars III. Dike- seu Di-

castologia 174 S. 1819. 8. Auch unter dem besondern Titel: Theologia dogmatica.

Wir haben dieses Werk schon bey der Anzeige des ersten Theils der Dogmatik hinreichend characterisirt. Der zweyte setzt die Christologie fort und begreift unter dem Titel: *Christus regni moralis restaurati gubernator* die Lehren vom Reiche Gottes nach seinen verschiedenen Perioden, von der Gesetzgebung Christi, worunter die theologische Moral begriffen wird, von der Gnade und Rechtfertigung und von den Sacramenten. Der dritte Theil handelt von den göttlichen Rathschlüssen überhaupt und von der Ausführung derselben im andern Leben, wo auch von der Verehrung der Heiligen und Gebeten für die Verstorbeneu geredet wird. Als Probe von der Bescheidenheit des Verf. führen wir an, was er nach Anführung der Streitigkeiten über die wirksame und hinreichende Gnade und ihre Vereinbarkeit mit der Freyheit urtheilt, P. II. p. 163 f. Die h. Schrift hat diese Streitigkeiten nicht entschieden, wie schon daraus erhellt, weil jede Partey sich mit der Autorität derselben schüzt. Sie dringt auf den Glauben und die Frömmigkeit und gibt sich nicht mit der Metaphysik ab. Die Kirche hat nach vielen Streitigkeiten über diesen Gegenstand nichts entschieden, sondern nur den Schulen Bescheidenheit und Liebe in solchen feinen Streitfragen vorgeschrieben, Augustinus, dem jede Partey beystimmen will, hat sich nirgends klar und offen darüber erklärt, vielmehr mit Paulus ein hohes und verborgenes Geheimniß anerkannt und gesagt, daß hier Gefahr sey entweder die Gnade oder die Freyheit zu verlieren *contr. Faust. XXI, 3, ep 114. de grat Christi c. 47.* Die Versuchung muß anerkennen, daß es ihre Kräfte übersteigt, diese Schwierigkeiten zu lösen, doch muß sie sich den Aussprüchen der h. Schrift und der Kirche unterwerfen, welche ihr nicht widersprechen. Schon in der Sinnenwelt erfahren wir bey der Wirklichkeit, daß etwas real möglich sey und doch können wir nicht einsehen, wie es möglich sey. So wird uns auch bey dem Uebersinnlichen mit der Wirklichkeit zugleich die Möglichkeit gegeben, wenn uns diese auch immer unbegreiflich bleibt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. Stück.

Den 19. April 1821.

P a r i s .

Bey Didot: Mémoires de l'Académie Royale des Sciences de l'Institut de France. Année 1817. 454 Quartseiten, 1819. Année 1818. 502 S. 1820.

Nach den gewöhnlichen die Geschichte der Academie betreffenden Präliminarien enthalten diese Bände (der zweyte und dritte in der neuen Folge derselben) nachstehende Abhandlungen. Jahr 1817. I. Sur la durée de la gestation et de l'incubation dans les femelles de plusieurs Quadrupèdes et oiseaux domestiques par Mr. Tessier. II. Mémoire sur les rotations que certaines substances impriment aux axes de Polarisation des rayons lumineuses par M. Biot. Es läßt sich von dem Inhalte dieser Abhandlung nicht viel allgemein Verständliches in einem Auszuge mittheilen, und muß man bereits alle früheren Aufsätze kennen, welche der Verf. über den Durchgang des polarisirten Lichtes durch dünne Blättchen crySTALLISIRTER Substanzen, und über die davon abhängenden Farbenerscheinungen derselben geschrieben hat, und worin er

N (3)

zugleich von den Schwingungen der Lichttheilchen in Beziehung auf ihre Polarisationsaxen, und von dem Einflusse der Dicke solcher Blättchen auf diese Schwingungen selbst, in Rücksicht ihrer Ausdehnung, Dauer, Geschwindigkeit, welche für jede Gattung polarisirten Lichtes verschieden ist, handelt. Der Verf. gesteht selbst, daß er bey seinem frühern Untersuchen sich sowohl in dem Gesetze dieser Rotation der Lichttheilchen, als auch in der Art, wie sie eigentlich beschaffen sey, geirrt habe, und verbessert nun in diesem Aufsatze nicht allein jene falsch aufgefaßten Ansichten, sondern lehrt nun auch die Farbenercheinungen bey dem Durchgange des polarisirten Lichtes durch Blättchen von Bergcrystall, nach der verschiedenen Dicke derselben, und nach Maßgabe des davon abhängig seyn sollenden Rotationswinkels, um welchen sich die Lichttheilchen um ihre Polarisationsaxen schwingen, einem genauern Calcul zu unterwerfen, so wie die doppelten Bilder mit complementären Farben bey dem Durchgange des polarisirten Lichtes durch Crystalle von doppelter Brechung, genauer nach ihrem Farbenwechsel zu bestimmen, und vergleicht nun die Resultate der Rechnung mit den Beobachtungen selbst, von denen sie denn angeblich sehr wenig abweichen. Daß hiebey die von Hrn. Biot so sehr gepriesene Theorie der Accesses wieder mit ins Spiel kömmt, bedarf kaum einer Erwähnung. Was er zuletzt noch von einer faculté rotatoire des particules mêmes des corps, independant de leurs état d'aggregation beybringt, und aus den darüber angestellten Versuchen folgern zu können glaubt, muß man für jetzt noch auf sich beruhen lassen, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß bey einer gewissen Art der Gruppierung körperlicher Theile eine solche Disposition ihrer gegen die Lichttheilchen wirkenden Kräfte statt findet, wie solche erforderlich ist, ihnen diejenigen Schwingungen zu ertheilen, als zur Erklärung der damit verbundenen Farbenphänomene angenommen wird.

III. Mémoire sur la figure de la Terre par M. de Laplace. Die Geometer hätten bisher die Erde als ein Sphäroid betrachtet, welches aus Schichten von einer gewissen Dichte bestehe, welche ganz mit einer Flüssigkeit im Zustande des Gleichgewichts bestehend, umgeben seyen. Man habe daraus die Gestalt der Oberfläche dieser Flüssigkeit, so wie die Intensität der Schwerkraft an jeder Stelle derselben abgeleitet, aber die dafür gefundenen analytischen Ausdrücke, wengleich von weitem Umfange, könnten doch der Natur nicht vollkommen entsprechen, weil die Oberfläche des festen Kerns der Erde nur zum Theil mit Wasser bedeckt sey. Dieser Umstand vermehre zwar die Schwierigkeit der Rechnung, aber von der Bervollkommnung der Analyse ließen sich doch genauere Formeln erwarten, da ohnehin bekannt sey, auf welche Weise jenes Fluidum auf der Oberfläche verbreitet sey. Untersuchungen hierüber machen den Gegenstand dieser Abhandlung aus, wobey mehrere in der Mécanique céleste bereits gegebene Formeln zum Grunde gelegt werden. Aus ihrer Vergleichung mit den Pendelversuchen, mit den Gradmessungen und den Mondsdistanzen, ergeben sich folgende Resultate. 1. Die Dichtigkeit der Schichten unseres Erdsphäroids wächst von der Oberfläche nach dem Mittelpuncte hin; 2. die Schichten selbst sind beynabe regelmäßig um den Mittelpunct der Schwerkraft jenes Sphäroids gelagert, und Unregelmäßigkeiten auf der Oberfläche, so wie die Kräfte, wodurch sie bewürkt werden, gehen nur wenig in die Tiefe; 3. die Oberfläche des nur zum Theil mit Wasser bedeckten Sphäroids weicht wenig von der Gestalt ab, die sie haben würde, wenn sie ganz mit Wasser bedeckt wäre, das sich in den Zustand des Gleichgewichts versetzte; 4. die Tiefe des Meeres macht nur einen kleinen Theil von dem Unterschiede der beiden Erdränder aus; 5. die ganze Erde ist anfänglich im Zustande einer Flüssigkeit gewesen. Zum Beschlusse dieser Abhandlung

lung noch einige Betrachtungen über die Stabilität der Figur unsrer Erde, und über die Bedingungen, unter denen sie erhalten wird. IV. Observations sur la Vallée d'Egypte et sur l'exhaussement séculaire du Sol, qui la recouvre par M. Girard. Enthält eine Menge specieller Beobachtungen über diesen Gegenstand, dessen schon im allgemeinen in der *Descript. de l'Egypte* Erwähnung geschehen ist. Eine beygefügte Profilcharte zeigt die Erhöhungen des Bodens, welche an diesen oder jenen Orten durch die Ueberschwemmungen des Nils hervorgebracht werden. IV. Mémoire sur le mouvement des fluides élastiques dans des tuyaux cylindriques, et sur la théorie des instrumens à vent. par M. Poisson. Die Theorie der Blasinstrumente ist von den Physikern und Geometern schon nach mancherley Principien, und Voraussetzungen behandelt worden, aber es finden sich zwischen den beobachteten und berechneten Tönen, deren solche Instrumente nach ihrer individuellen Beschaffenheit fähig sind, doch oft sehr erhebliche Unterschiede, welche zum Theil von unrichtigen Voraussetzungen in Ansehung der Condensation und Geschwindigkeit der zur Oeffnung des Instruments hineingeblasenen Luft herrühre, welche man bey diesen Untersuchungen häufig bloß als eine unveränderliche Größe behandle. Der Verf. bemüht sich das Mangelhafte in diesen Voraussetzungen nach neuen Ansichten zu berichtigen, und insbesondere auch die Unzulänglichkeit der von La Grange aufgestellten Theorie der Bewegung der Luft in cylindrischen Röhren zu zeigen, besonders wenn die Anwendung davon auf die Blasinstrumente gemacht werden soll. Von dem Resultate seiner Untersuchungen erwähnt indeß der Verf. selbst "la conclusion générale qui se déduit de notre analyse, est, qu'on ne sauroit déterminer a priori la série des tons differens, ni même fixer le ton le plus grave, que peut rendre un tube sonore, ouvert ou fermé, d'a-

Près sa longueur et la nature du fluide, qu'il contient, mais qu'on peut seulement assigner certaines classes de tons, qui sont impossibles, et qu'en effet l'observation n'a jamais présentés. Heureusement l'analyse conduit sur un autre point à des résultats, précis et positifs, qui peuvent être comparés à l'expérience, und dieß seyen denn die Mengen von Schwingungsknoten, welche in der bewegten Luftsäule in jedem Falle bestimmten Tönen entsprechen. VI. Mémoire sur le moyen employé par les rainettes, pour s'élever le long des corps même le plus lisses, par M. Billardièrre. Der Verf. hat bemerkt, daß es der Druck der Luft ist, wodurch diese Thiere sich an glatten Flächen festhalten, indem sie sich durch Zusammenziehung gewisser Muskeln ein Vacuum zu verschaffen wissen. VI. Mémoire sur le rapport de la mesure appelée Pouce de fontainier à l'once d'eau Romaine moderne, et le quinaire antique, et sur la détermination d'une nouvelle unité de mesure, pour la distribution des Eaux, adaptée au système métrique français par Mr. de Prony.

Jahrgang 1818. I. Mémoire sur le flux et reflux de la mer. par M. de Laplace. Eine noch vollständigere Bearbeitung der Theorie von Ebbe und Fluth, als solche bereits in der mécan. céleste gegeben ist, mit Berücksichtigung einer großen Zahl von neuern im Hafen von Brest angestellten Beobachtungen, welche zur Vergleichung mit der Theorie vorzüglich geeignet zu seyn scheinen. De Lalande habe den Einfluß der Declination von Sonne und Mond auf diese Erscheinungen bezweifelt. Der Verf. sucht durch Beyhülfe des calcul de probabilité die Wahrscheinlichkeit jenes Einflusses zu bestimmen, und findet aus den zum Grunde gelegten Beobachtungen, daß man wenigstens 25497 gegen 1 wetten könne, daß jener Einfluß wirklich statt finde. Die Masse des D findet der Verfasser aus jenen Beobachtungen

$= \frac{1}{69,3}$; den Mutationscoefficienten $= 9'',7$ Sexa:

gef. II. Mémoires sur les inondations souterraines auxquelles sont exposés périodiquement plusieurs quartiers de Paris par M. Girard. Viele ständen in der Meinung, daß die Ursache, warum so viele Keller in Paris von Zeit zu Zeit unter Wasser gesetzt würden, darin liege, daß an verschiedenen etwas hoch liegenden Dampfmaschinen, sich große Wasserbehälter befänden, von denen sich das Wasser durch die Erde filtrire. Der Verf. zeigt aber, daß diese Meinung ganz falsch sey, und jene unterirdischen Gewässer bloß die Folge von nassen Jahren seyen.

III. Description d'une aggrégation de pierres observée dans la Caroline du Nord, Etats-Unis d'Amérique, et connue dans le pays sous la denomination de mur naturel, par M. de Beauvois. Besteht nach einigen vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen bloß in einer Aufforderung der dortigen Naturforscher, die wahre Beschaffenheit dieser sogenannten natürlichen Mauer näher zu untersuchen, ehe man über dieses merkwürdige Phänomen und dessen Ursprung ein begründetes Urtheil fällen könne.

IV. Mémoire sur l'intégration de quelques équations linéaires aux différences partielles, et particulièrement de l'équation générale du mouvement des fluides élastiques par M. Poisson. Diese Abhandlung beschäftigt sich hauptsächlich mit einigen neuen Kunstgriffen die partielle Differenzialgleichung vom zweyten Range

$$\left(\frac{d^2\phi}{dt^2}\right) = a^2 \left[\left(\frac{d^2\phi}{dx^2}\right) + \left(\frac{d^2\phi}{dy^2}\right) + \left(\frac{d^2\phi}{dz^2}\right) \right]$$

worin a eine constante Größe ist, zu integriren. Man gelangt auf diese Gleichung bey der Untersuchung der Bewegungsgesetze elastischer Flüssigkeiten, wobey es nun darauf ankömmt, die unbestimmte Function ϕ , wenn es angeht, entweder durch die in jener Gleichung selbst vorkommenden variablen Größen auszudrücken

(welches jedoch nur in einzelnen Fällen z. B. wenn ϕ bloß eine Function von t und x wäre, geschehen kann) oder neue variable Größen in Rechnung zu bringen, durch deren Beyhülfe die Integralgleichung gefunden werden kann. Schon andere haben sich mit ihr beschäftigt. Das Verfahren des Verf. scheint für die Anwendung vorzüglich brauchbar zu seyn. V. Mémoires sur les lois générales de la double réfraction, et de la polarisation dans les corps régulièrement cristallisés par M. Biot. Eine Abhandlung, die beynah die Hälfte dieses Bandes ausfüllt, und die Geseze der doppelten Brechung und Polarisation in crystallinischen Körpern mit zwey Arten untersucht, wobey es denn der V. häufig mit Hrn. Brewster zu thun hat, der ihm gegen einige seiner frühern Untersuchungen Einwürfe gemacht hatte. VI. Mémoire sur la combinaison de l'oxigène avec l'eau et sur les propriétés que possède l'eau oxigénée par M. Thénard. Enthält ausführlicher das was der Verf. hierüber schon in den Ann. de Chimie mitgetheilt hat, und sonst schon durch andere Journale bekannt geworden ist. Zuletzt VII. Noch ein Zusatz von Hrn. de La Place zu dem oben angeführten Mémoire desselben, sur la figure de la Terre.

V r a g.

Hey Friedrich Tempky, Firma Calve: Lehrbuch der Veterinair-Wundarzneykunst zu Vorlesungen und auch zur Selbstbelehrung für Landwirthe, Officiere, Cur- und Fahnschmiede u. s. w. von Seyffert von Tennecker, Kön. Sächs. Major der Cavallerie, Lehrer an der Kön. Thierarzneyenschule in Dresden u. s. w. II Theile. 999 S. 1820.

Dem um mehr als ein Fach des thierärztlichen Wissens und Wirkens, sehr verdienten Verf. verdanken wir bereits verschiedene lehrreiche Schriften und Abhandlungen über Gegenstände der Thierwundarzneykunst. Auch das vor uns liegende Werk muß als ein bedeutender Vorschritt in der Thierheilkunde betrachtet werden, indemes an Umfang, Vollständigkeit und Klarheit der Belehrung, die meisten Schriften dieser Art hinter sich zurückläßt. Nur können

wir die dem Texte beygefügeten Noten, welche die Hälfte des ganzen Buchs einnehmen, nicht billigen, da sie zum Theil überflüssig sind, und selbst für den wißbegierigen Leser ermüdend werden. Wir begnügen uns, unsern Lesern eine vollständige Uebersicht dieses Werks zu geben.

Der erste Theil handelt von der allgemeinen Veterinair-Chirurgie, dem Begriff derselben, ihrer Eintheilung, von den erforderlichen Kenntnissen und Eigenschaften eines Veterinair-Chirurgen, von der Geschichte dieser Wissenschaft mit Anführung der meisten in Europa bestehenden Thierarzney-Institute, und der vorhandenen Litteratur. Von der Entzündung im Allgemeinen (sehr richtig macht H. v. S. auf die Wichtigkeit dieser Lehre aufmerksam, welche die Basis der ganzen Wundarzneykunst sey). Eintheilung der Entz. Ursachen der Entz. vom Wund- und Entzündungsfieber. (Eine ganz vorzügliche Abhandlung, welche angehenden Thierärzten sehr zu statten kommen wird.) Von den Aus- und Uebergängen der Entzündung. Von der Vorhersagung bey Entzündungen. Heilmethode der Entzündung. Von der Eiterung. Von der Verhärtung. Von der chronischen Entzündung. Von der wandernden Entzündung. Von dem Brand. Von der Entzündung, die durch Convulsionen, den Kinnbackenkrampf oder neue hinzugekommene Entzündungen tödlich wird. Den Beschluß des ersten Theils macht ein Anhang, der Heilmethoden und Arzneyformeln enthält.

Zweyter Theil. Specielle Veterinair-Chirurgie. Zuerst von den Operationen im Allgemeinen, bey welcher Gelegenheit die erforderlichen Zwangsmittel, um die zu operirenden Thiere in unsere Gewalt zu bekommen, weitläufig erörtert werden. Dann von Wunden im Allgemeinen, von den geriebenen Wunden, bey welchen bloß die Haut verletzt ist, von den Schnitt- und Hieb- und Stichwunden, von den Wunden mit Verlust von Substanz, von den Schußwunden, von zerrissenen Wunden, von den gebissenen Wunden, von vergifteten Wunden, von gequetschten Wunden. Von den Geschwüren im Allgemeinen. Von den Fisteln oder Hohlgeschwüren im Allgemeinen. Von der Verbrennung. Von der Erfrierung.

— —

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

63. Stück.

Den 21. April 1821.

Paris.

Chez l'éditeur rue des Bons-Enfants. 1820.
Mémoires pour servir à l'histoire de la mai-
son de Condé. Tome I. 385 Seiten. Tome II.
342 Seiten in 8.

Die ausgezeichneten Männer, welche das Haus Condé geliefert hat, lassen eine ausführliche Geschichte desselben wünschen. Das angezeigte Werk darf aber auf diesen Namen keinen Anspruch machen. Der erste Theil ist eine neue Auflage des Essai sur la vie du Grand Condé par Louis Joseph de Bourbon, Prince de Condé, nach einer Handschrift des Verfassers abgedruckt, und mit Original-Briefen, worunter mehrere Fac-simile, vermehrt. Dieß Werk war in Frankreich sehr selten geworden, weil Buonaparte es gleich nach seiner Erscheinung verbieten ließ. Das Zeitalter der großen Condé's kann als die Abenddämmerung des Ritterwesens betrachtet werden. Die Großen des Reichs hielten noch selbst Kriegsleute; die Magistrate der Städte sahen sich noch halb als unabhängig an, und die Macht der Fürsten war in Frankreich noch mit bei-

D (3)

den im Kampfe begriffen. Bey dem Adel herrschte noch ein ritterlicher Geist, ein hohes Ehrgefühl, ein großer persönlicher Muth, der nicht selten in Schlachten den Ausschlag gab. Das schöne Geschlecht hatte noch großen Einfluß auf das öffentliche Leben; allein die Sitten waren schon verdorben, der Geist des Ritterwesens war ausgeartet. Als Held dieses Zeitraums erscheint der große Condé. Kaum dem Knabenalter entwachsen, trug er bey Rocroy, gegen den Rath seines ihm zugegebenen Führers, jenen glänzenden Sieg davon, der seinen Namen zuerst bekannt machte. Bey Friburg überwand dieser nämliche Muth, nicht minder bedeutende Hindernisse. Bey Nördlingen, woselbst der große Turenne wirkte, konnten die zwey berühmtesten Heerführer der damaligen Zeit, Mercy und Johann von Werth dem Helden nicht Widerstand leisten. Ruhmvoller für Condé war sein großer Sieg bey Lens; man sah nun, daß der jugendliche Feldherr nicht allein den Eingebungen der Tapferkeit folgte; er hatte sich bereits in der Schule der Erfahrung gebildet. Allein Condé erklärte sich nun gegen seinen König; der schlechte Charakter der Regentinn, Anna von Oesterreich, die Falschheit ihres Ministers Mazarin, die Intrigue des Cardinal Richelieu, mehr noch die Herrschaft, welche die Schwester von Condé, die Herzoginn von Longueville, über ihn ausübte; endlich seine Liebe zu der Herzoginn von Chatillon: alle diese Ursachen ließen den Helden Frankreichs Theil an der Fronde nehmen, und seine Geschichte wird jetzt ganz einem Roman ähnlich. Nie zeigte er größere Tapferkeit, als in dem berühmten Treffen vor den Barrieren von Paris. Die Weiber hatten den größten Antheil an Condé's unglücklicher Lage gehabt, ein Weib, Mademoiselle de Monpensier, ward dreymahl sein Schutzgeist. Die Canonen der Bastille, die auf ihre Veranlassung, auf das siegreiche Heer, das Turenne befehligte, abgefeuert wurden, deckten den Rückzug

Condé's. Bald darauf an die Spitze der Spanischen Armee gestellt, führte Condé mehrere nicht glückliche Feldzüge gegen Turenne; sein Feuergeist konnte auf die Langsamkeit, Unentschlossenheit und selbst Verrätherey der Spanier nicht wirken. Der Friede der Pyrenäen gab Frankreich seinen Helden wieder. Bald sehen wir ihn wieder an der Spitze der Französischen Heere; er erobert die Franche Comté in vierzehn Tagen, begleitet dann Ludwig XIV. auf seine Unternehmung gegen Holland; bey dem Uebergange über den Rhein schwer verwundet, ist er genöthigt, die Armee zu verlassen. Allein bald ruft ihn die mißliche Lage der Französischen Truppen im Elsaß und in Lothringen zur neuen Thätigkeit; mit geringen Streitkräften deckt er diese wichtigen Provinzen; und nimmt dann den Oberbefehl über das Heer in den Niederlanden, mit welchem er den großen Sieg bey Senefle erfocht. Turennes Tod ruft Condé nach dem Elsaß, und hier sehen wir den Helden, den der Meid der Verwegenheit beschuldigte, bey veränderten Umständen, ganz im Geiste Turennes handeln. Am Körper geschwächt, und jetzt dem Greifenalter nahe, trat Condé nun vom Kriegsschauplatz ab; auf welchem er 35 Jahre lang, eine so glänzende Rolle gespielt hatte. Die Herzoginn von Longueville, an deren Siegeswagen einst selbst der ernste Turenne zog, deren Schönheit, Geist der Intrigue und Galanterie, deren Unbeständigkeit ihrem Bruder so viele Leiden zugezogen hatte, diese Zauberian, die nun eine Betschwester geworden war, theilte dem größten Condé ihre religiöse Stimmung mit, der bis dahin entgegengesetzte gehegt hatte: Condé hatte als Feldherr, unter seinen Zeitgenossen, nur einen, der mit ihm verglichen werden kann Turenne. Aber unter beiden herrschte eine große Verschiedenheit. Der Verf. sagt von ihnen: Condé ne pensait qu'à fixer les caprices de la fortune, Turenne qu'à lui arracher ses faveurs. La prudence éclairée

de l'un lui faisait toujours envisager le moyen le plus sur, le genie ardent de l'autre le lui faisait toujours trouver dans le plus court. — "Guerrier fameux, prince illustre, homme éclairé, pere tendre, ami fidele, Condé réunissait en lui toutes les grandes qualités et tous les sentiments honnêtes, son caractère, unique dans les annales du monde, paraît fa-
buleux avant d'avoir lu son histoire". In diesem Geiste beschreibt der Enkel des großen Condé's, das Leben dieses Helden. In der gedruckenen Darstellung ist Callust sein Model; allein es treten der merkwürdigen Personen so viele auf die Bühne; daß der Leser gern die Kürze aufopfern möchte, um sie näher kennen zu lernen. Bossuet's oraison funebre, hat zu sehr auf den Verf. gewirkt; als Geschichtschreiber ist er zu rednerisch, und als der Enkel seines Helden, dem er auch am Geiste zu nahe war, zu feurig. Man hat von ihm angeführt, was von Cäsar gesagt ward: Eodem animo scripsit quo bellavit. Seine Geschichte hat vor denen seiner Vorgänger, Labruce, Coste, Montville, Perrault, Turpin und Desormeour große Vorzüge, allein eine vollständige und authentische Geschichte des großen Condé sind uns die Franzosen noch schuldig, zu welcher das angezeigte Werk als eine Inhaltsanzeige dienen kann.

Der 2te Theil enthält den ersten Theil des Précis de la vie de Louis - Joseph de Bourbon, Prince de Condé. Als Verfasser wird in der Vorrede Hr. de Sevelinges, Chevalier de l'ordre royal et militaire de Saint-Louis, der auch die Introduction à l'histoire de la guerre de l'indépendance des Etats - Unis par M. Botta, geschrieben hat, bezeichnet. Der zuletzt verstorbene Prinz Condé ist nicht so glücklich gewesen, in der Person des Hrn. von Sevelinges einen eben so guten Geschichtschreiber zu finden, als der große Condé

an ihm selbst gehabt hat. Dieser *Précis de la vie* u. s. f. ist ein höchst mittelmäßiges Machwerk, voll von Unrichtigkeiten, und in einer nachlässigen Schreibart abgefaßt. Nichts kann unrichtiger seyn, als die Darstellung der Feldzüge, welche die Franzosen im siebenjährigen Kriege führten, in welchem der damals noch sehr jugendliche Prinz Condé zuerst auf dem Kriegsschauplatz, und zwar mit großem Ruhme, auftrat. So heißt es z. B. von dem Prinzen Soubise, Condé's Schwiegervater: "Condé combattait, à ses cotés l'année suivante (1758) lorsque ce général, (Soubise) brulant de laver son affront, (à Rossbach) dans le sang de l'ennemi, le batit dans dix combats et le defit enfin à la bataille de Hetzelberg: wir kennen keine zehn Treffen, die Soubise gewann, und keine Schlacht von Hesselberg; vermuthlich will der Verf. von dem Treffen bey Lutterberg reden, welches zum Vortheile der Französischen Truppen gegen das vielschwärzere Corps unter Oberg, ausfiel. Hr. v. Sevelinges scheint nicht zu wissen, daß bey der Allirten Armee, nur auf einige Zeit einige wenige Preussische Truppen waren, nicht daß der Herzog Ferdinand von Braunschweig dieß Heer befehligte. Nach ihm hatten es die Franzosen nur mit den Preußen, unter dem Befehlen des Erbprinzen vnn Braunschweig, dem ersten Schüler Friederichs des Gr., wie er ihn nennt, zu thun. Wir, in Deutschland, wissen nichts von den geschickten Bewegungen, mit welchen Soubise (im Feldzuge von 1761) die Preußen täuschte, um unvermuthet Meppen einzuschließen; der Herzog Ferdinand war im Gegentheile sehr erfreuet, daß der Prinz Soubise keinen bessern Gebrauch von seiner großen Ueberlegenheit machte, als eine so unbedeutende Festung zu belagern. — Nachdem der Prinz Condé bis dahin nur als Unterbefehlshaber, aber immer mit vieler Auszeichnung gedient hatte, ward ihm in der Absicht Meppen zu belagern, ein Corps

anvertraut, mit welchem er sich nach Einnahme dieser Stadt, nach Hessen zog. Hier behauptete er seine bey Grünungen genommene Stellung, gegen einen heftigen Angriff eines feindlichen Corps unter dem Erbprinzen von Braunschweig. Gegen diesen nämlichen Feldherrn erfocht der Prinz Condé bald nachher einen Sieg auf dem Johannesberge, in welchem die Allirten 1500 Mann und 10 Canonen verloren. Condé verlebte nach hergestelltem Frieden den größten Theil seiner Zeit zu Chantilly, beschäftigt mit den Künsten und Wissenschaften, ohne an öffentlichen Geschäften einen thätigen Antheil zu nehmen. Nur als Gouverneur von Bourgogne sah er sich genöthigt, sich in die Streitigkeiten des Parlements von Dijon mit dem Ministerio zu mischen. Schon bey dieser Gelegenheit zeigte sich die entschiedene Abneigung Condé's; revolutionären Ideen die Hände zu bieten, und wahrscheinlich aus der nämlichen Quelle entstand seine Mißbilligung der Aufhebung des Jesuiten-Ordens. Die Revolution näherte sich immer mehr; lange Zeit verhielt Condé sich ganz leidend: als aber der Canzler Maupeou durch ein Edict alle Parlementer in Frankreich cassirte, veranlaßte Condé nicht nur, sondern redigirte selbst, jene bekannte Proclamation von sämmtlichen Prinzen des Französischen Hauses unterschrieben, unter der Benennung: Protestation des Princes du sang. Diese Protestation, in deren Gefolge, die Prinzen exilirt wurden, ist im Anhange abgedruckt. Mit eben der Lebhafteit widersezte sich Condé den Neuerungen, welche St. Germain in der Französischen Armee, insbesondere zum Nachtheile der Garden, und anderer privilegirten Corps in selbiger, einführen wollte. Der Aufstand der Americanischen Colonien gegen England, fand in Frankreich viele Freunde; Condé war nicht unter dieser Zahl. Als aber der Krieg im Französischen Cabinet beschlossen war, verstattete er dem berühmten Franklin Zutritt zu Chantilly, und schien

sich in seinem Umgange sehr zu gefallen. Im Jahre 1788 ward wegen der innern Unruhen in Holland ein Französisches Heer bey St. Omer zusammengezogen, über welches Condé den Oberbefehl erhielt. — Das Feuer, das lange in Frankreich in der Asche geglimmt hatte, brach nun in Flammen aus. Das Parlament, durch den langen Kampf mit dem Ministerio aufgebracht, verlangte die Zusammenberufung der Etats-généraux; dieß veranlaßte die Versammlung der Notabeln, welche in Bureau eingetheilt wurden, an deren Spitze ein Prinz vom Oeblüte präsidirte. Condé ward Präsident des vierten Bureau; hier war er eifrigst bemüht, die Grundsätze der Monarchie aufrecht zu erhalten. Die Acte, bekannt unter der Benennung: Mémoire des Princes, von Condé selbst entworfen, ist ein Beweis seiner Gesinnungen. Vergebens zeigte Condé die Gefahr, welche aus Necker's Plan; dem Tieretat eine doppelte Repräsentation zu verstaten, entstehen würde. Die Stürmung der Bastille ward für Condé das Signal, sein unglückliches Vaterland zu verlassen. Von dem Tage der Auswanderung des Prinzen Condé bis zu seiner Rückkehr nach Frankreich, folgt der Verf. ganz Equivilly, von dessen Campagnes du Corps sous les ordres de S. A. S. Mr. le Prince de Condé. Paris 1818, wir im 68. Stück vom Jahrgange 1818 d. G. J. N. eine ausführliche Anzeige geliefert haben. Der Verf. dieser Anzeige, sah den Prinzen Condé zuletzt, wenige Tage vor der Schlacht von Waterloo, zu Brüssel, sehr traurig, daß ihm nicht verstattet werden sollte, noch einmahl den Degen für seinen König zu führen, den sein schwacher Arm nicht mehr zu führen vermochte. Nach seiner Rückkehr in Frankreich lebte er in stiller Einsamkeit in Chantilly, in dem Hause seines ehemahligen Gärtners, denn das Schloß, das einst der große Condé bewohnte und verschönernte, war nicht mehr. Bey Gelegenheit eines Besuchs, den er

dem Könige abstattete, ward er von einer Krankheit befallen, die am 15. Mai 1818 in einem Alter von 80 Jahren und 9 Monaten sein Leben endigte. Einige Augenblicke vor seinem Tode rief er aus: *Dieu et la gloire!* — Ueber die Hälfte dieses Theils macht die Correspondenz des Prinzen Condé, während der Zeit seiner Auswanderung, aus. Es sind viele Briefe sind imi-Pad-simile abgedruckt. Zwey schöne Kupfer der Bildnisse des großen, und des letztverstorbenen Prinzen von Condé dienen dem Werke zur Zierde.

M e t s z i g.

Der Verf. *Fleischer d. j.*: Griechische Grammatik zum Gebrauch für Anfänger, von Dr. Friedrich Hiersch, ordentl. Mitgliede der K. Bayer. Academie der Wiss., Vorsteher des philol. Instituts und Prof. der alten Litteratur am Lyceum zu München. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. S. 314. In Octav.

Den Wunsch, den Rec. in der Anzeige der ersten Ausgabe (S. Götting. gel. Anz. 1813. St. 94) äußerte, daß der Verf. fortfahren möchte auf dieser so rühmlich betretenen Bahn, finden wir hier erfüllt, wie schon aus der Seitenzahl dieser Auflage gegen die 144 der vorigen erhellet. Mit Recht hat der Verf. dem Werke also eine viel größere Ausdehnung gegeben, die Dialectenlehre aufgenommen und sehr häufig auf Homer und auf das Homerische zurückgeblückt, weil, wie er sehr richtig bemerkt, derjenige, der in dem Griechischen Studium bald einheimisch werden will, gleich nach der Erwerbung der ersten Kenntnisse durch Homers Hülfe in sie eindringen müsse. Indem wir unsern Beyfall verstärkt wiederholen, fügen wir den Wunsch hinzu, daß dieß Werkchen fleißig benutzt werde, um die Erlernung der Griechischen Sprache und Litteratur zu erleichtern und zu verbreiten.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 21. April. 1821.

Nürnberg.

. Bey Kiegel und Wiesner: Beyträge zur Reichs- und Flussbaupolicey = Gesetzgebung nebst einem Anhange über die bey Hochgewässern oder Eisgängen nothwendigen Vorkehrungen, von Dr. Carl Julius Rousseau, Königl. Bayer. Oberbau-Rathe und ordentlichem Mitgliede des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern. 8. 198 S. mit einer Kupfertafel. 1820.

Der Hr. Verf. schrieb 1812 (Sulzbach bey Seidel) Mémoire sur le droit des rivières; diese Schrift ist hier verbessert, ergänzt und erweitert, ins Deutsche übertragen.

Nach einigen vorgängigen Erklärungen theilt der Verf. sein Werk in zwey Abschnitte: öffentliches und Privat-Flussrecht. Das öffentliche Fl. R. begreift die Rechte und Verbindlichkeiten in Rücksicht auf Eigenthum und Benutzung der Flüsse zwischen verschiedenen Staaten, oder zwischen Fürsten und Untertanen; das Privat Fl. R. begreift eben dasselbe zwischen Privaten, wozu auch die Corporationen oder Gemeinden gehören.

P (3)

I. Abschn. öffentl. Fl. N. S. 10—26. Wenn ein Fluß zwey Staaten trennt, so sey nach vormahls bestandener Observanz unter den Deutschen Reichsständen die Mittellinie des Stroms die Gränze gewesen. Weil aber diese Linie nach dem Unterschiede des Wasserstandes schwankend, auch die Stromrinne oder Thalweg, insonderheit bey Bergströmen, oft zweifelhaft sey: so folge daraus, daß die Flüsse zu Grenzen keine sichere Norm darbieten. Die sichersten Grenzen seyen Gebirge ff. (Nach des Rec. Erfahrung sind doch Flüsse, Bäche, Gräben ff. viel deutlichere Grenzen, als Anhöhen, Berge, Hügel und Steine, die gewöhnlich in mehrerer Zahl neben einander vorhanden sind, also daß oft Niemand weiß, welche davon die eigentlichen Grenzmarken sind. Ueber Flußgrenzen hingegen entstehen die Streitigkeiten nicht so wohl aus Verdunkelung der Grenzlinie, als vielmehr aus Unbestimmtheit in Tractaten, Lehn- und Kaufbriefen, wenn es z. B. heißt: das Fürstenthum, Graffschaft, oder adeliche Gut, erstreckt sich an den Fluß N. N., so streitet man sich nachher gewöhnlich darüber, ob dieser Fluß zu der Landschaft oder dem Gute behöre oder als Grenze anzusehen, oder ob er gänzlich davon ausgeschlossen sey.) Der erste oder oberste Grundsatz des Verf. ist: die Flüsse und deren Ufer dürfen nur in so weit benutzt werden, als es mit der allgemeinen Wohlfahrt übereinstimmt. Anlagen, Verbesserungen, ff. an Flüssen hangen vom Staat ab, dem die Oberaufsicht über das Flußbauwesen zusteht. Die Grenzen der Flußbahn oder Ufer seyen daher vom Wasserbau-Departement, nicht durch Gesetze, zu bestimmen. Inseln und Anwüchse in öffentlichen Flüssen gehören in der Regel dem Staate, wenn nicht Privati und Comünen ein Eigenthum daran erworben haben. Die Wasserbau-Commission werde nach der Localität, Natur des Flusses und dessen mittlern Wasserstande, die Strombahn reguliren und in einen hydrotechni-

schen Plan bringen, auch darin andeuten, welche Ufer vom Staate, oder von Privaten, oder von beiden gemeinschaftlich, zu unterhalten. Wird von der Fluß- und Deichbau-Commission Privat-Eigenthum ~~zu~~ Strombahn gezogen, so muß dafür entschädigt werden. Solcher Commission steht die Oberaufsicht zu, und Niemand darf ohne deren Genehmigung Bauwerke an öffentlichen Flüssen anlegen, auch keine Anpflanzungen u. verderben. Sie bestimmt, wo und wie Durchstiche zu machen, und sorgt für Entschädigung der durch solche Operationen und Anlagen etwa benachtheiligten Eigenthümer. Wenn aber zu erweisen ist, daß ein durch den Flußbau verlorne Grundstück doch ein Raub des Stroms geworden wäre, so finde ein Anspruch auf Entschädigung nicht statt (?). Privatflüsse können zum Nachtheile der bisherigen Eigenthümer nicht schiffbar gemacht werden. Die Commission hat darüber zu halten, daß die Ströme durch eingeworfenen Unrath, Bäume, abbrechende Ufer ff. nicht verdorben werden.

§. 27—33. Ueber den Geschäftsgang und Organization der Flußbaupolicey. 1. Zu jedem Amtsbezirk sey eine Districts-Fluß- und Deichbau-Commission niederzusetzen, bestehend aus dem Amtmann, Flußbau-Inspector und dem Rentbeamten; 2. bey jeder Kreis- (Provincial)-Regierung sey eine Kreis-, Fluß- und Deichbau-Commission zu errichten, bestehend aus dem Regierungspräsidenten, einem Regierungsrathe, einem Finanz- oder Sammerathe und dem Kreisbaurathe, dem auch, in Fällen, wo der Fiscus theilhaftig werde, der Fiscalrath beyzufügen. 3. Die dritte und höchste Instanz in Fluß- und Deichbau-Policeysachen müsse eine Central-Fluß- und Deichbau-Commission in der Residenzstadt des Reichs seyn, deren Beschlüsse im Namen des Regenten auszufertigen, und von welcher alle in erstern Instanzen verhandelten Vorschläge, Concessionen und Con-tracte, ihre Rechtskraft erhalten. Wo ein Fluß die

Grenze zwischen zwey Staaten macht, darf jeder nur solche Werke am Strom bauen, wodurch die Ufer gesichert und die Schifffahrt befördert, und keinesweges solche Einbaue, wodurch die Normalbreite des Stroms geschmälert wird. Um weitläufige Proceffe zu verhüten, sey zu wünschen, daß die betheiligten Staaten eine Uebereinkunft treffen, oder die hohe Bundesversammlung zu Frankfurt sich bewegen finden möge, über diesen wichtigen Gegenstand allgemeine Beschlüsse zu geben. Der Grenzstrom sey gerade zu leiten, weil er alsdann die Ufer nicht angreife (?). Ein allgemeines Reichsgesetz zur Beförderung der Schifffahrt und Sicherung der Uferlande sey zu wünschen, wodurch alle neue Bauten, und Anordnungen zum Nachtheil der Schifffahrt verboten, und die bestehenden aufgehoben würden. (Es ist auffallend, daß der Verf. mit keinem Worte des Wiener Congressbeschl. über diesen Gegenstand erwähnet). In §. 34 bis 87 handelt der Verf. über Repartition, Hebung und Verwendung der Deichbaukosten und der Strombaukosten. Die Deichbaukosten, oder die Deiche selbst, wenn sie in Pfänder oder Loose zur Unterhaltung unter die Interessenten vertheilt werden, seyen nach Maßgabe der Quantität und Qualität der Grundstücke, wie auch nach dem Grade der Gefahr zu repartiren; nämlich der Verf. will, daß wer in Ansehung seiner Ländereyen mehr Gefahr zu fürchten habe, auch mehr Last tragen solle, wo man vielleicht eher das Gegentheil vermuthen, und dem mehr gesicherten einen größern Beytrag zuschreiben könnte. Aber die Meinung ist, daß die weiter entlegenen oder höhern Ländereyen weniger Interesse bey dem Deiche haben, als die nähern und niedrigen. Indeß ist Rec. der Meinung, daß diese Ansicht das alte hergebrachte Princip, wonach die Deichlast über alle unter dem Schuß des Deichs befindliche Ländereyen ratione der Größe und des Werths derselben, vertheilt wird, mehr verdunkeln

und verwirren, als zu irgend einer Erleichterung beytragen würde, und man um so mehr bey demselben sich beruhigen könne, als überhaupt die Deichlast an sich nach solchem Princip richtig vertheilt, niemahls beschwerlich ist (S. diese Anzeigen von 1817. den 29. März 51. Stück); nur wo Deichbau und Strombau confundirt, als ein und dasselbe betrachtet wird, da können die Kosten der Unterhaltung den Deich- Interessenten beschwerlich und unerträglich fallen. Es ist daher sehr löblich, daß der Hr. Vf. die Flußbaukosten und deren Repartition abgesondert nach andern Principien zu repartiren vorschlägt, worüber er auch manche gründliche Bemerkungen mittheilt, z. B. daß bey den kostbaren Strom- und Uferbauten mancherley Absichten und Zwecke in Verbesserung des Stroms zur Abwässerung, zur Schiffahrt, zur Erhaltung der Dörfer, Wohnungen und Ländereien zum Grunde liegen; daß es daher ungerrecht sey, den nächsten Adjacenten dergleichen gemeinnützige kostbare Bauten aufzubürden; daß vielmehr große Flußbau-Vereine, die ganze Provinzen und ausgedehnte Flußstrecken begreifen, zu stiften, und über solche die Baukosten zu repartiren seyen. Ein brauchbares Repartitions-Princip der Flußbaukosten aufzustellen, ist dem Verf. aber wenig gelungen. Die triviale Bemerkung, daß jeder, wer Nutzen von einem Bau habe, auch dazu beytragen müsse, entscheidet nichts. Wer vermag von dergleichen Wasserbauten die Proportion des Nutzens oder Schadens für diesen oder jenen Landmann oder Schiffer auszumitteln? Eben so fruchtlos und unbestimmt scheint auch die Unterscheidung der Flußbauten in territoriale, die dem Staate, und locale, die den Adjacenten zur Last fallen sollen, worüber der Verf. auch S. 77 selbst gesteht, daß oft Zweifel entstehen werden, zu welcher Classe ein Flußbau zu rechnen sey. Wenn überhaupt die Privaten in gewissen Fällen ihre Ufer an öffentlichen Flüssen selbst befestigen, oder ihre

Grundstücke verlassen sollen, wozu sollten denn die Flußbau-Vereine nützen? Und gerade um der gutachtlichen oder willkürlichen Entscheidungen der Wasserbaubehörden, auf welche der Hr. Verf. alle schwierige Fälle zurückführt, überhoben zu seyn, werden Gesetze und feste Principia gewünscht, dergleichen bereits einige in der Wiener Congressacte constituirte sind, welche der Verf. gar nicht zu kennen scheint. — Es folgen noch Anzeigen einiger Deichfrevel und Flußbaufrevel und deren Bestrafung; auch kommt der Verf. nochmahls auf die Organisation der Fluß-Bauleitung zurück, womit der erste Abschnitt beschlossen wird.

II. Abschn. Privatflußrecht. 1. Kap. von Inseln und Alluvionen. Nach der Meinung einiger Rechtsgelehrten seyen sie als ein Regale oder Cammergut zu betrachten, nach andern und dem Römischen Rechte gehören sie den angrenzenden Grundbesitzern. Nach des Verf. Urtheile gehören sie dem Staate, wenn sie innerhalb der Flußbahn, hingegen den Adjacenten, wenn sie außerhalb derselben entstehen. Es ist jedoch nicht wohl zu begreifen, wie außerhalb der Flußbahn Inseln und Alluvionen entstehen können; auch scheint diese Erörterung in den I. Abschn. zu gehören, und hier nur von der rechtlichen Vertheilung der Inseln und Anwüchse unter den Privaten, wenn sie selbigen gehören, zu handeln der Ort zu seyn; worüber der Verf. auf das Röm. R. und Preuß. Landr. verweist, jedoch gründlich bemerkt, daß die Mittellinie bey mittlern Wasserstande zur Basis zu nehmen sey, welches mit dem obigen, daß die Stromrinne als Scheidungslinie vorzuziehen sey, nicht übereinstimmt. 2tes Kap. Vom Rechte der Mühlen und aller vom Wasser getriebenen Maschinen, welche ohne Landesherrliche Erlaubniß nicht angelegt, und wo sie schon sind, nicht wesentlich verändert werden dürfen. 3tes Kap. vom Floßrecht, welches gleichfalls zu den Regalien gehört, wozu

Privatpersonen zuweilen privilegiert werden. Die Scheitflöße (unverbundenes Holz) sind nachtheiliger für Schiffahrt und Uferlande als die zusammen gezochten Zimmer- oder Tragflöße. 4tes Kap. Von dem Rechte, Fahren und Brücken anzulegen. 5tes Kap. Von dem Entwässerungs- Austrocknungs- und Bewässerungsrechte. 6tes Kap. Von der Fischerey-Gerechtigkeit. Ueber alle vorstehende Materien hat der Verf. die in Deutschland üblichen Rechte, hergebrachte Regeln, und Gewohnheiten, aus vielen Landesherrlichen Verordnungen, und aus juristischen Schriften über diese Gegenstände, z. B. Fittsch, Hadmann, Moser, Cancrin, Dammert, ic. fleißig und wie Rec. dafür hält, mit guter Auswahl des Bessern gesammelt, auch vorzüglich das Preuß. Landr. benützt, und größtentheils Autorität und Belege angeführt. Zwar sind dem Rec. keine erhebliche Erweiterungen oder neue Aufklärungen des Wasserrechts in diesen Beiträgen, die mehr gesammelt als neu sind, vorgekommen, aber wer sich unterrichten will, dem muß es schon sehr angenehm seyn, viel brauchbares in einem Büchlein vereint zu finden, was vielleicht um so eher auch ein Nachfolger verbessern, vermehren und ergänzen wird. Weil dieser Rechtszweig einige Kenntnisse vom Flußbauwesen nothwendig macht, so hat auch darin der Verf. sich umgesehen, vorzüglich des Hrn. von Wiebeking-Wasserbaukunst studirt, welches er für ein classisches Werk hält, und fleißig citirt, rühmt und empfiehlt, auch hin und wieder einige Bauverschlüsse, darauß mittheilt, wobey es doch scheint, daß das auf die Geschicklichkeit seines Freundes, gesetzte Vertrauen ihn zuweilen irre geleitet habe. Zwey Beispiele mögen genügen, diese Bemerkung zu rechtfertigen. S. 73 wird eine Geradeleitung der Donau auf einer Strecke proponirt, wo dieser Fluß eine Serpentine von mehreren Krümmen macht. Es dürfte wohl keinem

Zweifel unterworfen seyn, daß hier Durchflüsse der einzelnen Krümmen nicht nur wohlfeiler, sondern auch zweckmäßiger seyn würden, als eine neue gerade Flußstrecke, wie die proponirte, dergleichen man weder auf der Donau noch andern natürlichen, zur Schifffahrt geeigneten Flüssen antrifft. S. 103 werden die Ueberfallwehre getadelt und an deren statt Durchlaßwehre empfohlen, weil jene mehr wie diese bey hohen Wasserständen die Flüsse noch mehr aufstauen; eine Behauptung, die mit nichts erwiesen ist, und bey den meisten großen Flüssen gerade umgekehrt der Wahrheit näher seyn mag. Allgemein läßt sich indeß hierüber nichts gewisses festsetzen; die Quantität der Ergießung des Wassers hängt bey den Ueberfallwehren ohne Zweifel von dem Verhältnisß der Höhe des Wehrs zur Höhe des Wasserstandes, und bey Durchlaßwehren von der Weite der Oeffnungen zur Dicke der Pfeiler ab; könnte man Durchlaßwehre mit Oeffnungen und Pfeilern, wie sie bey Brücken sind, bauen, so möchten sie wohl die Ueberfallwehre in Abführung der Hochgewässer übertreffen. Wo das aber zu kostbar ist, da müssen die Rathschläge unsers Verf. und seines Freundes sehr zweifelhaft und bedenklich seyn, in deren Befolgung man oft aus einem kleinen Uebel in ein größeres gerathen würde. Ein in allen Fällen sicherer Weg zur Verbesserung der Wehre wird es seyn, wenn man in dem Ueberfallwehre selbst zugleich Grundabzüge, mit Thüren oder Balken zum Ueberfall versehen, so anbringen kann, daß sie bey höhern Anschwellungen des überfallenden Stroms sich selbst eröffnen oder eröffnen lassen. — Den Beschluß des Buchs machen zwey Französische, Deutsch übersehte; Decrete, die Austrocknung der Moräste betreffend; nebst einem Anhang über die bey Hochgewässern und Eisgängen nothwendigen Vorkehrungen.

L e i p z i g.

De Onkeloso ejusque paraphrasi chaldaica
 Dissertatio, auct. Georg. Bened. Winer.
 1820. 46 S. in 4. Die ersten polemischen Para-
 graphen dieser fleißig gearbeiteten Dissertation wären
 besser weggeblieben. Sie behandeln die Frage über
 die Person des Chaldäischen Paraphrasten, Onkelos,
 sein Vaterland und sein Zeitalter; und zu einer
 solchen historischen Forschung gehen dem Verf. offen-
 bar Unbefangenheit, und historische Critik ab. Aus
 Mangel an Bekanntschaft mit letzterer konnte er sich
 so sehr versehen, daß er das neue und untergeschö-
 bene Buch Sohar dem Talmud zur Seite anführt,
 das doch bey dieser seiner Beschaffenheit ganz von
 dieser Untersuchung ausgeschlossen seyn sollte. Ohne
 es zu beweisen, als bedürfte es gar keines Beweises,
 setzt er voraus, Onkelos habe im Palästinsisch-Chal-
 däischen Dialect geschrieben; und doch ist es, ohne
 daß dieser Beweis geführt wird, ein Problem, da da-
 für nichts angeführt werden kann, als daß in Pa-
 lästina Chaldäisch geredet wurde, wie Onkelos Chal-
 däisch schrieb; und daß er sich in seiner Uebersetzung
 als einen gelehrten Juden gezeigt habe, und es in
 Palästina an solchen Männern nicht fehlte: können
 aber diese Umstände für Palästina entscheiden? Trifft
 man nicht auch Chaldäische Sprache und gelehrte
 Juden am Euphrat an? Und für welches Land sprä-
 che der zu der Uebersetzung unter seinem Namen ge-
 brauchte Dialect? Noch hat kein Gelehrter, der die
 nöthigen Kenntnisse zur Beantwortung dieser Frage
 hatte, einen Augenblick gezweifelt, daß sie im Ba-
 bylonischen Dialect geschrieben sey, wie z. B. der bis
 jetzt belesenste und gelehrteste Kenner der Chaldäi-
 schen Sprache, Johann Burdorf, der wohl statt
 aller übrigen genannt zu werden verdient. Und
 könnte es wohl eine ernsthafte Antwort verdienen,
 wenn der Verfasser fragt, wo denn die Schrift zu

finden wäre, aus welcher sich der Babylonische Dialect kennen lernen ließe? Hätte er denn nie von Estras und Daniel gehört? Läßt sich gleich aus ihren wenigen Kapiteln nicht der Babylonisch-Chaldäische Dialect im Großen, zur Uebersicht des Umfangs der Sprache, nachweisen, so doch im Kleinen, zur Sammlung einzelner Züge desselben, und kommen diese auch im Onkelos vor, so haben wir an ihm eine Quelle, aus der er sich im Großen schöpfen läßt, das etwa abgerechnet, was der Zwischenraum von mehreren Jahrhunderten anders gebildet haben mag. Da nun bloß die Babylonische Gemara den Onkelos kennt, und die Gemara von Jerusalem nicht, geht daraus nicht ein neuer wahrscheinlicher Beweis hervor, daß Onkelos in Babylon gelebt haben möge? In seinem Vaterlande wird sich wohl sein Name am ersten erhalten haben. Und beruhte das auf einem groben Mißverständnis, was ihn nach Palästina zu versetzen scheint, müßte nicht der in den Elementen der historischen Critik unerfahren seyn, der noch auf die Nachrichten des Talmuds von seinem Zeitalter und den Vorfällen seines Lebens etwas Sicheres haben wollte? Wärmahl kommt ein Onkelos in der Babylonischen Gemara vor, jedesmahl mit andern Nachrichten begleitet, nur jedesmahl Profelyte (תַּרְבִּי) genannt. Vier verschiedene Onkelos können dieses nicht seyn. Denn ein solches Zusammentreffen der Abstammung von heidnischen Aeltern bey lauter gleichnamigen Personen, die alle zugleich für Uebersetzer des Wentateuchs in die Chaldäische Sprache ausgegeben würden, nur aber zu verschiedenen Zeiten gelebt hätten, wäre ohne Beyspiel in der wahren Geschichte. Blickt man vom Babylonischen Talmud in den von Jerusalem, so ist das Räthsel gelöst. Was jener vom Onkelos erzählt, das berichtet dieser von einem Bibelübersetzer mit verwandtem Namen, עֲקִילָה, das Onkelos in

der dem V im Orient eigenen Aussprache so nicht kommt, daß eine Verwechslung leicht möglich war. Von beiden wird nun emerley erzählt: nach dem Talmud von Jerusalem, der um das J. Ehr. 300 un-
 terzeichnet worden, benachrichtigt דִּיָּוָה , Akilas; ein geborner Heide, den Kayser Hadrian, er wolle Israelite werden, der Kayser läßt sich mit ihm in eine Unterredung ein, und mahnt ihn von dem Vorhaben ab; Akilas führet es doch aus, theilt als neu bekehrter Jude mit seinen Brüdern sein väterliches Erbe, und läßt sich von R. Eliesar und Josua (also zur Zeit Christus) unterrichten. Dieß alles erzählt der Babylonische Talmud, der um das J. Ehr. 500 un-
 terzeichnet worden, fast mit denselben Worten von seinem Onkelos: "Onkelos zeigt dem Kayser Hadrian seinen Entschluß, zu den Juden überzugehen, an; der Kayser läßt sich mit Onkelos in dieselbe abmahrende Unterredung ein; Onkelos wird dessen unerachtet Prose-
 lyte, theilt als solcher mit seinen Brüdern sein Erbe, und sitzt dem Rabbi. Eliesar und Josua als Schüler zu Füßen". Läßt die völlige Gleichheit so zufälliger Umstände einen Zweifel übrig, daß die spätrre Gemara von Babylon auf ihren Onkelos die Nachrichten übergetragen habe, welche sie von Akilas in der ältern Gemara von Jerusalem gefunden hat?
 Der vom Talmud von Jerusalem dabei begangene Parachronismus, daß Christus und Hadrian bey Gelegenheit dieses Akilas zu Zeitgenossen gemacht werden, kann niemand befremden, der mit der Richtigkeit des Talmuds in seinen Zeitbestimmungen bekannt ist. Nachdem nur einmahl erst die Grundlage zu einer Lebensgeschichte des Onkelos da war, so änderten, besserten und verschlimmerten andere Talmudisten an ihr nach ihrer unlogischen Dreistigkeit: sie machten ihn bald zu einem Schwestersohn des Kay-
 sers Titus, bald zu einem Zeitgenossen Gamattels, der sich bey dessen Leichenbegängniß (A. Ehr. 52. 53)

durch veranstaltete Feyerlichkeiten ausgezeichnet habe, bald zu einem Schüler Hellels und Schammai (60 J. vor Chr.); dabey blieb er aber immer Onkelos der Profelyte (אֱנְקֵלוֹס הַרַּרִי). Nach solchen Erfahrungen mag der Verf. schreiben; Nos itaque, si fide digna est Judaeorum vetusta traditio, (quod cur negare velis caussam non video, als lägen in den angeführten Umständen nicht Ursachen genug) Onkelosum illum Gamalielis discipulum et amicum hujus translationis auctorem esse existimamus, quod licet non possimus certis et indubiis argumentis ex ipsa paraphrasi petitis demonstrare, tamen quae ratione confutari recte queat, non intelligimus. Dieses Verständniß werden dem Verf. zwar die bisher angeführten Umstände auch nicht öffnen; aber wem es um das Weiterbringen der wissenschaftlichen Kenntnisse zu thun ist, der darf so etwas auch nicht ohne Widerspruch hingehen lassen, wenn gleich das Resultat davon kein andres ist, als daß von der Person Onkelos und seinem Zeitalter keine directe Nachrichten vorhanden seyen.

Mehr Beyfall können sich die folgenden Abschnitte dieser Abhandlung versprechen, wo sich der Verf. mehr dem fleißigen Zusammensuchen, als dem Rißel zu widersprechen hingegeben hat. Sie suchen die Nachrichten von den Bibliothekern auf, wo Handschriften von Onkelos verwahrt werden, und geben eine Uebersicht der bisher gedruckten Ausgaben nach ihrer Abstammung. In letzterer ist das bedeutendste die Vertheidigung von Buxtorfs Verfahren mit Onkelos; Chaldäischem Text in der Ausgabe Basel 1618. 1619? über den; er sich nach der Meinung der meisten Gelehrten zu große Freyheiten nicht bloß gegen die bis auf ihn sehr willkührlich gebliebene Punctuation, sondern auch gegen die Consonanten herausgenommen hat. Wir bewundern zwar den Fleiß, mit welchem Buxtorf die Punctuation des Targums nach

Den Regeln, welche die Punctatoren im Daniel und Esras befolgt haben, durchgeführt hat: er hat durch ihre Einheit allerdings das Lesen und Verstehen des Targums erleichtert. Wenn aber Buxtorf glaubte, die echte Aussprache der Wörter hergestellt zu haben, so hat er sich geirrt. Anders muß man über das Abändern in den Consonanten urtheilen. So lang sie die Hülfsconsonanten *W* betreffen, welche das Lesen des unpunctirten Textes erleichtern sollten, so läßt sich zur Entschuldigung sagen, daß sie die jugestesten Vocalpuncte in den meisten Fällen entbehrlich machten. Aber seine Aenderungen erstreckten sich auch, wie er selbst sagt, auf *voces innumeras in manifesto mendo positas*. Diese hätten nicht stillschweigend weggenommen werden müssen, da Irren menschlich ist. Wenn nun sich Buxtorf dabei auf *veterum auctoritatem* beruft, so ist der Ausdruck schwerlich erschöpfend erklärt, wenn der Verf. ihn auf die frühern Ausgaben der Chaldäischen Uebersetzung und einige Rabbinische Schriften deutet und es bleibt immer wahrscheinlicher, daß er dabei die Masorethen im Sinne gehabt habe, deren Text er bekanntlich für unfehlbar ansah. Wären die *castigationes* in Targum, deren Buxtorf als einer ausgearbeiteten Schrift in seinem Wörterbuch öfter erwähnt, nicht zurückgeblieben, oder wäre seine *Babylonia* vollständig gedruckt worden, so würde man die Gründe seiner Aenderungen gewußt haben, und er würde nie unbegründeter Weise in den Verdacht haben kommen können, daß er sich in seinen Aenderungen nach der geheiligten Lesart der Masorethen gerichtet habe.

Der zweyte Theil dieser Abhandlung, *de indole paraphraseos Onkelosianae*, ist mit lobenswürdigem Fleiße ausgearbeitet. Die Abweichungen der vom Verf. verglichenen Hülfsmittel zur Berichtigung des Chaldäischen Textes des Onkelos hat er nicht von Bedeutung gefunden. Das Verhältniß

der Uebersetzung zum Hebräischen Text ist im Ganzen so gewürdigt, wie es auch der Recensent nach eigener Erfahrung würdigen würde: erweisliche Abweichungen vom masorothischen Text finden sich nur selten, was überhaupt bey dem Gebrauch der meisten alten Uebersetzungen der Fall seyn möchte, wenn mit gehöriger Umsicht wirklich erweisliche von den vermeintlichen Lesarten unterschieden werden. Ist irgend wo, so ist hierin die neuere Critik des A. T. zu weit gegangen. Der wörtliche Genius der Uebersetzung Onkelos wird mit Recht herausgehoben; aber auch nicht vergessen, wie er in einigen Kapiteln (wie 1. B. Mose 49. 4. B. Mose 23. 24. 5. B. Mose 32) sich völlig ungleich wird, und in eine geschwächte Paraphrasten-Manier verfällt. Der Rec. kann sich zwar nicht rühmen, den ganzen Onkelos in dieser Hinsicht Wort für Wort durchgelesen zu haben; aber da auch ihm bey dem zufälligen Gebrauch der Uebersetzung nicht mehrere als die genannten Kapitel in dieser Manier aufgefallen sind, so möchte er wohl vermuthen, daß auch nicht mehrere Kapitel ihr folgen. Wegen die Erklärung einzelner von dem Verf. zur Erläuterung seiner Vorstellung von der innern Beschaffenheit der Uebersetzung beygebrachten Beispiele ließe sich mancherley einwenden. Wozu könnte aber die Ausführung hiervon frommen? Es ist genug, wenn unter den angeführten Beispielen manche beweisende sind.

Paris.

Voyage aux Iles de Trinidad, de Tabago, de la Marguerite, et dans diverses Parties de Vénézuéla, dans l'Amérique Méridionale. Par J. J. Dauxion Lavaysse, Associé correspondant de la Société des Sciences Belles-lettres et Arts de Bordeaux. To-

me I. XXVI und 414. T. II. 480 Seiten in 8. mit zwey Karten. 1813.

Ein vieljähriger Aufenthalt an den Mündungen des Orenoko und auf den benachbarten Inseln und Küsten, welche der Verf. als Fremdling im Anfang der Französischen Revolution zum erstenmale besuchte, und bald als zweyte Heimath erwählte, verschaffte ihm eine genauere Kenntniß dieser merkwürdigen Gegenden, deren Beschreibung er unter obigem Titel in diesem angenehmen geschriebenen Werke mittheilt. Lebhaftes Interesse für die Schönheiten der Natur, und frischer Sinn für die Formen und Verhältnisse einer neuen Umgebung, nebst Deutlichkeit und Klarheit der Sprache, zeichnen die Arbeit des Verf. vortheilhaft aus, der auf Gelehrsamkeit und tiefere wissenschaftliche Kenntniß Verzicht leistet, aber auf frühere Beobachtungen und auf Reisende, wie Volney, von Humboldt und die ältern Spanischen Ansiedler belehrende Blicke wirft. Er beginnt mit einem kurzen Bericht über seinen Aufenthalt in diesen Tropenländern, um zu zeigen, wie weit er selbst als Beobachter aufträte. Vorzüglich hat er die Geographie und natürliche Geschichte der Inseln Trinidad, Tabago und der Landtschaft vom linken Orenoko-Ufer bis zu den Cordilleren de Bogota und Eta Martha, bis zum Cap Vela im Auge, theilt aber zugleich Nachrichten über die ethnographischen, commerciellen und politischen Verhältnisse mit, die er als Pflanzer auf der Insel Trinidad und als Franzose beurtheilt. Da diese Insel lange Zeit hindurch der Mittelpunkt großer politischer Operationen und der Sammelplatz vieler Speculanten und Glückeritter aus der Neuen und Alten Welt blieb, und die Capitania General von Caracas oder Venezuela seit zwey Jahrzehenden einer der interessantesten Schauplätze für den Beobachter der neuen Bevölkerungsverhältnisse der Americani-

schen Staaten war: so können die hier mitgetheilten Nachrichten nicht ohne Belehrung seyn, zumahl da sie nach des Verfassers Absicht öfter das allgemein Bekannte übergehen um das minder Bekannte desto besser hervorzuheben. Das Buch ist in zehn Kapitel vertheilt, deren Inhalt wir hier nur im Allgemeinen anzuzeigen brauchen, um auf den Gang der Arbeit hinzuleiten. Auf die allgemeine Beschreibung der Insel Trinidad und einige geologische und astronomische Beobachtungen nach A. von Humboldts Vorarbeiten, folgt im zweyten Kapitel eine Nachricht von der Atmosphäre der Insel, von den Winden und von dem Meere. Hierauf die Geschichte der Entdeckung der Insel bis zur Eroberung derselben im J. 1797 durch die Engländer, ihr Zustand bis zum Frieden von Amiens im J. 1802, und von da bis zum J. 1806 im 3ten, 4ten und 5ten Kapitel. Im folgenden wird von den Negern und von den einheimischen Völkern gesprochen, von der Population und den statistischen Verhältnissen der Insel in Bezug auf Ackerland, Industrie, Commerz. Im 7ten Kapitel folgt die Beschreibung und Geschichte der Insel Tabago, im 8ten dieselbe von der Capitania General von Caracas und von den Provinzen Cumana Guyana der Spanier, von Barinas und Maracaibo. Eine Naturgeschichte und Statistik dieser Gegenden macht im 9ten und 10ten Kapitel, nebst einer Reihe von statistischen Tabellen und einigen erklärenden Noten den Beschluß des Werkes, zu dessen Erklärung zwey Karten von der Insel Trinidad und von Tabago, nach A. von Humboldts astronomischen Beobachtungen von Poirson beygegeben sind.

— —

G ö t t i n g i s c h e G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 23. April 1821.

G ö t t i n g e n .

Bei Dietrich: Liber Berengarii Turonensis de sacra coena adversus Lanfrancum ex codice manuscripto Guelpherbyitano editus, P. I. 1820. 16 S. 4.

Schon im J. 1814 hat Hr. C. R. Stäudlin in einem Programme die Herausgabe des gedachten Buchs aus der damahls nach der hiesigen Universitätsbibliothek versetzten Wolfenbüttelischen Handschrift angekündigt und zugleich überhaupt von den Schriften des Berengarius in demselben gehandelt. Im J. 1815 gab er gleichfalls in einem Programme eine Probe jenes Buchs heraus. Schon früher hatte er eine ausführliche, mit Benutzung der Handschrift abgefaßte Abhandlung über das Leben, die Lehre und Schriften des Berengarius in dem Archive für alte und neue Kirchengeschichte 1814. II, 1, 1. drucken lassen. Jetzt hat er im Weihnachtsprogramme von 1820 angefangen, das Buch selbst erscheinen zu lassen, welches nach und nach ganz in einer Reihe von Programmen geliefert werden wird. Zeilen ersten Plan, es auf einmahl in Einem Bande mit einem Commentare herauszugeben, hat er aufgeben müssen.

N (3)

L e i p z i g.

J. A. Barth: Ueber die Meditation des Predigers. Von Friedr. Aug. Crome, Superintend. Stiftsprediger zu St. Alexandri und Senior des geistl. Ministerii in der Stadt Einbeck. Zweyte, mit einer zweyten Abtheilung und einer Zugabe vermehrte Auflage. 1820. 230 S. in 8.

Diese Schrift enthält eigentlich einen Auszug aus Garve's Abhandlung über die Meditation in seinen Vermischten Versuchen B. II. S. 245 mit Anwendungen auf das Predigen und eigenen dahin gehörigen Bemerkungen des Verfassers. Die erste Ausgabe ist schon vor mehr als zwanzig Jahren erschienen und enthielt nur den ersten Theil der Garvischen Abhandlung, welcher das Denken überhaupt, so wie einige Hülfsmittel und Hindernisse desselben betraf. Diese zweite Ausgabe begreift auch den zweyten und letzten Theil der Abhandlung, der sich auf die verschiedenen Methoden des Meditirens bezieht, nämlich auf die systematische oder streng synthetische, die socratische, commentirende, widerlegende, historische und beobachtende. Dazu kommen noch einige Bemerkungen des Hrn. C. Crome über gewisse ausschließliche Eigenthümlichkeiten der Predigt-Meditation und einige Proben von Predigt-Ausarbeitungen in Socratischer Methode. Der ganze Gedanke war glücklich und gut ausgeführt, die Schrift hat schon in der ersten Ausgabe Nutzen gestiftet und wird es in der zweyten, wie wir hoffen, noch mehr thun. Hier kann nur von der zweyten Abtheilung und ihren Zugaben die Rede seyn. Die Methoden, von welchen hier die Rede ist, sind nicht nur Methoden des Denkens, sondern auch des Lehrens, der Form und Darstellung des Gedachten und schon in so fern kommt Manches vor, was entweder nicht oder doch nicht ausschließlich zur Meditation gehört. Es findet sich aber auch Manches, was besonders

auf die Meditation des Predigers, als solchen, und die Predigten, als Vorträge, keine Anwendung leidet. Die Meditation wird übrigens hier auf die ganze Ausarbeitung der Predigt bezogen. Die systematische oder streng synthetische Methode wird in Predigten sehr beschränkt und fast nur auf Dispositionen bezogen. Die Socratiche Methode wird von Garve so beschrieben: "Sie fängt mit einzelnen Thatsachen an, die sie entweder als Beispiele braucht, um Begriffe daraus abzuziehen oder als Erscheinungen, deren Erklärung sie versucht. Zuweilen legt sie allgemein angenommene Meinungen, die Sagen der Vorwelt oder die Aussprüche der Weisen zum Grunde. Indem sie den wahren Sinn derselben zu erforschen oder ihre Wahrheit zu prüfen bemüht ist, kommt sie nach und nach zur Untersuchung der Gegenstände selbst. Sie knüpft an die zum Grunde gelegten Thatsachen, Beispiele, Sentenzen u. andere verwandte, interessante und erläuternde Gedanken und Betrachtungen und bringt am Ende ein Ganzes hervor, welches eben so leicht verständlich ist, als es durch die Natürlichkeit, wodurch es gleichsam entstanden zu seyn scheint, gefällt. Denn diese Methode ist sowohl für den, der sie befolgt, diejenige, die es ihm am leichtesten macht, seine Gedanken darzustellen, als auch hat sie etwas sehr Anmuthiges für den Leser oder Zuhörer. Der Schriftsteller oder Redner scheint sich ihm gleichzustellen, sich mit ihm gemeinschaftlich zu unterrichten. Er genießt das Vergnügen, der Meditation gleichsam beizumohnen, die entwickelten Ideen nicht allein zu erfahren, sondern auch zu sehen, wie sie sich nach und nach entwickelten." Garve bemerkt selbst, daß die commentirende, historische, widerlegende, beobachtende Methoden eigentlich Unterabtheilungen der Socratichen seyen. Hr. Crome hält dafür, daß diese Methode das wahre Mittel sey, den Predigten wieder mehr Interesse sowohl für den ungeübten als auch für den

denkenden Zuhörer zu verschaffen, welches sie größtentheils durch die trockne Einförmigkeit und das Umherkreisen in allgemeinen und abstracten Sätzen verloren hätten. Schon daß allezeit über Texte, welche doch nur schon bekannte Wahrheiten und Sentenzen oder einzelne dergleichen Thatfachen enthalten, geprediget werde und werden müsse, sollte zur Ueberzeugung führen, daß diese Methode für solche Vorträge die natürlichste und eigenthümlichste sey, und eben die sollte eine der rühmlichsten Geschicklichkeiten eines Predigers seyn, aus den gemeinsten Erfahrungen, aus Gedanken und Sentenzen, die man täglich im Munde führt, Reihen wichtiger Wahrheiten herzuleiten, und eben dadurch diese Erfahrungen und Wahrheiten aufs neue wichtig und für die menschliche Tugend und Ruhe fruchtbar zu machen. Es sey eine angenehme Ueberraschung, wenn eine Predigt mit einer ganz gemeinen Wahrheit oder Bemerkung, mit ganz bekannten Textesworten anhebe und nun unvermerkt Betrachtungen angereicht und unerwartete Aussichten eröffnet werden. Dieser angenehme Genuß werde gehindert, wenn dem Zuhörer schon von vorn herein der ganze Plan der Rede vorgelegt werde, wo er dann freylich immer wisse, was nun folgen werde, aber die Wahrheit nicht gleichsam selbst gesucht und sich nicht über das unvermuthete Finden derselben gefreut habe. Die Socratiche Predigt sey deswegen kein Gemengsel übel oder gar nicht zusammenhängender Gedanken, es herrsche in derselben doch Plan, dessen Anlegung aber allerdings von anderer Art sey und oft mehr Kunst erfordere, als die Vorrichtung einer schulgerechten Disposition. Der Verfasser müsse dabey das Ziel, den Totaleindruck, den er hervorbringen wolle, fest ins Auge fassen und zu beurtheilen verstehen, welche Betrachtungen und erweckte Gefühle ihn stufenweise vorbereiten und am Ende sicher herbeyführen werden. Diese Methode werde zusehends bey den Eingängen

sehr schicklich angewandt. Nur weniger Fälle möchten es fern, wo es zweckmäßig sey, sogleich und in der Sprache des stärkeren Affects auf den Hauptgegenstand zu kommen. Der Socratiche Eingang bereite erst auf denselben vor, erwecke die Aufmerksamkeit und gewinne voraus das Interesse für den Hauptgegenstand. Manchmal sey es dieser Methode angemessen, sogleich mit Verlesung des Texts den Anfang zu machen. Socratiche Predigten müßten ihrer Natur nach vorzüglich textmäßig seyn. Wir gestehen alles dieß zu, doch müssen wir bemerken, daß die glückliche Uebung dieser Methode außerordentlich viel Talent, Bildung, Gewandtheit und Kenntniß erfordert und eben deswegen nicht sehr allgemein werden kann. Mislungene Versuche können leicht die ganze Kraft und Wirkung der Predigt zerstören. Commentiren ist nach Harves Bestimmung die Arbeit, durch welche der Meditirende die Gedanken und Meinungen Anderer zu erklären, unter der Hülle der Worte die verborgene Idee zu entdecken sucht, die Worte, durch welche er diese Ideen bestimmt, entwickelt, mit dem Vorhergehenden und Folgenden in Zusammenhang bringt, durch historische Umstände erläutert und sie gegen Einwendungen zu retten sucht. Hr. Crome urtheilt, daß Prediger bey der Meditation ihrer Vorträge auf diese Methode hauptsächlich hingewiesen seyen und zwar mit Recht. Die widerlegende Methode hält er nur dann für anwendbar, wenn practisch und religiös schädliche Irrthümer zu bekämpfen sind. Wenn man durch die Geschichte eines Gegenstandes seiner Entstehung und Vollendung oder durch die Geschichte der Kenntnisse von demselben die Meditation über den Gegenstand einleitet und durchführt, so ist dieß die historische Methode. Hr. Crome ist der Meinung, daß sie oft bey Predigten aufs glücklichste angewandt werden könne, namentlich bey den Tugenden, den Lastern, der Entwicklung und den Schicksalen der

Religion. Derjenige, welcher die beobachtende Methode gebraucht, setzt voraus, daß diejenige, welchen er vorträgt, mit dem Gegenstande schon sehr bekannt seyen und will nur aus seiner Erfahrung oder seinem Nachdenken etwas hinzuthun, Lücken ausfüllen, Schwierigkeiten heben oder darauf aufmerksam machen, neue Wahrheiten mit älteren Gründen verknüpfen, aus bekannten Sätzen neue Folgerungen ziehen. Auch der Prediger kann sie anwenden, wenn er ein Auditorium hat, welches viele gebildete Zuhörer in sich schließt, wenn er eine natürliche Anlage und Neigung zu derselben hat, wenn die Zeit zu kurz ist, eine vollständige Abhandlung eines Gegenstandes zu liefern. Als *Eigenthümlichkeiten*, wodurch sich die Predigt-Meditation von der des Philosophen und jeder andern unterscheidet, werden zuletzt noch ausgeführt 1. daß sie unter dem Einflusse der Andacht, Erbauung und religiösen Nüchternheit steht und stehen soll und dadurch vollkommener wird; 2. daß sie beständig auf das Bedürfniß und die Fassungskraft der Gemeine und besonders des größeren Theils der Zuhörer Rücksicht zu nehmen hat.

Halle und Berlin.

In der Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses: *Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland. Nebst Erinnerungen an denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen in den letzten fünfzig Jahren.* Von Dr. August Herman Niemeyer. Erster Band. 1820. 391 S. in 8.

Das Reisen kommt selten an Gelehrte, noch seltener in Jahren, wo man zu reisen versteht; aber wenn auch der eine oder andere so glücklich ist, so eilen sie meistentheils in fremde Länder, um nur so schnell, wie möglich, in ihre gelehrte Zeughäuser zu kommen, und sich daselbst einzuschließen, bis wieder die Stunde zur Abreise schlägt, um dann gleich schnell wieder mit der gesammelten gelehrten Provision in ihre Heimath zurückzueilen: mit dem Lande, das sie begrüßt haben, und ihren Einwohnern bleiben sie gewöhnlich eben so fremd, als wären sie nie da gewesen. Nicht so

Der Verf., ein gewandter Theolog und Weltmann; ihm waren zu einem Aufenthalte in England nur etwa zwey Monate vergönnt, die er lieber den Lebendigen als dem Todten widmete; und offenbar hat er das bessere Theil gewählt. Zu den gelehrten Schakammern läßt sich auch, wenn es nicht an Geld fehlt, der Zugang aus der Entfernung finden; zum lebendigen Anschauen, ist einmahl die rechte Zeit versäumt, nicht mehr; und überdies war es dem Verf., als Kosmopoliten, um den physischen und moralischen Character des in seiner Art einzigen Inselreichs und seiner Einwohner zu thun, hauptsächlich also um das, wozu lebendiges Anschauen gehört, um alles was den Menschen ininteressirt, namentlich um die geistige und religiöse Bildung der Britten, die ihm nach Stand und Würden am meisten am Herzen lag. Zum genauern Auffassen des neuen physischen und moralischen Welt, in die er trat, führte ihm der Glücksfall auf der Seereise im Paketboot einen wohlverfahrenen Reisegefährten an dem Gressier der zweyten Kammer der Generalstaaten, dem Baron de Geer, zu, in dessen Begleitung er einen großen Theil der Merkwürdigkeiten von London unter beständigem Ideentausch in Augenschein nahm. Den Nutzen davon haben nun auch seine Leser: wir können ihnen an diesem Buch eine Schrift angenehmer und belehrender Unterhaltung ankündigen, sey es, daß sie schon England aus Büchern oder Autopsie oder daß sie es noch gar nicht kennen; jenen zur angenehmen Erinnerung, diesen zur Ermunterung, die ausführlichern Werke über das höchst interessante Land zu lesen, zumahl da es in mehreren Abschnitten sie recht geschickt dazu vorbereiten wird, indem es die ersten Eindrücke nicht mit Stillschweigen übergeht, welche auf einen Reisenden vom Continente die ihm völlig neuen Ansichten machen. Gesezt, daß auch wenig ganz Unbekanntes und von den Vorgängern des Verfassers Unbemerkttes in diesem ersten Bande vorkäme, so wird doch die Art der Darstellung den Leser festhalten. Es ist die leichte und angenehme, die man an des Verf. Schriften gewohnt ist; sie bleibt nicht bey einem trockenen Verzeichnen des Gesehenen stehen, sondern slicht die Empfindungen, die es bey ihm erweckte, und

die Betrachtungen, zu denen es ihn veranlaßte, ein, meist an sehr schicklichen Orten, wo ein Ruhepunct dem Leser willkommen ist. Die glücklichsten scheinen uns die Bemerkungen, die sich dem Reisenden im Augenblick des Anschauens aufdrängen; weniger haben den Recensenten die angezogen, die hinterher erst auf dem Studierzimmer das Nachlesen anderer Schriften herbeygeführt hat: ihnen entgeht nach unserem Gefühl das Lebendige der ersteren. Wie ganz anders ergreift die Beschreibung des Gottesdienstes in der schwimmenden Kirche, und des Eindrucks, den er auf den Verfasser und die übrigen Zuhörer gemacht hat, wie tief haften die dabey vorkommenden kurzen Betrachtungen, als die übrigens angenehm geschriebenen Stellen über die schöne und geistreiche Aurora von Königsmark, oder die Erinnerungen aus der Englischen Geschichte bey Gelegenheit des Towers: für den rapiden Vortrag dieses Buchs scheinen sie überdies zu umständlich. Eben für diesen Character der Rapidität war es von Vortheil, daß das meiste der Art, wo nicht an Ort und Stelle, doch kurz nach den gefühlten Eindrücken und den gemachten Bemerkungen niedergeschrieben worden. — Auszüge aus solchen Werken entziehen dem Leser immer einen Theil seines Genusses, und den wollen wir jedem unverkümmert erhalten. Wir geben daher nur noch im Allgemeinen den Inhalt dieses Bandes an: Durchflug durch Braunschweig, Hannover, Bremen, Oldenburg, Ostfriesland und Holland bis an die Küste von England: erster Eindruck der Insel, allgemeine Ansicht von London; von hier an wird das Tagebuch nach den Gegenständen geordnet: Sitten und Lebensweise, der Sonntag in England, erster Eindruck von dem Nationalcharacter, dem gesellschaftlichen Leben und dem Tone des Umgangs, Besuche einiger der merkwürdigsten Anstalten, öffentlichen und Privatgebäuden in und um London, die Westminsterabtey, die St. Paulskirche, die Westminsterhalle, der Tower, die Königlichen Wohnungen, die Porterbrauereyen, die Gefängnisse, die weiblichen Besserungsanstalten, Blick in die Wohlthätigkeitsanstalten in London und in die Anstalten zur Verbreitung und Beförderung der Religion. . .

— —

G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. Stück.

Den 26. April 1821.

P a r i s .

Bey der Wittwe Courcier: 'Elémens d'Idéologie. Première partie. Idéologie proprement dite. Par M. Destutt Comte de Tracy, Pair de France, Membre de l'Institut de France et de la Société philosophique de Philadelphie. Troisième édition. 1817. G. XXXII. u. 424. in 8.

Durch die besondere Art und Weise, wie Condillac die Lehren des Lockeschen Empirismus von dem Ursprunge und der Ausbildung der menschlichen Erkenntniß behandelte, entstand dasjenige, was die Franzosen eine Ideologie genannt haben. Sie ist bey ihnen die allein gültige Philosophie und eine sichere Anweisung zur Erkenntniß des Wahren und zur Erweiterung dieser Erkenntniß in allen andern Wissenschaften. Unter denjenigen aber, welche die Lehren der Ideologie mit größerer Bestimmtheit und Gewißheit zu versehen bemüht gewesen sind, zeichnet sich der Graf von Tracy aus. Seine Elemente der Ideologie gelten in Frankreich für die vollendetste Darstellung dieser Wissenschaft, und aus ihnen läßt sich daher der Stand der philosophischen Speculation bey unsern Nachbarn jenseit des Rheims erkennen.

Die vor uns liegende Ideologie proprement dite ist eigentlich nur der erste Theil eines größern

R (3)

Werkes, wovon der zweyte Theil die Grammatik, der dritte aber die Logik enthält. Die gegenwärtige Anzeige ist auf den ersten Theil, als den für die Kenntniß der eigenthümlichen Lehren der Ideologie wichtigsten von allen eingeschränkt worden.

Zur Beförderung der Aufmerksamkeit auf die Hauptverschiedenheiten an den in mehrere Capitel vertheilten Untersuchungen der Ideologie hat der Verf. in einer Anmerkung zur Anzeige des Inhalts der Capitel, drey besondere Theile dieser Untersuchungen angegeben. Der erste Theil (Cap. I - VIII.) ist der Beschreibung aller geistigen Fähigkeiten im Menschen gewidmet, und handelt vom Denken, Empfinden, Gedächtnisse, Urtheilen, Wollen, Bilden zusammengefügter Vorstellungen, von der Erkenntniß der Existenz äußerer Dinge und von der Art und Weise, wie unsere geistigen Fähigkeiten zu wirken anfangen. Im zweyten Theile (Cap. IX - XI) wird aus jener Beschreibung der geistigen Fähigkeiten die Erkenntniß der Beschaffenheit der Körper und der mannichfaltigen Verhältnisse, worin die Körper zu einander stehen, abgeleitet und bestimmt. Der Inhalt des dritten Theiles endlich (Cap. XII - XVII.) besteht aus Betrachtungen über die Wirkung der Vereinigung der Fähigkeiten zu empfinden mit der Fähigkeit uns zu bewegen, über das Wollen, über das, was in uns aus der öftern Wiederholung derselben Thätigkeit des Geistes entspringt, über die stufenweise Vervollkommnung unserer geistigen Fähigkeiten, über die Zeichen der Begriffe, oder über die Sprache und über den mannichfaltigen Nutzen dieser Zeichen. Um aber eine Uebersicht der abgehandelten Hauptpuncte nach ihrem Zusammenhange mit einander zu befördern, ist zum Schlusse noch ein *extrait raisonné* aus dem Werke beygefügt.

In der Beschreibung der geistigen Fähigkeiten des Menschen ist die Zurückführung derselben auf bloße Empfindungsfähigkeit der wichtigste Punct, und macht die Grundlage der Verbesserungen der Ideologie durch den Verf. aus. Er hat sich daher auch angelegen

seyn lassen, sie zu rechtfertigen, und dadurch die Lehre von einem innern und wesentlichen Unterschiede an dem menschlichen Erkennen als einen Irrthum darzustellen, der durch Mangel genauer und tiefer Nachforschungen über dieses Erkennen entstanden sey. In den Sprachen aller Völker, die sich über thierische Roheit und Gedankenlosigkeit erhoben haben, finden wir nämlich Wörter, wodurch zum wenigsten zwey Arten des dem Menschen möglichen Erkennens bezeichnet und von einander unterschieden werden. Die eine Classe dieser Wörter wird immer nur von derjenigen Erkenntniß gebraucht, welche ihrem Entstehen und ihrem Inhalte nach auf die Wirksamkeit der durch gegenwärtige Dinge afficirten Sinne eingeschränkt ist: die andere Classe der Wörter hingegen zeigt bloß solche Erkenntnisse an, welche allererst mittelst einer Selbstthätigkeit unsers Geistes erzeugt werden sind und worauf die Willkür mit Einfluß gehabt hat. Diese Verschiedenheit der Wörter würde aber nicht so allgemein in den Sprachen vorkommen, wenn nicht einleuchtende Unterschiede an dem menschlichen Erkennen zur Bildung derselben Veranlassung gegeben hätten. Ferner haben diejenigen Philosophen, welche behaupteten, daß in den Belehrungen durch die äußere und innere Erfahrung aller Stoff zu unsern Erkenntnissen gegeben werde, wie Aristoteles und Locke, doch immer auch gelehrt, der Verstand sey ein von der Empfindungsfähigkeit der Sinne wesentlich verschiedenes Vermögen, wodurch der sinnliche Stoff zu Erkenntnissen besondere Formen und Ausbildungen erhalte, welche ihm keine Thätigkeit der Sinne, auch in der größten Vollkommenheit sich äußernd, jemahls ertheilen könne. Selbst sogar Condillac nahm noch, nachdem er die Lehre von der Verschiedenheit der Vermögen im menschlichen Geiste verlassen, und das Vermögen zu Empfinden für das einzige Grundvermögen dieses Geistes ausgegeben hatte, eine verschiednartige Umbildung (transformation) der Empfindungen an, und leitete daraus die Verschiedenheiten ab, welche an den Bestandtheilen unsers Erkennens

nens vorkommen. Der Verf. findet aber auch diese Lehre Condillac's noch dunkel, unbestimmt und Irthümer veranlassend, und verbessert sie der Hauptsache nach auf folgende Art. "Das Denken, welches man für eine von dem Empfinden wesentlich verschiedene Thätigkeit unsers Geistes ausgegeben hat, ist genau befehen nichts weiter, als ein Empfinden, und die Fähigkeit zu denken nichts weiter, als die Fähigkeit zu empfinden, dies Wort in einer erweiterten Bedeutung genommen. Denn alle unsere Ideen und Vorstellungen sind Dinge, die wir empfinden, d. h. Empfindungen, denen wir jedoch in Rücksicht ihrer verschiedenen Wirkungen und Charactere verschiedene Namen geben. Einige dieser Ideen sind nun Empfindungen im eigentlichen Sinne dieses Wortes, und dazu gehören diejenigen, deren wir uns durch einen Eindruck bewußt werden. Die übrigen hingegen sind Erinnerungen, oder Beziehungen der Vorstellungen auf einander, welche Beziehungen wir auch durch ein Empfinden derselben erkennen, oder ein Verlangen, welches wir fühlen. Denn das Urtheil z. B. dieser Mensch ist gut; ist nichts weiter als eine Empfindung davon, daß die Eigenschaft gut mit diesem Menschen übereinstimme. Das Gedächtniß aber besteht gleichfalls nur aus der Empfindung des Eindrucks, den die Erinnerung einer gehabten Empfindung in uns hervorbringt." Daß nun, wenn man die Bedeutung des Wortes Empfinden dem Sprachgebrauche zuwider erweitert, alles Bewußtseyn, und jede Art des Erkennens darunter gebracht werden könne, wird gewiß niemand dem Verf. streitig machen. Ob aber eine solche Erweiterung vorgenommen werden dürfe, dies ist eine andere Frage. Die Erforschung und Bestimmung der Unterschiede an dem menschlichen Erkennen hat ihre Regeln, wie jede andere Erforschung und Bestimmung der Verschiedenheiten an den Naturdingen. Abweichungen von diesen Regeln verursachen aber ein Untereinandermischen verschiedener Dinge und führen dadurch vermeidlich auf Irthümer. Hätte also der Verf. die Zurückführung aller Arten des Erkennens im Menschen auf ein Empfinden rechtfertigen wollen, so hätte er entwe-

der durch eine sorgfältige Zergliederung ihres Inhalts darthun müssen, daß die eine Art gar nicht qualitativ, sondern nur quantitativ von der andern verschieden sey, und z. B. das Unterordnen der niederen Begriffe unter höhere, die Beziehung der Folge auf ihren Grund, die Beziehung der einander entgegengesetzten Merkmale auf das Subject in den disjunctiven Urtheilen nichts weiter sey, als ein gesteigertes und zu größerer Ausbildung gebrachtes Sehen, Hören, Betasten und Bewußtwerden der in uns vorhandenen Vorstellungen; oder er hätte zeigen müssen, daß alle qualitative Verschiedenheit an den Arten des Erkennens von der Verschiedenheit der Structur der dabey mit thätigen Organe des Körpers (der Nerven und des Gehirns) herrühre, wie in Ansehung der qualitativen Verschiedenheit der äußern Empfindungen der Fall ist. Keines von beyden ist aber geschehen, und der Verf. hat sich auf nichts davon eingelassen. Recens. weiß sehr wohl, daß die Verschiedenheit der Thätigkeiten des menschlichen Geistes oftmahls für viel größer ausgegeben worden ist, als sie wirklich und einer genauen Beobachtung gemäß Statt findet. Dadurch wird aber die Ansicht von dieser Verschiedenheit auch nicht verbessert und berichtigt, daß man alle Arten des Erkennens unter einen allgemeinen Titel bringt.

Im VII. Kap. beschäftigt sich der Verf. mit der eigentlichen Quelle unserer Ueberzeugung, daß eine objective Welt existire; denn auch nach ihm besteht alles Empfinden und Wahrnehmen durch und durch aus bloßen Vorstellungen oder Bildern von Dingen, welche Vorstellungen das reale Daseyn dieser Dinge noch keinesweges verbürgen. Innere Empfindungen, sagt er, belehren uns nur über unsere eigene Existenz, und dies ist ganz unbestreitbar auch der Fall in Ansehung der Empfindungen des Geschmacks, Geruchs und Gehörs. Ja dasselbe gilt auch von den Empfindungen des Gesichts: denn es ist gewiß, daß derselbe Gegenstand nach Beschaffenheit der Umstände, der Lage und der Entfernung in unserm Auge sehr verschiedene Eindrücke hervorbringt, daher man von diesen Eindrücken nicht annehmen kann, daß sie uns über die reelle und bleibende Existenz eines Gegenstandes belehren. Selbst diejenigen Em-

pfindungen, welche durch eine Berührung unsers Körpers entstehen, ohne daß von unserer Seite eine willkürliche Bewegung dieses Körpers Statt fand, haben nicht mehr Kraft, jene Ueberzeugung hervorzubringen, als die Empfindungen der übrigen äußern Sinne. Denn sie belehren uns nur über unsere Empfindungsfähigkeit und über unsere eigene Existenz, aber nicht über dasjenige, was diese Fähigkeit zur Ausübung gebracht hat. Sogar auch die Empfindungen, welche wir durch zufällige Bewegungen der Glieder unsers Körpers erhalten, und das Aufhören dieser Bewegungen durch ein vorhandenes Hinderniß, begründen noch nicht die Annahme einer objectiv vorhandenen Sache, indem sie nicht zu erkennen geben, warum die Bewegung aufhöre, noch auch anzeigen, was sich ihr entgegengesetzt, oder ob wir Gliedmaße besitzen und was ihre Bewegung ausmache. Findet hingegen bey dieser Empfindung der Bewegung eine Willkür von unserer Seite Statt, und verlangen wir sie nochmahls zu erhalten, mangelt sie aber gleichwohl, so sind wir überzeugt, daß dies nicht unser Werk sey, sondern beziehen es auf eine von uns selbst verschiedene Sache, welche durch ihren Widerstand die Empfindung der Bewegung eines Gliedes unsers Körpers verhindert hat. — Dieser Beweis für das objective Daseyn einer äußeren Welt besteht aus einem Schlusse von dem Mangel der Empfindung der Bewegung eines Gliedes unsers Körpers, nachdem wir ein Verlangen nach der Empfindung gehabt haben, auf das Vorhandenseyn eines Grundes dieses Mangels außer uns, welcher Schluß aber schwerlich die Prüfung bestehen oder einen Idealisten bekehren und auch nur in Verlegenheit setzen dürfte. Denn der Grund des Mangels der Empfindung der Bewegung eines Gliedes unsers Leibes, welche wir begehren, könnte auch ein innerer, jedoch noch unbekannter seyn. Ueberhaupt hat der Idealist das Spiel, das er mit Begriffen treibt, schon im Voraus gewonnen, wenn man ihm zugestehet, daß alles Empfinden unsers Körpers und der davon verschiedenen Dinge ein bloßes Vorstellen ausmache.

Der zweyte Theil enthält eine Angabe der Eigenschaften des Körperlichen, nach den Empfindungen, welche wir davon haben, nämlich der Beweglichkeit, der Kraft auf andere Körper zu wirken und diese aus ihrer Stelle zu bewe-

gen, und der übrigen hiemit in Verbindung stehenden Beschaffenheiten, wozu Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Theilbarkeit und bestimmte Gestalt gerechnet werden. Was der Verf. hiebey von dem Gewöhnlichen abweichend vorträgt, rührt aus seiner Voraussetzung her, daß wir allererst durch die Unterbrechung der willkürlichen Bewegung unsers Körpers und seiner Glieder die Ueberzeugung vom objectiven Daseyn einer Körperwelt erhalten. Ferner kommen in diesem Theile Untersuchungen vor über die Kunst, die Größe der Ausdehnung und die Dauer der Bewegung des Ausgedehnten in der Zeit zu bestimmen und zu messen, über die Genauigkeit, welche sich bey dem Messen des Ausgedehnten erreichen läßt, und über den Umfang, in welchem der Calcul angewendet werden kann, um unserer Erkenntniß Genauigkeit zu geben.

Den dritten Theil, welcher die Entwicklung der Fähigkeiten und das Wachsthum der Erkenntnisse des Menschen betrifft, sieng Recens. mit nicht geringer Erwartung zu lesen an. Denn die Anlage zu einer immer fortschreitenden Erweiterung und Ausbildung aller Bestandtheile des geistigen Lebens sind bekanntlich dasjenige, wodurch der Mensch sich so sehr über die Thiere erhebt, daß er eine besondere Sattung von Wesen ausmacht. Allein in diesem Theile kommt weiter nichts vor, als theils eine weitläufige, mit einer Menge von Thatsachen aus der Erfahrung unterstützte Erörterung der Lehre, daß die Bewegung unserer Organe (also auch die Organe des Denkens im Gehirne) eine Disposition, eine Art von Fortdauer und eine Fertigkeit hinterlasse, und daß diese Fertigkeit durch Wiederholung derselben Bewegung immer wachse, leichter und schneller werde und bis zum Verschwinden alles Bewußtseyns der dadurch erzeugten Vorstellungen steige; theils eine Anzeige des Einflusses der Sprache auf die Bildung und Vergleichung der Vorstellungen, wobey zugleich das von der Natur, allgemeinen Verschiedenheit und dem Gebrauche der Sprache, als einem Mittel der Bezeichnung und Mittheilung unserer Erkenntnisse, Bekannte angegeben worden ist. Was der Verf. über die Entstehung der Fertigkeiten und über den Einfluß der Sprache auf das Erkennen sagt, ist freylich größtentheils wahr: ist es denn aber auch hinreichend, um die Schöpfungen des Genies in den Wissenschaften und in der Kunst, oder das

Entstehen irgend einer Erfindung begreiflich zu machen? Wegen der Abhängigkeit des menschlichen Geistes von der durch öftere Bewegung der Organe des Vorstellens entstandenen Fertigkeiten und Gewohnheiten sollte man es für unmöglich halten, daß er jemahls aus dem gewöhnlichen Gleise des Denkens heraustreten könne.

Von welcher Art also das Licht sey, das die Ideologie über den Ursprung, Inhalt und die Fortbildung der menschlichen Erkenntnisse verbreitet habe, darüber können unsere Leser aus dem bisher Angeführten schon ein Urtheil fällen. Man darf es wohl ein schwaches Licht nennen, und vergleicht man die Französische Ideologie mit dem Lockeschen Empirismus, wie dieser vorzüglich in den neuern Zeiten, (durch D. Stewart und Andere) weiter ausgebildet worden ist, so kann diesem ein großer Vorzug vor jener nicht streitig gemacht werden. Er ist nämlich einer Ausbreitung seiner Untersuchungen auf alle Bestandtheile des geistigen Lebens im Menschen fähig. Die Ideologie hingegen hat immer den allgemeinen Materialismus als eine unbestreitbare Wahrheit vor Augen, und wird dadurch in allen ihren Nachforschungen beschränkt, und mit einer unvermeidlichen Einseitigkeit behaftet. Das einzige Reale nach derselben ist die, die willkürlichen Bewegungen unsers Körpers hindernde Materie. Dessen, was nicht auf eine solche Materie zurückgeführt, oder nicht aus Bewegungen des Gehirns abgeleitet werden kann, wird darin nicht Erwähnung gethan. Es ist gewiß sehr auffallend, daß in einer Theorie über die menschliche Erkenntniß, oder in einer Analyse des Denkens, dergleichen doch die Ideologie seyn soll, die wichtigen Begriffe von einer Causal-Verbindung der Dinge, deren Ursprung, Inhalt und Realität gar nicht erörtert worden sind, da doch die Theorie durch die Anwendung dieser Begriffe erst zu Stande gebracht worden ist. D. Hume leitete bekanntlich aus dem Empirismus eine Bestreitung der Realität des Princips der Causalität und der damit in Verbindung stehenden Vorstellungen ab. Hat aber diese Bestreitung ihre Richtigkeit, so ist die ganze Ideologie eine aus verkehrter Anwendung der Gesetze der Ideenassociation entstandene Einbildung vom Zusammenhange unserer Vorstellungen mit realen Dingen. Eben so fehlt in der Ideologie, ihrer neuesten Gestalt nach genommen, alle Aufklärung des Inhalts der Ideen vom Guten und Bösen in den menschlichen Handlungen. Nur manchemahl wird in der Lehre vom Wollen, oder vom Verlangen, unsern Körper zu bewegen, auf dieselben hingedeutet.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

67. Stück.

Den 28. April 1821.

L e i p z i g u n d A l t e n b u r g.

Die zweite Abtheilung des Handbuchs der practischen Krankheitslehre von Hrn. Leib- medicus Kreyßig handelt von dem gesetzmäßigen Zustandekommen der Krankheiten (S. oben S. 580 und 585).

1ste Unterabtheilung. 1. Kap. Allgemeine pathologische Bemerkungen über das Nervensystem. Dieses System ist zwar das höhere, aber doch den übrigen analog, was zunächst den geistigen Verrichtungen vorsteht, an den vegetativen indessen auch einen großen Antheil hat, ja dabey eine sehr bedeutende Rolle spielt. Es hat eine höhere psychische dem Geistigen zugekehrte und eine niedere organische Seite, zwey Provinzen des Cerebral- und Gangliensystem, zwischen beiden steht das Rückenmark. Alle diese besonders aber das Gangliensystem haben aufs organische Leben einen bedeutenden Einfluß. Das höhere geistige und das niedere organische Leben sind nur relativ getrennt. Das Nervensystem macht einen wichtigen Bestandtheil der vegetativen Organe aus. Jede Abtheilung desselben ist wieder relativ vom Ganzen getrennt. Als Bestandtheil der Blutgefäße kann das Seyn dieser letztern keine Abänderung erleiden, ohne daß ersteres auch zugleich daran Theil nimmt. Aber die Blutgefäße so wie alle andre Theile leben auch

unabhängig von den Nerven; das Hinzutreten der Letztern veredelt nur ihr Leben. Alle Organe können von Seiten ihres Nerventheils oder ihrer niedern Masse krank seyn. Alle Theile des Nervensystems stehen unerachtet der relativen Selbständigkeit jeder einzelnen Provinz und der einzelnen Verzweigungen mit einander in dynamischer Verbindung. Abänderung in der Erregung der einen theilt sich den andern mit und äußert sich im vegetativen und geistigen Gebiete. Diese Erregung hat ihre verschiedenen Grade und Gesetze in Hinsicht der verschiedenen Provinzen des Nervensystems, sie wirkt sympathetisch durch Consens in Entfernung oder bleibt mehr in einer Provinz, oder wird fortgeleitet und die Wirkung in andern Theilen dem an der ursprünglichen Stelle hervorgebrachten gleich gesetzt. Die Nerven des höhern und niedern Lebens sind nur relativ geschieden, die Thätigkeit der einen streift in die des andern über, wovon wir nur die empirischen Bedingungen kennen. Das Nervensystem ist als Regulator des Lebens anzusehen, und sein Antheil bey allen Krankheiten selbst der der vegetativen Sphäre sehr groß. Den Grund davon kennen wir nicht, wir würdigen ihn nur nach den Wirkungen, welche äußere Eindrücke hervorbringen. Die Krankheiten dieses Systems reduciren sich auf Abänderungen seiner Kräfte, entweder der Energie derselben selbst oder ihrer Reizempfänglichkeit; sie lassen sich auf höhere oder niedere Spannung zurückbringen. Äußere Potenzen ändern die Nervenkraft ab, am wichtigsten sind die psychischen Einflüsse. Auch von Krankheiten der vegetativen Sphäre können sie angegriffen werden. Störungen des bildenden Lebens stehen daher mit dem Nervensysteme in verschiedenartigen Verhältnissen. Alle Störungen des Nervenlebens haben folglich ihre Stelle entweder in der vegetativen Sphäre oder in dem Nervensysteme selbst. Letztere sind aber feltner, und haben ihren Ursprung von dynamischen oder organischen Abänderungen in der Nervensubstanz. — 2tes Kapitel. Allgemeine

Betrachtung der Krankheiten von ihren übrigen wesentlichen Seiten. Die Krankheiten lassen sich folgendermaßen unterscheiden. Sie sind allgemeine in allgemeinen Systemen, oder besondere in einzelnen Organen hausende. Erstere sind die, deren Grund in dem Mißverhältnisse eines allgemeinen Systems zu einem andern oder aller zum Nervensysteme liegt. Die andern sind die, die aus einem parttiellen Mißverhältnisse eines Theils zu dem andern oder zu den allgemeinen Systemen ihren Ursprung nehmen. Oertliche Leiden sind Begleiter der allgemeinen Krankheiten; sie zeigen sich durch abnorme Empfindungen, Bewegungen, Ge- und Excretionen, oder sind Resultate von kranker Bildung, Cachexie, Verbildung. Erstere zeigen allein nicht das Wesen der Krankheit, sondern sind nur allgemeine Ausdrücke aller, so auch der Bildungskrankheiten, sind also auch nicht als wesentliche Krankheiten anzusehen, sondern nur Begleiter vieler Krankheiten verschiedener Art. Eben so wenig sind es die zweyten. In allen Krankheiten sind zwey Zustände zu unterscheiden, der der Activität und Passivität. Beide sind meistens da, nur der eine hervorstechender als der andre. Ersterer ist Zustand erhöheter Thätigkeit, die nach dem Grade der Reizempfänglichkeit bald leichter bald schwerer eintritt. Da wo die Thätigkeit in einem Systeme oder einer Provinz vor allen hervortritt, da ist ein activer Zustand, der sich durch Fieber, Entzündung, vermehrte Ge- und Excretionen offenbart, welche als Folgen einer mit heilsamer Tendenz verbundener Reaction anzusehen sind. Die einseitig vermehrte Thätigkeit einzelner Systeme und Theile muß nicht mit dem sthenischen Zustande verwechselt werden, der ein Zustand von intensiv vermehrter Kraftäußerung ist, wobey auch die innern Bedingungen einer verstärkten Thätigkeit vorhanden sind. Z. B. bey allgemeiner Entzündung starker Plethore. Passiver Zustand ist, wenn die eigenthümlichen Verrichtungen der bildenden Systeme unvollkommen sind und unvollkommene Producte liefern. Die

Fehler der Säfte bilden eine eben so große Ursache der Krankheiten der bildenden Sphäre, als die Thätigkeit der festen. Man muß in ihnen weder allein die Ursachen der Krankheiten suchen, noch sie ganz davon ausschließen und allein die festen Theile in Anspruch nehmen. Die Säfte sind als Material der Bildung wichtig und selbstständig, und machen mit den Canälen ein Ganzes aus, nehmen also an Gesundheit und Krankheit wesentlichen Antheil, ihre fehlerhafte Mischung kann ein hauptsächlichs Moment bey den Krankheiten seyn; sie sind bey der Anlage zu denselben eben so wichtig als die festen. Die Veranlassungen zu Krankheiten sind von verschiedener Art, so wie auch ihre Ausbildung in Hinsicht innerlicher und äußerlicher Momente. Alle Krankheiten der vegetativen Sphäre sind als Störungen der Bildungsacte zu betrachten, und lassen sich eintheilen: 1. in solche von einfacher Störung derselben im Allgemeinen oder besondern ohne bleibende Producte, 2. in solche, die ein bleibendes Product liefern, 3. in solche, bey denen eine Rückwärtschreitung des Organismus statt hat. Bey den Krankheiten der Bildung können sich aus einem Grunde vielerley verschiedenartig scheinende Fehler bilden, und eben so Krankheiten, die eine allgemeine Quelle haben, in dem sinnlichen Leiden einer einzigen Function auftreten. Zweyte Unterabtheilung. Entwicklung des gesetzmäßigen Zustandekommens aller sinnlichen Krankheiten durch Zurückführung aller Erscheinungen auf abnorme Bewegung, Empfindung und Bildung. Einleitung. Da das ganze Leben aus Bildungsacten besteht, die Systeme des höhern und niedern Lebens genau mit einander verflochten sind, und in einander wirken, so muß man besonders auf den Antheil bey Entstehung von Krankheiten Rücksicht nehmen, den das Blut, die Canäle und die Nerven haben, und so zu erforschen suchen, wie krankhafte Bewegungen, Gefühle und Bildungen entstehen. 1stes Kapitel. Betrachtung des Nerven- und Gefäßsystems in ihrer gegenseitigen Beziehung gegen einander. Nerven- und Gefäßsystem sind selbstständig, für sich bestehend, das eine dienet dem höhern, das andre dem niedern Leben. Beide können eine Zeit lang allein für sich leiden, ohne daß das an-

dre daran Theil nimmt, sind aber in Bau, Vertheilung aus einer Quelle entspringend, sich einander begleitend, auf ähnliche Weise erregbar, auch in genauer Verbindung stehend gegen einander in Spannung und durch diese in ihrer Function in Harmonie. Als Producte des bildenden Lebens sind die Nerven auch von diesem abhängig, aber ebenfalls als höhere Sphäre dasselbe regulirend. Fast alle Einwirkungen von Außen wirken auf beide, mehr zwar auf die Bildungsapparate, zuweilen aber auch primitiv auf die Nerven. Um den Grund der Krankheiten kennen zu lernen, muß man die Geseze zu erforschen suchen, nach welchen alle sinnlichen Wirkungen der zur Einheit im Handeln verbundenen beiden Grundsysteme durch dieselben und durch ihr Verhältniß zu einander zu Stande kommen, oder wenn das eine oder das andere die nächste Ursache der sinnlichen Veränderungen ist. Da wir die innern Vorgänge in den lebendig thätigen Theilen nicht kennen, so müssen wir diese Geseze auf das höchst waltende, nemlich das der Erregung zurückführen, d. i. auf die Modalität, unter welcher thierische Thätigkeit zu Stande kömmt. Die Reizempfänglichkeit als Ausdruck derselben läßt sich nach der Leichtigkeit zu bestimmen, womit die Thätigkeit der Nerven auf äußere Reize hervortritt; allein diese ist kein Maß ihrer Energie, und man darf von ihr nicht auf Schwäche des Systems schließen. Die Regelmäßigkeit, Stetigkeit und Ordnung in der Nerventhätigkeit belehrt am besten über diese Energie. Erhöhte und erniedrigte Empfindlichkeit der Nerven ist niemahls Ausdruck ihrer Schwäche, viel weniger noch der der niedern Systeme, sondern höchstens nur der relativen größern Schwäche der Nerven; man muß vorzugsweise auf die Energie des Gefäßsystems sehen. Von der Disharmonie beider Systeme geht Krankheit in höchster Instanz hervor. Völlige Harmonie beider ist selten; in den meisten Krankheiten liegt der erste Grund in dem Gefäßsysteme, feltner nur nach psychischen Einflüssen oder auch wohl auf componirte Weise nach physischen in den Nerven. Durch das primitive Leiden der Gefäße werden die Nerven in ihrer Wirkung beschränkt und zwar in verschiedenen Graden, auch kann der Grund in der nicht genug beschränkten Thä-

tigkeit der Nerven liegen. Je höher die Nervencmpfindlichkeit gegen die Gefäßenergie steht, desto eher erfolgt Veränderung in ihrer Wirksamkeit und das Hervortreten der Krankheit richtet sich nach der vorwaltenden Anlage des einen oder des andern, auch bey beider Integrität nach der äußern Schädlichkeit. Bey Zufällen von gesteigerter oder verminderter Empfindlichkeit allein ist das Nervenleiden bloß Beschränkung ihrer Thätigkeit. Die höchsten Grade des ursprünglichen Krankseyns eines Systems sprechen sich sinnlich am stärksten durch vorwaltende Störung der Thätigkeit des andern aus und maskiren den Hauptgrund der Krankheit. Die wahre Zerrüttung der Nervenkraft zeigt sich durch Aufhebung aller Regel in den Functionen. Beide Systeme können auch auf eine und dieselbe Weise gleichmäßig erkranken, dieses ist aber nur selten, und nicht als Grundzustand zu betrachten, sondern tritt erst im Verfolge der Krankheit ein. Dieser ganze Zustand begründet mehr Anlage als Krankheit. — 7tes Kap. Ueber das Zustandekommen abnormer Gefühle. Die Gefühle in Krankheiten sind mit denen zu vergleichen, die im gefunden Zustande von den auf die Nerven wirkenden Potenzen erzeugt werden; sie kommen nach dem Gesetz der Erregung zu Stande aus der Thätigkeitserweckung der Nerven von Außen. Die Nervenveränderungen durch ein Aeußeres hervorgerufen bestehen in Beschränkung der Kraft der Nerven oder ihres Wesens, oder in einer Abänderung des letztern: Erstre ist geringern Werthes, oberflächlich, letztre wichtiger, indem sie Wirkung einer unvollkommenen Anneigung von Substanz ist, wodurch die Kräfte eine solche Abänderung erleiden, daß ihre Energie oder Reizempfanglichkeit gesteigert oder vermindert erscheinen, auch in ihrer Qualität abgeändert sind. Einige Potenzen besonders die Imponderabilien, so wie Seelenreize, wirken im Allgemeinen rein auf die Nerven, doch zuweilen auch aufs Blut. Active oder passive Thätigkeit der Blutgefäße macht Beschränkung der Nervenkraft; oft ist diese Beschränkung von der niedern Sphäre aus auch chemischer Art, und dann oft nur vorübergehend. Folgt eine Beschränkung eine tieferer Abänderung des Wesens der Nerven selbst, so ist das Nervenleiden, das

sich durch krankte Gefühle ausspricht, wichtig und wesentlich. Man beurtheilt sie aus ihrer Größe, aus der Natur und Stärke der schädlichen Potenz und aus dem frühern Zustande der Nervenkräfte, so wie aus den Zeichen der innern bestehenden Krankheit. So lange bloß die Reizempfänglichkeit der Nerven abgeändert ist, so lange findet keine tiefe Verletzung derselben statt, kommen aber Zeichen der Unstetigkeit der Nerventhätigkeit oder schneller Erschöpfung hervor, dann ist die Abänderung tief und wesentlich. Entstand die Krankheit aus psychischen Ursachen, so ist sie gewöhnlich reine Nervenkrankheit, bewirkten physische Ursachen dieselbe, so ist sie componirt. 3tes Kap. Ueber das gesetzmäßige Zustandekommen abnormer Bildungen. Zuerst das der normale Hergang bey der Reproduction und der Ernährung, der Abscheidung vom Blute und der Assimilation, bey welchen Blutgefäße und Nerven eine gleich wichtige Rolle spielen; dann pathologische Darstellung der Innormalitäten dieser Functionen. Abnorme Bildung hängt theils von dem Diateriale, durch dessen Verbrauch das vegetative Leben besteht, theils von den lebendigen Kanälen, in denen es zugeführt wird, theils von den Nerven ab. Das Blut ist ein wesentliches Hauptmoment, welches theils durch fehlerhafte Vorbereitung in den Assimilationsorganen, theils durch fehlerhafte Verhältnisse der Stoffe, welche dem Körper zur Anneigung von der äußern Natur dargeboten werden, in seiner Mischung fehlerhaft seyn kann. Der nächstnächste Antheil haben die Blutgefäße, vorzüglich ihre Reizempfänglichkeit, aber sie dürfen nie allein, sondern müssen immer mit den sich in ihnen bewegenden Säften als ein Ganzes betrachtet werden. Der Grund der krankhaften Bildung kann bald in dem einen bald in dem andern, bald in beiden vereint liegen. Der Antheil der Nerven an abnormer Bildung ist bedeutend, sie wirken hier theils als Factoren der thierischen Bewegungen, theils indem sie materiellen Beitrag zur Vegetation liefern, theils als constituirende Theile eines Organs, bey welchem sie mit dem ganzen Gewebe in Verbindung stehen. Sie können die Bildungsacte beschränken oder wesentlich ändern, und es kommt sehr vieles darauf an, ob schon eine Anlage zum Erkranken

in der organischen Sphäre statt gehabt hat, oder eine Schwäche des ganzen Nervensystems vorherrschend war, oder die Nerven eines einzelnen Organs krank sind. 4tes Kap. von dem gesetzmäßigen Zustandekommen abnormer Bewegungen. Bewegungsfähigkeit oder Reizbarkeit ist kein eigentliches Grundvermögen, sondern nur ein abgeleitetes sich mit der Vegetation gleich verhaltendes. Beide sind Veränderungen der Substanz, worauf das Bestehen und Erhalten des Lebens beruhet. Bey erstern geht dieser Proceß nur rascher und sichtbarer im Raume vor. Die Bewegungsorgane sind willkührliche und unwillkührliche, ihre Wirkung ist Contraction und Expansion oder Turgor. Wir denken uns das thierische Bewegungsvermögen als ein besondres, das den Gesetzen des Reizes und der Erregung unterworfen ist. Die Bedingungen desselben sind demnach eine äußerliche erregende Potenz und die organische Kraft. Integrität der Nerven und Blutgefäße ist Bedingung der vollkommenen Bewegungsfähigkeit und Harmonie beider dazu nothwendig. Die Muskeln sind die Hauptapparate der thierischen Bewegung wegen ihres großen Antheils an Gefäßen und Nerven. Krampf und Schwäche oder Lähmung sind die Erscheinungen der unregelmäßigen Bewegungsthätigkeit. Spannung und Abspannung der Blutgefäße oder Nerven ist der Grund dieser Erscheinungen; sie können aus beiden entgegengesetzten Zuständen entspringen; auf die Blutgefäße ist dabey vorzüglich zu achten. Krankhafte Bewegung ist nicht die Krankheit selbst, sondern nur Folge der abnormen Gefäße der Nerventhätigkeit. Abnorme Bewegungen in den der Vegetation gewidmeten Organen können von Seiten des zu bildenden Stoffes, der ihn enthaltenden und auf ihn wirkenden Organe, des Nervensystems und in Hinsicht der im Körper liegenden Selbsthülfe betrachtet werden, durch letztre können abnorme Bewegungen abgeändert und krankte Säfte verbessert oder ausgeschieden werden. Hiebey Bemerkungen über Reaction, Crise, critische Bewegungen als Naturtriebe erzeugt und durch dahin abzweckende Bildungsacte vollendet.

Die Fortsetzung im folgenden Stück.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 28. April. 1821.

Leipzig und Altenburg.

Fortsetzung der Anzeige von des Hrn. Leibmedicus Kreyzig's Handbuch der practischen Krankheitslehre.
Dritte Unterabtheilung. Ueber das Zustandekommen der Krankheiten durch Wechselwirkung der festen und flüssigen Theile auf einander. 1stes Kapitel. Würdigung der Säfte. Säfte haben die nämlichen Bedeutungen als die festen Theile; sie sind wie sie gemischt und die Mutter derselben; was den festen Theilen zukömmt, müssen sie also auch haben, und kann von ihnen hergeleitet werden. Sie machen mit ihren Canälen ein in steter Wechselwirkung stehendes Ganzes aus, zwischen ihnen findet ein beständiger Stoffwechsel statt; sie sind so gut lebendig wie die festen, wir können nur die in ihnen vorkommenden Lebensäußerungen nicht durch Bewegungen, die nur im Nerven Platz haben, sondern bloß durch ihre Producte erkennen. Ihr Zustand hängt von den Organen ab, worin sie sich befinden, und von der Materie, woraus sie bereitet werden. Bey ihren Krankheiten muß man auf ihren Rang und ihre Bestimmung sehen, ferner ob sie in Befolge primä-

rer Krankheiten entstehen oder nur Producte derselben sind. In ihnen können Abnormitäten so gut als in den festen Theilen entstehen. 2tes Kap. Aufstellung der abnormen-Eigenschaften, deren die Säfte fähig sind. Sie haben die nämliche Würde wie die festen Theile und bieten eine lebendige und physische Seite dar, sie wirken nach Gesetzen des Lebens, sind innerlich selbstständig und leicht zerlegbar. Ihre Fehler liegen in ihrer Qualität und Quantität. 3tes Kap. Würdigung der Bedeutung der Säftefehler. Bey dem Begriffe des Krankseyns der Säfte findet das nämliche Relative statt, wie bey andern Abweichungen, was für das eine Individuum normal ist, ist bey dem andern innormal, wir können nur die Fehler Säfte-Krankheiten in Abstracto nennen, die den Hauptgrund derselben enthalten und sich vorwaltend durch sinnlich erkennbare Merkmale auszeichnen. Säfte sind aber nur Glieder in der Kette, woraus die Krankheit besteht. Ihre Zeichenlehre ist noch sehr mangelhaft, weßwegen wir sehr oft genöthigt sind, auf sie von dem Zustande der festen Theile zu schließen und auch durch diese auf sie zu wirken. Sie können von der physischen, lebendigen Seite oder in Hinsicht dessen, da sie mit den Canälen ein Ganzes ausmachen, betrachtet werden. Als lebende Theile des Ganzen besitzen sie Thätigkeit aus innerm Triebe. Ihre Plasticität kann demnach vergrößert seyn, desgleichen ihre innere Thätigkeit zur Entwicklung von Krankheitsstoffen; der Orgasmus des Bluts, der Zug desselben nach besondern Theilen sind Folgen der innern Thätigkeit derselben. In Rücksicht ihrer physischen Eigenschaften sind sie mannigfachen Veränderungen unterworfen, und ähnlichen Abnormitäten hingegeben, wie die festen. Ihre wichtigste Bedeutung aber erlangen sie erst durch ihre genaue Verbindung mit ihren Canälen. Viertes Kap. Anwendung der Grundsätze der Humoral-Pathologie auf die Praxis. Die Schwierigkeit, die Krankheiten

Der Säfte sinnlich wahrzunehmen und die Wirkung äußerer Mittel bis auf sie zu verfolgen, hindert oft sehr bey der Heilung derselben. Wir müssen daher die Fehler beachten, die durch Krankheiten der Säfte in den festen Theilen entstehen. Dieses wird erleichtert, wenn wir beide als zur Einheit im Wirken verbunden betrachten, wobey aber inunter darauf zu achten ist, von welcher von beiden das Hauptmoment ausgeht. Wir können auf Säfte-Krankheiten schließen 1. aus den von ihnen eingeleiteten trankhaften Bewegungen und Empfindungen, 2. aus dem kranken Ansehen, 3. aus den abnormen Producten, welche ausgeschieden werden, 4. aus der Beobachtung, ob ein Streben nach vermehrter Secretion in einem oder mehreren Absonderungsorganen statt hat, oder ob gewisse Absonderungen zu schwach von staten gehen oder unterdrückt sind. Auf Fehler der Säfte können wir wirken im Allgemeinen: und zwar direct oder indirect, und insbesondre nach dem wie die Fehler zu Stande gekommen sind, oder nach ihrer eignen Natur und Werthe.

Benedig.

Bey Picotti 1818: Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia sino al Secolo XIX per servire di Continuazione alle Opere di Winckelmann e di d'Agincourt. Volume Terzo. fol. Enthält zwey Bücher. 323 S. und 61 S. Indices zu allen Bänden, nebst XLVIII Kupfert.

In unsern Blättern des Jahres 1818. S. 1538 und 1561 sind die zwey ersten Bände angezeigt. Der dritte, den wir vor uns haben, beginnt mit dem Zustande der Studien in Italien von 1600 bis 1700. Der Verf., Herr Cicognara, wirft zuerst einen politischen Blick auf den Zustand von Italien, welchem sich zuerst der Spanische Druck sowohl in der Lombardey, als im Königreiche Neapel und Si-

cilien, also Italien in einem leidenden Zustand dar-
 stellt. Die Italiäner verlieren ihre Originalität, und
 werden Nachahmer. Wie einst die Araber ihren gan-
 zen Geist, ihr Genie und Feuer verloren, als sie
 sich der Lehre des Aristoteles unterwarfen: auf ähn-
 liche Weise in der Kunst nach etwas Neuem stre-
 bend, das ihnen die Beobachtung der Natur geben
 sollte, verfielen sie, weil sie dabey das Studium der
 Antiken vernachlässigten, auf das Ausschweifende und
 Wunderliche. Um zu zeigen, wie die Wissenschaften
 Fortschritte machten, die Künste aber verfielen, wer-
 den die politischen Ereignisse in Italien durchgegan-
 gen: der Zustand von Neapel durch die beiden Em-
 pörungen von Masaniello 1647, und von Messina
 1674; die Geschichte der Päbste Urban VIII. und
 Innocenz X., die nur ihre Anverwandten zu ver-
 größern und zu erheben suchten; der Character der
 übrigen Höfe von Italien, als Florenz, Mantua,
 Ferrara, Parma, Venedig und Genua. Entdeckun-
 gen in den Zeiten des Galileo Galilei und anderer
 berühmten Mathematiker. Militairkunst. Litteratur.
 Entstehung der berühmten Academie dal Cimento,
 und Dichtkunst. Ueber den Zustand der Malerley
 in Bologna, wobey die vortreffliche Schule der Ca-
 racci berührt wird. Die Bildhauerey hingegen ver-
 fiel immer mehr, indem sie Werke hervorbrachte, die
 mehr für den Pinsel, als für den Meißel paßten.
 Bernini, Algardi und andere bearbeiteten den Mar-
 mor mit der größten Fertigkeit, aber die alten Mu-
 ster werden nicht benutzt, und dienen bloß zu der
 Pracht der hohen Besitzer. Neuheit der Ideen, ohne
 die Natur und die Antiken zu Rathe zu ziehen, war
 ihr Hauptentzweck. In der Baukunst und Orna-
 menten ging es eben so, und der fantastische Borro-
 mini überstieg alle Grenzen. Ueber Erfindung neuer
 Ordnungen in der Baukunst durch Franzosen und
 Deutsche; ein Abschnitt, der (wenn es die Mühe
 verdiente) mit vielem vermehrt werden könnte, das

wahrscheinlich dem Verf. unbekannt war. Nun folgt eine Nachricht von den Werken in der Bildhauerey, die während dieser Epoche in Rom verfertigt worden sind. Wichtig wird bemerkt, daß "Il Bernini dove non fece, diresse, e dove non diresse, influì etc." Es ging mit ihm, so wie mit Le Brun unter Ludwig XIV. Aber selten ist der Mächtige, der den Künstler ehrt und das wahre Verdienst der Kenner der Kunst belohnt! Nun werden die Schriftsteller angeführt, die als Nachfolger des Vasari betrachtet werden können. In Rücksicht der Kupfertafeln zu diesem Bande heißt es: "Non ci dispensiamo però dal presentare diversi, acciò per la via de' confronti i tre Volumi di questa storia possano esporre con tutta evidenza come le Arti rinacquero, esaminando i poveri tentativi ma ingenui del secolo XIII e XIV. La felice riuscita, e il fortunato ardimento del secolo XV e XVI, la bizzaria e la decadenza del XVII, e il nuovo stato a cui le ricondusse la fine del XVIII, con cui daremo termine alle nostre ricerche". Kap. 2. Von den Italienischen Bildhauern vom Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts, nebst Bemerkung über die Hauptursachen des Verfalls der Kunst. Mit den Nachahmern von M. Angelo, den Urhebern des Verfalls, wird der Anfang gemacht, und da alle die nachfolgenden denselben Weg betraten, so war es unmöglich, an einen Zurückgang zu denken. Es erschien zwar in dieser Periode ein Mann von großen Fähigkeiten, der die Kunst zu ihrem vorigen Glanze hätte zurückbringen können, Lorenzo Bernini, aber ohne ihn herzustellen, wovon sogleich die Rede seyn wird. Die Bildhauer, die unter Gregor XIII. und Sixtus V. mit ihren Arbeiten Rom verschönern sollten, waren Giacomo della Porta, Prospero Bresciano, Giacomo del Duca, dessen bestes Werk ein Monument im St. Johannis Lateran ist, für Elena

Savelli, Taddeo Landino, Nicold d'Uras, und Egidius, beide aus Flandern und Antonio da Balsoldo. Diese haben mehrere Sachen in St. Maria Maggiore und im St. Joh. Lateran verfertigt. Lionardo da Garzana verfertigte ebenfalls die Statue von Pius V. in St. Maria Maggiore. Unter Paul V. wurde in der eben genannten Basilica die Capelle Borgese erbaut. Unter jene Künstler zählt man Camillo Mariani aus Vicenza und nicht aus Siena, wie es im II. Bande S. 326 heißt, Scilla da Bigiù, Niccold Cordiati ic. Die Diebkunst machte, das Mechanische betreffend, große Fortschritte durch Paolo S. Quirino, Bastiano Torrisani, Drazio Censore, Angelo Pellegrini, Cristoforo Stati und Ippolito Buzio da Bigiù. Bey dem Studium der Natur und Vergleichung der Alten wurde Alles den mechanischen Schwierigkeiten in Darstellung von perspectivischen Entfernungen und erhabenen Figuren in dem Basrelief aufgeopfert. Stefano Maderna zeichnete sich in der treuen Nachahmung des Körpers der S. Cecilia aus, welcher um die Zeit ganz unbeschädigt und in dieser Stellung gefunden wurde. Tab. I. Unter diese Anzahl gehört auch Pietro Paolo Olivieri. In kleinen Figuren von Wachs und Elfenbein zeigte sich vorzüglich Coper ein Niederländer. Auch Modelle für Goldschmiede wurden von Antonio da Faenza, Guglielmo Bartolot, einem Franzosen und Antonio Casone aus Ancona schön gemacht. Auch gehört in diese Zeit Pompeo Ferrucci. In Ansehung der Nachahmung der Bildhauer nach Gemälden verdienen Pietro da Cortona, Carlo Maratta und Luca Giordano ic. angeführt zu werden. Rechnet man hiezu die Geschwindigkeit, was als Hauptsache betrachtet wurde, und die gänzliche Verachtung der Studien nach Antiken, so lassen sich die Ursachen des allgemeinen Verfalls leicht einsehen. Drittes Kap. Benini, Algardi und Fiamminga [Franz du Quesnoy]. Die Geschichte des Verfalls

ist besonders von Baldinucci und seinem Sohn beschrieben worden. Bey seiner Ankunft in Rom fertigte er noch als Jüngling einige Porträte, die Alle in Erstaunen setzten. Im 16ten Jahre machte er die Gruppe des Aeneas und Anchises, darauf seinen David, Apollo und Daphne. S. Tab. I. So herrlich auch der Marmor in dieser Gruppe in Rücksicht der Lorberblätter, Wurzel und Leichtigkeit des Ganzen bearbeitet ist; so hat doch der Apollo nicht das Erhabene eines Gottes, sondern das Ansehn eines jugendlichen Hirten. Noch merkwürdiger ist sein Raub der Proserpina durch den Plutus. S. Tab. II. Aber unerachtet der Fertigkeit und Weichheit, wo man wirklich glaubt, daß es nicht Marmor, sondern Wachs sey, was er unter den Fingern bearbeitete, so fehlen in seinen Werken die edlen und erhabenen Formen der Alten, und sein Faltenwurf wurde immer fehlerhafter, indem er in voller Bewegung der Luft dargestellt ist. Seine heilige Bibiana ist affectirt S. Tab. I. und ist vielleicht die erste Ursache zu der großen Anzahl von Nachahmern dieser Schule gewesen, die in das Manierirte verfiel. Unter Urban VIII. war er Alles, und Alles war in ihm; Bildhauerarbeit, Baukunst, Malerey, Bronze-Gießerey &c. Die vier gewundenen Säulen und die sogenannte Cathedra in der Petrikirche sind ungeheure Bronzenwerke. Das letzte Werk betreffend, so vergleiche man dieselbe Idee von Girolamo Campagna in der Kirche des H. Georg Maggior zu Venedig. S. Tab. XLVIII. Wie viele Fontainen, Paläste, Grabmähler &c. sind nicht aus seiner Phantasie entsprungen! Die Statue des Lonain gehört wegen des Gewandes unter seine schlechtesten Arbeiten. S. Tab. III. Sein großer Ruf war einmahl gestiftet, und man lobte und bewunderte Alles, was er machte oder dirigirte. Seine H. Teresa S. Tab. IV. war das Werk, das er selbst für sein bestes hielt. Unter seine letzten Werke gehören die Engel

auf der Engelsbrücke, theils von ihm selbst, theils unter seiner Direction verfertigt. S. Tab. III.

Ich übergehe die Scala regia des Vatican und die Colonade des Petriplatzes, die wirklich von unponirendem Werth sind, unerachtet die Critik sie nicht geschont hat. Was seinen Ruf unter Ludwig XIV. und seine Reise nach Paris anbetrifft, so hätte der Verf. weit richtigere Quellen benutzen können. Alessandro Algardi, sein Zeitgenosse, war ein Mann von ausgezeichneten Talenten, aber er hatte keinen glücklichen Stern. Da er ein Schüler von Ludovico Carracci war und sich in der Folge an Domenichino hielt, so haben seine Werke mehr das Ansehn von Gemälden, als Bildhauerey. Er hat die Antiken studirt, aber auf seine Weise übersezt. Sein Hauptwerk ist unstreitig das ungeheure Vasrelief des Attilas in der Petrikirche 32 Fuß hoch und 18 breit. Man mag sagen was man will, das Werk hat große Schönheiten. S. Tab. V. Noch ein schönes Werk von ihm, das der Verf. aber nicht angeführt hat, sind die zwey großen Statuen in der Kirche der Barnabiten zu Bologna, die Enthauptung des S. Paul vorstellend. Franz du Quesnoy, der bey den Italiänern immer il Fiamingo genannt wird, war zu Brüssel geboren. Auch dieser konnte durch den allmächtigen Bernini nicht aufkommen. Er und Algardi hatten große Talente, Kinder und kleine Engeln darzustellen, die bis auf den heutigen Tag noch immer unter den Namen der putti del Algardi, e del Fiamingo benutzet werden. Zwey Statuen zu Rom, die Heilige Susanna und der Heilige Andreas in der Petrikirche verdienen das größte Lob. S. Tab. VI. und VII. Bernini trug am meisten zum Verderb für die Nachfolger bey. Das 4te Kap., das wir schleunig durchgehen, enthält die Nachrichten von Ercole Ferrata, Melchiorre Cassa, Antonio Raggi, Giuliano Finelli, Andrea Volgi, Francesco Baretta, Jacopo Fancelli, Lazzaro Morelli, Mattia

de Rossi, Francesco Rocchi, Paolo Baldini, Ottavio Zanella, Giovanni Bonelli, der blind war, und dem unerachtet die herrlichsten Porträte bloß durch das Gefühl verfertigte, so daß man sagen kann, er habe die Augen an den Spitzen der Finger gehabt, und Camillo Rusconi. In Neapel zeigten sich zu dieser Zeit Gosimo Fausaga, Andrea Falcone, Lorenzo Vaccaro, Matteo Bottiglieri und Mehrere. Von Sanmartino sieht man einen Leichnam Christi, der mit einem feinen Gewand ganz bedeckt ist. S. Tab. VIII. Ein schlechtes Nachwerk. Von dem Venetianischen Corradini sieht man mehrere Sachen in Neapel. S. Tab. VIII. Die Toscaner rnheten in dem Vorberschatten ihrer Vorfahren. Giov. Caccini, Antonio Novelli, Raffaele Curradi, Gio. Battista Foggini. S. Tab. XI Aus der Schule des Foggini wurde in der Kirche St. Croce das Monument von Galileo errichtet. In dieser Periode verdient Innocenzo Spinazzi einige Auszeichnung. Er war von Geburt ein Römer, arbeitete aber zu Florenz. Unter den Bolognesern erschienen Camillo Mazza, der ein geschickter Plastiker war, Andrea Ferreri, Angelo Pio, der einen Hercules im Institut verfertigte, aber nicht aus Marmor, sondern aus einem harten Sandstein. Von Cresle Lelli hat man eine vortreffliche Anatomie. Unter den Venetianern gibt es eine große Anzahl, wovon aber Wenige eine Meldung verdienen.

Nach der von dem Verf. gethanen Erwähnung der vielen Gebäude, die um diese Zeit unternommen, und mit Statuen und Reliefs geziert worden, werden Tab. XI und XII unter den großen Grabmählern die von Tirali für den Doge Valter und von Baldassarre Longhena für den Doge Pesaro angeführt. Die vielen Figuren sind aber von Pietro Baratta, Antonio Terzia, Gio. Bonazza, und Marzino GropPELLI, auch Marchid Barthel, einem Sachsen verfertigt. Der Verf. glaubt, daß sich im Anfange des 18ten Jahrhunderts zu Venedig eine Mischung von Deutschem und Italiänischem Geschmack

vereinigt habe. Der Geschmack war um diese Zeit allgemein verdorben. Vielleicht trug etwas dazu bey, weil damals dort Nadre Aquila aus Trient, Justus le Curt ein Niederländer, der oben genannte Marchio Bartel aus Sachsen, die Brüder Johann Maria und Gregor Morlaiter, Johann Merendau und der Jesuit Pozzo aus Trient, lebten, welcher in der Perspective ein großer Künstler aber ein geschmacklosfr Baumeister war. Von Marchioni und Toretto S. Tab. XIII. Agostino Farolato hat mehrere Sachen in Padua verfertigt. Eben so unbedeutend erschienen die Künstler in der Lombardei, Piemont ic. und unter den Genuesern will ich nur Philipp und Dominicus Parodi nennen. Mit dem 5ten Kap. wird der Anfang der Französischen Bildhauer unter Maria von Medicis erwähnt, welche für die Künste so wie Catharina unstreitig vorzügliche Liebe hatte. Hierauf folgen die Zeiten von Ludwig XIV., Errichtung der Academie der Inschriften 1663, die der Malhlerey und Bildhauerey 1664, die Fabrik der Obelins 1665, die Academie der Wissenschaften 1666, das Observatorium 1667, die Academie zu Arles 1669, und 1671 das durch Mansard erbaute Haus der Invaliden. Aber alles dieses half für die Künste wenig, denn Paris hatte Charles le Brun, so wie Rom den Bernini. Er war Alles dadurch daß er die sämtlichen Arbeiten vertheilte, daher Alles, was damals vorgenommen wurde, eine gewisse Monotonie an sich hatte. Poussin und Le Sueur bekamen keinen Einfluß. Der Erste wurde wieder nach Italien zurückgestoßen, und der zweyte durch Gift so früh aus der Welt geschafft. Mehrere Betrachtungen über die Academie der schönen Künste, die schon tausendmahl wiederholt worden sind. Domenico Guidi und Gio. Batt. Tubi sind Italiäner, die vieles in Versailles verfertigt haben, Martin, von den Baugarten gewöhnlich de Jardins genannt, wvz aus Breda, hat mehrere große Sachen unternommen, so wie Simon Guillain und die Brüder

Anguer, Jacob Sarazin, von dem die Cariatiden S. Tab. XVII. nicht übel sind. Peter le Gros und Jacob Theodoy sind Künstler von Talent. Zu diesen gehören auch Anton Confevor und die beiden Coustou, die alle mit großer Fertigkeit den Marmor bearbeiteten, aber ohne Wahl des Geschmacks. Nicht besser sind die Werke von van Cleve, Robert aus Lothringen, Caspar und Balthasar Marso, die Adams, Petar und Johann le Pauter. Noch einige National-Künstler waren Peter Menner, der das Bad in Cassel verfertigt. Eine besondere Meldung verdienen zwey Zeitgenossen Puget und Girardon. Man rechnet unter die Hauptwerke des Ersten seinen Wilson. Die Arbeit mag herrlich seyn, aber die Composition, ist nicht die beste. Girardon machte einen herrlichen Anfang, beugte sich aber ganz nach dem Willen des allmächtigen le Brun. S. 143 muß man anstatt Mansart, lesen Mniard. Das beste Werk von Girardon ist sein Raub der Proserpina; die Idee ist aber entlehnt von Johann Vollogna Raub der Sabinerin u. S. Tab. XV. Bou-chardon kam in einer Zeit, wo sowohl in Frankreich, als in Italien die übermächtige Herrschaft des Bernini und Le Brun etwas aufgehört hatte. Er hatte wirklich seinen Stil von den allgemeinen Fehlern gereinigt, und mehrere Sachen verdienen das größte Lob. Auch le Moyne verdient Auszeichnung. Falconet und Pigal sind seine Schüler. Michel Slodtz ist ein Niederländer, aber in Paris 1705 geboren. Sein Heiliger Brunus in Rom hat wirkliche Verdienste, aber er ist nicht ganz frey von Affectirtem. S. Tab. VII. Von Hudson hat man eine gute anatomische Figur. Noch eine Figur von ihm sieht man Tab. VII. Pigal hat einige gute Sachen verfertigt, aber seine Statue von Voltaire nackt, ist in aller Hinsicht ein elendes und widerliches Werk. S. Tab. XVI. Stephan Falconet ist vorzüglich durch seine Statue von Peter dem Großen zu Petersburg bekannt und durch seine sarcastische Schriften, die des-

fen unerachtet eine dritte Ausgabe erhalten haben. Den Schluß dieses Abschnitts macht eine Parallele mit den Italiänern. Mit einem sehr flüchtigen Blick überschaut der Verf. einige Deutsche, Spanische und Englische Bildhauer als: L. Kern, Gottfried Leigeb, Matthias Rauchmüller, Andreas Schlüter, Balthasar Permoser. Alfonso Cano, Fernandes della Vega, Giov. de Nebenga, Gius de Mora, Pietro de Mena y Medrano, Pietro Koldan, D. Raimondo Capuz, Pietro Torta, D. Gio. de Rinastrorsa, D. Antonio Salvador und D. Luigi Carmona. Von den Engländern werden nur einige Architecten berührt, denn an Bildhauern hat es ihnen wirklich gemangelt. 6tes Kap. Von den Statuen zu Pferde. So angenehm es auch immer seyn mag, die sämtlichen Ritter-Statuen Statue Equestre, mit einem Blick zu übersehen, so ist die uns schon bekannte Weitläufigkeit des Verf. in diesem Abschnitt grenzenlos. Wir wollen suchen uns kurz zu fassen. Nachdem er die Münzen und Gemmen durchgegangen hat, wo Vorstellungen von Pferden sich befinden, kommt er auf die beiden Pferde, die auf dem Quirinal-Hügel Monte Cavallo sthen, über welche 1802 eine herrliche Schrift von Bivenzio unter dem Titel erschien: *Conghietture sopra l'aggruppamento de' Colossei di Monte Cavallo*. Hierauf von den beiden Pferden der Balbi im Herculanum gefunden. Von jenen Pferden in Relief bey dem Parthenon, und andern Gebäuden zu Athen S. Tab. XVIII. wo sich auch vier herrliche Griechische Münzen befinden. Auch in der Villa Albani findet sich ein Fragment, in welchem Zoega den Stil von Phidias erkennen will. Auch das Monument von Philopapus. Stuart hat schöne Pferde. Tab. XIX und XX enthalten mehrere berühmte und schöne Pferdeköpfe. Ueber die Venetianischen Pferde findet sich eine weitläufige Anmerkung gegen Hrn. Schlegel. Ueber diese vier Pferde hat man eine Abhandlung von Mustoridi. Wem ist nicht das Viele be-

kannt, was Falconet über das Pferd des Marcus Aurelius geschrieben hat? Ueber den Gang und die Bewegung der Pferde nebst Beyspielen von Parallel- und Diagonalgang. Statue des Niccolò d'Este zu Ferrara von Giovanni Barocelli, und das Pferd auf dem Platze St. Gio e Paolo zu Venedig haben den Parallelgang. Danielle Ricciarelli von Volterra Pferd für Catharina von Medicis, bestimmt für Heinrich II. S. Tab. XXII. hat den Diagonalschritt. Es wurde in der Folge die Statue von Ludwig XIII. darauf gestellt. Ein anderes Pferd wurde von Gio. Bologna angefangen für Maria de Medicis für Heinrich IV. aber vollendet durch Pietro Tacca, vernichtet in der Revolution den 11ten August 1792. In Florenz hatte Johann Bologna schon eine solche Statue für Cosmus I. verfertigt. S. Tab. XXIII. Der Verf. hat ganz die andere Statue zu Pferde vergessen, welche dieser Künstler für Ferdinand goß und zu Florenz auf dem Platze del Annunziato steht. An der Gurt unter dem Leib des Pferdes liest man *De' metalli rapiti al tero Trace.* Sie gehört unter seine letzten Arbeiten. Tacca vollendet auch das Pferd, das Bologna für Philipp III. König von Spanien angefangen hatte. Die Statue steht in dem Hause Real del Campo zu Madrid. Derselbe Tacca machte auch die Statue für Philipp IV., die man in dem Parco zu Buen-retivo siehet. Francesco Rocchi goß zu Piacenza zwey Statuen zu Pferde von Alexander und Ranuc-cius Farnese S. Tab. XXIV. aber unerachtet der vielen Muster, um was Neues hervorzubringen, haben beide Pferde eine sonderbare Kopfwendung. Das Pferd Constantins des Großen zu Rom von Bernini hat Aehnlichkeit mit einem, das er für Ludwig XIV. verfertigte und diese Statue ist in einen Curtius verwandelt worden. S. Tab. XXIV. Sie steht unter dem Portico der Petrikirche, und gegen-über eine noch schlechtere Carls des Großen von Cor-nacchini. Nun folgen die Statuen von Ludwig XIV.

von Girardon in Römischer Tracht, mit der Montgeperücke, die von des Jardins, Conzevoÿ, Le Honore &c. Eine wirklich schöne Statue von Bouchardon war die von Ludwig XIV. Falconet hatte alle antike und moderne Pferde verworfen und tadelhaft gefunden. Sein Pferd, worauf Peter der Große sitzt, ist zu Petersburg. S. Tab. XXIV. Die Figur des Kaisers ist nicht Russisch, nicht Römisch, nicht antik, nicht modern. Die Simplicität des Anzugs hätte besser gewählt werden können. "Gli Scritti di Falconet non si ristamparono". Dieses ist falsch. Wir haben schon bemerkt, daß eine dritte Ausgabe erschienen ist. Saly hat die Statue Friedrichs V. Königs von Dänemark zu Amalienburg gegossen, Schlüter die von Friedrich I. genannt dem Großen, Churfürsten zu Berlin. Den Schluß des ersten Buchs macht die Beschreibung des Colossal-Modells von einer Statue zu Pferde von Napoleon. S. Tab. XXIII. Zweytes Buch, Fünfte Epoche ist ganz des Verf. Landsmann Canova gewidmet. Im ersten und zweyten Kap. richtet der Vf. seinen Blick auf die politischen Veränderungen Italiens, die Revolutionen, den Zustand der Studien, die Ursachen der Verzögerung, die Fortschritte der Kunst betreffend, die Veränderung des religiösen Eifers, die Entdeckung vom Herculanium &c. Man fängt an die Alterthümer zu studieren und zu beschreiben. Es erscheinen ansehnliche Werke in diesem Fache, Italiänische Mecänaten, Päbste und Minister beeifern sich, Bibliotheken, Musea und Sammlungen anzulegen. Mehrere Versuche, die encaustische Malerley wieder herzustellen, und archäologische Schriften verbreiten sich nicht nur in Italien, sondern auch in ganz Europa. Die große Englische Sammlung durch Hamilton und Andere wird vermehrt, die Spanische durch Azara, Mengs, Winckelmann, Agincourt, Batoni, Cignaroli, Subleras, die Angelica Kauffmann, Stephan Toffanelli, Appiani, Bossi &c. Landschaftmaler, Steinschneider, Einfluß der Schriften Algarottis, Mengs, Mi-

lizia, Winckelmann, Lanzi u. Nun werden mehrere architektonische Werke, die gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts erbauet wurden, angeführt, dann kommt der Verf. auf die Malereyen und Bildhauereyen, die unter Pius VI. sind verfertigt worden, durch Agostino Penna, Andreas le Brun, der das erste Bild von Pius VI. verfertigt, auch eine Judith S. Tab. VII. die aber keinen Beyfall findet. Von Pietro Pacilli eine Statue des David in einer gezeigten Stellung das. Bracci und Sibilla haben für Benedict XIV. in die Petrikirche ein Stabmahl verfertigt. Pacetti und Anselmi waren die vorzüglichsten Zeitgenossen des Canova, da er durch seine Werke bekaunt zu werden anfang. Unter den Fremden führt er einige Württembergische Pensionärs an, die aber nicht namentlich genannt werden. Ferner die Engländer Bench und Jussen und endlich den Schweden Cergiel, welcher einen Diomed, einen Amor und Psyche verfertigte, die vielen Beyfall fanden. Joseph Franchi aus Carrara war um diese Zeit einer der besten Künstler, so wie Euracchi und Flaxmann. Man sieht also, daß Canova, als er nach Rom kam, wenig im Wege stand. Nun folgt seine Geschichte. Da sie aber schon durch Frederici bekaunt gemacht ist, so verweisen wir den Leser nur auf unsere Blätter. Drittes Kap. Enthält bloß die Werke des Canova, wovon dann ein chronologisches Verzeichniß seiner sämtlichen Bildhauereyen folgt, welche mit dem Jahr 1772 anfangen, in welchem er 14 Jahr alt war, und bis auf das Jahr 1817 gehen. S. 310. Viertes Kap. Enthält eine Recapitulation des ganzen Werkes, wo dann mehrere Indices und Tafeln den Schluß machen.

R o s t o k.

Mit Vergnügen zeigen wir an: *Nomina viro-
rum eruditione ac meritis excellen-
tium, quos inter quarta Academiae secularia sum-
mis in philosophia ornamentis ac privilegiis ho-
noris causa augebit ordo philosophorum Rosto-*

chiensis indicantur a Gustavo Sarpe, Ph. D. AA. LL. Mag. graecae literaturae Prof. p. o. ord. phil. decano. Praemissae sunt quaestiones philologicae. 1819. S. 60. In 4. Sehr zweckmäßig und mit guter Latinität theilt der Vf., der sich schon unter andern als Critiker des Quintilians rühmlich bekannt gemacht hat, in sieben Kapiteln diese Quaestiones philologicae mit. I. Kap. Wen meint Quintilian X, 1, 104 mit den Worten *superest adhuc, et exornat aetatis nostrae gloriam, vir seculorum memoria dignus, qui olim nominabitur, nunc intelligitur etc*? Es ist der Geschichtschreiber des Domitians, nicht Plinius noch Tacitus, sondern Senecas Freund Fabius Rusticus, dessen Namen und wenige Fragmente allein Tacitus uns erhalten hat. Schade, daß nirgends eine Spur sich zeigt von des Fabius Bemühung, Domitians Geschichte zu schreiben. Die Frage bleibt also noch unbeantwortet. Gelehrt und critisch ist indeß die Vermuthung vorgetragen und die Bemühung den Knoten zu lösen, verdient Dank. II. Kap. Quint. X, 1, 89 Sed eum ist J. Sarpe geneigt Serranum zu lesen, nicht unwahrscheinlich. III. Kap. Die erste Ekloge des Calpurnius ist nicht 282, sondern 54 nach Chr. Geb. geschrieben. IV. Die siebente Ekloge vor dem J. Chr. 57. V. Die vierte im J. Chr. 58. VI. Calpurnii Serrani vita exponitur Der Vf. hält den Freund des Persius Calpurnius für den Vf. der Ekloge. Er heißt in den Handschriften Straturam. Statucam u., woraus J. Prof. S. Serranus vermuthet. Endlich das VII. Kap. Quint. lib. X, 1 Graecorum ope emendatum atque explicatur. Belesenheit und Scharfsinn zeichnen diese Schrift aus, welche dem Vf. zur Ehre gereicht. Wir freuen uns, v. m. J. Prof. S. noch sehr viel Gutes für den Quintilian hoffen zu dürfen. Zuletzt folgen die Namen der von der philos. Facult. der Univers. Kostock mit der Doctorwürde beehrten Gelehrten, des J. Kitters und Staatsraths v. Dumaraff, Kitters Krug in St. Petersburg, Prof. D. Kämmerer in Kostock, und Garnisonpredigers Meide in Magdeburg.

— —

G ö t t i n g i s c h e G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 30. April 1821.

Hildburghausen.

Bey Kesseling: Homers Hymnus an Demeter. Griechisch mit metrischer Uebersetzung und ausführlichen Wort- und Sacherklärungen durch Auflösung der ältesten Mysterien- und Tempelsprache in Hellas vermittelt, nebst einem Brief an Hrn. G. Hofrath Kreuzer von Dr. K. F. L. Sackler. 1820. VIII und 146 S. in 8.

Die merkwürdige Zuschrift an Hrn. Kreuzer, die der Verf. vorausgeschickt hat, erklärt sich über drey zur Erforschung des Mythus von ihm besonders angewandte Mittel, Sprache, Hieroglyphik und Pantomasie. "Die Hellenische Sprache genüge nicht zur Erläuterung der Mythenamen; man bedürfe eine andre, dieß sey die Semitische." Ref. gibt zu, daß es Griechische Götternamen und Beynamen gibt, deren Wurzel in der Griechischen Sprache fast erloschen oder spärlich erhalten sind, obgleich die Bedeutung nicht ganz verdunkelt ist. Man denke an Apollon *Lykeios*, Hekate *Perseia*, und noch so viele andre. Hier wird der, welcher aus genauer Kunde der Geschlechts- Stamm- und Volksreligionen sich

überzeugt hat, daß dieselben mit der Nationalität seit unvordenklicher Zeit eng verbunden sind, ohne Zweifel zuerst zu den nächsten Verwandten, den Lateinern, gehn, dann die doch vielleicht nicht unausfüllbare Lücke des Phrygischen bedauern müssen, und sich nun nothgedrungen weiter an die Indische, Persische, Semitische, Koptische Sprache wenden, und ohne Zweifel die entbehrte Sprachwurzel zurückbringen, wenn ein Sprachschatz so reich und ausgedehnt ist. Aber Herr Siedler deutet ohne eine Mittelstufe zuzugeben, gleich aus dem Semitischen, und zwar Alles, was eben vorkommt, ob er gleich auch die Zulässigkeit der Erklärung aus den andern Sprachen zuzugeben scheint: er deutet selten aus organischer Entwicklung einer Sprachwurzel, sondern durch Zusammenleimen mehrerer Worte: welche Weise wohl die etymologischen Forscher zu verwerfen einig sind. So Triptolemos S. 115 Demophon S. 121 aus drey verschiedenen Worten, so z. B. Urania Ur:ania S. 59 erwachende Klage, was man, wenn es darin läge, eben so gut aus ὄρω und ἀνία machen könnte. So kämen denn also die Griechen um das schönste Recht einer eigenthümlichen Sprache, daß der gewohnte Laut das Gemüth anspricht und durch sich schon ein Gefühl zu erwecken im Stande ist: todte Schälle wären fast alle Cultusworte gewesen, die die Priester zu träg oder unwissend waren, ins Griechische zu übersetzen — wenn man nicht etwa in den Eleusinischen Mysterien Hebräisch lernte. Aber sehr genau müßten sie sie doch aufbewahrt haben, da Herrn Siedler selbst die Endungen aus dem Hebräischen wunderbar herbeyschafft, (z. B. Tripit-tholemos die Furchen aufreißende Kraft, Bama-aphon die Erdgewächskraft) da man doch z. B. den Namen Jerusalem u. dgl. kaum in der Griechischen Umbildung erkennt. Auch Worte aus falschen Lesarten lassen sich so aus Hebräischen Wurzeln leicht zusammensetzen, wie Emaneros bey Paus. 9, 39

(für Maneros), wo der erste Buchstabe nur, durch falsche Wiederholung aus dem vorigen Worte herzu- gekommen ist.

Ref. geht gleich zu der damit zusammenhängen- den Paronomasie über, nach der z. B. die Schlange deswegen Sinnbild der Weisagung seyn soll, weil im Hebräischen נָחִיָּשׁ Schlange, נֶאֱמָרֵשׁ Weis- agung heiße. Die alte Symbolik hat ohne Zweifel eine ähnliche Entstehung wie ein großer Theil der Sprache; sie verfolgt Analogieen zwischen Naturge- genständen und Ideen, und wer sich in die lebhafte An- schauungsweise kindlicher aber von Natur sinnreicher Völker zu versetzen weiß, wird manche dieser Bezie- hungen nach und nach mit inniger Freude auffinden. So waren die Griechen. Aber welch ein bornirtes und von aller Naturanschauung entblößtes, rohes und überverständiges Volk zugleich müßte es gewe- sen seyn, welches nach zufälliger Lautähnlichkeit (so meint doch Hr. Sicler) den Naturgegenständen w i l l- k ü h r l i c h e Bedeutung aufgedrückt. Die Griechische Symbolik ist gewiß davon frey; daß die Aegypti- sche Hieroglyphik auch nicht davon ausgegangen seyn, versprach ein neulich in diesen Blättern angezeigter Aufsatz von Spohn zu zeigen.

Daß die Symbolik des ehrwürdigen Kreuzer nicht von denselben Grundsätzen ausgeht, wird jedem ein- leuchten, der das wichtige Hauptwerk studirt. Wie auffallend nun, daß der Verf. auf seinem Wege Er- gebnisse gefunden hat; die jenen "keineswegs entge- genstehn, die vielmehr dieß größtentheils unterstützen, im Einzelnen wie im Ganzen."

Der Text des Hymnus ist der Wolfische; die Ue- bersezung soll dem Leser nach S. 146 das Eigen- thümliche der Ansichten des Verf. schneller darstellen, und darum dürfen wir das Unhomerische, wie die Befruchtungsgespielen der Kora v. 23 nicht tadeln. Aber wünschen dürfen wir, daß sie dem Zweck ge- mäß, in Prosa abgefaßt wäre, da die Verse als

solche nach dem jetzigen Standpuncte der Uebersetzungskunst kaum genügen können, unrythmische Verse, bey deren Scansion man vollkommen zweifelhaft bleibt, wie B. 2, fünfffüßige Hexameter; we B. 50. Dactylen, wie vielgenannt (B. 32) wolle jedoch (B. 44) fallen gleich in bedeutender Anzahl in die Augen. — Eben so wenig ist der Druck des Griechischen besonders in den Anmerkungen correct genug, und S. 106 hätte nicht von einem Könige Karos im Nominativ (statt Kar, der Karer) geredet werden sollen.

Den Erläuterungen sind Ansichten über Zweck und Gehalt des Homerischen Hymnus vorausgeschickt. Der Hymnus solle folgenden physicalischen Satz anschaulich machen "zwey Kräfte wären bey dem Wachsthum der Pflanze thätig, eine der Erde eizne Lichtkräft als Mutterkraft (Demeter) und eine von ihr ausgehende Saamenkraft (Persephone)". Wohl nur scherzhaft werden zur Bestätigung Stellen aus Hermbstädt's Grundsätzen der Kameralchemie angeführt, daß keine Pflanze ohne Licht gedeiht, was jeder weiß. Aber wir wünschten, daß Hr. Sackler irgend aus einem alten Nythus den Gedanken eines der Erde inwohnenden Lichts nachgewiesen hätte, der uns der einfachen Naturanschauung widerstreitend scheint.

Aus den Erläuterungen zeichnet Ref. besonders die Bemerkungen über die alten Hymnensänger Olen, Linos, Amphos, Orpheus aus, obgleich der Zusammenhang derselben mit bestimmten Culten unerörtert geblieben. So ist Olen ein Collectivname für alte Hymnenpoesie bey den Tempeln des Apollo zu Delph, Deles, und Patara in Lykien (einer kretischen Colonie); und er heißt mit gleichem Recht Lykier und Hyberboreer. Hr. Sackler aber nimmt an, daß er Lykisch, also kein Griechisch gesungen, folglich die Griechen damahls noch nicht Griechisch redeten, sondern halb und halb semitisch. (Dies

folgt wenigstens nöthwendig aus den Worten des Verf. S. 55.). — Auffallend ist es, daß Olen nach Paus. V, 7, 4 die (Demeter) Achaea und ihre Ankwast in Delos besungen haben soll, da sonst der Delische Dienst gar nichts mit der Demeter zu schaffen hat, und es läßt sich sehr wahrscheinlich machen daß man für Achaea Aphaea (Artemis) corrigiren muß. Paus. VI, 20, 8 hat der Verf. ganz mißverstanden. Aber überhaupt vermißt hier: Kief. die genaue Auffassung der bestimmten Individualität jener Hymnoden, da doch dem Griechen ein Hymnus von Pamphos, Olen, Orpheus gewiß wohlunterschiedene Arten der gottesdienstlichen Poesie waren; so daß es weit mehr darauf ankommt, den Charakter eines jeden aufzufassen und zu bestimmen, als, wie der Verf. thut, immer nur eins und dasselbe in allen zu finden. — Indessen finden sich in diesen Erläuterungen gar manche interessante und zum Nachdenken anregende Bemerkungen, wie über Hyacinth, Megaron, Damia, und viele Etymologieen sind wohl auch so sicher, als die Verwandtschaft der beiden Sprachen: auch wollen wir dem Verf. nicht zum Vorwurf machen, daß er den Griechischen Mythos nur aus den schon bekannten und gebrauchten Stellen schöpft, obgleich freylich vom Mythologen gefordert werden muß, zuerst alle hellenischen Quellen mit voller Umsicht zu gebrauchen. Nur der letzte Satz, wo der Verf. aus Paus. II, 37 herausnimmt "daß die Mysterienworte der Lernaeen in Argolis für leicht verständlich für die Griechen aus dem Grunde erklärt werden, weil sie keine alten Worte waren, und durch welchen Herr Siedler ganz besonders, das Daseyn einer später unverständlichen Ursprache in Hellas documentirt glaubt, macht noch eine rügende Bemerkung nöthig. Denn als Kief. das angezogene Kapitel nachschlug, konnte er lange die Stelle nicht finden, bis er errieth, daß die Worte: τὰ μὲν οὖν λεγόμενα ἐπὶ τοῖς δραμένοις δῆλὰ ἐστὶν οὐκ

δυνα ἀρχαία, vom Verf. grammatisch mißverstanden worden sind.
K. D. M.

P r a g.

Bei Friedrich Tempsky: Firma Calve: Lehrbuch der pferdeärztlichen Geburtshülfe und Heilung der gewöhnlichsten Krankheiten der Mutterstuten und Fohlen, für Gestütsmeister, Pferdeärzte, Cur- und Fahnen Schmiede, Landwirth und jeden Pferdeeigenthümer. Von Seyffert von Tennecker, Königl. Sächs. Major der Cavallerie u. s. w. 294 Seiten in 8.

Ob zwar in einigen thierärztlichen und Gestütschriften manches in das Gebiet der Geburtshülfe bey Pferden einschlagende mitgetheilt worden, das aber nur kurz und dürftig ist, so gebrach es doch bisher, die Jörg'sche Arbeit abgerechnet, an einem Werk, welches eine wissenschaftliche Bearbeitung dieses Gegenstandes lieferte, und in so fern wäre durch vorliegende Schrift diesem Mangel nicht allein abgeholfen, sondern H. v. L. verdient auch für die diesem wichtigen Gegenstand gewidmete Bemühung den aufrichtigen Dank aller Thierärzte. Das Ganze zerfällt in vier Abtheilungen, wovon die erste den anatomischen, physiologischen und diätetischen, die zweyte den chirurgischen, die dritte den pathologisch-therapeutischen Theil der pferdeärztlichen Geburtshülfe lehret, und die vierte von der Erkenntniß und Heilung der gewöhnlichsten Krankheiten der Mutterstuten und Fohlen handelt.

Die Tragzeit gibt der Verf. zu 11 bis 11½ Monate an, in seltenen Fällen daure sie auch wohl 12 Monate. Ein Hengstfohlen werde jedesmahl länger als ein Stutenfohlen getragen. S. 45 wird aus dem Werk des General von Esconics über die Grundsätze der Pferdezucht ein Beyspiel von Ueberfruchtung erzählt, wo nämlich ein Mutterpferd den 15. April zum erstenmahl und den 12. May desselben

Jahrs zum zweytenmahl, beidemahl ein Hengstfohlen gebar, die aber auch beide denselben Tag als sie zur Welt kamen, wieder starben. Der Beschreibung der Entwicklung und des Wachsthums des jungen Thiers hätte Rec. mehr Vollständigkeit gewünscht, dagegen sind die Kennzeichen bis zur Hälfte vorgerückten Tragezeit sehr gut beschrieben. Die geburts-hülfflichen Operationen theilt der Verf. 1. in vorbereitende, 2. in eigentliche Geburts- und 3. in Nachgeburts-Operationen. Unter den ersteren wird die Erweiterung des Muttermundes verstanden, welche immer ein gewagtes Unternehmen sey. Die Geburts-Operationen bestehen entweder im Herausziehen des Jungen durch die Hände, oder durch die Geburtszange, wozu die Jörg'sche oder Hausmann'sche empfohlen wird, oder durch den Geburtsbaken oder mittelst einer Schnur oder eines Gurtes. Wo es an Menschenkräften gebricht, rath der Verf. das Auswinden des Jungen durch ein Wagenrad an, welches fogar der Zange und dem Haken vorzuziehen sey. Rec. hat diese Methode schon öfters angewendet gesehen, aber meistens mit einem Erfolge, der keinesweges zur Nachahmung reizt, indem Verlesungen vorfielen, die entweder dem Mutterthier das Leben kosteten, oder dasselbe zur fernern Zucht untüchtig machten. — Der pathologisch-therapeutische Theil enthält nun die verschiedenen Fälle der normwidrigen Geburten und die dabey zu leistende Hülfe, wovon manches wohl schicklicher gleich in der vorletzten Abtheilung hätte können vorgetragen, und dadurch eine öftere Wiederholung erspart werden, wenn man überhaupt das Zusammenfassen der chirurgisch-therapeutischen Behandlung nicht zweckmäßiger finden sollte. Die hier abgehandelten Krankheiten der Mutterstuten sind: Blutfluß aus der Gebärmutter, Umstülpung derselben, Vorfall der Gebärmutter und Mutterscheide, Entzündung derselben, Krankheiten des Euters und der Zitzen, Milchfieber,

Milchversehungen und Mangel an Milch. Der Fohlenkrankheiten kommen folgende vor: Verletzungen der Fohlen während der Geburt, allgemeine Schwäche derselben, Durchfall, Verstopfung, Läuse, schiefe Hüfte, Hufseuche, Maule, Nabelbruch, Räude, Lauffucht, Verletzungen durch Schläge, Quetschungen, Ausdehnungen, Druse, Augenkrankheiten, Insectenstiche, Würmer. Den Beschluß macht ein Anhang, welcher Sammlungen von Erfahrungen abnormer Geburten bey Pferden enthält.

L e i p z i g.

Von Immanuel Müller: Die sicherste und zuverlässigste Methode, stallböse und widerspenstige Pferde in der möglichst kürzesten Zeit, mit Sicherheit und Gefahrflosigkeit an den Hufbeschlag und an den Zug zu gewöhnen. Von C. von Tennecker, Königl. Sächs. Major der Cavallerie, Lehrer an der Königl. Thierarzneyschule in Dresden u. s. w. 1820. 70 S. 8.

In mehr als einer öffentlichen Schrift ist eines gewissen Schumachers erwähnt worden, der das südliche Deutschland bereisete und sich mit Pferdebindigen abgab. Seit dieser Zeit, wie es scheint, haben sich mehrere aber auf eine wissenschaftlichere Weise mit der Bearbeitung dieses Gegenstandes abgegeben, namentlich Hr. Prof. Regel an der hippiatrischen Schule zu Kestelhy in Ungarn, welcher 1819 ein Werk über den Umgang mit Pferden u. s. w. herausgab, und auf den von ihm erfundenen sogenannten Correctionszaum seine Lehren stützte. H. v. L. legt diesen Zaum, der bey gehöriger Anwendung bey keiner Art von widerspenstigen Pferden seine Wirkung verfehlen soll, seiner Methode ebenfalls zum Grunde; da indessen in des letztern Schrift nichts neues vorkommt, und die darin enthaltenen Grundsätze mit dem Regelschen Werk in der Hauptsache übereinstimmen, so glaubt Rec. den Besitzern des letztern die Versicherung geben zu müssen, daß sie die hier angezeigte Schrift völlig entbehren können.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
 unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 3. May 1821.

London.

1. Bey Cadell, Davies und Arch: **Observations on Penal Jurisprudence, and the Reformation of Criminals.** With an Appendix; containing the latest Reports of the State-Prisons or Penitentiaries of Philadelphia, New-York, and Massachusetts; and other Documents. By William Roscoe, Esq. 1819. IV und 179 Seiten Text, und 144 Seiten Anhang, in gr. Octav.

2. Bey Arch, Butterworth und Hatchard: **An Inquiry, whether Crime and Misery are produced or prevented, by our present System of Prison Discipline.** Illustrated by descriptions of the Borough Compter, Tothill fields Prison, the jail at St. Albans, the jail at Guildford, the jail at Bristol; the jails at Bury et Ilchester, the Maison de Force at Ghent, the Philadelphia Prison, the Penitentiary at Milbank, and the Proceedings of the Ladies Committee at Newgate. By Thomas Fowell Buxton, Esq. M. P. Sixth Edition. 1818. VIII und 184 Seiten in klein Octav.

£ (3)

Beide Werke, die sich gegenseitig ergänzen, obgleich das erstere sich mehr auf das Allgemeine, das letztere mehr auf Dertlichkeiten bezieht, haben einen und denselben Zweck; nämlich, wie es der Engländer treffliche Sitte ist, ohne abstracte Theorien auszuküßeln, durch Bezugnahme auf notorische und erwiesene Thatsachen, darzuthun, daß die bis jetzt aufgestellten und in Vollziehung gesetzten Maximen der bestehenden Strafgesetzgebungen, keinesweges dazu geeignet sind, um den Staat vor Verbrechen zu sichern, daß sie vielmehr das gerade Gegentheil bewirken, und der Vermehrung der Verbrechen und Verbrecher mehr förderlich als hinderlich sind. Beide Werke sind von einem Geiste der Menschlichkeit und Humanität befeelt, der jeden Leser auf das freundlichste ansprechen muß; beide enthalten Andeutungen und Verbesserungsvorschläge, die von dem höchsten Interesse sind; möge nur der in ihnen ausgestreute Saamen weder in die Dornen noch auf den steinigten Acker fallen, und mögen sie von allen denjenigen beherzigt werden, denen es die Vorsehung gestattet hat, an der Verwirklichung dieser Vorschläge einen thätigen Antheil nehmen zu können! Die ältere Strafgesetzgebung in den meisten Europäischen Staaren, ist auf ein mißverstandenes Princip, daß die Strafe, Rache oder wenigstens Vergeltung in Bezug auf den Staat sey, gebauet; eine religiöse, wiewohl gemißbrauchte Idee durchdrang sie; und so ward zugleich auf die Besserung des Verbrechers, und eine Veröhnung desselben mit dem Staate gesehen; die neuere dagegen hat sich mit wenigen Ausnahmen ganz und gar von jener Idee losgeriffen, betrachtet die Erhaltung der Rechtssicherheit im Staate als ihre einzige Aufgabe, und hält die Abschreckung durch harte Strafandrohungen, für das einzige Mittel, jene Sicherheit zu behaupten, und Verbrechen zu verhüten. Gegen diese Abschreckungstheorie, welche bis auf den heutigen Tag so sehr gepriesen worden ist, tritt

Moscoe auf, und zeigt auf das unwidersprechlichste, daß, der Erfahrung und den hergebrachten Thatfachen nach, diese Theorie keinesweges dem Zwecke entspreche, welchen man von derselben gehabt hat; ja daß sie vielmehr das gerade Gegentheil hervorbringe, und Verbrechen sowohl als Verbrecher bis ins Unendliche vermehre. Mit Recht bezieht er sich im allgemeinen auf das Dilemma, daß, wenn diese Theorie consequent zur Anwendung gebracht werden sollte, die Härte der Strafen, falls man einsehe, daß sie zur Abschreckung nicht hinreichen würden, stets und bis dahin gesteigert werden müsse, bis auch das letzte Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft sein Leben auf dem Schaffot verhaucht habe; und daß dagegen, wenn man sie inconsequent in Ausübung bringen, und von der Zufügung der ange drohten harten, und alles Menschengefühl empörenden Strafen, abstrahiren wolle, die Gewißheit, daß die ange drohte Strafe nicht vollzogen werde, zur Begehung der bedrohten Verbrechen auffordern müsse. Aber er beweiset auch diesen Satz durch die aus officiellen Berichten, die er seinem Werke angehängt hat, ausgehobenen Thatfachen, bis zur vollständigsten Evidenz; und macht endlich noch darauf aufmerksam, daß jene Abschreckungstheorie nicht allein den Geboten des Christenthums, die doch jeder christliche Staat befolgen müsse, Hohn spreche, sondern auch nothwendig den Nationalcharacter, statt ihn zu verbessern, immer mehr verderben und schlechter machen müsse. Aus allen diesen Rücksichten behauptet der Verf., zeige sich die Unzweckmäßigkeit, ja Zweckwidrigkeit des bestehenden Straffsystems; vielmehr müsse ein demselben gerade entgegengesetztes System befolgt werden, um jene Zwecke zu erreichen, welche die Strafe vernünftiger und christlicher Weise nach haben könne. Diesen Zweck selbst, setzt der Verf., in Verhütung der Verbrechen, und als einziges Mittel zur Erreichung desselben, schlägt er solche

Strafen vor, die, indem sie den Verbrecher sittlicher und bürgerlicher Weise bessern, zugleich ihn mit sich selbst und dem Staate versöhnen, und die Garantie liefern, daß er der bürgerlichen Gesellschaft als ein würdiges Mitglied zurückgegeben werde. Als eine solche Strafe kömmt nun vorzüglich die Einsperrung des Verbrechers, in Besserungsanstalten solchergestalt, wie dieselben unter dem Namen der Pönitentiarien in America errichtet worden sind, in Betracht; und so geht der Verf. auf diese über. Nachdem er den Ursprung derselben in America erzählt, und ferner dargethan hat, daß auch auf dem Continente und in England deren Errichtung im Einzelnen versucht worden sey, zeigt er, und erweist er ferner, daß eine zweckmäßige Organisation und Verwaltung derselben, die erspriesslichsten Folgen für den Staat, worin sich dieselben befunden haben, hervorgebracht habe, indem nicht allein eine große Anzahl von Verbrechern durch sie gebessert, und der bürgerlichen Gesellschaft als arbeitsame und würdige Mitglieder zurückgegeben worden, sondern auch die Masse der Verbrechen auf eine auffallende Weise vermindert worden sey; so daß also das Pönitentiar- oder Buß- und Besserungssystem dasjenige sey, von welchem lediglich sich der Staat diejenigen Vortheile zu versprechen habe, die er bis hierher durch das bloße Abschreckungssystem nicht erhalten könne, und nicht erhalten habe. Da sich jedoch Mißgriffe in der Einrichtung und Verwaltung der Pönitentiarhäuser, jedesmahl so bitter gerächt haben, wie solches der Verf. bey der Aufzählung der einzelnen Americanischen und Englischen Institute dieser Art nicht verschweigt, so beschließt er sein Werk mit durchdachten Bemerkungen über die wesentlich erforderlichen Grundsätze, welche nöthwendig bey denselben befolgt werden müssen, um den beabsichtigten Zweck auch wirklich erreichen zu können. Als solche macht er bemerklich; Sorsalf bey Aufnahme der Verbrecher, indem weder solche

die auf Lebenszeit, oder auf lange Jahre verurtheilt worden sind, noch solche, die schon einmahl aus der Anstalt als gebessert entlassen, wegen neuer Unbilden wieder aufzunehmen seyen; die Anlage eines Gebäudes, welches mit Werkstätten verschiedener Art, und besondern Schlafzimmern für jeden einzelnen Verbrecher hinlänglich versehen sey, damit bey Tage ein gemeinschaftliches Arbeiten, bey Nacht eine Verbindung jeder möglichen Communication der Verbrecher unter einander, bewirkt werden könne; die Beförderung eines regelmäßigen stets beaufsichtigten Arbeitssystems; die Unterweisung der Verbrecher in der Religion und Sittlichkeit, und in der Arbeit selbst, wo möglich durch die wechselseitige Unterrichtsmaxime, wenigstens in letzterer Hinsicht, damit sie in dem Stand gesetzt werden, sich solche Kenntnisse zu erwerben, die ihnen, nach ihrer Entlassung zur Erwerbung ihres redlichen Lebensunterhalts, heilsam und nützlich seyn können; Anhaltung zur regelmäßigen Arbeit, nicht durch Zwang, sondern durch Aufmunterung; Beförderung dieser Aufmunterung durch begnadigungsweise Entlassung, wegen guten Betragens, vor Ablauf der Strafdauer; und durch Zusprechung des Ertrags der Arbeit zum Eigenthume, jedoch nach Abzug der Unterhaltungskosten und des Schadensersatzes für den durch das Verbrechen Beschädigten (der Ueberschuß des Betrags muß getheilt werden, einen Theil der Verbrecher wöchentlich als Taschengeld erhalten; der andere bis zu seiner Entlassung zurückgelegt, und als Capital für ihn aufgespart werden); endlich die Aufrechthaltung einer strengen Disciplin, nicht durch Schläge, sondern durch einsames Gefängniß, und Entziehung von Bequemlichkeiten. Die Hauptsache bleibt immer eine menschenfreundliche und thätige Oberaufsicht und Leitung der ganzen Anstalt, und diese will der Verf. weniger besoldeten Officianten, als vielmehr einem freywilligen Vereine patriotischer und edler Mitbürger übertragen;

eine Idee, welche allerdings vortrefflich ist, und sich durch den Nutzen, den dergleichen freiwillige Com- mitteen in andern gemeinnützigen Angelegenheiten hervorgebracht haben, ohne dadurch der Staatscasse eine neue Last aufzubürden, vollkommen bewährt. Was der Verf. zur Rechtfertigung seiner Vorschläge so richtig und treffend bemerkt hat, verdient in dem durch und durch practischen und auf Thatsachen ge- stützten Werke selbst nachgelesen zu werden, da Dies die Gränzen dieser Blätter nicht überschreiten darf. Die in dem Anhange mitgetheilten Belege, aus wel- chen diese Thatsachen ausgehoben sind, sind folgende: I. Report of the State Prison of Philadelphia, Jan. 1791. — II. Account of the Penal Laws of Pennsylvania; by Caleb Lowmès, 1793. — III. Statistical View of the Penal Code of Pennsylvania, 1817. — IV. View of the New-York State Prison. 1815. — V. De- scription of the Massachusetts State Prison. 1817. — VI. Report of the Commissioners of the State of Massachusetts, 1817. — VII. Or- donnance du Roy de France Sept. 1814. — VIII. Report of the Penitentiary at Milbank; 1818. — IX. Report of the Convict Establish- ment at the Holks; 1818. — X. Report of the House of Correction, at Preston, 1818. — XI. Report, respecting the Borough Gaol, at Liverpool. — XII. Postscript. Report of the Philadelphia State Prison. Dec. 1818.

Burtons Werkchen hat dagegen mehr ein locales Interesse: der Verf. gibt eine detaillirte Nachricht über die auf dem Titelblatte aufgeführten Gefäng- nisse und Besserungsanstalten, und sucht durch die ausgehobenen Contraste, die sich ganz vorzüglich wohlthätig aus dem Berichte über den Erfolg des Frauenvereins in Newgate bewahrheiten, zu bewei- sen, daß jene auf dem Titel aufgeworfene Frage da- hin zu beantworten sey: das gegenwärtig in England

befolgte Strassystem, verhindere die Verbrechen nicht, sondern bringe sie vielmehr hervor, und es sey kein anderes Heil, als in der Befolgung des Pönitentiar-systems, zu suchen. Wie groß das Aufsehen ist, welches dieses Buch in England gemacht hat, beweiset, daß in Jahresfrist bereits sechs Auflagen nothwendig geworden sind.

Sp.

Im Haag.

In der Belgischen Druckerey: *Esprit, Origine et Progrès des Institutions judiciaires des principaux Pays de l'Europe* Par J. D. Meyer, Chevalier de l'Ordre royal du Lion Belgique, de l'Institut royal des Pays-Bas, des Académies royales des Sciences de Bruxelles et de Goettingue, de celles du Gard à Nîmes, de Leide, de Groningue et d'Utrecht. Tome IV. Partie moderne — Pays-Bas, 1820. IV und 431 Seiten in gr. Octav.

Eine Anzeige der frühern Bände dieses classischen Werks, ist in diesen Blättern Jahrg. 1819. Nr. 135. Jahrg. 1820. Nr. 44 enthalten, so wie denn auch dort über den beabsichtigten Zweck des Verf. die nöthige Auskunft gegeben worden ist. Der vorliegende Band enthält eine historische Darstellung der Gerichtsverfassung, so wie sich selbige in den Ländern, aus denen gegenwärtig das Königreich der Niederlande zusammengesetzt ist, ausgebildet hat. Er ist mit derselben Gründlichkeit und Umsicht abgefaßt, wie die früheren, und zeichnet sich vorzüglich durch treffliches Quellenstudium, und mühsame Zusammenstellung der einzelnen Thatsachen aus den Quellen aus; die folgenden Bände werden die Partie moderne d'Allemagne, und die aus den sämtlichen Untersuchungen gewonnenen Resultate zur Verbesserung der Gerichtsverfassung und Rechtspflege im Allgemeinen enthalten.

Sp.

Nürnberg.

In der Steinischen Buchhandlung: Anatomie und Bildungsgeschichte des Gehirns im Fötus des Menschen, nebst einer vergleichenden Darstellung des Hirnbaues in den Thieren. Von D. Friedr. Lie demann (Professor der Anatomie in Heidelberg). 1816. 4. 172 S. nebst 7 Kupfertafeln.

Da es der Redaction dieser Blätter nicht gelungen ist, eine frühe umständliche Anzeige dieses Werks zu liefern, so soll es wenigstens in denselben nicht mit Stillschweigen übergangen, wenn gleich nur, da es schon so lange in den Händen aller Anatomen und Physiologen ist, von dem gegenwärtigen Referenten mehr genannt als beschrieben werden. Es zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste enthält die Untersuchungen über den Bau des Gehirns im Fötus während seiner verschiedenen Bildungsperioden. Von Monat zu Monat werden die Veränderungen nachgewiesen, und in sieben Kupfertafeln versinnlicht. Dieser Abschnitt liefert die reinen Beobachtungen. Der zweyte gibt die Resultate aus den Beobachtungen, nämlich Betrachtungen über die Gebilde des Gehirns, und Vergleichen desselben mit dem Gehirn der Thiere. Diese Schrift bringt den Anatomen in der Kenntniß der Bildungsgeschichte dieses so wichtigen Organs um einen bedeutenden Schritt weiter. Man erfährt, daß das Gehirn des Fötus nicht mit einmahl als ein vollendetes und zusammengefügtes Organ erscheine, wie wir es im erwachsenen Menschen finden; sondern daß es in der frühern Zeit sich erst ganz einfach darstelle, und nur allmählig der Vollendung nähere. Es ist demnach auf gleiche Weise, wie die übrigen Organe den Gesetzen einer allmählichen Entwicklung und Ausbildung unterworfen. Die einzelnen Momente dieses Bildungsprocesses hier aufzuführen, würde überflüssig seyn. Sie müssen in dem Werke selbst nachgelesen werden. H—l.